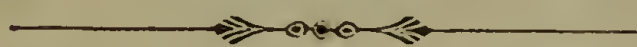
Geschichtslügen.

Eine Widerlegung landläufiger Entstellungen
auf dem Gebiete der Geschichte
mit besonderer Berücksichtigung der Kirchengeschichte.

Auf's Neue bearbeitet
von
drei Freunden der Wahrheit.

Achte vielfach verbesserte Auflage.



Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1889.
Münster i. W. — Osnabrück.

Vorwort zu den drei ersten Auflagen.

Wir waren bereits mit der Ausarbeitung des vorliegenden Buches beschäftigt, als das bedeutungsvolle Schreiben Leo's XIII. an die Cardinäle de Luca, Pitra und Hergenröther vom 15. August 1883 betreffend die Förderung der wahren Geschichtswissenschaft bekannt gegeben wurde. Dasselbe enthält eine Reihe von Ausführungen, welche in trefflichster Weise unsere Anschauungen und Intentionen ausdrücken und zur Charakteristik unseres Werkes auszüglich hier folgen mögen.

Der hl. Vater beginnt in seinem Schreiben mit der Erwägung, daß „diejenigen, welche die Kirche und das Papstthum zu verdächtigen und gehässig zu machen suchen, mit großer Kraft und Schlauheit die Geschichte der christlichen Zeit angreifen", und zwar „mit solcher Schlauheit und Perfidie, daß sie die Waffen, welche zur Entlarvung der Ungerechtigkeiten sehr geeignet wären, dazu benutzen, um Ungerechtigkeiten zu begehen".

„Dieser Angriffswaffe" — fährt der Papst fort — „bemächtigten sich vor drei Jahrhunderten die Magdeburger Centuriatoren. Diese nöthigten, da die Urheber und Begünstiger der neuen Meinungen die die katholische Kirche umgebenden Schutzwälle nicht hatten zerstören können, die Kirche durch ein neues strategisches

Kunststück zu geschichtlichen Discussionen. — Dem Beispiel der Centuriatoren folgten fast sämmtliche Schulen, welche von der alten Lehre sich abwendeten . . . Zu dem von Uns bezeichneten Zwecke wurden selbst die unbedeutendsten Spuren des Alterthums durchforscht, jeder Winkel in den Archiven durchstöbert, lächerliche Fabeln an's Tageslicht gezogen und hundertmal widerlegte Erfindungen immer von neuem wieder vorgebracht. Das, was gewissermaßen den Grundriß der Geschichte ausmacht, wurde oft verstümmelt oder geschickt in Schatten gestellt, mit Schweigen wurden ruhmreiche Thaten und dankenswerthe Verdienste übergangen, dahingegen die ganze Aufmerksamkeit erregt und stark übertrieben, sobald es sich um einen unbedachten oder unrichtigen Schritt handelt; und doch übersteigt es die Natur des Menschen, in dieser Beziehung alles und jedes zu vermeiden. Man hielt es sogar für erlaubt, zweifelhaften Geheimnissen des Privatlebens mit illoyaler Verschlagenheit nachzuspüren, wobei dann gerade das aufgegriffen und hervorgezogen wurde, was den skandalsüchtigen Massen zur Augenweide und zum Spotte dienen zu können schien. Aus der Reihe der Päpste wurden selbst diejenigen, welche an Tüchtigkeit hervorragten, oftmals als habsüchtig, stolz und herrschsüchtig hingestellt und getadelt; konnte man den Ruhm ihrer Thaten nicht verdunkeln, so wurden ihre Absichten getadelt, und tausendmal das thörichte Geschrei erhoben, die Kirche habe sich an dem Fortschritt der Wissenschaft und der Civilisation der Völker versündigt. . . .

Dieselben Winkelzüge werden auch jetzt in Anwendung gebracht, und sicherlich kann man heute mehr als je die

Behauptung aufstellen, die Kunst der Geschichtschreibung sei eine Verschwörung gegen die Wahrheit. Indem die alten Anschuldigungen immer wieder in Umlauf gesetzt werden, schleicht sich die freche Lüge ebenso in dickbändige Compilationen, wie in kleine Broschüren, ebenso in die flüchtigen Blätter der Tagespresse, wie in die verführerischen Darstellungen des Theaters ein. Nur allzu zahlreich sind eben diejenigen, welche das Andenken der Vergangenheit zur Handlangerin ihrer Schmähungen machen möchten. . . .

Das Schlimmste aber ist, daß diese Methode, die Geschichte zu behandeln, sogar in die Schulen Eingang gefunden hat, denn nur allzu oft gibt man den Kindern behufs des Unterrichtes Handbücher zum Gebrauch, die geradezu von solchen Lügen wimmeln. Kommt dann noch Leichtsinn und Böswilligkeit des Lehrers dazu, so werden die jungen Leser, mit solchen Geschichten vertraut, leicht von Widerwillen gegen das ehrwürdige Alterthum und von hochmüthiger Verachtung gegen die heiligsten Dinge und Personen ergriffen. Nach dem Elementarunterricht wird die Gefahr aber nicht selten noch größer, denn bei den höheren Studien geht man von der Erzählung der Thatsachen zur Ergründung der Thatsachen über und baut auf freventliche Vorurtheile Theorien, welche mit der göttlichen Offenbarung oft in schneidendem Widerspruch stehen und nichts anderes bezwecken, als all' den Segen der christlichen Institutionen im Laufe der Ereignisse und im Leben der Völker zu leugnen oder gar zu verbergen. So machen es die Meisten, ohne weiter zu beachten, welche Inconsequenzen und Absurditäten dabei

unterlaufen und welch' ein Dunkel sie dadurch über die Philosophie der Geschichte verbreiten. In Summa, ohne weiter auf die Einzelheiten einzugehen: der allgemeine Plan beim Geschichtsunterricht läuft darauf hinaus, die Kirche verdächtig, die Päpste verhaßt zu machen. . . .

Kaum glaublich ist, in wie hohem Grade es sich verderblich erweist, wenn die Geschichte zu einer Dienerin der Parteibestrebungen und verschiedenen menschlichen Leidenschaften wird. Dann ist sie nicht mehr eine Lehrerin des Lebens und ein Licht der Wahrheit, was sie nach den Altvordern mit Recht sein soll, sondern sie wird zur Complicin der Verbrechen und zur Courtisane der Corruption, und zwar vornehmlich für junge Leute, deren Seele von wahnwitzigen Ideen erfüllt und deren Sinn von Ehrbarkeit und Bescheidenheit abgelenkt wird. Die Geschichte ergreift nämlich das allen Reizen zuneigende und leicht erregbare Gemüth der Jugend: die Darstellungen des Alterthums und die Bilder der Männer, die gewissermaßen lebend durch die Erzählung vorgeführt worden, prägen sich, begierig von den jungen Leuten erfaßt, für's ganze Leben ihrem Gemüth ein. Wenn so einmal im zarten Alter das Gift eingeflößt worden, ist Abhilfe schwer oder kaum noch möglich, da die Hoffnung, daß bei reiferem Alter das Urtheil berichtigt werde, indem die ursprünglichen Eindrücke schwinden, kaum begründet ist, weil nur Wenige dem gründlichen und vernünftigen Studium der Geschichte sich widmen, und weil mit den fortschreitenden Jahren vielleicht mehr Gelegenheit sich darbietet, daß die Irrthümer sich befestigen, als daß sie gehoben werden.

Aus diesem Grunde ist es von hoher Wichtigkeit, daß dieser dringenden Gefahr vorgebeugt, und daß um jeden Preis verhindert werde, daß eine so edle Wissenschaft, wie die Geschichtschreibung, noch weiter Stoff zum Unheil für die Gesammtheit wie für den Einzelnen liefere."

Die trefflichen Ausführungen des Papstes, denen wir voll und ganz beipflichten, haben uns veranlaßt, mit verdoppeltem Eifer an die Arbeit zu gehen, um dem Wunsche des hl. Vaters folgend auch unseren Theils ein Wenig beizutragen, daß der von ihm bezeichneten „dringenden Gefahr" und dem großen „Unheil" weiterhin nach Möglichkeit vorgebeugt werde. Das päpstliche Schreiben rechtfertigt vollauf das Erscheinen eines Buches, wie das unserige es sein soll. Es legt dar, warum und wie sehr ein solches Buch für die Gegenwart nützlich, ja nothwendig ist, und deutet zugleich die Art und Weise an, auf welche der Zweck einer derartigen Schrift am besten erreicht werden kann.

Im Näheren wollen wir zunächst an markanten Einzelfällen darlegen, wie in der That die ganze „Geschichte der christlichen Zeit" von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart vom Vorurtheil, von böswilliger Entstellung und von der nackten Lüge angegriffen, wie „die Wissenschaft der Geschichtschreibung eine Verschwörung gegen die Wahrheit", eine „Dienerin der Parteibestrebungen und der menschlichen Leidenschaften" geworden ist, und wie die Geschichtslügen schon durch die Schule unter die Jugend und dann durch allerlei Mittel und Wege auch unter das große Publikum getragen werden, „um die Kirche verdächtig, das Papstthum verhaßt zu machen".

Schon die bloße Aufzählung solcher oft horrenden Geschichtslügen wäre, wenn auch nur in negativer Weise, eine wirksame Apologie der letzteren. Aber wir wollen auch zugleich in den einzelnen Fällen die historischen Unwahrheiten als solche nachweisen und zwar durch bestimmte und klare Zeugnisse, womöglich von anerkannt dazu befähigter und unparteiischer oder von sonst gegnerischer Seite, unter genauer Angabe ihres Fundortes.

Unser Buch soll somit eine chronologisch geordnete Sammlung und Widerlegung der für die Gegenwart gewichtigsten, gegen das Christenthum, die Kirche, deren Institutionen und Personen gerichteten, meist schon früher widerlegten Geschichtslügen liefern, die aber gleich den stets wiederkehrenden Köpfen der vom Herkules bezwungenen Hydra immer und immer wieder erscheinen in den Schulen, in den Parlamenten, in Volksversammlungen und im persönlichen Verkehr mit den Gegnern, in Lehrbüchern, Romanen, Conversationslexicis, Broschüren, Zeitschriften und Zeitungen, ja selbst auf dem Gebiete der edlen Kunst, in den Museen und auf den Theaterbühnen.

Das Buch sucht somit seine Leser in den weitesten Kreisen: in der studirenden Jugend, um dieselbe gegenüber falschen Anschauungen von Lehrern und Lehrbüchern richtig zu informiren; bei den Katholiken, um von ihnen lieb und theuer gehaltene Institutionen und Personen von falscher Anklage zu reinigen; unter den Politikern und Zeitungslesern jeder Richtung, um bei ihnen alte, durch eine tendenziöse Geschichtschreibung geschaffene Vorurtheile gegen Religion und Kirche durch Darstellung des wirklichen Sachverhaltes zu zerstören, kurz unter den

Gebildeten aller Stände, welche für geschichtliche Fragen Sinn und Verständniß und ein warmes Herz für die Wahrheit haben.

Allen diesen, denen es an Zeit und Fähigkeit zum speciellen Studium solcher Fragen gebricht, soll das Buch eine Art Nachschlagelexikon sein, in welchem sie sich gegebenen Falls schnell und leicht orientiren können. Dasselbe ist in der Anordnung des Materials und in der Methode der Behandlung desselben so ziemlich neu und ein erster Versuch, dem schon als solchem verschiedene Mängel anhaften werden. Man wird schon über die Auswahl der einzelnen Themata, über den Umfang und die Behandlungsweise derselben verschiedener Meinung sein können. Doch glauben wir im großen Ganzen das Richtige getroffen und die für unsere Zeit zumeist in's Gewicht fallenden landläufigsten „Geschichtslügen" ausgewählt und in eigenen Artikeln oder doch beiläufig, wie das Namen- und Sachregister zeigen mag, in einer für jeden Gebildeten verständlichen Weise behandelt zu haben. Für freundliche Winke indeß und gute Rathschläge werden wir herzlichst dankbar sein und solche für spätere Auflagen gern verwerthen.

So übergeben wir denn unser Buch der Oeffentlichkeit in dem lohnenden Bewußtsein, in der directen Intention des hl. Vaters, des obersten Hüters der Wahrheit, gehandelt, und mit dem herzlichsten Wunsche, damit zugleich der guten Sache einen bescheidenen Dienst geleistet zu haben.

* * *

Diese Sätze aus dem Vorwort zu der ersten und der gleich darauf erschienenen zweiten Auflage unseres Buches gelten auch für die vorliegende, in ein paar Monaten nöthig gewordene dritte Auflage. Dieselbe ist, so weit die Zeit es gestattete, verbessert und dahin verändert worden, daß einige Artikel der beiden ersten Auflagen gekürzt, einer („Das Breve Urban's VIII." u. s. w.) in Wegfall gekommen, beziehungsweise mit dem voraufgehenden Artikel verwebt und der so gewonnene Raum für einen neuen, vornehmlich auf unsere studirende Jugend berechneten Artikel verwandt worden ist, der unter der Generalüberschrift: „Geschichtslügen in Schiller's Dramen" dessen „Don Carlos", „Maria Stuart" und „Die Jungfrau von Orleans" auf ihren historischen Werth oder Unwerth prüft.

Die so freundliche Aufnahme, welche unser Buch bereits in den verschiedensten Kreisen gefunden hat und anscheinend noch weiter finden wird, macht es uns doppelt zur Pflicht, auf die stete Vervollkommnung desselben eifrigst Bedacht zu nehmen. Möge unser Buch mehr und mehr ein guter Begleiter und Wegweiser werden auf den durch Parteigeist und Lüge vielfach verschütteten labyrinthischen Pfaden der Geschichte!

Am Feste des Erzengels Raphael, den 24. Oct. 1884.

Vorwort zur vierten Auflage.

Die vorliegende Auflage ist eine mehrfach veränderte. Einige Artikel von minder erheblicher Wichtigkeit sind weggelassen, andere dafür eingefügt worden.

Für die vielen Beweise freundlicher Anerkennung, welche die „Geschichtslügen" bisher gefunden, sind wir von Herzen dankbar. Eine ganz besondere Freude und Ehre aber ist es für uns, daß der heil. Vater Leo XIII. sowohl schriftlich, wie mündlich in sehr anerkennender Weise über unser Buch sich geäußert und die Gnade gehabt hat, den drei Autoren den Apostolischen Segen zu ertheilen und auch die gegenwärtige vierte Auflage mit seinem Segen zu geleiten.

Am Tage des hl. Gregor VII., den 25. Mai 1885.

Vorwort zur sechsten Auflage.

Die vierte und fünfte Auflage waren binnen weniger als Jahresfrist vergriffen. Die vorliegende sechste hat in den meisten Artikeln die nachbessernde und ergänzende Hand der Verfasser erfahren; auch sind mehrere neue Artikel hinzugekommen.

Für das unserm Buche fortdauernd und in mannigfacher Weise bewiesene Interesse versichern wir wiederholt unsern aufrichtigsten Dank. Uebersetzungen in's Französische, Englische, Holländische, Polnische und Ungarische sind in Vorbereitung.

Am Feste Petri-Kettenfeier, den 1. August 1886.

Vorwort zur achten Auflage.

Auch die gegenwärtige achte Auflage hat vielfache Verbesserungen erfahren. Freundliche Wünsche und Winke behufs weiterer Vervollkommnung unseres Buches, welches immer mehr, auch in protestantischen Kreisen, sich Freunde erwirbt, werden durch Vermittelung des Herrn Verlegers von den Verfassern dankbar entgegengenommen.

Inzwischen sind die „Geschichtslügen" durch Herrn Alois Hlawinka in Kutscherau (Mähren) in zweckentsprechender freier Umarbeitung auch in's Böhmische übersetzt worden.

Am Feste des sel. Albertus Magnus, d. 15. Nov. 1888.

Für die Redaction: Dr. X.

Inhalt.

III. Das „Reformations“-Zeitalter.

IV. Die neuere Zeit.



I. Das christliche Alterthum.

Vorbemerkung.

Schon das Urchristenthum, die ersten Anfänge der katholischen Kirche, sind von jeher durch Mißverständniß, Vorurtheil und Haß Gegenstand falscher Beurtheilung, Entstellung und Verläumdung gewesen. Die ältesten historischen Zeugnisse für das Christenthum, der göttliche Stifter der Kirche selbst, ihre Apostel und Hauptvertreter in der Folgezeit, ihre Dogmen und Institutionen, ihr ganzes Sein und Wirken in den ersten Perioden ihres Daseins — alles ist von einer sogenannten Geschichtswissenschaft in einem oft sehr ungeschichtlichen Lichte dargestellt worden.

Es wäre unmöglich, alle diese tendenziösen historischen Hypothesen und angeblichen Thatsachen hier auch nur zu nennen. Ihre Zahl ist Legion. Indeß wird es für unsern Zweck genügen, wenn wir die hauptsächlichsten und die bekanntesten derselben so zusammenstellen und kurz beleuchten, wie sie im Laufe der Zeiten um die Hauptmomente und Hauptpersonen der ältesten Kirchengeschichte sich gebildet haben.

Den sogenannten positiven Beweis der Falschheit der einzelnen, hier mitgetheilten, Dogma und Mysterium tangirenden „Geschichtslügen" zu führen, gestattet weder der Raum

noch der Zweck dieses Buches. Das obliegt der exacten theologischen Wissenschaft. Unsere Aufgabe geht, von einzelnen sachlichen Bemerkungen abgesehen, vornehmlich dahin, die christenthums- und kirchenfeindliche „Wissenschaft“ in ihren horrenden, widerspruchsvollen, oft geradezu lächerlichen Scheinresultaten blosszustellen und zu zeigen, wie sie Systeme und Hypothesen gleich der Mode wechseln, wie sie einander bekämpfen, verdrängen und „aufzehren“, und wie am Ende nichts übrig bleibt als — die reine Negation.

Wird diese Aufgabe gelöst, so sind dadurch die nachfolgend aufgeführten „Geschichtslügen“ als solche genügend nachgewiesen. Der also gelieferte Beweis ist dann schlagend und drastisch, eine demonstratio ad oculos.

---

1. Angriffe auf die Geschichtsbücher des neuen Testaments.

Schon frühzeitig wurden die Geschichtsbücher des N. T., die ältesten historischen Documente des Christenthums, von den Gegnern angegriffen und vergewaltigt.

Wir erinnern nur an einen der ältesten Häretiker, an Marcion (im 2. Jahrh.), der die Evangelien und die Briefe der Apostel in unverantwortlichster Weise verstümmelte, verfälschte und zum Theil verwarf. Der protestantische Kirchenhistoriker Neander charakterisirt dieses Verfahren (Kirchengesch. II, S. 162) also: „Sein Streben, die Urkunden des reinen ursprünglichen Christenthums aufzufinden, führte ihn zu historisch-kritischen Untersuchungen. . . Aber er gibt uns auch hier ein warnendes Beispiel, wie solche Untersuchungen, sobald sie von vorgefaßten dogmatischen Meinungen, in denen das Denken befangen ist, beherrscht werden, zu unglücklichen Ergebnissen führen müssen, wie leicht im Gegensatze gegen eine unkritische Leichtgläubigkeit eine willkürliche Hyperkritik sich bildet, — wie leicht man, eine Art von dogmatischen Vorurtheilen bekämpfend, in eine andere Art derselben verfallen kann.“ Neander hat mit diesem sehr berechtigten Urtheil zugleich die negative, zerstörende Kritik der protestantischen Theologie der neuern Zeit treffen wollen. Nur Schade, daß es zu milde ausgefallen ist, da er, beiläufig bemerkt, in diesem Punkte sich selber nicht ganz rein wissen mochte. Nicht wir, sondern der protestantische Kirchenhistoriker J. H. Kurtz (Kirchengesch. II, 2. Theil, 8. Aufl. S. 65) ist es, der über den einflußreichen, in protestantischen Kreisen noch immer hochverehrten Neander folgendes Urtheil fällt: „Neander war so ganz und gar Pectoralist, daß auch selbst seine Kritik nur eine Gefühlskritik war, und diese zeigt sich nirgends haltungsloser und willkürlicher, als auf dem Boden der biblischen (neutestamentlichen) Geschichtsbücher, wo

er beständig zwischen Authentie und Nichtauthentie, zwischen Geschichte und Mythus hin= und herschwankte."

Aber schon Luther, der ja sonst in der Bibel das Eins und Alles sah, hat der späteren zerstörenden Kritik vorgearbeitet und sogar im Princip sie anerkannt, da er von verschiedenen Büchern der hl. Schrift sehr verächtlich redete und schrieb, der Apocalypse den Inspirationscharakter absprach und den Brief Jacobi als eine „ströherne Epistel" verwarf. Wenn nun gar Luther und Neander in dieser Weise an der hl. Schrift handelten, so braucht man sich nicht zu wundern, daß die seichten Aufklärer des vorigen Jahrhunderts in ganz maßloser Weise an den hl. Büchern sich vergingen.

So lehrte u. A. der Professor Joh. Sal. Semler in Halle (1725—1791), die neutestamentlichen Bücher seien nicht für die ganze Kirche, nicht für alle Zeiten, sondern nur für die Zeitgenossen der Apostel und zwar auch unter diesen nur für einzelne Gemeinden bestimmt; es stecke in ihnen viel Unverständliches, Unbrauchbares und Unnützes, und darum seien dieselben keineswegs unentbehrliche Quellen des Christenthums. Speciell seien in den Evangelien die Ideen vom Teufel, von der Besessenheit, vom Opfer durch und durch jüdisch, aber widerchristlich. Die Offenbarung Johannis stamme nicht von einem Apostel, sondern von dem Häretiker Cerinth.

Noch weiter ging Reimarus in seinen von Lessing (1777) herausgegebenen „Wolfenbütteler Fragmenten". Er behauptete, die Evangelien seien nicht das Erzeugniß einer frommen Begeisterung, sondern eines planmäßigen Betruges. Lessing selbst bekämpfte diese, damals Kopf und Herz Vieler bethörende Lehre, indem er daran erinnerte, wie sehr die Evangelisten auf jedes unbefangene Gemüth den Eindruck des Ursprünglichen und Natürlichen machen, so daß an einen Plan der Täuschung nicht zu denken ist; sie erzählen kunstlos, wie die Kinder, ohne einen andern

Zweck, als ihren Meister zu zeichnen, wie er war, und wenn wir von dieser rührend einfachen und naiven Schilderung nicht so ergriffen werden, wie wir sollten, so erklärt sich das daraus, daß wir von Jugend auf daran gewohnt sind und sie lasen, ehe wir fähig waren, ihren innern Werth, ihre wundervolle Hoheit zu begreifen.

Inzwischen war der Stein in's Rollen gerathen, und die protestantische Exegese überstürzte sich förmlich in Angriffen auf die Echtheit der neutestamentlichen Geschichtsbücher. Aber es war kein nach einheitlichem Plane geführter Kampf, sondern die Angreifer standen wieder unter sich im heftigen Streit. Der Nachfolgende verurtheilte und verhöhnte alle seine Vorgänger als Ignoranten und muthwillige Zerstörer. Im Jahre 1835 veröffentlichte der Tübinger David Friedrich Strauß sein „Leben Jesu", das die theologische und die gesammte protestantische Welt in gewaltige Aufregung versetzte. Der rückhaltlos und radical vorgehende Theologe proclamirte die „voraussetzungslose" Kritik für seine mythische Schrifterklärung. Indeß in Wirklichkeit war sie nichts weniger als „voraussetzungslos"; denn Grundvoraussetzung bei allen seinen kritischen Excursionen war das Axiom: „Wunder sind nicht möglich, darum auch nicht wirklich." Das Resultat dieser Kritik, sagt Hettinger (Die „Krisis des Christenthums" S. 20), verzehrte wie ein fressendes Feuer fast die ganze heilige Schrift: die Evangelien sind nach Strauß das nicht, wofür sie seit siebenzehnhundert Jahren gehalten wurden. Sie sind nicht Geschichte, weder natürliche noch übernatürliche; sie sind nur der Niederschlag von Mythe und Dichtung, die Darstellung der ‚absichtslos dichtenden Sage'.

Auf Strauß folgte F. Chr. Baur und seine Schule. Albert Schwegler, ein Hauptvertreter dieser nicht minder zerstörungssüchtigen Richtung hat verwunderlicher Weise in seiner Schrift: „Das nachapostolische Zeitalter" (Tübingen 1846 I, Bd. 19 ff.) ein sehr scharfes, vernichtendes Urtheil über die seiner Schule voraufgegangenen Bibel-

kritiker gefällt. Von Semler sagt er, derselbe habe in sehr oberflächlicher Weise und mit einseitig skeptischer, rein negativer Kritik auch nur rein negative Resultate zu Tage gefördert; de Wette habe in seiner Einleitung in's Neue Testament sämmtliche Bücher desselben — 8 Paulinische Briefe ausgenommen — als Schriften von zweifelhafter Echtheit bezeichnet, ohne das Eingerissene zu reconstruiren, ohne nur ein anderes positives historisches Ergebniß als Ersatz zu bringen; fernerhin habe auch Schleiermacher sich damit begnügt, „das Auffällige, Unzusammenstimmende, Wunderliche" bei St. Paulus „herauszustellen". Strauß sei gleichfalls beim rein Negativen stehen geblieben, er habe den geschichtlich überlieferten Stoff vorerst nur zerstört, ohne ihn zu einer positiven Reproduction der urchristlichen Gedankenprocesse zu verwenden, er habe Bausteine aus den Fugen gerissen, ohne sie wieder zusammen zu ordnen. Bruno Baur aber, welcher nämlich die Evangelien für ein Produkt ebenso rohen, wie geistlosen Betruges erklärte, sei bei seinen kritischen Operationen „mit bodenloser Leichtfertigkeit" zu Werke gegangen; bei Ludw. Feuerbach endlich, der statt des alten das Evangelium der Selbstanbetung aufstellte, fielen in Folge seines „bodenlosen Verfahrens" alle historischen Motive weg: „Die ganze Kritik schwebt in der Luft."

Schwegler, dessen Kritik über die Genannten uns jedes weiteren Wortes überhebt, preist dann im Gegensatze zu dieser nur „negativen Kritik", die „positive Kritik" seiner eigenen, der Tübinger Schule. Was für „positive Resultate" diese aber geschaffen, wird aus Folgendem ersichtlich.

Ferd. Chr. Baur, der Meister jener Schule, knüpfte, um seine eigene Stellung zu charakterisiren, selbst mehrmals an Strauß' Leben Jesu als das Epoche machende Werk an, dessen kritische (unerwiesene) Voraussetzung die ist, daß keines der vier Evangelien von einem Augenzeugen verfaßt, und daß die evangelische Geschichte durchweg unhistorisch und mythisch sei. Hier bei diesem rein negativen Resultate setzt die Arbeit der Tübinger Schule ein,

um zu positiven Ergebnissen zu gelangen. Baur begann mit der Kritik der Apostelbriefe. Er ging von der Anschauung aus, daß zwischen dem hl. Petrus im Verein mit den übrigen Aposteln auf der einen, und dem Völkerapostel Paulus auf der andern Seite in der Auffassung des Christenthums ein tiefgreifender Gegensatz bestand, indem jene dasselbe nicht ohne das Judenthum denken konnten, Paulus aber davon abstrahirend die Heiden ohne Weiteres zum Christenthum zuließ. Dieser Parteigegensatz zwischen Petrinismus und Paulinismus, zwischen Judenchristenthum und Heidenchristenthum, ist (nach Baur) nicht, wie man sonst angenommen, schon zu den Zeiten der Apostel beigelegt worden, sondern auch noch für das nachapostolische Zeitalter das treibende Motiv der Entwicklung und hat erst nach langen Kämpfen und einer Reihe von Modificationen beider Richtungen, als deren Documente die meisten Schriften des Kanons dastehen, sich ausgeglichen, eine Ausgleichung, als deren Produkt die katholische Kirche zu betrachten ist. Dieser Satz ist der Cardinalsatz, der Nerv der Tübinger Auffassung über die Geschichte des Urchristenthums und des neutestamentlichen Kanons geworden. Nur insoweit Tendenz und Inhalt der einzelnen Schriften mit diesem Satz übereinstimmen, mit andern Worten, nur dann, wenn sie der von Baur und seinen Anhängern willkürlich konstruirten Anschauung von dem andauernden Kampfe zwischen Petrinismus und Paulinismus nicht widerstreiten, kann von ihrer Echtheit, von ihrem apostolischen Ursprunge die Rede sein.

Die Resultate sind dann folgende: Die sogenannten Pastoralbriefe stammen nicht vom hl. Paulus, sondern sind wegen ihrer persönlichen Tendenz nachapostolischen Ursprungs und zwar um die Mitte des 2. Jahrhunderts in Rom geschrieben worden. Ein ähnlich verwerfendes Urtheil fällte Baur über andere apostolische Briefe. Die Apostelgeschichte, welche namentlich in der Erzählung von dem Apostelconcil für eine Aussöhnung zwischen Juden- und Heidenchristen Zeugniß gibt, kann nach Baur schon deshalb

unmöglich historisch echt sein, und so ward sie als eine durch und durch unhistorische Tendenz-Verherrlichung der Apostel verworfen. Sodann wandte sich diese Tübinger Tendenzkritik zu den Evangelien. Zuerst wurde das Johannes-Evangelium für unecht erklärt und hinsichtlich seiner Entstehung als Tendenzschrift in die Zeit der Ueberwindung des urchristlichen Gegensatzes von Petrinismus und Paulinismus (um 170) versetzt. Ebenso wurden die Evangelien von Lucas und Marcus wegen ihres angeblichen Tendenzcharakters verworfen. Aber auch das Matthäus-Evangelium, wenngleich nur wenig tendenziös, soll nach Baur unecht sein, da es doch zuviel offenbar Unhistorisches, Traditionelles, Mythisches enthalte. Es sei auf Grundlage des alten Hebräerevangeliums entstanden.

Von den sämmtlichen Schriften des neuen Testamentes bleiben nach Baur's Auffassung nur noch fünf als echt apostolische Schriften übrig: der Brief an die Galater, zwei an die Korinther und der Römerbrief als Produkt paulinischen Geistes, sowie die Apocalypse als die Arbeit des Johanneischen judenchristlichen Geistes. Alle übrigen, sagt der Protestant Uhlhorn in seiner kritischen Ueberschau über „die älteste Kirchengeschichte in der Darstellung der Tübinger Schule" (Jahrbücher für deutsche Theol., Jahrg. 1858 III. S. 300 f.), fallen der Tendenzkritik zum Opfer. Es ist immer dasselbe monotone wiederkehrende Verfahren, daß sie einen nach dem andern beseitigt. Auch viele andere protestantische Theologen haben gegen das Baur'sche Vorgehen, welches die Echtheit und Glaubwürdigkeit der Schriften des N. T. zum größten Theile läugnet und durch die Annahme einer tiefen Kluft zwischen den Aposteln die innere Einheit des apostolischen Christenthums zerstört, auf's Lebhafteste reagirt. So Ewald, Meyer in Göttingen, Lechler, Ritschl, Thiersch, Baumgarten, Wieseler, Hofmann und Ebrard. (Katholischerseits vergl. des jetzigen Cardinals Hergenröther Habilitationsschrift: De cath. eccl. primord. rec. protest. systemata, Ratisb. 1851; Funk in Wetzer

und Welte's Kirchenlexikon 2. Aufl. II. S. 66 ff.; J. Werner, Gesch. d. apolog. und polem. Literatur d. christlichen Theologie V. S. 411 f. u. a.)

Wir können uns eine eingehende Widerlegung der Baur'schen Resultate, die übrigens nach einer anderen Richtung hin noch weiter unten zur Sprache kommen werden, um so eher ersparen, als dieselben nicht bloß von den Gegnern gründlich zurückgewiesen, sondern auch von seinen Schülern wie Georgii, Planck, Köstlin und Alb. Ritschl nach der conservativen, dagegen von Schwegler, Zeller, Hilgenfeld und noch mehr von Volkmar und Holsten nach der radicalen Seite gründlich umgemodelt worden sind. Letzterer beispielsweise geht in seiner Schrift: „Die drei ursprünglichen noch ungeschriebenen Evangelien" (Karlsruhe und Leipzig 1883) weit über die Grundauffassung der Baur-Tübinger Schule von dem Gegensatz des Petrinismus und Paulinismus hinaus, indem er noch die judaistische Richtung als eine in Jerusalem zu vollem Siege gekommene Rückbildung des ursprünglich petrinischen Evangeliums darstellt und die Grundanschauungen dieser drei in stetem Kampfe miteinander gedachten Richtungen als die ursprünglichen Evangelien zu fixiren sucht. Indeß hat doch die Baur'sche Kritik bezüglich der neutestamentlichen Schriften unter den Protestanten großen Einfluß ausgeübt, und obschon die Tübinger Schule längst sich aufgelöst hat, so lebt doch ihr Geist auch noch in weiteren Kreisen fort.

Vor uns liegt eine vielgelesene Broschüre: „Das Leben Jesu und die Kirche der Zukunft. Von Dr. Heinrich Lang" (Berlin 1872), worin das Fett von der Baur'schen Suppe sorgsam abgeschöpft und in populärverständlicher Zubereitung dem großen Publikum dargeboten wird. Es heißt dort beispielsweise also: Die vier Evangelien sind „keine glaubwürdigen Geschichtsbücher", sondern „freie der Phantasie entsprungene Schöpfungen" (S. 39). „Kein Apostel und Augenzeuge hat ein Leben Jesu geschrieben. Alles ist aus dem alten Testamente herübergenommen" (37).

Die Apostelgeschichte erscheint dem Verfasser als eine „Wunderwelt der Phantasie,“ als das „Legendenbuch eines Späteren“ (S. 9 f.). Indeß geht er gelegentlich auch über Baur hinaus, so z. B., wenn er auch den apostolischen Ursprung der Apocalypse läugnet. Und diese radical ungläubige Broschüre bildet gar das erste Heft des ersten Jahrgangs der von Fr. v. Holtzendorff und W. Oncken herausgegebenen vielverbreiteten Flugschriften: „Deutsche Zeit- und Streitfragen“! Zum Ueberfluß hat denn auch W. L. Hertslet in seinem „Treppenwitz der Weltgeschichte“ (2. Aufl. Berlin 1882, S. 211 f.) unter Berufung auf diese „Flugschrift“ seine Kritik an dem neuen Testament geübt und die „höchst lesenswerthe kleine Broschüre“ seinem Lesepublikum empfohlen, indeß in der 3. vermehrten Auflage (1886) diese Belobigung gestrichen.

Man sieht daraus, daß auch Geschichtslügen dieser Art nicht bloß unter den Gelehrten, sondern auch in den weiten Kreisen des sogenannten gebildeten Publikums ihr Unwesen treiben, ein Umstand, der uns die Berechtigung gibt, auch diese Frage in unsere Sammlung aufzunehmen.

Es ist begreiflich, wenn gerade in den außerhalb der katholischen Kirche stehenden Kreisen allerlei Irrthümer über die neutestamentlichen Schriften aufstehen: ist doch deren Entstehung ihren näheren Umständen nach großentheils in eine der geschichtlichen Forschung nur relativ zugängliche Verborgenheit gehüllt, und haben wir doch für die Authenticität und den Ursprung dieser Schriften keine andern Aussagen und Zeugnisse, als jene der kirchlichen Tradition, so daß wir nur durch die Bürgschaft der Kirche für die heilige Wahrheit der in diesen Ueberlieferungen enthaltenen Aussagen zu einem sicheren Abschlusse gelangen können. (Vgl. Werner a. a. O. S. 422.) Gleichwohl ist die kirchliche Wissenschaft bis jetzt noch immer im Stande gewesen, die Angriffe der protestantischen und ungläubigen Kritik auf den Kanon mit siegreichen Gründen zurückzuweisen. Kirchhofer, selbst Protestant, hat in seiner „Quellen-

sammlung zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons bis auf Hieronymus" (Zürich 1844) sämmtliche Zeugnisse der altchristlichen Kirche für das Vorhandensein und den kirchlichen Gebrauch der einzelnen, vom Concil von Trient genannten neutestamentlichen Schriften gesammelt. Genaue Nachweise für die Authentie jener Schriften finden sich namentlich in Reithmayr's und Adalbert Maier's Einleitung, woselbst die kritischen Einwendungen der Gegner sorgfältig gesammelt und einsichtig widerlegt werden.

Im Uebrigen verweisen wir auf das treffende Urtheil, das der jüngere Windischmann schon vor vierzig Jahren (Erklärung des Briefes an d. Galater. Mainz 1843. Vorrede S. VII.) abgegeben hat: „Woran sich früher manche Gutgesinnte abmühten: die thörichten Einfälle dieser sogenannten Kritik zu widerlegen, — damit braucht heutzutage ein katholischer Exeget nicht viele Zeit zu verlieren, sondern er kann das Negative rein den Gegnern überlassen, wo Einer den Andern unabwendlich aufzehrt u. s. w." Das tritt schon in den vorstehenden Ausführungen zu Tage; in den folgenden wird es noch deutlicher hervortreten.

Dr. X.

---

2. Angriffe auf die Geschichte des Lebens und der Wunder Jesu.

Wer die Echtheit und Glaubwürdigkeit der Schriften des N. T., namentlich der Evangelien antastet, der muß auch das durch sie beglaubigte Leben und Wirken unseres göttlichen Erlösers angreifen.

So hat schon der alte Heide Celsus (im 2. Jahrh.) in seiner berüchtigten Schrift: „Wahres Wort", die Berichte der Evangelien als auf Christi und der Jünger Lügen beruhend verworfen und so im weiteren Verfolg die Persönlichkeit unseres Herrn im geraden Gegensatze zu dem geschildert, wie die hl. Schriften ihn uns darstellen.

Celsus erklärt in seinem Hasse den göttlichen Herrn für einen ganz gewöhnlichen Schwindler und Betrüger. Von einer armen Spinnerin geboren, lernte er in Aegypten Zauberei kennen, zog damit die niedrigsten Leute in seiner Heimath an sich, brachte allerlei Schwindellehren vor und starb, von seinen eigenen Anhängern schmählich verlassen und verrathen, eines verdienten schimpflichen Todes. Großes und Gutes hat „dieser Pestmensch", „dieser Prahler" nichts gethan. Seine angeblichen Wunder waren Windbeutelei und ganz gewöhnliche Zauberkünste. Seine Auferstehung ist nichts als eine Mythe, wie solche ja auch anderswo vorkommen. Und wenn ein halbverrücktes Weib und noch ein Anderer von der Betrügerbande den Auferstandenen gesehen haben will, so kann das nur als Folge von krankhafter Vision und Hallucination angesehen und erklärt werden. (Vgl. Keim, Celsus' Wahres Wort. — Uhlhorn, Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum. 3. Aufl. S. 272 ff.)

Die Lügen des Heiden Celsus über das Leben und die Wunder des göttlichen Herrn sind in späteren Zeiten von ungläubig gewordenen Christen vielfach wiederholt worden, wenn auch in scheinbar milderen Variationen.

Am ungenirtesten und frivolsten ist der seichte Rationalismus und die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts mit der Person und den Wundern Jesu umgesprungen. So hat beispielsweise die Caricatur derselben, der berüchtigte Doctor Bahrdt in Halle, den göttlichen Herrn zwar nicht wie Celsus direct zum Betrüger gestempelt, aber ihn doch als den lächerlichen Vertreter seiner eigenen höchst seichten Aufklärung hingestellt. Professor und Gastwirth zugleich hat Bahrdt auf dem Katheder und hinter dem Biertisch seinen Schülern von Christo dem „größten Naturalisten und Prediger des Naturalismus", dem ersten wirklichen „Freimaurer", vorgeschwindelt. In seiner Schrift „Bibel im Volkston" lieferte er einen sentimentalen, lächerlichen Roman über das Leben Jesu; er nennt ihn darin

den „Aufklärer der Menschheit, der alle positive Religion zu verdrängen, den Aberglauben zu vernichten und die Vernunft zur Führerin der Menschheit zu erheben strebte." Das höchste Maß der Lächerlichkeit erreicht Doctor Bahrdt's Erklärung der Wunder des Herrn. Nach ihm heilte Christus die Blinden und Besessenen durch Anwendung von Heilmitteln, die er von einer persischen Karawane bekommen hatte. Der Jüngling von Naim lag nur in tiefer Ohnmacht, Christus entnahm aus seiner Reisetasche die kleine Reiseapotheke und weckte den Todtgeglaubten durch Kampfer aus seiner Ohnmacht. Bei der Hochzeit zu Cana hat er den trunkenen Gästen durch mitgebrachten, ihnen unbekannten Obstwein den kleinen Schabernack einer wunderbaren Verwandlung des Wassers in Wein gespielt. Beim Wandeln über's Meer hatten die Jünger nur nicht gesehen, daß der Meister auf einem großen Stück Bauholz stand. Die Speisung der Fünftausend erklärt sich einfach dadurch, daß Christus vorher eine Menge Brodes in einer nahen Höhle hatte zusammentragen lassen. Die Wunder der Verklärung, Auferstehung und Himmelfahrt sind Prachtproben der geschicktesten Zauberkünstelei. So Doctor Bahrdt, „mit der eisernen Stirn," dessen Name zu seiner Zeit in Aller Munde war. Das gläubige Publikum von damals wie jetzt vergißt nur, daß derlei Erklärungen viel wunderbarer und darum eben schwerer zu glauben sind, als die Wunder selbst. (Ueber Bahrdt vgl. dessen Biographie von Gustav Frank in Raumer's histor. Taschenb. Jahrg. 1866. S. 205—370, sowie J. B. Weiß, Lehrbuch der Weltgesch. VII. 1. Hälfte S. 317—330.)

Die Weisheit eines Doktor Bahrdt und ähnlicher „Theologen" war aber nicht bloß für das gelehrte Publikum bestimmt, sondern wurde in Gesangbüchern und Kinderschriften auch dem gemeinen Volke zugänglich gemacht. Zu dieser Sorte von Gesangbüchern gehörte das hauptsächlich von Teller ausgearbeitete Berliner, sowie das Basedow'sche Gesangbuch, das den bescheidenen Titel trägt:

„Allgemeinchristliches Gesangbuch für alle Kirchen und Zeiten.“ Rosenmüller gab 1788 ein „christliches Lehrbuch für die Jugend“ heraus, worin er beispielsweise das Dogma von der heiligsten Dreifaltigkeit erst von unwissenden Bischöfen eingeführt werden läßt. Friedrich Feddersen, Domprediger in Braunschweig, schrieb ein „Leben Jesu für Kinder,“ worin mit keiner Silbe von der Gottheit Christi die Rede ist; Jesus war ihm vielmehr nur ein frommes Kind von großem Verstande und außerordentlichem Fleiße, das Gute zu lernen, ein Jüngling, der Gott fürchtete, der gottselige, wohlthätige und überall rechtschaffene gesunde Mann in seinem Wandel u. dgl. (Näheres bei Brück: Die rational. Bestr. im kath. Deutschl. Mainz 1865. S. 2 ff. — Triumph der Philosophie II. S. 1 ff. — Kritische Geschichte des Rationalismus in Deutschland von seinem Anfange bis auf unsere Zeit. Nach dem Französischen des Armand Saintes, herausg. von Ficker.)

Kräftiger und energischer, als die genannten spießbürgerlichen Versuche, erscheint denn doch die Kritik, mit welcher die im vorigen Artikel bereits genannten „Wolfenbütteler Fragmente“ an der Person und den Wundern des Herrn sich versuchen. Ihr Verfasser Reimarus will letztere mehr durch großartiges Betrügen und Betrogensein, als durch Bahrdt's einfache Manöver geschehen sein lassen. Der Herr selbst erscheint ihm als ein großer politischer Betrüger und Demagog, dessen Plan es gewesen, das Judenthum zu reformiren und statt der römischen Weltherrschaft ein irdisches Messiasreich zu etabliren. Doch sei der Plan gescheitert, und sein Urheber am Kreuze gestorben. Erst dann hätten die Jünger der irdischen Messiasidee ihres Führers eine geistige Bedeutung untergelegt und die Geschichte der Auferstehung einfach erfunden.

Demgegenüber seien hier die Worte angeführt, welche der protestantische Historiker B. G. Niebuhr gerade anläßlich der Wolfenbütteler Fragmente über die Realität der Person und Wunder Christi geäußert hat: „Der, dessen

irdisches Leben und Leiden geschildert wurde, hatte mir eine vollkommene reale Existenz und seine ganze Geschichte dieselbe Realität, wenn sie auch in keinem einzigen Punkte buchstäblich genau erzählt wäre. Daher auch das Grundfactum der Wunder, welches meiner Ueberzeugung nach zugegeben werden muß, wenn man nicht das Unsinnige oder vielmehr Unbegreifliche annehmen will, der Heiligste sei ein Betrüger, oder seine Jünger seien Betrüger oder Lügner gewesen, und Betrüger hätten eine heilige Religion gepredigt, in der Alles Entsagung ist und nirgends auf ein Priesterregiment hingearbeitet wird. Was ein Wunder im strengsten Sinne betrifft, so bedarf es nur einer unbefangenen und scharfblickenden Naturforschung, damit wir einsehen, daß die Erzählungen nichts weniger als widersinnig sind, und einer Vergleichung mit Legendenmärchen oder den angeblichen Wundern in anderen Religionen, um wahrzunehmen, welch' ein anderer Geist in ihnen lebt."

In ähnlichen, nur etwas vorsichtigeren Bahnen, als die excentrische „Wissenschaft" Bahrdt's und Reimarus', bewegt sich die ganze Theologie des Rationalismus und der Aufklärung im vorigen Jahrhundert. Einer Widerlegung ihrer ungeheuerlichen „Resultate" bezüglich des Lebens Jesu bedarf es nicht, weil sie schon längst veraltet und außer Mode sind. Es mag genügen, ein paar Sätze aus der scharfen Kritik anzuführen, mit welcher ein modern-protestantischer Theologe, der rationalistische Oberhofprediger Schwarz zu Gotha, in seiner Schrift „Zur Geschichte der deutschen Theologie" (Leipz. 1864. 3. Aufl. S. 5 ff.) über seine Väter zu Gericht sitzt: „Der gemeinsame Charakter dieser ganzen Theologie war der der Haltungslosigkeit und Zusammenhangslosigkeit. . . . Ueberall Unsicherheit und Halbheit, ein kleinliches Feilschen um ein bischen mehr Vernunft und Offenbarung, um diese oder jene Wunder; ein feiges Sich-abwenden von den alten Dogmen, ohne offene und scharfe Kritik. . . Welch' eine Welt elendester Gemeinheit mit glattester Spießbürgerlich-

keit breitet sich nun aus! Und welch' ein geschichtlicher Pragmatismus an Stelle der Wunder und Offenbarungsacte! Ein Pragmatismus der kleinen, persönlichen Motive, an denen die großen Entscheidungen der Weltgeschichte hängen, ein Hintergrund von gemeinen Künsten, von Staatsintriguen und Priesterbetrug, durch welche Religionen gestiftet und erhalten werden. . . In diesem Sinne ist nicht allein das Wort des Moses, auch die Geschichte Christi, der „Plan" seines Lebens durch die Betrugs-Hypothese beschmutzt. . . — Die Fragmente des Reimarus sprachen am stärksten und unverhohlensten die Stimmung jener Zeit gegenüber den völlig unverständlich und ungenießbar gewordenen Uebernatürlichkeiten der Schrift aus. . . . Das ist das Bild jener aufgelösten und charakterlosen Uebergangstheologie, welche die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts erfüllt und in der Mitte steht zwischen der alten orthodoxen und der modernen Theologie."

Aber welche Resultate hat denn diese moderne (protestantische) Theologie und Kirchenhistorie über den Stifter des Christenthums zu Tage gefördert? Es sind rein negative. Und damit haben sie von vornherein sich selbst ihr Urtheil gesprochen. Der moderne Protestantismus und Rationalismus hat es eben zu toll getrieben und „wie der Bull im Porzellankasten" reinweg Alles zerstört. Seine Kritik hat, um mit Hettinger (Die Krisis des Christenthums S. 58) zu reden, alle lebensvollen und markirten Züge aus ihrem Christusbilde verwischt und mit Phrasen übertüncht; es genügt, nur einen Augenblick näher zuzusehen, um unter dem Wortschwall den Mangel an Realität zu fühlen und unter christlich klingenden Redensarten auf Gedankenleere zu stoßen. Die rationalistische Kritik zerstört mit der Läugnung der Wunder Christi auch dessen wahres Bild. Selbst Holtzmann (Die synoptischen Evangelien, S. 503) macht das Eingeständniß: „Der Historiker, der es für erlaubt hält, die Wundererzählungen in Bausch und Bogen zu verwerfen, während er die unverwischbar gezeichneten

Züge des Angesichts Jesu als historische Realität anerkennt, ist im Falle, reife Früchte gepflückt und genossen zu haben von Sträuchern und Bäumen, deren Existenz er läugnet... Ohne Anerkennung täglich vorkommender wunderbarer Heilungen gibt es schlechterdings keine evangelische Geschichte; wer sie entfernt, trägt von der Tafel, zu der er einlädt, gleich von vornherein das tägliche Brod ab, und wird gar leicht nichts mehr übrig lassen, was irgendwie genügen könnte." Bemerkenswerth ist auch das Wort Schenkel's, da er noch gläubig war (vgl. Hettinger a. a. O. S. 63): „Wir bekennen es ganz offen, wenn Christus nicht Gottes Sohn gewesen ist, wenn er nur ein Mensch, ein auch noch so weiser, edler Mann gewesen ist, so haben wir nicht nur keine Veranlassung, ihn als unsern Heiland zu verehren, und unsere Kniee vor seinem Kreuze zu beugen, sondern sein sittlicher Charakter tritt vielmehr für diesen Fall in ein so zweideutiges Licht, daß wir uns eher von ihm abgestoßen, als zu ihm hingezogen fühlen müssen." Ed. von Hartmann, der Philosoph des Unbewußten, sagt klipp und klar: „Die liberalen Protestanten sind keine Christen mehr!" (Vgl. Die Selbstzersetzung des Christenth. S. 20, 61, 91.)

Als der eigentliche Begründer der modernen Theologie gilt Schleiermacher, nach protestantischem Urtheil der „Origenes des 19. Jahrhunderts", in dessen Kopf „fast alle auflösenden und bauenden Tendenzen der Folgezeit keimartig enthalten waren." Seine scharfe, zersetzende Verstandeskritik trug über seine Gefühlstheologie den Sieg davon: er verwarf den Kanon der hl. Schrift, sowie die evangelischen Berichte über Anfang und Ende des Lebens Jesu, über Geburt und Himmelfahrt, und sah in Jesus Christus den „urbildlichen Menschen, im welchem das Gottesbewußtsein in absoluter Kräftigkeit wohnte."

Die Schleiermacher'sche Schule spaltete sich in der Folgezeit in eine rechte und linke Seite. Jene, welche

den Stamm der jetzigen Vermittlungstheologie bildete, war vorsichtiger und „conservativer“ als der Meister geworden. Einer ihrer gegenwärtigen Hauptvertreter ist der Professor W. Beyschlag in Halle. Derselbe lehrt in seiner „Christologie des neuen Testaments“ (1866), daß Christus zwar nicht Gott und Mensch ist, sondern nur Mensch, aber der Idealmensch, nicht zwei Naturen, sondern nur eine, nämlich die menschlich-urbildliche, die aber als solche zugleich göttlich, weil sie die vollendete Um- und Uebersetzung des göttlichen Wesens in das menschliche ist. Und dieser Mann ist es, der gegenwärtig in Wort und Schrift am eifrigsten gegen den Katholicismus loszieht und die katholische Kirche des Abfalls vom ursprünglichen Christenthum bezichtigt!

Um in die Zeit Schleiermacher's zurückzukehren, so kämpfte damals von Heidelberg aus der berüchtigte Paulus wieder mehr mit den längst schartig gewordenen Waffen des verflossenen Vulgär-Rationalismus. Sein philologisch kritischer Commentar zum neuen Testamente wußte alle Wunderberichte der Evangelien als bloß mißverstandene Erzählungen völlig natürlicher Ereignisse zu deuten. Aehnlich huldigten Wegscheider, Bretschneider und v. Ammon dem nacktesten, Herz und Geist ausdörrenden Rationalismus bezüglich der Person und der Wunder unseres Herrn.

Nicht so Hase, der bekannte Verfasser der „Protestantischen Polemik gegen die katholische Kirche“. Sein feingebildeter, romantisch angehauchter Geist drängte ihn, doch nobler und gefühlvoller vom Stifter des Christenthums zu denken und zu schreiben. In seinem „Leben Jesu“ (1829) erscheint der Sohn Gottes als der ideale Mensch, sündenlos, aber nicht irrthumslos, der sogar einen doppelten Plan gehabt und die frühere Vorstellung von dem Reiche Gottes, als einem mit äußerer Macht geschmückten, erst gegen Ende seines Lebens mit einer rein geistigen Anschauung vertauschte. Doch ließ Hase das Wunder der Auferstehung noch unangetastet und sah im

Johannesevangelium das reinste und wahrste von allen. Aber während Andere durch Andere „abgeschlachtet" wurden, hat Hase diese Execution selber an sich vollzogen. Im Jahre 1876, gerade als 100 Semester vergangen waren, seitdem er zum ersten Male über das Leben Jesu gelesen, gab er in seiner Schrift: „Geschichte Jesu", einerseits den Gedanken an jenen Doppelplan Christi auf, läugnete aber andererseits die Auferstehung, welche er nur durch Scheintod oder durch Vision erklärlich fand, und verwarf das ehedem so hochgepriesene Johannesevangelium als unecht und mit mythischen Elementen verquickt. Es ist übrigens bemerkenswerth: als Hase damals in Extra-Kapiteln und in pikanter Weise über den „Cölibat Christi", die „Heiterkeit Christi", dessen „Inkonsequenz" sich erging, ja sogar von einer „schönen Schwachheit" des göttlichen Herrn zu reden sich nicht entblödete, erhob sich im gläubig protestantischen Lager ein großes Geschrei über Profanation des Heiligsten, und Hase ward mit mehr als dem großen Banne belegt. Seine „Protestantische Polemik gegen die katholische Kirche" aber hat das Alles vergessen gemacht und ihn höchlichst rehabilitirt! Indeß gibt es, beiläufig bemerkt, doch auch noch genug Kritiker, welche dieses „Glanzwerk der protestantischen Literatur" etwas nüchterner beurtheilen; so J. A. Dorner, wenn er in seiner „Geschichte der protestantischen Theologie" (S. 668 N. 1) also sagt: „Mehr neckend und reizend ist der Ton von Hase's Polemik, 1862, ausgefallen, welche, statt die Stärke des vollen, positiven reformatorischen Principes hervorzukehren, das auch eine ironische Seite an sich hat, sich zu viel in Nebendingen ergeht, welche nicht dem Katholicismus nach seinem Princip zur Last fallen".

Weit tiefgreifender, wenn auch nicht tiefer als die genannten Versuche, waren die Bestrebungen des ehemals den „Tübingern" nahestehenden Friedr. David Strauß, dessen „Leben Jesu" (1835) in den weitesten Kreisen außerordentlich viel Staub aufgewirbelt hat. Strauß führte

eine verblüffend offene Sprache, ähnlich wie der Hamburger Reimarus im vorigen Jahrhundert. Er wollte an die Stelle „der veralteten supranaturalen und natürlichen Betrachtungsweise der Geschichte Jesu eine neue setzen,“ nämlich die mythische. Der früher genannte Pastor Heinrich Lang hat das in seiner Broschüre (S. 46) einem größeren Publikum also erklärlich und mundgerecht zu machen gesucht: „Strauß hat die Wunder für Mythen erklärt, für Erzeugnisse des mehr oder weniger unbewußt waltenden und schaffenden Volksgemüthes, das aus seinem ahnungsvollen Grunde heraus und mit einem dichterischen Gestaltungstrieb, der sich in allen bahnbrechenden Zeiten zeigt, das Leben Jesu mit Bildern der Phantasie ausgeschmückt hat, die für die herrschenden Messiasvorstellungen den Grundstoff abgeben. Jetzt war doch wenigstens, was Poesie war, wieder als Poesie verstanden.“ Dagegen urtheilt der Oberhofprediger und Oberconsistorialrath Schwarz (a. a. O. S. 195) in folgender Weise über Strauß' „reine Kritik“: „Es zeigt sich auch hier wieder, wie die Aufdeckung der Verwirrung, die Zerstörung der Illusionen das vorzügliche Talent Strauß' ist, wie dagegen seine Kritik eine nur auflösende, das Resultat ein nur negatives bleibt. . . . Bei aller Reinlichkeit der äußern Anordnung des Stoffes und seiner Begrenzung, bei aller Sicherheit der Verstandsrechnung ist doch ein ungeheurer Mangel erkennbar und das Gefühl der Trostlosigkeit, der Leere, des nihilistischen Hintergrundes unabweisbar.

Wie hoffnungslos-blasirt diese Kritik ist, wie angefressen von dem ausdörrenden Geiste der Hegel'schen Philosophie, wie ohne alle Frische und Tapferkeit einer eigenen und positiven, persönlichen Ueberzeugung, ohne die Kraft lebendiger, durch alle Zerstörungen hindurchschauender Intuition, — das zeigt sich recht deutlich, wenn man Strauß mit seinem großen, aber unerreichten Vorbilde, Lessing, vergleicht.“ Wie Strauß die Evangelien, ihre Berichte über die Wunder als unhistorisch und mythisch

verwarf, so erklärte er auch den göttlichen Heiland für eine mythische Person. Er ließ, wie er selber sagt, den historischen Christus „vom Throne des Gottessohnes und des Erlösers, auf welchem wir ihn bisher verehrten, heruntersteigen, aber doch wenigstens auf der Bank des menschlichen Genies Platz nehmen und an der Verehrung Antheil haben, die wir den großen Geistern widmen." Seine Nachfolger aber gingen höhnend weit über ihn hinaus. Bruno Bauer, der moderne Celsus, entkleidete den Erlöser auch jeder edlen Menschlichkeit und zeigte ihn der spöttischen Welt wiederum mit dem Worte: „Ecce homo!" „Der evangelische Christus als eine wirkliche geschichtliche Erscheinung gedacht" — so lautet seine Blasphemie — „wäre eine Erscheinung, vor welcher der Menschheit grauen müßte, eine Gestalt, die nur Schrecken und Entsetzen einflößen könnte." Noch weiter ging sein Bruder Edgar Bauer und der radicale Ludwig Feuerbach. Ihnen gegenüber erscheinen freilich die „Tübinger", obgleich der Protestant Ewald ihnen nichts Geringeres als „niedrige Gesinnung" und „viehische Wildheit" zuschreibt, vorsichtiger. Sie bestritten nicht die historische Existenz, nicht das Gute in Christo, aber sie degradirten seine Persönlichkeit, indem sie außer und über ihn die „Idee des Christenthums" setzen, die nicht mit ihm, sondern schon mit Sokrates ihren Anfang genommen. Christus hat bei ihnen, mögen wir nun vorwärts oder rückwärts schauen, nicht mehr die sonst angenommene epochemachende Bedeutung; — seine Person bildet weder den Anfang, noch die Vollendung des Christenthums, sondern nur einen bedeutsamen Punkt in dem dialektischen Prozeß der Idee des Christenthums. Und so wird von Baur und seinen Schülern als echten Hegelianern an die Stelle des persönlichen Stifters des Christenthums ein unpersönlicher Prozeß gesetzt.

Der 1860 verstorbene Baur und seine Schüler waren gelehrte Männer, aber mit ihren hegelianischen Ideen von dialektischem Prozeß und dgl. viel zu gelehrt und zu

abstrus für das große Publikum. Selbst David Strauß ward von demselben wegen seiner nüchternen, schwerfälligen Kritik nicht ganz genehm und nicht interessant genug befunden. Ueberdies waren die Resultate beider in zu offener, das deutsche Gemüth verletzender Sprache kundgethan worden. Da erschien der Franzose Renan mit seinem „Leben Jesu“ (1863) als der rechte Mann und zur rechten Zeit. Er selber rühmt sich im Gegensatz zu den „Tübingern“ als einen bedächtigen, taktvollen Mann. So sagt er in den 1883 erschienenen „Erinnerungen aus meiner Kindheit und Jugendzeit“ (S. 341): „In meiner Urgeschichte des Christenthums hat jene Bedachtsamkeit mir gute Dienste geleistet, denn ich befand mich mit dieser Arbeit angesichts einer übertreibenden Schule, derjenigen der Tübinger Protestanten, Professoren ohne Takt und ohne Maß, denen durch die Schuld der Katholiken die Studien über Jesus und das apostolische Zeitalter fast ausschließlich anheim gefallen waren.“ Renan stellt den göttlichen Herrn in eine Linie mit Buddha, Mani und Mohamed und charakterisirt ihn als einen von wahnsinniger Selbstvergötterung hingerissenen, aber zugleich liebenswürdigen Schwärmer. Er braucht auch sonst viel kühne, scharfe Worte, aber immer erzählt er mit freundlich zwinkernden Augen und mit lächelnden Lippen. Er ist mit einem Worte der galante Franzose, der feine Salonmann, der interessante Erzähler. Und sein „Leben Jesu“ wird von Freund wie Feind durchgehends als ein historischer Roman charakterisirt, der in kecker Ungründlichkeit und ohne ernste Kritik, aber mit all' dem Esprit, der Lebendigkeit und Eleganz geschrieben ist, die wir an den Franzosen bewundern. Renan's Christus ist nichts als eine gewöhnliche Romanfigur, der maßlos schwärmerische, aber liebenswürdige Held einer artigen galiläischen Dorfgeschichte. Und so gefiel er dem großen, längst mit der Kirche und dem Christenthum zerfallenen Publikum, das in seiner intellectuellen und moralischen Armuth keinen Sinn und kein Verständniß mehr hat für die erhabene, ideale

Persönlichkeit des historisch wahren göttlichen Christus, aber auch andererseits weder von dem nebelhaften, unklaren Gebilde der „Tübinger", noch von dem mythischen Christus des David Strauß, oder gar von der entsetzlichen Gestalt des Bruno Bauer etwas wissen will.

Es mag nicht zwecklos sein, über Renan's „Leben Jesu", das seiner Zeit namentlich in Frankreich, Deutschland und Italien unendlich viel Staub aufgewirbelt hat, einige Sätze zu reproduciren, welche dem von Haneberg abgefaßten Gutachten der von Döllinger präsidirten Münchener Gelehrten-Versammlung vom Jahre 1863 über dasselbe entnommen sind: „Die Versammlung katholischer Gelehrten erklärt, daß die neueste Schrift von Ernest Renan mit dem Titel „Leben Jesu" nicht nur ein unchristliches, sondern auch ein durchaus unwissenschaftliches, oberflächliches und auch ein geradezu unsittliches Machwerk sei. ... Die Methode ist durchaus unkritisch, indem an die Stelle von Beweisen blendende Ueberraschungen treten .... Das Schlimmste für den wissenschaftlichen Ruf Renan's ist das, daß alle wesentlichen Einwendungen gegen die Aechtheit der hl. Schrift nicht nur deutschen Werken entlehnt, sondern in jener Art und Weise entnommen sind, wie unvermögende Dilettanten aus einem umfassenden wissenschaftlichen Werke einzelne Stellen zusammenzulesen pflegen, ohne Verständniß der Beweisführung und des Ideenganges .... Indem Renan selbst die geringste wissenschaftliche Anstrengung bei der Bekämpfung des Christenthums für überflüssig hielt, muß man annehmen, daß ihm an der Achtung der gelehrten Welt nichts lag. Wie immer man vom Wesen des Christenthums denken mag, eine so oberflächliche Erklärung seines Ursprungs muß von jedem Kenner des Alterthums als ein kläglicher Rückschritt zur Gedankenlosigkeit bezeichnet werden .... Es bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß er, auf die Oberflächlichkeit einer großen Menge seiner Zeitgenossen rechnend, einzig für den Erfolg

unter den Massen arbeitete." (Vgl. Lit. Handw. 1863 Nr. 19. S. 347 ff. und den stenogr. Bericht über die Verhandlungen der Versammlungen.)

Die Renan'schen Lorbeeren ließen aber Strauß nicht ruhen. Und zugleich in der eingestandenen Erwägung, daß die kritischen Grundlagen seines vor mehr als 25 Jahren erschienenen „Leben Jesu" durch die Resultate der Baur'schen Schule überholt und antiquirt seien, gab er (1865) ein zweites „Leben Jesu" heraus, das er mit einem bösen Seitenblick auf den französischen Nebenbuhler ausdrücklich „für das deutsche Volk" bestimmte. Hatte er früher die evangelischen Berichte über das Leben und die Wunder Jesu für bloße Mythen, ohne dolose Absicht entstanden, gehalten, so fand er jetzt in demselben auch manche Momente absichtlicher Dichtung. In den folgenden Schriften schritt Strauß auf der radicalen Bahn immer weiter vor, indem er zugleich seine noch nicht so weit fortgeschrittenen protestantischen Collegen, wie Schleiermacher mit seiner gefühlstheologischen Geschichte Jesu, und Schenkel wegen seiner überschwenglichen Halbheiten in dem von ihm entworfenen Charakterbilde des Erlösers, mit Hohn und Spott übergoß. Im Jahre 1870, vier Jahre vor seinem Tode, gab der alternde Mann das radicalste aller seiner Bücher heraus: „Der alte und der neue Glaube," das in weniger als zehn Jahren mehr als zehn Auflagen erhielt. Der evangelische Christus erscheint ihm nunmehr unhistorisch und mythisch, ist nichts als der Abklatsch des alttestamentlichen Messias. Das Wunder der Auferstehung ist ein „welthistorischer Humbug", wie denn die ganze evangelische Geschichte überhaupt nur in den „Hallucinationen" der ersten Christen ihren Ursprung haben soll.

Strauß und Renan sind von katholischer wie protestantischer Seite in zahlreichen Gegenschriften, von denen in Frankreich allein über 70 auf Renan kommen, gründlich widerlegt worden. Und in allen urtheilsfähigen Kreisen herrscht jetzt die Meinung, daß die von denselben eruirten

„historischen Resultate“ über Jesu Leben und Wunder nicht einmal haltbare Hypothesen sind. (Ueber die zahlreiche Renan- und Strauß-Literatur vgl. den „Lit. Handweiser“, Jahrg. 1863—1865.)

Am lautesten erhob gewöhnlich die protestantische Orthodoxie ihre Stimme gegen die abgefallenen Brüder, die doch nur von dem Rechte, das der echte Protestantismus ihnen gegeben, Gebrauch gemacht hatten. Der bekannte Berliner Hengstenberg rief in seiner „Evangelischen Kirchenzeitung“ im Prophetentone sein dreimal Wehe! über die gottlose Wissenschaft eines David Strauß und jammerte mit Jeremias: „Ach! daß ich Wasser genug in meinem Haupte hätte, und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volke, denn es sind eitel Ehebrecher und ein frecher Haufe.“ Nach ihm ist überhaupt der ganze Geist der Zeit grundverdorben, Theologen und Nichttheologen, Denker und Dichter, Schiller, Goethe u. s. w. Der Pantheismus in der Theologie und den übrigen Wissenschaften erdrückt alle Religionen in seinen Molochsarmen. Selbst im Fetischdienst ist noch mehr religiöser Gehalt als in diesem System. Es ist eine Teufelslehre, ein Ischariothismus u. s. w., u. s. w.

Nun aber kommt ein anderer Protestant, der protestantenvereinliche Schwarz, doch bei Leibe kein Freund der Strauß’schen Negation, um wieder über Hengstenberg und seine „Ketzerriecherei“ herzufallen. Er nennt ihn (Zur Gesch. d. neuesten Theol. 3. Aufl. S. 84) wegen der genannten und sonstigen Ausfälle auf die rationalistische Theologie „die widerwärtigste und unheilvollste Figur der ganzen neueren (protestantischen) Theologie,“ „diesen verfolgungssüchtigen kirchlichen Demagogen, der einem Hochstraten gleich das Inquisitionshandwerk treibt und dabei glauben machen möchte, er sei ein Prophet im großen alten Stil, ein unbeugsamer Mann Gottes.“ Mit Recht seien von ihm, dem Mann des „angemaßten Prophetenthums“,

das nichts Anderes bedeute als ein „charakterloses Schwanken zwischen politischem Servilismus und kirchlicher Demagogie," (S. 88.) von ihm, dem Mann des „revolutionären Fanatismus" und der „vollendeten Unnatur" (S. 89) viele seiner Schüler, wie J. Chr. Hofmann, Kahnis, Delitzsch, Baumgarten, Kurtz abgefallen. Aber selbst bei diesem „gefeiten Antikritiker", sagt derselbe Schwarz (S. 91 f.), sei unbewußt die „Kritik", ja selbst „das alte rationalistische Gift eingedrungen", da er jener „Kritik" „ganz unerlaubte Concessionen mache, und mit dem Inhalte der hl. Schrift in „zügellosester Subjektivität" eine „bis zum gewissenlosesten Spiel fortgehende Willkür" treibe. Das ist, beiläufig bemerkt, doch auch recht „ketzerrichterlich" gesprochen.

Dem Gesagten fügen wir noch ein drastisches Beispiel an, wie gründlich und wissenschaftlich der moderne Protestantismus auf diesem Gebiete „Geschichte" macht. Im Jahre 1857 veröffentlichte Ludwig Noack ein zweibändiges Werk mit dem Titel: „Der Ursprung des Christenthums, seine vorbereitenden Grundlegungen und sein Eintritt in die Welt." Gleich die Vorrede bringt die unbewiesene Behauptung, „daß uns das N. T. nicht die wirkliche Geschichte des Ursprungs der Messiasreligion gibt, sondern eine theils bewußte, theils unbewußte Umdichtung derselben nach gewissen ideellen Voraussetzungen." Wunder und Geschichte stehen dem Verfasser in absolutem Widerspruch miteinander. Nach ihm wirkte Jesus als Arzt, seine ärztlichen Kenntnisse hat er in Aegypten erworben, wo er sich nach dem Zeugnisse des Celsus und des Talmud eine Zeitlang aufgehalten hat. Bei seinem Auftreten kam ihm der Zufall seines Namens zu Statten. Sein Tod ging aus dem „tragischen Irrthum hervor, daß er eine persönliche Wiederkunft für möglich hielt." Deshalb schwieg er vor Gericht, doch vermindert das den Werth seines Opfers nicht u. s. w. „Es ist in der That eine Ironie", bemerkt dazu Uhlhorn (a. a. O. S. 345), „daß diese Geschichtsschreibung, der keine Zeugnisse stark genug sind, sich nun ihrerseits auf

solche Zeugnisse gründet, wie die des Celsus und des Talmud; und während sie die rechten, höchsten Motive verschmäht, schieben sich ihr dann zur Strafe solche unter, wie der „Zufall“ des Namens Jesu. Wie weit es eben diese „geschichtliche“ Kritik bringt, möge man daraus entnehmen, daß nach Noack im „Buche der Weisheit,“ das wahrscheinlich von Apollos herrührt, dem auch der Jakobusbrief zugeschrieben wird, uns das erste geschichtliche Zeugniß des Eindrucks entgegen tritt, den Jesu Persönlichkeit und Schicksal machte.“

Gegenwärtig steht die Ritschl'sche Schule namentlich auf vielen deutschen Universitäten in Flor. Alb. Ritschl, der „Renegat“ der Tübinger Schule, ist ja sehr nach rechts gegangen, trotzdem wird seine Theologie von der protestantischen Orthodoxie in heftigster Weise bekämpft. Vor uns liegt eine Broschüre von dem Erlanger Bestmann: „Die theologische Wissenschaft und die Ritschl'sche Schule (Nördlingen 1881),“ worin der Autor nachweisen will, daß die Ritschl'sche Theologie „sich weder in alle Wege mit der wissenschaftlichen noch mit der kirchlichen Ueberzeugung decke.“ Diesen „Nachweis“ versuchte er auch insbesondere mit Bezug auf Ritschl's Lehre von der Person und den Wundern Christi. Er sagt dort S. 49: „Wie man im Uebrigen auch über die Person Christi urtheilen möge, das unterliegt keinem Zweifel, daß die kirchliche Theologie von jeher den Aposteln folgend die Bedeutsamkeit der objectiven Thatsachen in dem Leben des Herrn, in specie seines Todes und seiner Auferstehung, für das Heilsleben der Gläubigen festgehalten hat. Auch Ritschl läugnet sie nicht. Allein in der Retorte seines Zweckbegriffs verdampft dennoch die Objektivität derselben so weit, daß sie zu bloßen Symbolen des Personenlebens Jesu Christi herabgesetzt werden.“ Und S. 50: „Das eigentliche „Werk“ Christi erschöpft sich für Ritschl durchaus in der Stiftung der Heilsgemeinde, des Reiches Gottes; aber die einzelnen Widerfahrnisse und Thaten des Herrn

(die Wunder) betrachtet er lediglich als neutrale Momente innerhalb des Lebens des Herrn ohne constitutive Bedeutung." Dieses Urtheil über den Gegner ist merkwürdiger Weise nach Form und Inhalt sehr zahm gehalten. Aber was Bestmann hier und sonst gegenüber dem Meister an Zorn und Kraft des Ausdrucks gespart, das hat er voll und ganz bei der Kritik der Schüler zur Anwendung zu bringen gewußt. Im Uebrigen hatte der Verfasser dieser „Streitschrift" auch schon anderswo (in seiner Geschichte der christlichen Sitte) als einen tüchtigen „Streiter" sich bewiesen, so zwar, daß er in ersterer das Bekenntniß macht: „Es ist mir auch von befreundeter Seite entgegengehalten worden, daß er (der Ton) zu scharf und unterweilen zu höhnisch ausgefallen sei." Aber er entschuldigt sich damit, daß er im Zustand der Nothwehr gewesen sei, (S. 7) da „die Ritschl'sche Schule die Leistungen der sog. positiven Theologie und ihrer Stellung in einer Weise zu besprechen pflegt, die weit über das hinausgeht, was in bürgerlichen Kreisen bisher als Grenze des Erlaubten galt, und die Schriften Wellhausen's und Weingarten's sind beide in einer Tonlage componirt, die für mich durchaus die Region der Kopftöne ist." Zum Beweise folgt dann ein ganzes Schimpfwörterlexicon. (Vgl. auch die vom Hofprediger Stöcker herausg. „Deutsche Evangel. Kirchenztg." 1888, Nr. 1: „Zur Charakteristik d. Ritschl'schen Schule.")

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf das Gesagte! Wie es dem ältesten Geschichtsfälscher Celsus ergangen, so erging es auch allen seinen Nachfolgern. Die Jüngeren fielen pietäts- und schonungslos über die Aelteren her, um sie sammt ihren „Resultaten" zu vernichten. Der frivole Doctor Bahrdt, seiner Zeit viel besprochen und viel gefeiert, diente schon bald nur noch zur Zielscheibe des boshaftesten Witzes. Der ernstere Reimarus ward schon von Lessing verläugnet und von Niebuhr gründlich zurückgewiesen. Der Rationalist des 19. Jahrhunderts, Schwarz,

— Einer für Viele — stellt die Rationalisten des 18. Jahrhunderts, d. h. die eigenen Väter in ihrer ganzen Armseligkeit an den Pranger. Paulus dagegen nimmt sich ihrer und ihrer Hinterlassenschaft wieder an und fällt über deren „Henker" ohne Erbarmen her. Strauß, der „Gerade und Ganze," wird allerorts in Acht und Bann erklärt, während er seinerseits Schleiermacher, Schenkel und all' die Andern als die „Halben" verhöhnt. Die „Tübinger" zeihen ihre Gegner klipp und klar der Unwissenschaftlichkeit und Ignoranz und nennen Renan — hier vereint mit Strauß — den „oberflächlichen Franzosen und leichtfertigen Romanschreiber;" Renan rächt sich dafür, indem er dieselben „Männer ohne Takt und Maß" schimpft, während Ewald ihnen benebst andern schönen Eigenschaften auch die „viehischer Wildheit" zuschreibt. Dieser aber wird dann wieder von Schwarz abgekanzelt, der von einer „bis zur Unzurechnungsfähigkeit sich steigernden Leidenschaft des sich selbst vergötternden Mannes" spricht. Hase führt nun wieder gegen die „Tübinger" Krieg bis auf's Messer, um sich hernach selber den Garaus zu machen, wie ähnlich ja auch Strauß gethan. Der hyperorthodoxe Hengstenberg zerreißt wie ein anderer Hohepriester seine Kleider ob der Gotteslästerlichkeit seiner rationalistischen Confratres, die er für „Teufelslehrer" und „Ischariothen" hält; diese aber bleiben Jenem nichts schuldig und werfen ihm „Verfolgungssucht," „kirchliche Demagogie," „politischen Servilismus", „charakterloses Schwanken," „revolutionären Fanatismus" und sonstige schöne Eigenschaften vor.

Und so geht dies gegenseitige Verketzern und Vernichten in infinitum weiter! Und doch tritt Jeder von ihnen mit dem Anspruche höchst eigener Unfehlbarkeit auf den Plan. Eine widerliche Komödie und ein wahrer Hexensabbath, wie sie naturnothwendig die so gepriesene protestantische „freie Forschung" herbeiführen mußte! So verschlingt denn der Protestantismus, wie weiland Saturn, in wildem Paroxysmus die eigenen Kinder.

Es lohnt sich wahrlich bei den meisten der angedeuteten Angriffe auf die „Geschichte des Lebens Jesu" nicht der Mühe, sie im Einzelnen zu widerlegen. Ihre beste Widerlegung liefert eben ihre eigene Geschichte. Wie ein leuchtend Meteor, keck und kühn betritt solch' eine historisch falsche Hypothese ihre Bahn und blendet mit ihrem falschen Glanze manches Auge; dann aber, gestoßen und gedrängt, zerfließt sie in ihr Nichts, um einer zweiten Platz zu machen, der aber schon bald die dritte, vierte folgt. Währenddeß aber steht am kirchlich-katholischen Himmel, wie die Sonne am Mittag, unwandelbar, hell und klar die Wahrheit des Glaubens an den Gottmenschen Jesus Christus, so wie die hl. Geschichtsbücher des neuen Testaments ihn uns darstellen.

Dr. X.

---

3. Die falschen Darstellungen über das Urchristenthum und die älteste Kirchengeschichte.

a) Die katholische und die protestantische Geschichtsschreibung bezüglich des christlichen Alterthums.

Die katholische Geschichtsschreibung betrachtet das wirkliche Werden des Christenthums mit dem Zeitalter Christi und der Apostel als abgeschlossen. Alles Spätere, das Dogma Tangirende, gilt ihr nur als formale Entfaltung und Auseinanderlegung des einmal Gegebenen, aber nicht als Fortentwickelung des Wesens, als Anderswerden. Der gleich anfangs gegebene, an sich unveränderliche Lehrgehalt des Christenthums, der nur theilweise in der heil. Schrift enthalten ist, hat auf dem Wege der mündlichen Ueberlieferung von Christus und den Aposteln her bis auf die Gegenwart rein und unverletzt, vollständig und ununterbrochen sich fortgeerbt. Die Hüter dieser mündlichen Ueberlieferung aber und damit des Heiligthums selbst sind nach göttlicher Anordnung die Nachfolger der Apostel, die Bischöfe, an ihrer Spitze der römische Bischof als Nachfolger Petri, des Hauptes der Apostel und des Stellvertreters Christi.

Die protestantische Geschichtsschreibung dagegen hat zuerst das Papstthum, das göttliche Recht des römischen Primats, die göttliche Institution des Episcopats als historisch unbegründet in Frage gestellt; er hat dann weiterhin das traditionelle Dogma überhaupt angegriffen, die Tradition als Menschensatzung im Princip verworfen, die Inspiration der Concilien, und überhaupt die Untrüglichkeit des kirchlichen Lehramtes geläugnet. Bei diesen negativen Bestrebungen war die Tendenz des Protestantismus auf ein positives Resultat gerichtet, nämlich das reine Urchristenthum auf rein historischem Wege herzustellen: er zog sich von der Tradition auf die Bibel zurück. Aber, sagt Alb. Schwegler, Baur's begabter Schüler (Das nachapost. Zeitalter. I. S. 3 f.), „mit seiner Verwerfung der Tradition verwickelte sich der Protestantismus in auffallende Inconsequenzen. Einerseits sind die katholischen Ueberlieferungen, die er fallen ließ, zum Theil um nichts schlechter geschichtlich bezeugt, als diejenigen, die er in christlichem Interesse festhalten zu müssen geglaubt hat; andererseits ist es ja einzig die katholische Tradition, durch welche das neue Testament selbst beglaubigt und verbürgt ist: denn daß jene Schriften, in welchen der Protestantismus seine normativen Glaubensurkunden erkennt, wirklich apostolischen Ursprungs seien, sagt uns nur jene kirchliche Tradition, deren Gültigkeit und zulängliche Beweiskraft die Reformation eben bestreitet. Es ist somit, geschichtlich betrachtet, ein ungerechtfertigter Machtspruch, wenn der Protestantismus diesen Schritt gethan im unbefangenen Vertrauen, daß sich der apostolische Ursprung dieser Schriften und somit ihr normativer Charakter auf dem Wege einer voraussetzungslosen historischen Kritik werde vollständig erhärten lassen; allein diese Annahme ist nicht nur inzwischen durch die fortgesetzten Untersuchungen sehr unsicher und bedenklich geworden, sondern sie entbehrt auch insofern eines festen Haltes, als den Ergebnissen historisch-kritischer Forschung

im besten Falle nur relative Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit, nie aber absolute Wahrheit zukommt."

Wir fügen an dieser Stelle eine Zwischenbemerkung ein, wozu obige Auslassung Schwegler's uns indirekt Veranlassung gibt. Die Gegner machen uns Katholiken fortwährend den Vorwurf, als ob wir die Auctorität der Kirche aus der hl. Schrift, und die der hl. Schrift aus der Kirche bewiesen, also einen circulus vitiosus machten. Aber der Vorwurf ist durchaus ungerechtfertigt und kann nur von solchen erhoben werden, die für den Prozeß des Glaubens innerhalb der katholischen Kirche kein Verständniß haben und selbst an eine gehörige Begründung der eigenen religiösen Ansichten und Meinungen nicht einmal denken. Die Kirche beruft sich vielmehr zum Beweise ihrer Göttlichkeit auf dieselben Gründe und Zeugnisse, welche uns die göttliche Offenbarung als ein vollständig glaubwürdiges Faktum erscheinen lassen. Die Gewißheit, welche durch eine vernünftige Betrachtung dieser sogenannten Glaubensgründe zu Stande kömmt, ist keine zwingende und nöthigende, sondern nur eine moralische, weil sie von historischen Thatsachen, von dem sittlichen Verlauf in der Menschenwelt, von der Treue und Wahrheitsliebe der Berichterstatter hergenommen wird; allein sie ist dennoch eine so vollkommene, und wiederum eine auch dem gewöhnlichen Menschenverstande so einleuchtende, daß der Glaube, welcher sich auf dieser Grundlage erhebt, als ein vollständig begründeter, und jeder Zweifel an der Glaubwürdigkeit des göttlichen Charakters der christlichen Offenbarung wie der Kirche als ein unvernünftiger erscheint. (Vgl. Schwane, Dogmengeschichte I. S. 554.)

Bezüglich der protestantischen Auffassung des Urchristenthums bemerkt sodann der genannte Schwegler, daß dieselbe „inconsequenter Weise noch wesentlich katholisch" und „ein Stehenbleiben auf halbem Wege" sei. Der Protestantismus nehme an, „daß Cultus, Verfassung, Praxis der katholischen Kirche als das Produkt

einer zweihundertjährigen Entwicklung, als der Niederschlag eines langen, sehr gährungsvollen Prozesses" sich erweise; „aber das Dogma soll in dieser Kirche als ein wenigstens in der Hauptsache Fertiges gegeben gewesen sein." Das sei doch offenbar gegen alle Consequenz.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die protestantische Auffassung des christlichen Alterthums, denen im Nachstehenden noch weitere folgen werden, gehen wir etwas näher auf die Sache selbst ein. Eine kurze Zusammenstellung der hier zum Vorschein gekommenen hauptsächlichen Anschauungen ist nicht nur von Interesse, sondern auch recht lehrreich, da sie uns zeigt, wie stumpf und schartig, ja wie erbärmlich oft die Waffen jener gerühmten protestantischen Wissenschaft sich ausweisen, mit denen man gegen die katholische Kirche anzukämpfen pflegt.

b) Die Magdeburger Centuriatoren und ihre Nachtreter.

Schon Luther und die „Reformatoren des 16. Jahrhunderts" haben gegen die bis dahin allein maßgebende katholische Auffassung der Geschichte des Urchristenthums ihre Angriffe gerichtet. Um ihren Abfall von der alten Kirche zu rechtfertigen, mußten sie die Behauptung aufstellen, daß mit Christi Lehre und Kirche schon frühzeitig eine besondere Veränderung und zwar zum Schlechten hin vor sich gegangen sei. (Vgl. Hergenröther, De cath. eccl. primord. etc. p. 2. sqq.)

Diese unbewiesene Behauptung erscheint alsbald als Axiom bei den officiellen Historikern des Lutherthums, den sogenannten Magdeburger Centuriatoren: Matthias Flacius nebst Wigand, Judex, Corvin, Faber, Amsdorf u. A., welche das lutherische Dogma von der Rechtfertigung im Verein mit ihrem Hasse gegen das Papstthum zum Maßstab ihrer Geschichtsauffassung machten und in diesem Sinne die ersten 13 Jahrhunderte (Centurien) der Kirchengeschichte unter Beibringung eines großen Materials behandelten. Das Werk, dessen Plan Flacius 1552

als Prediger in Magdeburg entworfen, erschien zuerst in 13 Folio-Bänden zu Basel in den Jahren 1559—1574. Die nöthigen Geldmittel hatten protestantische Städte und Fürsten, sowie die Könige von Schweden und Dänemark geliefert.

Nach J. A. Dorner (Geschichte der protestantischen Theologie. München 1867. S. 616 f. Note 2) sind die Hauptzüge der darin zu Tage tretenden Auffassung der Kirchengeschichte diese: „Die älteste Christenheit stellt das Ideal der Kirche verwirklicht dar; sie ist voll des h. Geistes im Besitz der reinen Lehre, besonders der Rechtfertigung aus Gnaden, dieser Sonne am Firmamente der Kirche. Wenn die evangelische Kirche, die doch nur dieses Ursprüngliche hergestellt hat, sich im bittern Kampfe mit der römisch-katholischen sieht, so kann der Grund nur darin liegen, daß diese nachweislich von dem reinen Anfang abgefallen ist. Das ist das Werk des Antichrist, der den Plan der Verderbung der Kirche durch das Papstthum und seine Weltherrschaft gefaßt und das Geheimniß der Bosheit immer mehr im Innersten der Kirche aufgerichtet hat. Es sind so übergeschichtliche, unsichtbare Mächte, welche durch böses Wunder die Kirche in immer tiefere Finsterniß geführt haben, vornehmlich durch Erhebung des Papstthums, das zum Organ und zur Concentration aller antichristlichen Mächte geworden ist. Bei der Macht der menschlichen Sünde und der einbrechenden Finsterniß seien viele selbst der besten Männer, ein Augustin, Athanasius doch nicht ohne Flecken in ihrer Lehre geblieben. Doch habe es an Zeugen der Wahrheit — „testes veritatis“ heißt bekanntlich der noch immer in Curs stehende Ausdruck — nie ganz gefehlt und mit der Reformation sei sie in hellem Glanze wieder aufgegangen.“

Während von der stimmführenden protestantischen Wissenschaft der Gegenwart, namentlich von der Baur-Tübinger Schule die Auffassung gründlich modificirt, ja wesentlich alterirt worden ist, blieb sie während der Herrschaft der

lutherischen Orthodoxie bis in's vorige Jahrhundert hinein gleichfalls die herrschende, oder ward vielmehr in ihrer Aggression gegen das Urchristenthum nur noch schärfer und gegen die katholische Kirche feindseliger. Döllinger characterisirt diese protestantische Geschichtsauffassung der ersten christlichen Zeit mit Recht also (Kirche und Kirchen S. 392 ff.): „Die Ansicht, daß der ganze Entwickelungsproceß des Christenthums nach den Aposteln eine fortgehende, immer wachsende Deformation gewesen sei, bis endlich in der Reformation eine Wiedererweckung der völlig ausgearteten oder zu Grunde gegangenen Religion stattgefunden habe, war seit dem 16. Jahrhundert die herrschende. In diesem Sinne wurde alle Geschichte gelehrt und geschrieben. Ein Mann, der wohl der scharfsinnigste und gründlichste (protestantische) Theologe in der ersten Periode des Rationalismus genannt zu werden verdient, schildert diesen Zustand: „Unter den Protestanten ist die Kirchengeschichte nichts anders, als ein historischer Beweis für die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung und von einem in Lehre und Leben überhand genommenen Verderben. Nach den Protestanten war die Kirche wenigstens seit dem achten Jahrhundert ein Schauplatz von Unwissenheit und Bosheit. Alle Vorsteher derselben waren gräuliche Irrlehrer und sie selbst ein vollkommenes Narrenhaus." Er bemerkt dann: „Die übertriebene Sorgfalt, mit welcher dieserseits alle ehemaligen Vorsteher und Häupter der Kirche als Tyrannen und alle Glieder derselben als Heiden vorgestellt werden, und die Nachlässigkeit, mit welcher dieserseits das neben allem eingerissenen Verderben in der Kirche zu aller Zeit vorhanden gewesene Gute übersehen wird, diese Mängel in der Kirchengeschichte unter den Protestanten werden von den Widersachern des Christenthums begierig zu ihrem Endzwecke benutzt." (Töllner's kurze vermischte Aufsätze. Frankf. a. d. Oder, 1769. II, 87 ff.) Töllner führt sofort eine Schrift Friedrichs II. an, — die Vorrede zu dem Buche Abrégé de l'histoire

écclésiastique de Fleury. Berne (Berlin) 1767; das Buch ist von de Prades; daß nur die Vorrede vom Könige ist, wußte wohl Töllner nicht -- worin dieser Monarch die herkömmliche protestantische Vorstellung von der Kirchengeschichte, daß sie ein großes von Schurken und Heuchlern auf Kosten der betrogenen Massen aufgeführtes Drama sei, als die eigentliche Ursache seiner Verachtung des Christenthums enthüllt."

Im Näheren waren die alten Protestanten verschiedener Meinung über den Zeitpunkt, wann jene „Deformation" in die Kirche eingetreten sei. Der Lehrsatz der ihnen vorauf gegangenen Waldenser, „daß Papst Sylvester auf Anstiften des Teufels der erste Erbauer der römischen Kirche gewesen" sei (Vgl. v. d. Clana: Protestantische Polemik S. 115), mochte ihnen doch zu gewagt erscheinen.

Die Magdeburger Centuriatoren lassen bereits mit dem zweiten Jahrhunderte die „Verdunkelung beginnen, sehen indeß in den einzelnen mit ihren protestantischen Ideen nicht übereinstimmenden Lehren des Urchristenthums vorerst nur noch minus sanae opiniones, die mit der gesunden Lehre sich verquickt hätten" (vgl. Uhlhorn in den Jahrbüchern für deutsche Theologie Bd. II. S. 612 u. III. S. 528), eine Meinung, die, wie wir hören werden, von späteren protestantischen Schulen in das gerade Gegentheil verkehrt worden ist. Der Eintritt der „vollendeten Deformation" ward dann bald in die Epoche Gregor's VII., bald in die Anfänge des Mittelalters, oder auch schon in die Zeit des Concils von Nicäa verlegt.

Indeß waren die deßfallsigen „Beweise" vergeblich, und der Eifer, mit welchem die Katholiken die alten Väter studierten, neu herausgaben und erklärten und so eine Menge von Gegenargumenten in's Feld führten, zwang die Protestanten, weit in die Urzeit des Christenthums, in das apostolische und nachapostolische Zeitalter zurückzugehen, um wo möglich hier die Veränderung aufzusuchen, woraus die

gegenwärtige katholische Kirche hervorgegangen sein soll. (Hergenröther, l. c. p. 299.) Es ist interessant, was der verstorbene Berliner Historiker K. W. Nitzsch in seiner von Thouret veröffentlichten „Geschichte der römischen Republik" (I. Bd. Leipzig 1884. S. 33 in dem „Ueberblick über die Geschichte der Geschichtsschreibung bis auf Niebuhr") von seinem protestantischen Standpunkte aus über jenen literarischen Kampf urtheilt: Nach der Wiedererweckung der classischen Historiographie im Laufe des 15. Jahrhunderts entwickelte sich „erst durch den Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus, durch den Streit für und wider die Tradition der mittelalterlichen Kirche, die moderne Kritik. Die Frage nach der Tradition war für beide Bekenntnisse wichtig, beide haben auch gleichen Antheil an der Entwicklung der kritischen Methode; vielleicht hat der Katholicismus vom 16. bis zum 18. Jahrhundert die Defensive glänzender geführt, als der Protestantismus die Offensive."

Es würde uns zu weit führen, hier dieses gewiß maßhaltende Urtheil aus unverdächtigem Munde näher zu begründen und die Art und Weise jener protestantischen „Offensive" zu charakterisiren. Bezüglich der „Magdeburger Centurien", welche mit ihrer Geschichtsauffassung den ganzen oben angedeuteten Zeitraum hindurch die protestantische Welt beherrschten und bald in Auszügen, bald in commentirten neuen Ausgaben und Fortsetzungen erschienen, sei jedoch bemerkt, daß sie nicht nur von katholischer Seite, namentlich von dem römischen Oratorianer und späteren Cardinal Caesar Baronius († 1607) in den berühmten Annales ecclesiastici (zuerst erschienen in 12 bis 1198 reichenden Foliobänden zu Rom 1588—1607) mit Erfolg bekämpft wurden, sondern auch auf protestantischer Seite, namentlich an den Wittenberger Theologen, heftige Gegner fanden.

Anders freilich stand es bei den aufgeklärten Josephinern in Oesterreich. Der seiner Zeit vielgenannte

Prager Professor Royko mit seiner „cynisch-derben Freisinnigkeit" fand es nämlich gerathen, in seiner „Einleitung in die christliche Religions- und Kirchengeschichte" (Prag 1788 S. 264 ff.) „offenherzig einzubekennen, daß die Verfasser der Magdeburgischen Centurien des ihnen abgezollten Nachruhms allerdings würdig seien."

„Uebrigens" — fügte er hinzu, und dieses „übrigens" ist um so charakteristischer — „so sehr sich diese Centurien empfehlen, und so groß die Verdienste sind, die sich ihre Verfasser sammelten, weil sie in den neuern Jahrhunderten zuerst die Bahn der Kirchengeschichte gebrochen hatten, kann man dennoch nicht sagen, daß sie fehlerfrei seien. Man findet darinnen α) einige unrichtige Erzählungen und wohl auch Fabeln. Darunter gehört z. B. die Erzählung von den 6000 Kinderköpfen, die in des Papstes Gregor I. Fischbehälter gefunden worden und deren Fang allsogleich genannten Papst bewogen haben soll, sein Gesetz vom ehelosen Stand der Priester zu widerrufen. (S. Centur. IV, cap. 7.) Von den Magdeburgischen Centuriatoren werden auch mehrere β) unterschobene oder doch zweifelhafte Schriften, als z. B. Udalrich's Bischof zu Augsburg Brief an Papst Niklas über den vorgemerkten Fall der Hurenkinderköpfe u. dgl. für ächte Urkunden gebraucht. Ein an den Centurien γ) merkbarer Flecken ist auch, daß ihre Verfasser den polemischen Ton und die Stellung der Streiter angenommen haben. Der Geschichtschreiber soll niemals in Hitze gerathen! . . . Dahero befremdet es mich gar nicht, wenn sie manche Sachen gerade so gedreht haben, wie sie selbe ihren Absichten gemäß fanden. Diese Ausartungen muß man ihrem Eifer zuschreiben."

Interessant und bemerkenswerth ist die Kritik, welche der Meister der Tübinger Schule, F. Chr. Baur, dem voluminösen Opus der Magdeburger Centuriatoren angedeihen läßt. Dieselbe findet sich in seiner Schrift „Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung" (Tübingen 1852 S. 39—71), aus der wir folgende Stellen ausheben:

„Faßt man das Innere des Werkes näher in's Auge, so ist es freilich nicht schwer, Mängel verschiedener Art zu entdecken. Man kann die bloß äußerliche Eintheilung nach Jahrhunderten tadeln, die Unsicherheit so mancher Angaben, auf die es sich stützt, die Benutzung von Schriften, die gar nicht unter die Quellen der Geschichte gerechnet werden können, noch mehr die so große Zerstückelung des Stoffes, den Mangel an der nöthigen Verarbeitung des historischen Materials, das so oft nur in seiner rohen und nackten Gestalt gegeben wird, wie wenn das Werk keine geschichtliche Darstellung, sondern nur eine Sammlung von Urkunden und Notizen wäre, die Aufnahme von so vielem Biographischen, Literarischen, gar zu Speziellem, das für den allgemeinen Zweck der Kirchengeschichte kein besonderes Interesse hat, überhaupt die noch so geringe Berücksichtigung aller jener Ansprüche, die an ein solches Werk in Hinsicht der künstlerischen Form der Darstellung zu machen sind. — In der Anschauung der Verfasser nimmt der ganze Entwickelungsgang der christlichen Kirche nur den Verlauf, daß es in ihr immer dunkler und finsterer wird. — Auch solche Nachrichten, welche sowohl nach der Beschaffenheit ihrer Quellen, als nach ihrer unverkennbaren Tendenz nur einen sehr geringen Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit machen konnten, fanden die bereitwilligste Aufnahme. — Die ganze Betrachtungsweise ist eine rein dualistische. Die Vorrede zu dem großen Werke beginnt gleich mit der Klage über die unheilvolle Verdunkelung, welche die wahre Geschichte durch den Teufel erlitten habe. — Ihre Ansicht streift nahe genug an das Extrem eines manichäischen Dualismus. In der Mitte der Christenheit hat der Teufel, wie der manichäische Fürst der Welt, den Thron seiner Herrschaft aufgeschlagen, in alle Adern des kirchlichen Lebens hat sich das Gift seines verderblichen Einflusses ergossen. Die Kirche ist wesentlich und substanziell eine teuflische, antichristliche. Man wird hier sehr lebhaft daran erinnert, daß der Hauptverfasser der Centurien derselbe protestantische Theologe ist,

welcher die Erbsünde für die Substanz der menschlichen Natur erklärte. — Das Dogma ist der substanzielle Mittelpunkt, um welchen sich das kirchliche Leben bewegt, die absolute Norm, nach welcher alles bestimmt und geprüft werden muß, und zwar in seiner streng lutherischen Form, in welcher alles am Begriff der Rechtfertigung hängt . . . Der geschichtliche Verlauf des Dogma ist nur eine stete Verdunkelung des Lichts durch die Finsterniß, oder bestimmter: eine stete Verdunkelung der Lehre von der Rechtfertigung. Die obscuratio doctrinae de justificatione ist in letzter Beziehung an allem Schuld, wie namentlich die große Zunahme des Mönchslebens daraus uns erklärt wird. Ebenso konnte man auch das Papstthum selbst daraus ableiten. — Die ganze positive Bedeutung, welche das Dogma in der Geschichte hat, concentrirt sich in den Inhalt der ersten Centurie, in welcher die Lehre Jesu und der Apostel dargelegt wird. Hier sieht man sich ganz in das Gebiet der neutestamentlichen Theologie nach ihrem weitesten Umfange versetzt, und doch ist, was hier als Lehre Jesu und der Apostel gegeben wird, nichts anderes, als das System der lutherischen Dogmatik mit allen Bestimmungen und Unterscheidungen, wie sie nur auf dem Standpunkt der Reformationsperiode aufgestellt werden konnte. — Die Kirchenlehrer der folgenden Jahrhunderte sind nur insoweit bei der reinen Lehre geblieben, als sie zu den Formeln des lutherischen Begriffs sich bekannt haben. Wie gering ist aber die Zahl solcher Kirchenlehrer, wo gibt es auch nur Einen, von welchem dies unbedingt gelten könnte, wie unverhältnißmäßig groß wird daher das Gebiet der Häresie, wenn alle, die nicht als ächte Lutheraner erfunden werden, in die Classe der Häretiker zu verweisen sind? Dies schien selbst den Centuriatoren ein mit ihrem historischen Gewissen unvereinbarer Machtspruch. Sie schoben daher zwischen die Lehre der Kirche und der Häresie ein bemerkenswerthes Mittelglied ein, eine Lehre der angesehensten Kirchenväter, die von gewissen Schwächen und auch sehr häßlichen Flecken (naevi)

nicht frei sei. Offenbar erlauben sich die Centuriatoren hier eine Inconsequenz und lassen eine gewisse persönliche Rücksicht vorwalten. Und es fällt sogleich in die Augen, wie schwankend und zweideutig diese neue Kategorie ist. — Wie diese Kirchenlehrer auf der einen, so können auf der andern Seite auch die Häretiker den gleichen Anspruch auf eine billigere Beurtheilung machen. -- Das Resultat aus allem diesem ist mit einem Wort: Der abstracte Dualismus, von welchem die Centuriatoren ausgehen, zeigt sich als ein völlig unhaltbarer . . . Ueberhaupt wird Alles, was hier zur Charakteristik der Centurien noch hinzuzufügen ist, in die Kategorie eines abstracten, äußerlichen Formalismus hineingezwängt . . . . Es reiht sich immer nur Einzelnes an Einzelnes, und man hat zuletzt ein bloßes Aggregat willkürlich zusammengestellter Einzelheiten. Es fehlt an dem rechten Sinn für das Concrete der Geschichte, an dem Interesse, dem Zusammenhange des Einzelnen so nachzugehen, daß es in der Einheit seiner organischen Entwickelung angeschaut werden kann.

Ueber beide, die Centuriatoren und Baronius (so meint Baur), kann nur das Urtheil gefällt werden, daß beide auf einem gleich einseitigen Standpunkt des Parteigeistes und der dogmatisirenden Polemik stehen. Findet in dieser Beziehung ein Unterschied statt, so möchte kaum geläugnet werden, daß der Vorwurf der Parteileidenschaft und einer von ihr abhängigen Geschichtsauffassung in noch höherem Grade die protestantischen Geschichtschreiber trifft, als den katholischen. Sie treten auf dem ganzen Gebiete der Geschichte so revolutionär und radical auf, daß ihre Darstellung auf so vielen Punkten nicht verfehlen kann, den Eindruck der extremstem Behauptung zu machen. Man bedenke nur, wie sehr in Jedem, der von der Einseitigkeit des Parteiinteresses nicht so eingenommen ist, daß keine freiere Reflexion in ihm aufkommen kann, schon sein natürliches Wahrheitsgefühl gegen die Forderung sich sträuben muß, daß er in dem ganzen

geschichtlichen Verlauf der christlichen Kirche nur die völligste Verkehrung in das Antichristenthum zu erblicken habe."

So lautet, vernichtend genug, die Kritik, welche das hier gewiß nicht parteiische Haupt der Tübinger Schule den Leistungen der Centuriatoren angedeihen läßt. „Und doch, sagt Hipler (Die christl. Geschichtsauffassung, Köln 1884. Zweite Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft S. 80), sind sie direct oder indirect Quelle und Vorbild geworden und bis in die neueste Zeit geblieben für die zahlreichen Historiker der mannigfaltigsten Richtungen, welche für jeden Feind der Kirche, für jeden Empörer gegen ihre Autorität Partei ergreifen, die größten Päpste aber in den Staub ziehen, oder doch mit Mißtrauen und Vorurtheilen ihrem weltgeschichtlichen Wirken begegnen."

c) Die protestantischen Kirchenhistoriker des 18. Jahrhunderts.

Die Geschichtsanschauung der Magdeburger Centuriatoren war ganz aus dem System der altprotestantischen Dogmatik geflossen und verblieb ebenso lange wie diese, bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, in ungeschwächter Herrschaft und Autorität. Da aber brach sich die Starrheit der alten Orthodoxie an dem lebendigeren Pietismus eines Spener, und mit Gottfried Arnold, dem gelehrten Anhänger der mystisch-pietistischen Richtung, entstand auch eine der altprotestantischen vielfach entgegengesetzte neue Geschichtsanschauung.

Gottfried Arnold († 1714) war voll des tiefsten Widerwillens gegen die protestantisch-kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit, da Streitigkeiten und Verketzerungen, wirklicher Glaubenszwang und Fanatismus namentlich auch von Seiten der Pastöre das Element der damals herrschenden orthodoxen Kirche bildeten. Und da er nach seinem

Grundsatze: „Andere Personen, aber dieselben Aufzüge“, die Vergangenheit stets nur im Lichte der Gegenwart schaute und beurtheilte, so sah er in dem ganzen Verlauf der Kirchengeschichte immer nur denselben Zwang, dieselben Streitigkeiten, dieselben trüben, düsteren Verhältnisse, wie ein flüchtiger Blick in sein 1699 zu Zürich erschienenes Werk „Unparteiische Kirchen und Ketzerhistorien von Anfang des Neuen Testaments bis auf das Jahr Christi 1688“ uns lehrt. Nur in der apostolischen und der nächsten darauf folgenden Zeit findet sein schwärmerisch-pietistisches Gemüth Ruhe und Befriedigung. Und über Maß und Gebühr idealisirt er in seiner Erstlingsschrift (1696): „Die erste Liebe d. i. wahre Abbildung der ersten Christen“ das Martyrerthum, die Ehe und das ganze Leben der letzteren. Dort gab es keinen Glaubenszwang, keine Macht der Clerisei und des Pfaffenthums. Von da ab erblickte Arnold in der Geschichte der christlichen Kirche nur eine immer mehr überhand nehmende Verdunkelung, deren Grund und Mittelpunkt nach seiner Meinung nicht bloß, wie die Centuriatoren behaupteten, im Papstthum, sondern ebenso sehr in seinem Anhang, „oder, wie wir reden, in dem Ministerium“, in der „papstenzenden Clerisei“ zu finden sei. Im ferneren Gegensatz zu den Centuriatoren geht er auch mit den angesehensten Kirchenlehrern scharf in's Gericht. Athanasius und die Väter des Concils von Nicäa sind weder von großen Irrthümern, noch sonstigen Gebrechen frei. In dieser Zeit schon war „der Satan los“. Dem bösen Kaiser Constantin reißt er auch die letzten, von den Centuriatoren ihm noch gelassenen Blumen in dem früher so reichen Ehrenkranze vom Haupte. Das mehr und mehr hervortretende Papstthum ist ihm ein satanisches und der größte Gräuel des Christenthums. Doch die „übrige Clerisei hat ebenso wenig getaugt“. Bonifatius, den Apostel der Deutschen, den schon die Centuriatoren den größten Schmeichler der Päpste nannten, hält er für einen rechten antichristlichen Pfaffen, die verfluchten Scholastiker schöpften ihre Termini

und Meinungen, ihr ganzes System aus einem „stinkenden Brunnen“, und wiederum waren es die „Pfaffen, die dem guten Kaiser Heinrich IV. die allergräulichsten Schandthaten nachgesagt haben.“

Dagegen sind bei Arnold alle Ketzer a priori gute Leute, da sie von der herrschenden bösen Clerisei, natürlich ungerecht, verfolgt worden seien; er ist fast immer ihr Lobredner, nur um dem Zuge seines Hasses und seines Mißtrauens gegen die orthodoxe Kirche zu folgen. Freilich ist so seine „unparteiische Kirchengeschichte“ eine höchst parteiische geworden. Denn einen Simon Magus und die Nicolaiten, einen Valentin, Marcion und Männer ähnlichen Schlages ganz oder größtentheils rein zu waschen, kann doch nur dadurch geschehen, daß ihre Hauptbekämpfer, die Kirchenväter und die älteste Kirche selbst, geradezu in's Unrecht gesetzt werden.

Arnold fand viele Freunde und Vertheidiger; aber auch eben so viele Gegner. Charakteristisch ist der Titel einer Gegenschrift des Pastor Corvinus vom Jahre 1701: „Gründliche Untersuchung der sogenannten unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie, und einiger anderer Schriften G. Arnold's, in welcher klar und deutlich gezeigt wird, daß er in derselben nichts weniger als unparteiisch sich erwiesen, sondern vielmehr nach allen Kräften, wiewohl ganz vergeblich sich bearbeitet, die historische Wahrheit unverantwortlich zu verfälschen, alle, auch die ärgsten Ketzer und Ketzereien, von Anbeginn, zusammt einigen Verfolgern der Kirchen, zu vertheidigen, die Kirche Gottes auf das Aeußerste zu schmähen, auch gar zu läugnen, dero rechtschaffenste Lehrer und die ersten christlichen Kayser zu verunglimpfen, die in Gottes Wort fest gegründete und der Kirche Gottes anvertraute theure Beilage der heilsamen Glaubenslehre, theils ungewiß und zweifelhaft zu machen, theils gar über einen Haufen zu werfen, hingegen allen falschen Lehren und Irrthümern wiederum einen freien Gang zu öffnen“ u. s. w.

Als der eigentliche Begründer der neuen rationalistischen, oder auch, wie man sie später genannt hat, kritischen Behandlung und Auffassung der ältesten Kirchengeschichte ist der Halle'sche Professor H. S. Semler (1725—1791) anzusehen. Seine bezüglichen Werke nennt Hergenröther (De cath. eccl. primord. etc. p. 3) mit vollem Recht eine Vorrathskammer (promtuarium), aus welcher die neueren protestantischen Geschichtsschreiber des Urchristenthums je nach Gefallen ihre als neu ausgegebenen Hypothesen und Anschauungen herüberzunehmen gewohnt sind. Nach Semler wurde die Kirche in dem Maße eine unwahre und falsche, des Christenthums unwürdige, als sie zu einer festen, abgeschlossenen Form kam, und da der Grundsatz der Unveränderlichkeit so alt ist als die Kirche, so erklärt Semler es für ein großes altes Präjudiz, die Urkirche für die allervollkommenste zu halten; er sucht jene große Zeit darum im übelsten Lichte darzustellen und die Zahl der Martyrer, wie vor ihm Dodwell es gethan, zu vermindern; er erklärt den Brief des Plinius an Trajan, welcher für die Urkirche ein so glänzendes Zeugniß enthält, für gefälscht; er findet in der Lehre Jesu selbst nichts Festes und Abgeschlossenes, aber viele Accommodation an jüdische oder, wie er sie zu benennen beliebt, judenzende Vorstellungen. Dagegen hegte er gleich Arnold Theilnahme für die Häretiker, weil sie die Orthodoxie bekämpften, und spricht mit der tiefsten Geringschätzung von den Kirchenvätern.

Ueberall sieht er nur einen gräulichen Anwachs von Dummheit und Aberglauben, worunter die Herrschaft der Bischöfe sehr bequem habe befestigt werden können. Unter der Larve der christlichen geheimnißvollen Religion habe Verwirrung und Verderbniß immer mehr überhand genommen. An der diocletianischen Verfolgung seien nur die Christen selber mit ihrem unläugbar lasterhaften Leben Schuld.

So leicht, sagt selbst ein Baur, nahm es Semler, mit seiner nie ruhenden Zweifelsucht alle Grenzen

des Wahrscheinlichen zu überspringen, sobald es galt, den falschen Schein der Tugenden und Vorzüge zu vernichten, mit welcher man damals die apostolische und nachapostolische Zeit noch in so reichem Maße ausgestattet sah. Je mehr die gewöhnliche Ansicht ihre Beruhigung darin fand, in dem Christenthum der ältesten Periode wenigstens den festen, substanziellen Kern zu haben, welcher von allen weltlichen Elementen unberührt blieb, welche die Kirche der folgenden Zeit in sich aufnahm, um so mehr wurde Semler dadurch nur gereizt, mit der zersetzenden Schärfe seiner Kritik in ihn einzudringen, und die Vorstellung, die man sich von ihm machte, in einen leeren Wahn aufzulösen. (Vgl. F. Chr. Baur, die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung S. 132—145. Und, nach ihm, Weiß, Weltgeschichte. VII. 1. Hälfte p. CCCLII.)

Mit Semler's Neologie und dogmatischer Indifferenz contrastirt seltsam die altväterliche Orthodoxie des nüchternen C. W. F. Walch. So beweglich, unruhig, von einem zum andern Punkte springend uns der Semler'sche Geist erscheint, so nüchtern, so schwerfällig, so philisterhaft geschmacklos ist Walch's Anschauung und Behandlung der Kirchengeschichte. Es gibt nichts Unlebendigeres, Geistloseres, unerträglich Langweiligeres, sagt F. Chr. Baur, als die Walch'sche Ketzergeschichte (in 11 Theilen 1762—1785, bis zum Ende des Bilderstreites reichend). Er hält die Personen derselben gar nicht für so bösartige Ketzer, sie sind ihm vielmehr lieb und werth, insofern sie ihm prächtige Objecte abgeben, an denen er Zoll für Zoll seine anatomischen Sectionen vornehmen kann. Bei Walch fehlen alle höhere Ideen, seine Anschauung ist rein subjectiv und individuell; die Geschichte selbst verläuft ohne Höhe und Tiefe, sie ist nur ein zufälliges Aggregat von Einzelheiten.

Ganz wieder im rationalistischen Fährwasser eines Semler segeln Spittler, Planck und Henke. In L. T. Spittler's Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche (1782) gewinnt die christliche Vergangenheit einen politischen,

weltlichen, modernen Charakter. Auch er wendet den Ketzern sein Interesse zu: den Arminianern verdanken wir nach ihm unsere richtigere theologische Kenntniß, P. Bayle die gesunde Kritik und die Philosophie der Geschichte. Von den großen Männern und Zeiten der Kirchengeschichte hegt er dagegen die niedrigste Meinung. In dem edlen Feuer der Begeisterung der Kreuzfahrer sieht er nur Schwärmerei und Raserei. Den hl. Franziskus von Assisi hält er für einen Verrückten, dem etwas im Kopfe fehlte, den hl. Ignatius von Loyola für einen Dummkopf und Verrückten zugleich, der durch den Zufall eines zerschmetterten Beines ein frommer Don Quixote wurde. Er redet von nichts lieber als von den erlogenen Wundern in der Kirchengeschichte, obschon er doch in der christlichen Urgeschichte einige annimmt, soweit sein aufgeklärter Sinn ihm solches verstattete.

Die gleiche rationalistische Tendenz begegnet uns auch bei G. J. Planck, dem Verfasser der vielgenannten aber wenig mehr gelesenen „Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs" (1781—1800). Auch er hat die sonst überall verbannten Wunder in der „Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt" (1818) allenfalls noch passiren lassen. Aber diese Planck'schen Wunder sind doch mehr die Consequenzen kluger Berechnung und zufällig günstiger Umstände, als Thaten der frei eingreifenden Gottesallmacht. Planck ist groß in einem kleinlichen Geschichtspragmatismus. In der Kirche Gottes, deren Begriff er völlig verweltlicht und veräußerlicht hat, geschieht alles mit klar bewußter Absicht, mit meisterhafter Ueberlegung, Planmäßigkeit und Consequenz und mit der klugsten Berechnung und umsichtigsten Benützung der großen und kleinsten Verhältnisse und Umstände. Jede Person, jede Handlung untersucht er mit gewissenhaftester Strenge auf deren Grundabsicht und Grundzweck, und bald sehen wir von dem combinationsreichen Gelehrten einen höchst weisen Apparat von Zwecken und

Mitteln um sie herum construirt. Immer breit und lang, zuweilen auch recht amüsant sind beispielsweise seine hochernsten Untersuchungen über das weise Vorgehen Jesu und der Apostel. Ach, wie schlau war doch der liebe Heiland, daß er gerade dort und damals mit der Absicht auftrat, eine neue Religion zu stiften, wie kühn, daß er troß mannigfacher, großer Hindernisse dennoch diesen Plan entwarf und festhielt, wie weise, daß er alle, auch die geringfügigsten Umstände für diesen seinen Plan zu benutzen verstand, und wiederum wie schlau, daß er zur Ausführung seiner Absicht immer ganz unverfängliche und unscheinbare Mittel gebrauchte, mit denen er denn auch richtig zum Ziele gelangte! Und weiterhin, wie künstlich angelegt, wie tief durchdacht, wie fein gesponnen, wie diplomatisch klug ausgeführt erscheinen uns doch die „Operationspläne" der Päpste! Nur schade, daß Planck's historische Gebilde fast immer nur des Verfassers Subjectivität reflectiren und somit der objectiven Wahrheit nicht entsprechen.

H. P. K. Henke vertritt in seiner Allgemeinen Geschichte der christlichen Kirche (1788—1804) wieder ganz den derben, nichts schonenden Rationalismus. Er läugnet das Vorkommen von Wundern auch für die christliche Urgeschichte und hält die wunderbaren Erzählungen der Evangelisten für bloße Sagen. Die ganze Folgezeit des Christenthums zeigt nach ihm nur eine lange Reihe von Gemälden trauriger Verirrungen des menschlichen Verstandes, läppischer und lächerlicher, bitterer und blutiger Gezänke, niedriger Betrügereien und Bubenstücke, heuchlerischer Ränke und grausamer Gewaltthaten, aus dem dann im vierten Jahrhundert die katholische Kirche sich gestaltete. Gegen Institute wie gegen angesehene Persönlichkeiten der Kirchengeschichte läßt er seinem Grimme freien Lauf. Tertullian ist ihm ein Prahlhans und ausschweifender Kopf, Athanasius ein hochmüthiger Starrkopf, Augustinus ein sinnreicher, dialektischer Schwätzer, Gregor I. ein niederträchtiger Schmeichler u. s. w.

Dahin also war gegen Ende des 18. Jahrhunderts die protestantische Kirchengeschichtsschreibung gekommen. „Auf welchem Punkte steht aber die kirchliche Geschichtsschreibung, wenn ein Mann wie Henke in einem so weiten Umfang allen Hohn und Uebermuth eines Rationalisten über die Geschichte ergehen läßt?" fragt verwundert selbst ein F. Chr. Baur (Die Epochen der kirchl. Geschichtsschreibung S. 196). Sehen wir zu, wohin er sie denn gebracht hat.

d) Die Tübinger-Baur'sche Schule.

Diese knüpfte vielfach wieder an Semler's Anschauung und Methode an. Gerade den Cardinalsatz ihrer Geschichtsauffassung des Urchristenthums, die gern als Original-Resultat ausgegebene Hypothese von einer Spaltung zwischen Petrinern und Paulinern, hat sie von Semler herübergenommen, der sie schon in seiner 1784 zu Halle erschienenen Paraphrasis in epist. Petri et epist. Judae, IV. sqq. ausgesprochen hatte. Der Meister jener Schule, Ferdinand Christian Baur in Tübingen († 1860), hatte diesen Satz und die Rudimente der sich bald weitverbreitenden Geschichtsanschauung des Urchristenthums schon 1835 in seiner Schrift: „Die sogenannten Pastoralbriefe des Apostels Paulus" veröffentlicht. Jene immer negativer sich ausbildende Anschauung stellte fast Alles, was man bisher von der kirchlichen Urgeschichte zu wissen glaubte, auf den Kopf. Nach Baur selbst (Das Christenthum der ersten drei Jahrhunderte S. 21) ist das Christenthum nichts Neues, „es enthält Nichts, was nicht, sei es in dieser oder jener Form, auch zuvor schon als ein Resultat des vernünftigen Denkens, als ein Bedürfniß des menschlichen Herzens, als eine Forderung des sittlichen Bewußtseins sich geltend gemacht hätte." Mit Recht sagt Uhlhorn (a. a. O. S. 292): „Es ist der schroffste Gegensatz gegen die Anschauung, welche die Kirchengeschichte mit dem Wunder aller Wunder beginnt." Derselbe schroffe Gegensatz erscheint uns in

Baur's Auffassung der Person des Stifters des Christenthums. Selbst der für Baur begeisterte Schwarz (a. a. O. S. 169) beklagte es, daß dieser Gelehrte „großen Stils" dem ganzen einseitig-speculativen und constructiven Zuge seiner Zeit, das ist der Hegel'schen Geschichtsbehandlung zu sehr Heeresfolge geleistet und so die Bedeutung des Persönlichen zu gering angeschlagen habe, und „daß diese Einseitigkeit namentlich bei der Würdigung der Person Christi und des thatsächlichen Inhalts seines Lebens auf's verhängnißvollste zur Geltung gekommen sei. Nur so könne man es erklären, daß Baur nicht das Christenthum Christi zum Ausgangspunkt genommen habe, und daß er die Person des Erlösers und sein innerstes religiöses Selbstbewußtsein als ein unbekanntes X im Dunkel der Vergangenheit stehen ließ, dagegen die mächtigsten Impulse der Fortentwickelung der Kirche an den Apostel Paulus und seinen Kampf gegen das Judenchristenthum knüpfte."

Nicht etwa der hl. Geist, der von Christo seiner Kirche verheißene Lenker und Leiter, sondern eine ganz andere Kraft war es (nach Baur), die in der Kirche des Urchristenthums als die Alles in Bewegung setzende, treibende, gestaltende Macht sich erwies: der Parteigegensatz von Petrinern und Paulinern, der Ebionitismus und Paulinismus. Partei, Tendenz ist das Zauberwort, das die ganze ältere Kirchengeschichte gestaltet hat — und verstehen läßt. Wir hören nur noch von Parteitendenzen und Parteitreiben und glauben uns von Menschen umgeben, die wahrlich eher einem Haufen streitender Sophisten als Aposteln gleichen (Uhlhorn a. a. O. 293, 501). Und da am Ende das Judenchristenthum die Ueberhand gewinnt, so ist nach Baur'scher Auffassung, wie Kurtz (Kirchengesch. II. 2. Th. S. 69) richtig bemerkt, das Urchristenthum nichts anderes als bornirter Ebionitismus, die meisten Bücher des neuen Testamentes bloße Tendenzschriften aus dem 2. Jahrhundert, geschrieben zur nothdürftigen Verdeckung und Ausgleichung des bis

dahin mit äußerster Leidenschaftlichkeit geführten Kampfes zwischen Petrinismus und Paulinismus.

Die angeführten abfälligen Urtheile über die Geschichtsanschauung der Tübinger Schule aus protestantischem Munde sind nur ein paar für sehr viele. Namentlich hat man die von ihr selbst so hochgepriesene „reine Kritik“ gründlich angegriffen. Und zwar mit Recht; denn wenn man ihre oft wunderbaren Distinctionen prüft, so wird man in der That versucht, jene Tendenzkritik zu definiren als die Kunst, Alles aus Allem zu machen, wie einst Voltaire die Etymologie diejenige Kunst nannte, die sich um die Vocale wenig bekümmert und auch nicht viel aus den Consonanten macht. (Vgl. Tübinger Theol. Quartalschrift. 1851. N. 395.) Haben doch sogar Baur's eigene Jünger es als einen Mangel gerügt, daß des Meisters Kritik einen constructiven Charakter hatte und von fertigen dialektischen Gegensätzen beeinflußt wurde, daß die von ihm angenommenen dogmatischen Parteigegensätze der ersten Kirche die allein über Charakter und Entstehung der einzelnen neutestamentlichen Schriften entscheidenden Instanzen blieben, mit einem Wort: daß diese Kritik in Tendenzkritik aufging. (Vgl. Schwarz a. a. O. S. 170.)

Von katholischen Gegnern sei hier namentlich auf H. Hagemann hingewiesen, der in seiner verdienstvollen Schrift: „Die römische Kirche und ihr Einfluß auf Disciplin und Dogma in den ersten drei Jahrhunderten“ (Freib. i. B. 1864. S. 641 ff.) in origineller Weise Baur und seine Schule bekämpft. Zunächst zeigt Hagemann, daß die Tübinger Geschichtsanschauung von der apostolischen und unmittelbar nachapostolischen Zeit nur eine „auf angefochtenen Hypothesen erbaute Hypothese“ ist, die aber so, wie Baur sie vorträgt, sofort alle historische, wir sagen nicht Wirklichkeit, sondern Wahrscheinlichkeit gegen sich hat und — fügen wir hinzu — jetzt nach zwanzig Jahren, seitdem Hagemann seine Antikritik geschrieben, auch nicht einmal den Reiz der Neuheit mehr besitzt. Es gilt jetzt

als eine monströse Hypothese, wenn man auf den literarischen Betrug der pseudo-isidorischen Decretalen die Machtfülle des Papstes im Mittelalter gründen wollte. Aber diese Hypothese ist noch golden im Vergleich mit der von Baur über den Ursprung der katholischen Kirche.

Weiterhin zeigt Hagemann, wie die Methode der Tübinger in unverantwortlicher Weise die innere, subjective Kritik vor der äußeren, objectiven Kritik mit ihren positiven historischen Zeugnissen bevorzugt, was die Folge hat, daß die geschichtliche Wirklichkeit wie eine wächserne Nase behandelt wird, die man nach Lust und Laune umformt, daß dem wirklichen Thatbestand der Wechselbalg der eigenen Erfindungen, Ansichten, Meinungen und Hypothesen unterschoben wird, und daß Einbildungen, welche der Zauberspiegel der Phantasie im schimmernden, aber trügerischen Lichte von Wirklichkeiten zeigt, an die Stelle der wahrhaften Wirklichkeit gesetzt werden.

Bemerkenswerth ist endlich der Nachweis, daß die Baur'sche Ansicht über den Ursprung der katholischen Kirche nur eine auf die ältesten Zeiten des Christenthums willkürlich und künstlich übertragene moderne Theorie, gleichsam eine Art von theoretischer Zwangsjacke ist, welche er den widerspenstigen Thatsachen gewaltsam angelegt hat. Keiner hat mit solcher Entschiedenheit und so oft, wie Baur selbst (in seiner Schrift: Die Epochen der Kirchengeschichtsschreibung. Tüb. 1852), an dem Gange der protestantischen Geschichtsschreibung von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit gezeigt, daß sie stets eine moderne, von der herrschenden theologischen Meinung entstellte gewesen sei. Alle Phasen der Entwicklung, welche der Protestantismus in seiner Auffassung und Beurtheilung des Urchristenthums durchgemacht hat, spiegeln sich in der von ihm ausgegangenen Kirchengeschichtsschreibung ab, von den Magdeburger Centuriatoren an, welche das altlutherische Dogma mit seinem grimmigen odium Papae zum Maßstab ihrer geschichtlichen Auffassung machten, bis auf

Neander, dem sich das Geheimniß der geschichtlichen Entwicklung des Christenthums in der Schleiermacher'schen Theologie erschloß. So oft der Protestantismus in ein neues Stadium tritt, erhebt sich auch von Neuem die bittere Klage, daß es noch immer keine wahrhafte Geschichte des Christenthums und der Kirche gebe. So auch Baur und seine Schule. Deren Grundgedanke, die katholische Kirche verdanke ihren Ursprung der Union verschiedener christlichen Parteien, trägt offen das Gepräge der modernsten Zeit an sich und erinnert auf das Lebhafteste an die modernsten Thatsachen des Protestantismus. Die Consensus-Union, durch welche Baur das streitende Judenchristenthum und Heidenchristenthum sich versöhnen läßt, hat eine frappante Aehnlichkeit mit der Consensus-Union der Lutheraner und Reformirten. Die conciliatorische Tendenzliteratur, welche nach Baur die Union in der Urkirche vorbereitet und anbahnt, was ist sie anders als die leibhaftige Vermittelungstheologie der Gegenwart? Verhalten sich die beiden schroffen Gegensätze, von denen Baur ausgeht, sein Petrinismus und Paulinismus anders zu einander, als das Lutherthum und der Calvinismus? Haben wir nicht auch hier erst unversöhnliche Feindschaft, grimmigen Haß und die ganze Schärfe des Gegensatzes? Folgt dann nicht eine Zeit der Abstumpfung und Schwächung des Gegensatzes, welche immer mehr in Verwischung derselben und Indifferentismus überging? Und hat sich darauf nicht auch die „Neutralität, die Versöhnung und der Friedensschluß" eingestellt? Sind denn nicht die Melanchthon, Calixt, Spener, Semler, Schleiermacher und das ganze Heer der modernen Vermittelungstheologen die wahrhaften Typen, nach welchen Baur die Männer der apostolischen Zeit in ihrem Versöhnungswerke agiren läßt? Schon diese Andeutungen zeigen, wie modern die Theorie ist, welche die „neueste Kritik" Baur's auf die älteste Kirchengeschichte angewendet hat. Freilich, bei dem Vergleich gibt's eine klaffende Differenz

und zwar gerade in der Hauptsache. Während nämlich nach Baur die conciliatorischen Bestrebungen der Parteien im 2. Jahrhunderte auf's Glücklichste sich realisirten, ist derselbe Versuch, auf eine Union der verschiedenen Bekenntnisse eine allgemeine Kirche zu gründen, im Protestantismus gänzlich gescheitert.

Wir fügen noch das sehr maßvolle Urtheil eines andern katholischen Gelehrten hier an, der zugleich den Verdiensten Baur's gerecht wird. Karl Werner äußert sich über die negativen Resultate des Tübinger Meisters und seiner Schüler in seiner „Geschichte der apologetischen und polemischen Literatur der christlichen Theologie" (Schaffhausen 1867. V. S. 410) also: „Obschon die Ergebnisse wie die Voraussetzungen jener Schule vom gläubigen und kirchlichen Standpunkte unbedingt verwerflich sind, so verdiente doch der auf die Forschung verwendete Fleiß und Scharfsinn Beachtung, und von der Methode ihrer Forschung ließ sich in formeller Beziehung immerhin lernen; auch ist gar kein Zweifel, daß in Folge der erweiterten und vervollständigten Kenntniß der altchristlichen Literatur, der genaueren Durchforschung der Sekten- und Häresiengeschichte, und bei der gesteigerten Aufmerksamkeit auf den Proceß der innerkirchlichen Lebensentwickelung Form und Methode der urchristlichen und altchristlichen Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung einen höheren Grad von Durchbildung anzustreben und den Anforderungen eines historischen Pragmatismus gerecht zu werden hatte. — Dies Alles aber freilich nur deshalb, um der unwahren und durch blendenden Schein täuschenden Forschung der negativen Tendenzkritik gegenüber den Verlauf der echten und wahren Geschichte kunstgemäß herauszubilden und in einer den Forderungen eines vorgeschrittenen Geschmacks und höher gesteigerter Wissenschaftlichkeit entsprechenden Gestalt zu veranschaulichen. Zum Theile konnte man freilich die von der negativen Kritik aufgebotenen Anstrengungen dem Gerichte der Zeit überlassen; und in der That hat sich innerhalb des Protestantismus selber eine

energische Reaktion gegen die Bestrebungen der Baur'schen Schule erhoben, welche noch fortwährend im Wachsen, und den einen und anderen Anhänger derselben, wo nicht zum Abfalle, so doch zum Weichen gebracht hat, wobei sich aber freilich auch die Rathlosigkeit, Unbestimmtheit und Inconsequenz einer von der sicheren Grundlage eines festen kirchlichen Bodens abgeirrten Theologie unter den mannigfaltigsten Variationen stets wieder auf's Neue darstellte und wohl auch in Zukunft noch darstellen wird. Die subjektive Frömmigkeit ist eben kein ausreichender Ersatz für den Mangel einer objektiven sicheren Norm, und die Scheu vor einer unbefangenen Anerkennung der katholischen Kirche mit ihren unverjährbaren Traditionen wird dem gläubigen Protestanten fortwährend ein Hinderniß sein, über die altchristliche und urchristliche Kirche mit sich selber in's Reine zu kommen."

Bezüglich der von der neukritischen Schule, insbesondere auch von Baur aufgestellten Hypothese von der späteren Entstehung des Katholicismus, der die Scheidewand zwischen Juden- und Heidenchristenthum durchbrochen und diesen ursprünglichen Gegensatz ausgeglichen habe, äußert sich Werner (a. a. O. 421 f.) also: „Die unbefangene Geschichtsforschung weist dieses angeblich späte Durchbrechen der katholischen Idee als eine widergeschichtliche Annahme nach; das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft der einzelnen Christengemeinden unter einander ist einer der Züge, die aus den ältesten Urkunden und Schriftdenkmalen der ersten christlichen Zeiten am entschiedensten hervortreten; ebenso war dasjenige, was die Substanz des Katholicismus ausmacht, in Cult, Disciplin und Verfassung der christlichen Kirchengemeinden vom Anfange her vorhanden. Es ist demnach falsch und verfehlt, von einer nachträglichen Entstehung der katholischen Kirche zu reden, obschon die Idee als einer alle Unterschiede zeitlicher und räumlicher Geschiedenheit und Verschiedenheit überwindenden Gemeinschaft im Fortschritte der zeitlich-räumlichen Entfaltung der Kirche stets imposanter hervortreten mußte, und sich auch

im geschichtlichen Leben der Kirche stets bestimmter durchbildete und ausprägte."

Neuerdings hat Karl Müller in seiner Schrift: „Göttliches Wissen und göttliche Macht des Johanneischen Christus" (Freiburg i. B. 1882. S. 8—19 u. a.) der Baur'schen Anschauung über das Urchristenthum eine vernichtende Kritik angedeihen lassen, indem er namentlich auf den Zusammenhang der philosophisch-theologischen Ueberzeugung Baur's mit der Hegel'schen Schule hinweist. Mit dieser aber ist nunmehr auch jene in Trümmer gesunken.

e) Die Tübinger-Baur'sche Schule und ihre Ausläufer.

Was wir über den Meister gesagt, gilt in noch höherem Maße von den Schülern, welche des Ersteren Anschauung von der Geschichte des Urchristenthums immer weiter und zwar meist nach der negativen Seite hin ausgebildet haben. Und so fest geschlossen die Schule auch auftrat, so konnte es doch, wie der Protestant Kurtz (Kirchengesch. II. 2. Th. S. 69) sagt, an Zwiespalt, Retractionen und rückläufigen Bewegungen bei der Unermüdlichkeit, mit welcher immer dieselben Gegenstände untersucht, immer dieselben Felsblöcke hin- und hergewälzt wurden, nicht fehlen. Es hat sich bei den Jüngern eine Fruchtbarkeit an neuen Hypothesen gezeigt, wie sie selbst bei den alten Gnostikern ihres Gleichen sucht, und mit derselben geht ebenmäßig ein nicht minder großer Zerstörungstrieb Hand in Hand, ein Beweis, in welchen luftigen Regionen die Kritik der Tübinger Schule ihr koboldartiges Spiel treibt. Und wiederum werden wir an den alten Saturnus erinnert, der in wilder Gier seine eigenen Kinder verschlang. (Vgl. H. Hagemann a. a. O. S. 645.)

Zunächst gingen über Baur seine Schüler Alb. Schwegler († 1857) und Ed. Zeller weit hinaus. Des Ersteren Schriften über den „Montanismus" (1841) und das „Nachapostolische Zeitalter" (1846) läugnen die Existenz

evident historischer Personen und ganzer Zeitalter und sind selbst nach dem Urtheil des Protestantenvereinlers Schwarz (a. a. O. S. 153) „voll von jugendlichen Uebertreibungen und Provocationen, parteiisch in ihrer Argumentation, unwahr und abstract in ihrer Gegenüberstellung des Petrinismus und Paulinismus und willkürlich in dem Würfelspiel mit diesen Parteinamen.“ Zeller, der seine theologische Professur quittiren mußte und gegenwärtig noch an der Berliner Universität Philosophie docirt, daneben aber auch in seinen Vorlesungen über historische Kritik die Tübinger Weisheit unter die studierende Jugend zu bringen sucht, ist, wenn auch in der Methode besonnener, so doch in den „Resultaten“ noch radicaler als Schwegler. Derselbe hat schon 1844 in einem Aufsatze der Jahrbücher der „Gegenwart“ (Juniheft S. 491 ff. „Aphorismen über Christenthum, Urchristenthum und Unchristenthum“) eine Art populärer Darstellung der Entstehungsgeschichte des Christenthums nach den Tübinger Anschauungen gegeben, welche frei von der Hülle kritisch gelehrter Untersuchungen, somit in voller abstoßender Nacktheit und in ihrer ganzen Dürre sich zeigt.

Volkmar, der unter den selbständigen Schülern Baur's die äußerste Linke darstellt und, die Tübinger Tendenzkritik mit Bruno Baur's Gewaltthätigkeit verbindend, die Evangelien als aus Willkür und Absichtlichkeit entstandene Parteischriften des anfangs unterdrückten, dann aber siegreichen Paulinismus ansieht, hält den ganzen Inhalt der historischen Bücher des N. T. für bloß ideelle Geschichte. Die Evangelien sind ihm lediglich didaktische Poesie, die Apostelgeschichte ein Epos, in welchem allerlei persönliche Gehässigkeiten, Persiflagen der Judenapostel und des Paulus verblümt zur Darstellung kommen. Während bei Baur die Ideen sich gegenseitig bekämpfen, treten diese bei Volkmar vor dem rein persönlichen Moment völlig zurück. Nach seiner Darstellung „Die Religion Jesu und ihre erste Entwicklung nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft“ (Leipzig 1857) füllen die ganze Geschichte

des Urchristenthums nichts als kleinliche persönliche Parteikämpfe, die in gemeinen Intriguen und persönlichen Animositäten sich Luft machten, nichts als niedrigste Parteileidenschaft, die in Lügen und Gemeinheiten (so sagt Volkmar selbst) sich bewegte und mit Persiflagen und Spott, ja noch mit ganz andern Waffen den Gegner zu überwinden suchte, (Vgl. Uhlhorn's Recension des genannten Werkes in den Gött. Gel. Anz. 1857 St. 172 ff.) Welch' niedrige Auffassung von dem glorreichen Jugendalter des Christenthums und der Kirche! Und doch preist Volkmar seine Ansicht als die „wahrhaft kirchliche und kirchenbauende", und während er seine Darstellung als die eigentlich geschichtliche bezeichnet, macht er der Baur'schen Geschichtsforschung den Vorwurf, daß sie auf dem Boden der bloßen historischen Hypothese stehen geblieben sei.

Eine etwas verwunderliche Stellung nimmt der thätige Ad. Hilgenfeld unter den Tübingern ein: er bildet eine Art Mittelpartei zwischen der Linken und der Rechten, und ist je nach eigenem Bedürfniß bald radical, bald conservativ, nur nicht mehr „Baurisch". Während er mit Bezug auf die apostolische Zeit, wenn wir so sagen dürfen, den orthodoxen Ansichten wieder näher getreten ist und nach seiner ausdrücklichen Versicherung mit seiner Kritik die Wunden heilen will, welche die Baur'sche dort geschlagen, geht er in seiner Beurtheilung der spätern Zeit weit über Baur hinaus. Während er dessen Hypothese über die Synoptiker mildert, stellt er bezüglich des Johannes-Evangeliums eine die Tübinger weit überbietende Ansicht auf, daß nämlich dasselbe ein gnostisches Product sei. Die Tübinger Grundanschauung von dem Gegensatz zwischen Petrinismus und Paulinismus, die er beibehalten, hat er freilich ihrer Schroffheit und Ausschließlichkeit entkleidet, führt dann aber die Gnosis als drittes Hauptmoment auf, welches zur Bildung der alten katholischen Kirche mitgewirkt haben soll. Diese Ansicht vertrat Hilgenfeld schon in den fünfziger Jahren. Und daran hält er, von

mannigfachen Modificationen im Einzelnen abgesehen, auch jetzt noch fest, wie dies das nachfolgende Glaubensbekenntniß aus seiner neuerlichen Schrift: „Die Ketzergeschichte des Urchristenthums" (Leipzig, 1884. p. V. sq.) beweisen mag: „F. C. Baur hatte nach J. S. Semler's Vorgang gelehrt, daß das urapostolische Christenthum judaistisch, sogar ebionitisch war, daß Paulus und der Paulinismus lange Zeit verworfen und angefeindet wurden, bis sich der Gegensatz des Judenchristenthums und des Paulinismus in den Katholicismus aufhob, und die Extreme als gnostische und ebionitische Häresie ausgestoßen wurden. Ich selbst habe das urapostolische Christenthum von Ebionitismus wohl unterschieden, auch mit Albrecht Ritschl eine gemeinsame Grundlage des urapostolischen und des paulinischen Christenthums hervorgehoben, aber den anhaltenden Kampf des urapostolischen und des paulinischen Christenthums nicht verkannt und als eine Hauptursache der Einigung beider Richtungen zu einem gesammtapostolischen Christenthum oder zu der katholischen Kirche den mächtigen Andrang des Gnosticismus geltend gemacht. So meinte ich es auch begreiflich gemacht zu haben, daß der aus dem Antignosticismus hervorgegangene Katholicismus das antipaulinische Judenchristenthum als Häresie ausstieß."

In welchem Geiste übrigens seine „Ketzergeschichte" geschrieben ist, erhellt aus der Versicherung, daß er Volkmar, Lipsius und Harnack, dieses radicale Triumvirat, zu seinen „Führern" erwählt habe, sowie aus dem ersten Satze, mit dem er seine Schrift einleitet: „Einer beschränkten Rechtgläubigkeit gilt die Häresie oder Ketzerei im Christenthum als das Unkraut, welches der böse Feind unter den Weizen des Christenthums gesäet hat." Demgegenüber will uns doch der Ruhm sehr problematisch erscheinen, den er sich selber vindicirt, wenn er sagt, daß er „redlich das Seinige gethan, den Ueberschreitungen der neuen Kritik Maß und Ziel zu setzen".

Diesen Ruhm hätte in gewissem Sinne viel eher der Professor Alb. Ritschl verdient, den Kurtz (a. a. O. S. 69) wegen seiner „bedeutenden Zugeständnisse nach rechts hin" als „vollständigen Apostaten" der Tübinger Schule, als „entschiedenen Bekämpfer fast aller ihrer eigenthümlichen Satzungen" angesehen wissen will.

Ritschl trat schon in der ersten Auflage seiner Schrift: „Die Entstehung der altkatholischen Kirche" (1850), und mehr noch in der zweiten Auflage derselben (1857), der Baur'schen, und speciell der outrirten Schwegler'schen Auffassung vom „Paulinismus" und „Petrinismus" entgegen: er läugnete, daß die ersten Apostel Ebioniten gewesen, daß sie in einem fundamentalen Gegensatz zum hl. Paulus gestanden, und daß das katholische Christenthum aus der Versöhnung zwischen Juden- und Heidenchristenthum sich gebildet habe, er behauptete vielmehr, daß die alte katholische Kirche — statt aus dem Judenchristenthum, wie die Tübinger lehrten — aus dem Heidenchristenthum entstanden sei.

Nun aber kamen die „Philister" über Ritschl. Selbst der argverstimmte Meister Baur redete mit Achselzucken von dem Beifall, „welchen Rischl durch seine neueste Schwenkung nach der Rechten und die offen ausgesteckte Fahne des Abfalls sich erworben" habe (Vgl. Baur, Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart. Tüb. 1859. S. 29). Schwarz (a. a. O. S. 172) aber erhebt also seine Stimme gegen den Treulosen: „So berechtigt in vielen Einzelheiten dies temperamentum der Baur'schen Kritik ist, so unberechtigt ist der hochfahrende Ton, mit welchem sich der auf des Meisters Schultern stehende Schüler über ihn erhebt und als den eigentlichen Vertreter der „wahrhaft historischen Methode" selbst hinstellt; so absichtlich und darum verstimmend die Lossagung von dem verschrieenen Manne, das Schönthun mit seinen Gegnern; der Versuch, auch den Wundererzählungen als „incommensurabeln Größen" Geschmack abzugewinnen, ja sogar für die Echtheit des Johanneischen Evangeliums, wenn auch nur in hinge-

worfenen Vermuthungen, Anhaltspunkte zu gewinnen." Freund Hilgenfeld ergeht sich gleichfalls in spöttischen Bemerkungen über „solchen Anti-Baurianismus, welcher doch die Abhängigkeit von Baur nicht verläugnen kann", und charakterisirt das Vorgehen des Ebionitismus, wie Ritschl es gezeichnet, als „eine semitische Zudringlichkeit ohne gleichen," und dasjenige des Heidenchristenthums als „einen blinden Antisemitismus, welcher das Kind mit dem Bade ausschüttet" (Ketzergeschichte p. VII.).

Auf der anderen Seite freut sich Uhlhorn (a. a. O. S. 321 f., 518 ff.) außerordentlich, daß Ritschl seinen Widerspruch gegen die Tübinger Schule für einen principiellen und durchgreifenden erklärt, worauf er die schönsten Hoffnungen für die Zukunft baut. Daneben aber hebt er wieder eine Reihe von Mängeln in der Ritschl'schen Geschichtsauffassung hervor. Er tadelt (S. 525 f.), daß bei ihm die Motivirung ungenügend, seine Auffassung vielfach einseitig, nachfolgende Behauptungen den früheren widersprechend und er selbst eigentlich wieder in die Kreise seiner früheren (Baur'schen) Anschauung hineingerathen sei.

So habe die Tübinger Schule mit Ritschl wieder in die alten Bahnen eingelenkt, anderseits aber sei dieselbe zu Produktionen gekommen, die bei der Willkür in Behandlung des historischen Stoffes kaum mehr zu den geschichtlichen gezählt werden könnten, die Geschichte vielmehr völlig in willkürliche Hypothesen auflösten (S. 347).

Aus diesen und andern Erscheinungen sowie „aus sonst noch manchen Zeichen" gewann Uhlhorn (S. 346) die Erkenntniß, „daß die Tübinger Schule ihren Lauf vollendet hat . . . Sie wird vielleicht noch eine Zeit lang arbeiten, unruhig die Fragen hin- und herbewegend, wohl nicht ohne auch so noch fördernd auf das Einzelne einzuwirken, im Ganzen und Großen, darin sind wir überzeugt, hat sie ihre Mission vollbracht, und man kann ruhig die Rechnung abschließen, ohne zu fürchten, das Ergebniß könne noch durch neue Factoren wesentlich verändert werden."

Baur (a. a. O. S. 54) nahm seinem Gegner dieses ihm und den Seinen gestellte Prognostikon gewaltig quer; er setzte sich vornehm in Positur und prophezeite, daß die Tübinger Geschichtsauffassung „auch ferner auf alle Forschungen auf diesem Gebiete der theologischen Wissenschaften einen bestimmenden und maßgebenden Einfluß haben werde," und daß „in Betreff der positiven Resultate die Tübinger Schule erst dann mit ihren Leistungen und Bestrebungen sich völlig aus dem Felde geschlagen sehen dürfte, wenn eine Geschichtsauffassung aufgewiesen werden könnte, welche besser als sie die vorliegenden Fragen gelöst und in weit höherem Grade, als es ihr bisher gelungen ist, die herrschende Meinung für sich gewonnen hätte; wo wäre aber eine solche?"

Wahrlich, wenn Baur noch lebte, er würde jetzt, nach 25 Jahren, schwerlich dieselbe stolze Sprache führen. Uhlhorn's Prophezeiung ist eben mehr als wahr geworden, und von der Geschichtsauffassung der Schule des „Renegaten" Ritschl kann man doch zum mindesten sagen, daß es ihr in weit höherem Grade, als der Baur'schen, bisher gelungen ist, die herrschende Meinung für sich zu gewinnen. Doch wird eben diese Ritschl'sche Schule hinwiederum von der orthodoxen, „kirchlichen" Partei auf's ärgste angefeindet, weil man dort — wie der Erlanger Bestmann in seiner Streitschrift: „Die theologische Wissenschaft und die Ritschl'sche Schule" (Nördlingen 1881) sich ausgedrückt — „Anschauungen verurtheilt, die achtzehnhundert Jahre als kirchlich gegolten haben, bloß weil sie kirchlich sind, ohne über ihren wissenschaftlichen Werth mehr als nur scherzando zu sprechen."

f) Die orthodoxen Protestanten der Gegenwart.

In der Geschichtsanschauung der sogenannten orthodoxen, kirchlichen Protestanten zeigt sich überall etwas Halbes, nichts Ganzes, etwas Verwirrtes, nichts Klares, eine Mischung von katholischer und rationalistischer Auffassung zugleich, und

darum nirgends ein bestimmtes befriedigendes Resultat! Ein paar Beispiele werden das zur Genüge beweisen.

Bereits im Jahre 1848 veröffentlichte Trautmann eine Schrift: „Die apostolische Kirche oder Gemälde der christlichen Kirche zur Zeit der Apostel," welche vom orthodox-lutherischen Standpunkte geschrieben den Rationalismus der Tübinger bekämpfen sollte. Aber es ist ein verwunderliches „Gemälde" mit den disparatesten Farben. Während Trautmann auf der einen Seite der apostolischen Zeit einen hochidealen typischen Charakter vindicirt, wirft er auf der andern Seite derselben Zeit allerlei Verkehrtes, ja schon den Anfang des Verderbens vor, welches bereits den heil. Jakobus erfaßt hatte, den er „eine Ruine" nennt, und das auch an den Weltapostel Paulus hinanreichte, den er der „Inconsequenz", des „Widerspruchs" und der „Heuchelei" bezichtigt. Zu solchen Resultaten mußte freilich ein „historischer Versuch", wie der Autor sein Buch nennt, führen, der selbst mit so inconsequenten, widerspruchsvollen Mitteln die Geschichte reconstruiren will. Und Uhlhorn (a. a. O. S. 496) hat völlig Recht, wenn er von der Trautmann'schen Schrift sagt, „daß sie nur den Nachweis liefert, daß einzelne Concessionen an die neuere Geschichtsanschauung, ein Versetzen der alt-orthodoxen mit einzelnen Elementen neuerer Anschauungen zu keinem Ziele führt."

Weit bedeutender erscheint gegenüber der Tübinger Auffassung des Urchristenthums diejenige von Heinrich Thiersch, welche zuerst in dessen „Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus" (1845), dann in der Schrift: „Die Kirche im apostolischen Zeitalter" (1852), zu Tage trat. Thiersch construirt sich drei Perioden der Kirchengeschichte: die erste, die apostolische, ist die Zeit der Entwicklung, des Wachsthums, ihr Charakter ein sündenloser, rein übernatürlicher; es folgte die zweite, nachapostolische Periode, die Zeit des Stillstandes, völlig verschieden von der ersteren und von rein natürlichem Charakter, wo durch das Aufhören der apostolischen

Thätigkeit „das rechte Licht und die höchste Entscheidung fehlte, wodurch die Kirche in zweifelhaften Lagen geleitet werden sollte," eine Periode, wo Gott die Menschen, „wie in den Zeiten der Unwissenheit ihre eigenen Wege gehen läßt." Diese aber dauert bis an das Ende der Zeiten, und erst dann wird die dritte Periode erscheinen, die, wiederum sündenlos und übernatürlich wie die erste, an diese sich anschließt. Schwarz (a. a. O. S. 178) nennt diese Anschauung „eine sehr willkürliche, welche ihn allmählich ganz in die Irwing'schen Phantasien von einer absoluten, apostolischen Kirche hineingeführt hat." Und Uhlhorn sagt (a. a. O. S. 506 ff.): „Fremd und unheimlich steht das Bild der apostolischen Zeit vor uns, wir fühlen uns damit in keinem lebendigen Zusammenhang; wir vermögen nicht unser christliches Leben als eine Fortsetzung von jenem, jenes als die Anfänge unsers eigenen Lebens umfassend zu erkennen." Derselbe Kritiker wirft Thiersch weiherhin „arge Inconsequenzen" vor und bezeichnet als den Grundfehler seiner Anschauung die Ansicht, „daß die Entwicklung der Kirche eine sündlose hätte sein sollen und können, und erst durch einen Abfall zu einer mit Sünden befleckten und durchzogenen geworden sei." Uhlhorn ist aber zu wenig starr lutherisch, um diesen „Abfall" zuzugeben, doch auch wieder zu wenig katholisch, um der rechten Ansicht zuzustimmen, wonach die Kirche der fortgesetzte Christus, ihre Geschichte (nach der höheren, göttlichen Seite) die Wiederholung der Geschichte Christi, und ähnlich wie diese eine sündenlose ist. Da aber Thiersch mit seiner Auffassung zu dieser selben Consequenz kommen müsse, „die er einen Augenblick verdecken, der er aber nicht entgehen" könne, so brandmarkt Uhlhorn „diese eigenthümliche Erscheinung neben der Tübinger Schule" — und das ist der bis zuletzt aufgeschobene härteste Schlag seiner Kritik gegen Thiersch — als „Geschichtsauffassung der Römischen Kirche".

Wenn nun aber dieser selbe Uhlhorn, wie wir gleich sehen werden, von anderer „autoritativer“ Seite ganz denselben Vorwurf einer „echt katholischen Geschichtsanschauung“, und damit sein Todesurtheil hinnehmen muß, so haben wir hier eine von den tragikomischen Scenen, an denen der erbitterte Guerillakrieg in den Höhen und Tiefen der „freien“ protestantischen Wissenschaft so reich ist.

Baumgarten sieht in seiner Schrift: „Die Apostelgeschichte oder der Entwicklungsgang der Kirche von Jerusalem bis Rom“ (Halle 1852) ähnlich wie Thiersch die apostolische Zeit als die eigentliche Entwicklungsperiode und zwar mit ganz übernatürlichem Charakter an, was aber hinter derselben liegt, ist nach ihm nicht bloß Stillstand, sondern lauter Verwirrung.

J. P. Lange („Die Geschichte der Kirche“. Braunschw. 1853) hat mit den vorhin Genannten in seiner Auffassung der ältesten Kirchengeschichte Manches gemeinsam, unterscheidet sich aber dadurch von ihnen, daß er das apostolische Zeitalter nicht bloß als rein ideale und übernatürliche, erst zu Ende der Zeiten wiederkehrende Periode auffaßt, sondern diese auch durch die kühnsten Hypothesen und in ganz willkürlicher Weise als „ein typisches Lebensbild der Kirche aller Zeiten, insbesondere aber als die lebendige Prophetin der Kirche der Vollendung“ darstellt. So ist beispielsweise seine Charakteristik der Apostel nichts weiter als ein willkürlich entworfenes Register von Typen für die verschiedenen Erscheinungen des Geisteslebens in der Kirche. Lange's Geschichte der altchristlichen Zeit ist aber nichts weniger als wirkliche Geschichte, sondern ein rein ideal construirtes, in der Luft schwebendes Gebäude von kühnen Hypothesen. Und Uhlhorn hat wohl nicht Unrecht, wenn er (a. a. O. S. 517) Lange und die vorhin Genannten mit den Tübingern also in Vergleich stellt: „In einem Punkte treffen beide zusammen, Wunder und Geschichte sind ihnen beiden Widersprüche. Die Tübinger Schule

gibt das Wunder auf, um Geschichte zu gewinnen; die andern opfern die Geschichte dem Wunder. . . . Die Tübinger Schule sieht die Kirchengeschichte als etwas rein Menschliches, die andere als etwas rein Göttliches an."

Baur ist auf diese Kritik seines Systems die Antwort nicht schuldig geblieben. In seinem Schriftchen „Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart" (S. 43 ff.) hat er seinem Confessionsgenossen Uhlhorn den directen Vorwurf gemacht, daß dessen oft genannte Ausführungen „in der That das Programm einer echt katholischen Geschichtsanschauung" enthielten, so z. B. wenn er an Ritschl rühme, daß dieser den Kanon verworfen habe, daß das je Frühere das Niedere, das je Spätere das Höhere sein müsse, und mit ihm annehme, daß Christus selbst als das Höchste, als das Wunder geschaut werde, wenn hier Uhlhorn gleich dem in der Anschauung des Wunders lebenden Katholicismus vor dem Wunder als dem absoluten Anfang der Geschichte des Christenthums stehe, wenn er sodann dem echt katholischen Kanon beistimme, „daß im Verlauf (der Geschichte) nichts zum Vorschein kommen kann, was nicht zuvor schon vorhanden war, das Frühere kann nichts anderes gewesen sein als das Spätere, dieses nicht das Höhere, jenes nicht das Niedere" u. s. w. Nach der auf dem Traditionsdogma beruhenden katholischen Geschichtsanschauung, fügt Baur erläuternd bei, könne ja in dem ganzen Verlauf der Geschichte nichts zum Gesammtbewußtsein der Kirche werden und für wesentlich christlich gelten, was nicht schon von Anfang an dieselbe Bedeutung hatte; es sei ja alles, was zum Wesen des Katholicismus gehöre, unmittelbare Anordnung und Einsetzung Christi, das von ihm Gewollte und Anbefohlene apostolische Tradition, urchristliche Lehre und Praxis, die Bischöfe aller Zeiten hätten nichts anders gelehrt als die Apostel, und die Apostel nichts anders als Christus. Diesen Bann aber, sagt Baur weiter, habe der Protestantismus durchbrochen, freilich nicht sogleich in seinem

ganzen Umfange, auch die protestantische Geschichtsschreibung habe sich erst entwickeln müssen, und je mehr dies geschehen, um so mehr sei ihr Gegensatz zur katholischen hervorgetreten.

Wenn Baur's Charakteristik der protestantischen Geschichtsanschauung richtig ist, so hat er gewiß die Logik der Thatsachen auf seiner Seite und die allein folgerechte Consequenz gezogen!

Uhlhorn aber und sämmtliche Vertreter der orthodox-protestantischen Geschichtsanschauung huldigen somit nach dieser Seite nicht der protestantischen, sondern der katholischen Geschichtsanschauung, da sie das Princip des wesentlichen Fortschritts, diesen Angelpunkt der modern-protestantischen Geschichtsanschauung, verwerfen. Das zeigen bezüglich Uhlhorn's nicht nur dessen oft angeführte Kritiken über die neueren Darstellungen der ältesten Kirchengeschichte, sondern auch seine gern gelesene Schrift: „Das Christenthum und seine Gegner," welche in sehr vielen Punkten, z. B. in den treffenden Parallelen zwischen Celsus, Strauß, Renan u. a. (S. 273, 276 u. a.) ganz katholisch sich ausnimmt.

Aber Uhlhorn bleibt doch immer Protestant, und als solcher muß er an dem altprotestantischen Axiom von einer Depravation der katholischen Kirche festhalten. Er nennt es (S. 527) „das Werden der Kirche von der apostolischen zur alt-katholischen," „ein Umschwung von solcher Tiefe, solcher Bedeutung, wie ihn die Kirche nie wieder erlebt hat."

Aber dieses „Werden," dieser „Umschwung" sei „so schwer zu erfassen und darzustellen." Die Aufgabe, das Wie? und Wann? der willkürlich angenommenen Depravation zu bestimmen „ist noch nicht völlig gelöst, und erst mit ihrer Lösung wird die evangelische Kirche den historischen Gegenbeweis gegen die römische wirklich geführt haben. Gilt es, die römisch-katholische Kirche in ihrem Werden zu erfassen, so ist das nur möglich, wenn zuvor die altkatholische Kirche in ihrem Werden erkannt ist; denn in dieser liegen die Anfänge jener, und die Wurzeln aller späteren Verirrungen lassen sich bis in's zweite Jahrhundert, noch

weiter bis an's Ende des ersten, bis an die Grenze der apostolischen Zeit verfolgen."

Wie sehr Vorurtheil und Haß gegen die katholische Kirche den gesunden Sinn verstricken und zu lächerlichen Ungerechtigkeiten verleiten kann, zeigt eine schon in Titel und Anlage ganz wunderliche Schrift des öfter genannten kirchlich-protestantischen Theologen Bestmann: „Die Anfänge des katholischen Christenthums und des Islams. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung (Nördlingen 1884)." Der Verfasser hat nach dem Vorgange des geistreicheren Hase gewisse Anschauungen der katholischen Kirche in taschenspielerischer Manier und in ganz outrirter Weise zur Darstellung gebracht und damit verwandte Ideen des Mohamedanismus in Parallele gestellt, um den Prozeß des Werdens, den Ursprung dieses seines „Katholicismus" verständlich zu machen. Und da kann es nicht überraschen, daß er selbst in der Hauptsache dem Mohamedanismus den Vorzug vor dem Katholicismus gibt, wenn er beispielsweise sagt: „Um diese Religion (des ältesten Christenthums, des Christenthums Christi, nämlich der Gottergebenheit) ist der Islam das ganze Mittelalter über reicher gewesen als die Kirche der Gräkoromanen, als die katholische Kirche." Das geht doch auch dem sonst befreundeten orthodox-protestantischen Kritiker in dem Gütersloher „Theol. Literatur-Bericht" über das Maß des Erlaubten, der (im Maihefte des Jahrgangs 1884, S. 99) sich nicht in der Lage erklärt, einen solchen Satz zu unterschreiben, „weil er der Wirklichkeit nicht entspricht. — Es widerspricht," so urtheilt er im Allgemeinen über das Buch, „meinen religionsgeschichtlichen Einsichten und Ueberzeugungen völlig, zwei so incommensurable Complexe wie den Mohamedanismus und das, was der Verfasser unter ‚katholischem Christenthum' versteht, hinsichtlich ihrer Ursprünge in Parallele zu stellen." Ueberhaupt „wirkt weder der Titel der Schrift noch ihre vollendete Lectüre eine sympathische geistige Berührung." An diesem Urtheil des Freundes

über den Freund können wir, die Gegner, uns genügen lassen.

Es bedarf sodann kaum der Versicherung, daß auch Bestmann trotz des besten Willens zu eigenem großen Leidwesen nicht anzugeben weiß, wie und wann denn das wahre Christenthum zu der Farce des „katholischen Christenthums", das selbst dem Islam an innerem christlichen Gehalt nachstehen soll, sich hat herabwürdigen lassen.

In der lauten Klage über die bisherige Unmöglichkeit, das Wie? und Wann? der einmal angenommenen Depravation der katholischen Kirche näher zu bestimmen, von deren Annahme eben die Existenzberechtigung des Protestantismus abhängt, stimmen mit Uhlhorn und Bestmann alle übrigen sonst auf's Aeußerste sich bekämpfenden antikatholischen Parteien überein. So Ritschl, der Mann der Mitte, beispielsweise in seiner Schrift: „Die Entstehung der altkatholischen Kirche" (S. 4.), während Baur, der Hauptvertreter der Linken, dieselbe Klage in seinen „Epochen der Kirchengeschichtsschreibung" in ergreifender Weise immer und immer wiederholt.

Das also ist nach einstimmigem Bekenntniß die Enderrungenschaft all' der geschilderten Bestrebungen der protestantischen Geschichtsanschauung und der vielgepriesenen modernen Kritik, ein Resultat recht traurig und beschämend für die „freie" protestantische Wissenschaft, darum aber um so beweiskräftiger für die so hart von ihr angegriffene katholische Wahrheit.

Dr. X.

---

4. Die Geschichtsanschauung des Socialismus.

Die socialistische Welt- und Geschichtsanschauung steht in vollem Gegensatze zu allen bisher genannten. Sie ist wesentlich materialistisch. Sie verwirft die Begriffe des Geistigen, des Absoluten, des Ewigen, und kennt nichts weiter als die sichtbare Welt, die Materie. Die

„Weltgeschichte“ ist ihr darum auch wesentlich „Naturgeschichte.“

Und wie in der Natur Alles in steter Bewegung, Umbildung und Fortentwicklung begriffen ist, so ist nach socialistischer Anschauung auch in der Menschheitsgeschichte keine Ruhe, kein Stillstand, kein Sein, sondern nur Werden: ein stetes Vergehen und Entstehen, eine Entwicklung, die mit der Nothwendigkeit und der Regelmäßigkeit eines Naturprocesses sich vollzieht.

In der Erwägung, daß der Denkproceß, um zu wahren Resultaten zu führen, diesem Naturproceß analog sein müsse, bringt der Socialismus zum An- und Ausbau seiner Gesellschafts- und Geschichtsphilosophie die „dialectische Methode“ zur Anwendung, wie sie zuerst Hegel und nach ihm besonders die rationalistische Baur-Tübinger Schule für ihre Geschichtsconstruction angewendet haben. Aber diese „dialectische Methode“ des Socialismus ist von derjenigen Hegel's gleichwohl grundverschieden: auch sie ist durch und durch materialistisch, während jene idealistisch ist. Hegel ging von der Vorstellung, von der Idee aus und schloß (a priori) von dieser auf die Wirklichkeit des Seins. Die Socialisten aber gehen von dem Sein, von der Materie aus, um daraus (a posteriori) das Bewußtsein zu erklären, das Reich des „Ideellen“ zu erbauen, und das „Gesetz“ zu eruiren. Die socialistischen Schriftsteller selbst betonen diesen fundamentalen Unterschied, um die materialistische Seite ihrer Geschichtsanschauung im Gegensatz zum Idealismus des Hegelthums an's Licht zu stellen.

So nennt sich Marx den „auf den Kopf gestellten Hegel.“ „Meine dialectische Methode — sagt er im Nachwort zum „Kapital“ — ist der Grundlage nach von der Hegel'schen nicht nur verschieden, sondern ihr directes Gegentheil. Diese steht auf dem Kopfe; man muß sie umstülpen, um den rationalistischen Kern in der mystischen Hülle zu entdecken. . . . Bei mir ist umgekehrt (wie bei Hegel) das Ideelle nichts anders, als das im Menschenkopf

umgesetzte und übersetzte Materielle.“ Oder, wie er in der Vorrede „Zur Kritik der politischen Oekonomie“ sich ausdrückt: „Es ist nicht das Bewußtsein des Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.“

Aehnlich äußert sich Lassalle und Fr. Engels. Letzterer nennt das Hegel'sche System eine „kolossale Fehlgeburt“ und behauptet, daß die durch die socialen Kämpfe dem Socialismus aufgenöthigte „neue Untersuchung die ganze bisherige Geschichte“ umgestaltet, „den Idealismus aus seinem letzten Zufluchtsort, aus der Geschichtsauffassung vertrieben, eine materialistische Geschichtsauffassung gegeben und den Weg aufgefunden habe, um das Bewußtsein des Menschen aus ihrem Sein, statt wie bisher ihr Sein aus ihrem Bewußtsein zu erklären.“ (Vgl. „Dühring's Umwälzung.“ I. S. 9.)

Allerdings können die Socialisten mit den a posteriori aufgefundenen Formen dialectisch weiter operiren und sie auf ganz neue Gebiete anwenden; und in der That haben sie auch schon mehr oder weniger auf Grund der so gefundenen „Gesetze“ die noch kommende gesellschaftliche Entwickelung im Kopfe fertig construirt und Grund- und Aufriß ihres Zukunftsstaates festgestellt — wie der kühnste Idealist es nicht besser vermöchte. Indeß muß immer festgehalten werden, daß Ausgang und Grundlage ihrer Methode durchaus materialistisch ist, wie nach ihrer Anschauung ja auch Alles, was existirt, auch der Mensch und die ganze Menschengeschichte, aus der Materie ihren Ausgang genommen hat, und „Product“ der Materie ist.

Und die Entwickelung, die ganze Geschichte der Menschheit wird nicht von einer höheren, überirdischen Macht, von geistigen Ideen und Gesetzen vornehmlich bestimmt, sondern lediglich von der Erde, der materiellen Unterlage des Menschengeschlechtes, von der Art der Verbindung mit ihr, von den dadurch bewirkten wirthschaftlichen Verhältnissen, von den Productionsbedingungen und der

Productionsweise und ihrem steten Wechsel. Und zwar ist die ganze geschichtliche Entwickelung, die Menschheitsgeschichte nach allen ihren verschiedenen Seiten, nach der socialen, politischen und culturgeschichtlichen Richtung hin davon abhängig; mit andern Worten: nicht bloß das sociale und politische Leben, sondern auch die Religion, die Sitte und das Recht haben im Grunde eine materielle Unterlage, sie sind das Product wirthschaftlicher Verhältnisse.

So sagt Marx (in der Vorrede zur „Kritik der politischen Oekonomie"): „Die Productionsweise des materiellen Lebens bedingt den socialen, politischen und geistigen Lebensproceß überhaupt." Die immer neu sich entwickelnden Productivkräfte der Gesellschaft aber treten nach Marx in Kampf und Conflict mit den alten vorhandenen Productionsverhältnissen, es erfolgt eine Umwälzung der ökonomischen Grundlage, eine sociale Revolution, und mit dieser Umwälzung in den materiellen, ökonomischen Verhältnissen auch eine Umwälzung „in den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Conflicts bewußt werden und ihn ausfechten." Oder wie Engels (a. a. O.) sich ausdrückt: „Alle bisherige Geschichte war die Geschichte von Klassenkämpfen, diese einander bekämpfenden Klassen sind jedesmal Erzeugnisse der Productions- und Verkehrsverhältnisse, mit einem Worte, der ökonomischen Verhältnisse ihrer Epoche; es bildet also jedesmal die ökonomische Structur die reale Grundlage, aus der der gesammte Unterbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen und sonstigen Vorstellungsweise eines jeden geschichtlichen Zeitabschnittes in letzter Instanz zu erklären ist."

So ist beispielsweise nach der Geschichtsanschauung des Socialismus aus dem Nomadenleben die patriarchalische Epoche mit der Jehovah-Religion, mit ihrer patriarchalischen Sitte und dem entsprechenden Recht hervorgegangen.

Die später folgende Periode des Feudalsystems begründete die Religion, die Sitte und das Recht des Katholicismus, während die von der neuern Zeit allmählich vollzogene Umwandlung der Gesellschaft in die „Burgeoisie“ die Herrschaft des Protestantismus mit seinen religiösen und rechtlichen Anschauungen anbahnte. Sobald aber die gegenwärtige Gesellschaftsordnung des dritten Standes, der Bourgeoisie, abgewirthschaftet hat, wird der Socialismus an seine Stelle treten und den wahren „Volksstaat“ der Zukunft begründen, der den bisherigen Klassenkämpfen ein Ende setzt, die wirkliche „Erlösung“ vollzieht und die wahre Religion, Sitte und Recht schafft. Denn vorher konnte man nicht reden von „der“ Religion, „der“ Sitte, „dem“ Recht, als von substanziellen Begriffen mit absoluter Berechtigung, sondern bis dahin gab es nur Religionen, Sitten und Rechte mit relativer Berechtigung, die entstanden und vergingen in causalem Zusammenhang mit den jedesmaligen Productionsverhältnissen innerhalb der menschlichen Gesellschaft.

Aus dem Gesagten folgt, daß die Welt- und Geschichtsanschauung des Socialismus durchaus materialistisch und atheistisch ist. Es wäre leicht, dies durch eine Menge unzweideutiger Aussprüche socialistischer Führer, eines Marx, Engels, Lassalle, Bebel u. A. des Näheren zu erhärten.

Wollten wir die Falschheit der dargelegten socialistischen Geschichtsanschauung nachweisen, so müßten wir also ein Kapitel zur Widerlegung des Materialismus und Atheismus überhaupt schreiben, was Zweck und Raum unseres Buches nicht gestatten. Wir beschränken uns deshalb auf einige Gegenbemerkungen historischer Natur.

Religion, Sitte und Recht sind geistige Faktoren, ewig bleibende Wahrheiten, und nicht, wie der Socialismus will, der Ausfluß irdischer, wechselnder Verhältnisse der Gesellschaft, nicht das „Product“ der Materie, wenngleich sie durch die socialen Verhältnisse mannigfach modificirt werden. Das lehrt deutlich die Geschichte,

und das Gegentheil behaupten, heißt: alle Geschichte auf den Kopf stellen. Oder hat nicht beispielsweise die Jehovah-Religion die socialen Verhältnisse des jüdischen Volkes, hat nicht das Christenthum die gesellschaftlichen Bildungen bei sämmtlichen ihm zufallenden Völkern durchweg grundgelegt und weiter entwickelt? Wer wollte ferner im Ernste auch nur versuchen, den Jehovahglauben mit seinem Cultus und seiner Moral als Ausfluß des Nomadenlebens, der patriarchalischen Verfassung zu erweisen; oder wer vermöchte die wunderliche Hypothese, die christlichen Dogmen seien das Product des Feudalstaates, auch nur einigermaßen mundgerecht zu machen, zumal angesichts der Thatsache, daß das Christenthum 1000 Jahre eher in die Welt gekommen, als der Feudalstaat? Und dann, wenn das patriarchalische und Nomadenleben wie bei den Juden, so bei den übrigen Völkern das ursprüngliche Stadium der Entwickelung bezeichnet, warum haben dann nicht auch alle diese Völker den jüdischen Monotheismus angenommen?

Derlei Fragen ließen sich noch eine Menge aufstellen, die allein schon die Unhaltbarkeit der socialistischen Geschichtsanschauung zeigen. (Vgl. Weiteres in dem von uns benutzten trefflichen Buche von Fr. Hitze: Kapital und Arbeit. S. 296—328.)

Die socialistische Weltanschauung mag auf den ersten Blick gewaltig und großartig erscheinen; aber schon gleich macht sie sich verdächtig durch das Uebermaß ihrer Behauptungen, und vor der genaueren, nüchternen Forschung zerplatzt die großartige Hypothese wie eine Seifenblase. Auch liebt es der Socialismus, mit großen Strichen zu zeichnen und in ganz allgemeinen Ausführungen sich zu ergehen, dagegen vor Detailausführungen sich zu hüten, weil eben solche ihr System als unhaltbar, um nicht zu sagen, absurd erweisen würden. Wenigstens waren bis dahin die wissenschaftlichen Vertreter des deutschen und englischen Socialismus einer in's Detail gehenden Darstellung ihrer Geschichtsauffassung sorgfältig aus dem Wege gegangen.

Neuerdings aber ist von J. A. Langois ein zweibändiges Werk aus dem Nachlasse des bekannten französischen Socialisten Proudhon, des Schöpfers des berüchtigten Satzes: „Eigenthum ist Diebstahl," herausgegeben worden, welches in der Form eines historischen Entwurfs der Geschichte der fünf ersten christlichen Jahrhunderte eine Art systematisches, programmmäßiges Bild dessen vermittelt, wie die Menschheitsgeschichte, die Geschichte des werdenden und des welterobernden Christenthums während des gedachten Zeitraumes, durch die socialdemokratische Brille gesehen, sich ausnimmt. Das Werk führt den Titel: Césarisme et Christianisme par P. J. Proudhon (Paris 1883). Eine kurze Analyse seines Inhalts wird zugleich die beste Kritik und Widerlegung der socialistischen Geschichtsanschauung sein.

Proudhon sieht in Jesus Christus „den kategorischen Vertreter der moralischen und socialen Reform, den Gegner des Priesterthums und des Cäsarismus," dem alle Dogmen verhaßt sind, und der gegen die Wunder protestirt. „Jesus ist — so sagt er — die wahre Antithese des Regiments der Cäsaren, der Patricier, der Priester und der Wucherer."

An einer andern Stelle: „Er war im strengsten Sinne des Wortes Antimessianist, Christ und Antichrist, wie er in seiner Eigenschaft als Prophet und Tribun Anti-Priester und Anti-Cäsar war. Hierin besonders, hierin allein, und das ist genug, liegt seine historische Bedeutung; sie kann nur hierin liegen. Das ist sein Rechtsanspruch an die Dankbarkeit der Menschen, an die Nachwelt. — In ihm erhebt sich die moralische und sociale Revolution zum Bewußtsein ihrer selbst. — Als lebendig gewordenes Bewußtsein der Massen hat er zuerst begonnen, mit dem Illuminismus, dem Theologismus, der Theosophie und allen Mysticismen der Erde aufzuräumen . . . Er ist der Führer der Opposition, und als Führer der Opposition ist er unvergleichlich geblieben und wird es ewig bleiben. — Seine

Predigt ist nichts anderes, als die sociale Reform, nicht mehr, nicht weniger. Die Freiheit, die Gleichheit, die Brüderlichkeit, das ewige Programm der Armen und Unterdrückten."

Proudhon ist indeß nicht der erste, der den göttlichen Herrn zu einem „Socialisten" degradirt. Schon vor ihm hatten Marx und Lassalle, die beiden Juden, das Lob des „großen jüdischen Socialreformators Christus" gesungen; wie denn längst vor diesen die Jakobiner der französischen Revolution „le bon sansculotte Jésus Christ" mit Vorliebe im Munde führten.

Die neutestamentlichen Schriften verwirft Proudhon selbstverständlich zum großen Theile als tendenziös und unhistorisch. Doch hält er den Korintherbrief für werth und wichtig, weil darin „kein Wort" sich findet „weder von der Dreieinigkeit, noch vom „Worte", noch von der Menschwerdung durch den hl. Geist, noch von all' den Geschichten, die 60 oder 80 Jahre später von den sogenannten Evangelisten erzählt wurden . . . Paulus weiß nichts, absolut nichts von diesen Dingen; nicht daß man damals überhaupt noch nicht davon gesprochen hätte; alle die Ideen waren längst vorgesehen und vorausgesagt und mehrere Jahrhunderte alt. Paulus, der von dem Lärm wohl hörte, begnügte sich mit einigen verächtlichen Anspielungen; . . . um die Genealogie des Messias kümmert er sich nicht; die Wunderthaten Jesu sind für ihn nichts als Altweiber-Geschichten."

Mit solcher Akrobaten-Logik und mit gleich lächerlich naiver Beweisführung behandelt Proudhon auch die älteste Kirchengeschichte. Entsprechend dem Charakter Jesu war auch seine Kirche zu Anfang ganz brüderlich und communistisch, antipriesterlich und antihierarchisch; aber es blieb nicht so. Die erste christliche Bewegung trägt überhaupt nach Proudhon ganz den Charakter der Volksbewegungen: „Die Führer, diejenigen, welche den Impuls geben, werden zunächst verfolgt; sind sie verbraucht oder

todt, dann folgen die Mittelmäßigkeiten. Die Mittelmäßigkeit ist von der Demokratie unzertrennlich; sie muß auch an die Reihe kommen: nach den Sieyès, Mirabeau, der Gironde und Danton muß Robespierre kommen. Nach Petrus, Paulus, Johannes und Jakobus beginnt die Herrschaft der Unbekannten. Sie halten die christlichen Gesellschaften; sie sind Bischöfe, Tribunen, Diakone: sie werden puritanisch, konservativ, exclusiv, intolerant, stationär; sie drängen die Kapacitäten weg, verläumden und excommuniciren sie — die Reinigung des Jakobinismus." Während Christus antipriesterlich, antihierarchisch, anticäsaristisch, der höchste Träger der revolutionären Idee war, ward seine Kirche, welche den Judaismus zur Vaterschaft erhebend das ganze liturgische, hierarchische und sakramentale Mobilar, das Aarons Priesterstamm übrig gelassen, gierig ergriffen hatte, allmählich zum Mittelpunkt der Autorität, zur Pflegerin eines großen Cultus, zum Gegner des Socialismus und der Revolution.

„Mit Augustin — sagt Proudhon — ist das Christenthum nicht mehr, was es war: wir haben bereits einen Cultus, eine Theologie, einen Aberglauben, eine Hierarchie, lauter Dinge, die Jesus nicht gewollt, die er verneint und bekämpft hat und nichts mehr von dem, was er bejaht und erstrebt hat."

Von der berühmten Aera des Martyriums meint Proudhon, man sollte sie lieber die revolutionäre Aera nennen, weil sie das entscheidende Datum der christlichen Revolution bringe. Es folgt das Bündniß des in Constantin unterliegenden Kaiserthums mit der Kirche, die Concessionen auf Concessionen häufend immer mehr sich corrumpirt, dann auf dem Concil von Nicäa ihrem positiven Interesse gemäß das neue, aber mathematisch unsinnige Dogma von der Gottheit Christi proclamirt. Der Arianismus unterliegt, und mit ihm schwindet der letzte Rest des alten Christenthums, eine neue Götzendienerei beginnt. Julian, der Apostat, ist für Proudhon selbstredend

eine sehr sympathische Persönlichkeit. Theodosius leider opferte dem Cäsarismus und erwürgte das Kaiserreich. Die Kirche ward immer mächtiger, drängte das weltliche Gesetzbuch mehr und mehr zurück und absorbirte beinahe völlig die weltliche Gewalt. „Damals erschien das Christenthum als eine Verschwörung gegen die Menschheit." Dann durch Begünstigung des Cölibats und des Mönchthums verurtheilte sie indirect die Ehe, sie verurtheilte auch Handel, Industrie, Kunst, Wissenschaft und Reichthum. Sie liebt es vielmehr, die heranbrechenden Barbarenhorden zu bekehren; um dieser Bekehrungen willen ist ihr Alles feil. „Es wäre — meint Proudhon — interessant zu entscheiden, was größer ist, das Verdienst des Christenthums um die Civilisation, indem es die Barbaren bekehrte, oder der Nachtheil, den die Barbaren der Freiheit brachten, indem sie das Christenthum retteten."

Proudhon's Entwurf schließt mit einem Ueberblick über die Zeit von Karl dem Großen bis zur französischen Revolution, welche er die feudale Periode nennt. Diese ganze Zeit füllt sich aus mit experimentellen Versuchen aller Art, ob das Feudalsystem, von dem Genie der Kirche und dem Genie der Barbaren zur Neuconstruirung und Festigung der menschlichen Gesellschaft erfunden, sich probehaltig erweisen würde. Das aber hat es nicht gethan; im Jahre 1789 ist es zusammengebrochen: „ein ungeformtes, brutales, materialistisches, unorganisches Etwas, verziert mit feudalen Erinnerungen, gouvernementalen Gewohnheiten und religiösen Heucheleien — das Kapital." Dieses nun aber, einmal in seinem Wesen erkannt, erzeugt „die fruchtbare, durchsichtige und civilisatorische Idee der Arbeit."

So Proudhon, das geistige Haupt des französischen Socialismus. Auch der gegenwärtige Führer der deutschen Socialdemokratie, der Drechslermeister A. Bebel, ist unter die Historiker gegangen. Sein Buch: „Die mohamedanisch-arabische Cultur-Periode" (Stuttgart 1884) ist insofern eine Ergänzung des Proudhon'schen Werkes, als

es uns in ganz unzweideutiger Weise die Anschauung des Socialismus, oder doch eines ihrer Hauptführer, über das christliche Mittelalter darlegt. Nach Bebel's Versicherung ist nicht dieses mit seiner ruhmreichen Geschichte, seiner Blüthe in Kunst und Wissenschaft, seiner warmen, werkthätigen Religiösität, seinen großartigen Institutionen und seinen Erfindungen, sondern vielmehr die islamitische Cultur, nicht das Christenthum, sondern der Mohamedanismus, der Schöpfer und Vermittler der Cultur und Civilisation in Europa, sowie der gesammten geschichtlichen Entwicklung der späteren Zeit bis auf die Gegenwart. Der socialistische Agitator hat in seinem blinden Hasse gegen das Christenthum und bei seinen nur durch ihre Dreistigkeit auffallenden Schimpfereien auf das Mittelalter vergessen, einmal den Blick auf die dem Elend und dem Barbarismus verfallenen Länder des Orients zu werfen, in denen die Jünger des Koran das Scepter führen. Ueberhaupt steht die Schrift Bebel's nach jeder Seite hin tief unter dem oben besprochenen Werke seines französischen Gesinnungsgenossen, dem wenigstens Geist und reiches Wissen nicht abzusprechen ist.

Im Uebrigen ist Proudhon's Arbeit ein Musterstück von tendenziöser Verballhornisirung der Geschichte. Geschichtliche Personen und Institutionen, ganze Zeitperioden sind in das Procrustes-Bett der socialistischen Ideen hineingezwängt und mit einer grandiosen Dreistigkeit, ohne alle Rücksicht auf historische Zeugnisse und die gewöhnliche Logik je nach Belieben zugestutzt, verstümmelt oder auch völlig metamorphosirt worden. Proudhon's Schrift, so kann man sagen, ist das vollständige Programm, das Credo der Socialdemokratie in historischen Formeln ausgedrückt, aber bei Leibe keine Geschichte. Wenn wir es nicht schon längst wüßten, so müßten wir aus diesem Buche lernen, daß der falsche Socialismus unserer Tage die nackte Revolution, den Umsturz aller bestehenden, zunächst der größten Institutionen der Gesellschaft, der Kirche und des Staates, erstrebt. Das zeigt die

abfällige Kritik, die der „Historiker" ihnen angedeihen läßt, so, wenn er beispielsweise sagt: „Als der Cäsarismus officiell christlich wurde, ward das Christenthum selbst cäsaristisch; von seiner ursprünglichen Energie, und seinem Ideal, das es aufgestellt, ist nichts mehr übrig als Mönche und Cönobiten; es ist sozusagen eine Mythe geworden."

Proudhon, obschon 1865 gestorben, gehört gleichwohl noch heute zu den actuellen Schriftstellern Frankreichs. Und wenn auch sein Buch nicht direct für die Massen geschrieben ist, so werden die Schriftsteller und Volksredner des Socialismus dasselbe um so eifriger ausnützen und dessen corrupte Ideen, historische Lügen und das ganze tendenziöse System mitten in die Volkskreise hineinzutragen sich bemühen. „Wenn die Könige bau'n, Haben die Kärrner zu thun." Proudhon's Buch ist somit in der Tendenz und in der Wirkung mehr auf die Massen berechnet und gefährlicher, als es auf den ersten Blick scheinen will. Und darum haben wir es auch für empfehlenswerth gehalten, die Leser unserer Sammlung an der Hand einer knappen Analyse des Proudhon'schen Buches mit der horrenden Geschichtsanschauung des Socialismus bekannt zu machen.

Nach dem Gesagten kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der falsche Socialismus nach Ursprung, Wesen und Ziel durchaus materialistisch und atheistisch und darum auch jeder positiven Religion überhaupt und dem Christenthum insbesondere feindlich gesinnt ist. Wenn aber diese Frage, wie es von Zeit zu Zeit geschieht, gar noch in socialdemokratischen Organen mit scheinbarem Ernste discutirt wird, so will uns das als eine elende Komödie bedünken.

Dr. X.

---

5. Popularisirung der Geschichtslügen über das christliche Alterthum.

Wie die vorhin genannte socialistische Geschichtsanschauung, so sind auch die übrigen falschen Auffassungen und Darstellungen der Geschichte namentlich des Stifters, der hl. Schriften und der älteren Zeit des Christenthums zumeist in den Köpfen der Gelehrten und für ein engeres Publikum ausgeheckt, skizzirt und systematisirt worden, aber doch zugleich in der Absicht und mit der Hoffnung, daß dieselben allmählich auch die großen Massen durchdringen und womöglich in siegreichem Sturmmarsch die Welt erobern möchten. Dieses Ziel ist freilich nicht völlig erreicht, aber doch mit sehr beklagenswerthem Erfolge angestrebt worden, wie die nachfolgenden Ausführungen zeigen werden. Aus denselben wird ferner erhellen, auf welche Art und wie sehr man es verstanden hat, für die falsche Geschichtswissenschaft Propaganda zu machen, und daß es wohl auch keine unnütze Arbeit war, wenn wir in den voraufgegangenen Artikeln die Mittel und Schliche aufdeckten, durch welche man heutzutage unter der Maske der historischen Wissenschaft die Minirarbeit gegen Religion und Kirche besorgt.

Ein Blick auf die Art der Verbreitung und die großen Erfolge von Renan's „Leben Jesu“ liefert in dieser Beziehung sehr lehrreiches Material. Dasselbe ist ja nach dem Urtheil der Münchener Gelehrtenversammlung von 1863 im Grunde nichts anderes, als eine nach unvermögender Dilettanten Art angefertigte Sammellese aus gesinnungsverwandten Werken deutscher Gelehrten und eine auf die Oberflächlichkeit einer großen Menge von Zeitgenossen rechnende, einzig für den Erfolg unter den Massen gearbeitete Schrift. Noch im ersten Jahre nach ihrem Erscheinen (1863) war sie in Frankreich in 11 Auflagen, in Deutschland in 3 französischen Ausgaben verbreitet. „Deutscher Uebersetzungen — so schrieb der „Literarische Handweiser“ im Februar 1864 (No. 22 S. 64) — sind nachgerade nicht weniger als

sechs vorhanden. . . . Jeder Verleger preist natürlich seine Ausgabe als die beste, und Hirtenbriefe, Beschlagnahmen und Processe werden, wie ein uns vorliegender Prospectus zeigt, begrüßt und ausgebeutet, um „dadurch die stets wachsende Theilnahme und Kauflust zu erhöhen". Dasselbe Blatt sagt in seiner Juni-Nummer (25, S. 206 f.) des genannten Jahres: „Die Agitation für die Schmähschrift hat noch ihr Ende nicht gefunden. . . . Ein Verleger macht die Verkäufer aufmerksam, wie „erst in dieser Form und zu diesem Preise das berühmte Werk zu einem wahren Volksbuch wird", welches „der Colportage und, bei der beginnenden Reisezeit, dem Vertrieb auf den Eisenbahnhöfen [Alles groß und fett gedruckt] ein überaus lohnendes Feld eröffnet". Und das Alles im Interesse und zur Weiterverbreitung der „historischen Wahrheit!"

David Strauß hatte von seinem auf „Speculation" sich besser verstehenden französischen Nebenbuhler doch wenigstens so viel gelernt, daß er sein längst vergessenes, „nur für Theologen bestimmtes Buch": „Das Leben Jesu," in zweiter Auflage herausgab, das nunmehr „umgekehrt für Nichttheologen geschrieben" war und „keinem Gebildeten und Denkfähigen darunter auch nur in einem Satze unverständlich bleiben" sollte. Trotz alledem hat aber die glatte französische Waare doch immer noch mehr „gezogen", als die schwerfälligere deutsche.

Vielfach ist es denn auch versucht worden, die schweren Metallstücke, die in den Werken der Gelehrten zu Tage gefördert waren, entweder von diesen selbst oder von Andern in kleinere Münzen umzuprägen und so weiteren Kreisen zugänglich zu machen. So hat Ritschl selbst einen „Unterricht in der christlichen Religion" geschrieben, der die Grundzüge seiner modernen Theologie und Geschichtsauffassung enthält und als Lehrbuch für die obersten Klassen der evangelischen Gymnasien bestimmt ist. Vor einigen Jahren erschien von dem Heidelberger Professor Mehlhorn ein

„Grundriß der protestantischen Religionslehre", welcher nach der Versicherung der „Allgemeinen Zeitung" allen denen, die das Christenthum ihrer Jugend verloren haben, die Erkenntniß vermittelt, „daß es eine Auffassung des Christenthums gibt, die mit den Erfahrungen des Lebens und den gesicherten (?) Ergebnissen menschlicher Wissenschaft nicht im Widerspruch steht, und daß diese Auffassung mindestens ebensoviel Recht (?) hat, sich auf die Quellen des Christenthums zu berufen, als die sonst gangbare". Das Mehlhorn'sche für weitere Kreise bestimmte Buch ist aber nichts anderes als die Quintessenz der „Resultate" modern protestantischer Theologen und Historiker, eines Biedermann, Pfleiderer, Lipsius und Ritschl.

Weniger vornehm als Ritschl hat der protestantenvereinliche Heidelberger Professor Hausrath es nicht verschmäht, die „Resultate" seiner gelehrten Forschungen über die „neutestamentliche Zeitgeschichte" in den Salon, auf den Toilettentisch der Damen und in die Leihbibliotheken zu bringen, indem er unter dem Pseudonym George Taylor unter die Romanschreiber ging und namentlich in dem pikant geschriebenen Roman „Antinous" seine falschen Geschichtsanschauungen über die Anfänge der Kirchengeschichte unter das große, meistens urtheilslose Publikum brachte. Dort werden beispielsweise die schon veralteten Baur'schen Ideen über die Clementinen, die neutestamentlichen Schriften, das Judenthum, in frischer Auflage gebracht und mit der Fabel des Romans verwoben, die Wunder als Produkte durchtriebener Schlauheit und als Gaukeleien erklärt, insbesondere aber die alten Christen größtentheils in wenig sympathischer, und zwar bald lächerlicher, bald häßlicher Charakteristik dem Leser vorgeführt.

Professor Hausrath ist protestantischer Theologe. Mit ihm wetteifern seine Collegen: der Aegyptiologe Georg Ebers, der Historiker Felix Dahn u. A. in der Kunst, durch sogenannte historische und culturhistorische Romane Personen, Anschauungen und Sitten der älteren christlichen

6*

Zeit zu discreditiren. Georg Ebers, der schon in seinem „Homo sum“ das christliche Princip der Ascese angegriffen und die frommen Anachoreten der Thebais dem Mitleid und der Verachtung seines Salonlesepublikums überliefert hat, stellt in seinem Roman „Serapis“ das Christenthum in scharfen, unvortheilhaften Gegensatz zu dem gebildeten, schönheitsdurstigen Hellenenthum; den Bischof Theophilus schildert er als einen blinden, grausamen Fanatiker, die Mönche Alexandriens als eine rohe, kampflustige Bande, wogegen er den „aufgeklärten“ Diakon Eusebius, der sich eine Humanitätsreligion zurecht gemacht hat, sowie die Arianerin Agne als Engel in Menschengestalt verherrlicht.

Ob Mangel an Verständniß, oder eine direct feindselige Tendenz gegen das Christenthum bei diesen Männern die Feder führt, wollen wir hier nicht untersuchen; genug, über ihren Meister Lessing sind sie noch nicht hinausgekommen, indem sie gleich ihm da, wo sie das Bild eines wahren Christen zeichnen sollen, eine Fratze, günstigen Falls eine Larve zu Stande bringen. Den näheren Nachweis erbringt eine von Otto Kraus veröffentlichte interessante Broschüre: „Der Professoren-Roman“ (Heilbronn 1884), auf welche wir als auf einen willkommenen Succurs von protestantischer Seite mit Genugthuung verweisen.

Für das im seichten, oberflächlichen Liberalismus schwimmende Publikum hat Dr. Heinrich Lang seine öfters genannte Broschüre „Das Leben Jesu und die Kirche der Zukunft“ geschrieben, mit der, wie schon gesagt, Fr. von Holtzendorff und W. Oncken die Sammlung ihrer „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ eröffnen. Der genannte Züricher Pastor entwirft dort ein Gemälde der Urgeschichte des Christenthums auf Grund der theilweise schon längst wieder aufgegebenen „Resultate“ der radicaleren Ausläufer der weiland Baur-Tübingerschule. Die Broschüre ist nach ihrer ganzen Anlage und gemäß der ausgesprochenen Absicht für das „Volk“ bestimmt, und wir können sie nicht besser charakterisiren, als wenn wir sie mit einer schlechten Oel-

drucks-Reproduktion eines schlechten Originalgemäldes vergleichen. Wie das Oeldruckbild für den Bauer und den gemeinen, geldarmen Mann, so ist die Broschüre für den großen Haufen des an intellectuellem Capital armen Liberalismus bestimmt. Eine Phrase, wie die folgende, kennzeichnet zur Genüge den Verfasser und die Leser zugleich, denen Solches geboten werden darf: „Fragen wir zuletzt: — heißt es dort S. 43 — welche Bedeutung hat diese von der Wissenschaft entdeckte Urgeschichte des Christenthums und dies Leben Jesu für die Gegenwart? Antwort: Was die Wissenschaft im neuen Testament entdeckt hat, das ist ein Christenthum, wie es unsere Zeit für die Pflege ihres religiösen Lebens bedarf. Ein Christenthum vor allem ohne Wunder, wie es unsere Zeit braucht. Eine Religion mit Wundern erträgt unsere Zeit nicht mehr." Das ist wenigstens unverblümt und offen gesprochen.

In Frankreich hat ein gewisser M. Jacolliot, der, als Richter in Indien thätig, für den Buddhaismus schwärmt, durch verschiedene, in weiten Kreisen des sogenannten gebildeten Publikums verbreitete Bücher: „La Bible dans l'Inde" — „Les Fils de Dieu" — „Les Vierges" — „Christna", für eine ganz verwunderliche Auffassung des Ursprungs und der ältesten Geschichte des Christenthums nicht ohne Erfolg Propaganda gemacht. Sein kühnes System läuft auf folgende Sätze hinaus: Die Vedas, die sogenannten heil. Bücher der Inder, und die Gesetze des Manu oder Menu sind diejenigen gewesen, welche die Bibel und das Evangelium eigentlich inspirirt haben; die Religion des Buddha und das Andenken an die Menschwerdung des Christna haben im Verein das römisch-jüdische Christenthum geschaffen; mit andern Worten: das Christenthum ist seinem Ursprung und seinem Wesen nach im Grunde nichts anderes, als ein Abklatsch des Buddhaismus. Der gelehrte Capucinerpater Gual und nach ihm der berühmte Vorkämpfer der brasilianischen Katholiken, Msgr. Pinto de Campos, haben in anerkannt trefflicher Weise die sonderbare

Wissenschaftlichkeit des Indianisten Jacolliot u. A. an den Pranger gestellt und gerade das Gegentheil nachgewiesen, daß nämlich die Vedas, Manu, Buddha, Christna nichts anderes sind, als bloße Importationen christlicher, von den Brahmanen vielfach verfälschter Ideen.

Wer sich über diese nicht uninteressante Frage in Kürze, aber genügend orientiren will, der lese das in 2. Auflage uns vorliegende Schriftchen von H. de Rives: „L'Inde chrétienne“ (Paris, Tolmer 1884), welches eine gute Analyse der bezüglichen Gegenschriften der genannten Gelehrten bietet. Er findet dort auch treffliche Anhaltspunkte zur Widerlegung deutscher Philosophen und Sprachgelehrten, welche das Christenthum und seinen Wahrheitsgehalt dadurch degradiren möchten, daß sie sagen, alles, was letzteres an schönen und erhabenen Ideen und Gesetzen besitze, habe schon vor ihm der Buddhaismus besessen, der neben seiner Lehre von der Trinität und Incarnation und seinen elf Geboten auch die höhere Ascese, den Cölibat und das Klosterwesen besitze.

Ein weiteres Beispiel, wie die falsche historische Wissenschaft popularisirt wird! Vor einigen Jahren hat die römische Index-Congregation folgende drei Werke des französischen Historikers Aubé verboten: „Histoire des persécutions de l'Eglise — La polémique païenne à la fin du II. siècle (1878)“, sowie die Fortsetzung dazu: „Les Chrétiens dans l'empire Romain jusqu'au milieu du III. siècle (1881).“ Dieselben suchen in sehr dreister, willkürlicher Weise die Daten der ältesten Kirchengeschichte, namentlich aus der Aera des Martyriums, als „reine Erfindungen der Legende“ hinzustellen. Indeß fielen die Gelehrten der „Kölnischen Zeitung“ über die Index-Congregation her und priesen höchlichst den Herrn Aubé als den „unbefangenen Kritiker“ und seine Werke als „werthvolle Beiträge, die von der unbefangenen Kritik in Frankreich und Deutschland als solche anerkannt worden“ seien. Nun hat aber zum Unglück gerade in Frankreich Freund

Renan im „Journal des Savants“ gegen die Willkürlichkeiten eines Aubé sich erklärt. Und in Deutschland hat kein Geringerer, als Ranke, im 3. Bande seiner „Weltgeschichte“ (z. B. S. 392 und 393 Note) gleichfalls gegen die Behauptungen Aubé's polemisirt. Wem ist nun mehr zu glauben, der Index-Congregation, diesmal im Bunde mit Renan und Ranke, oder Herrn Aubé und seiner Cartellträgerin, der „Kölnischen Zeitung“?

Uebrigens sind es gerade unsere liberalen Zeitungsschreiber, die, nachdem etwas gelehrtere Leute als sie die schweren Metallstücke in den Werken der Gelehrten par excellence in kleinere Münze ausgeprägt haben, diese unter die breite Masse des Volkes bringen. Das thun sie denn mit Vorliebe in Neujahrs- und Oster-Leitartikeln und in Feuilletons für den Weihnachtstisch, in denen sie die Schriften und Ideen eines Strauß und Genossen mit kaufmännischer Reclame anzupreisen sich nicht scheuen.

Eine ganz besondere Thätigkeit aber nach dieser Seite hin entwickelt auch die Loge. Und da dürfen wir das bemerkenswerthe Faktum nicht unerwähnt lassen, daß die im Jahre 1874 in Livorno versammelten Freimaurer aus allen Ländern Europa's Renan's Roman vom Leben Jesu als Lehrbuch für die Simultanschulen einmüthig empfohlen haben.

Angesichts solcher und anderer Bestrebungen, die falschen Resultate einer glaubens- und kirchenfeindlichen Geschichtswissenschaft immer mehr zu popularisiren, und in Anbetracht der dadurch erhöhten Gefährlichkeit der von ihr inficirten Schriften schien es uns geboten, diese und die darin entwickelten Geschichtsanschauungen und Geschichtslügen kurz zu charakterisiren und wo nöthig zu widerlegen, soweit Raum und Zweck dieser Schrift es gestatten.

Dr. X.

---

6. Der Primat und die Anwesenheit des hl. Petrus in Rom.

Ueber das Wesen und die Bedeutung des Primats für die Katholiken spricht sich der Führer der „Altkatholiken" Professor von Schulte in seinem „System des Kirchenrechts" (S. 178) ganz richtig also aus:

„Als erstes und letztes Glied der hierarchischen Kette, in dem alle und jede Gewalt des Priesterthums, des Lehramtes und der Jurisdiction sich vereinigt, so daß sie von dort wieder ausfließt, steht aufgerichtet durch den Stifter der Kirche der Primat des römischen Bischofs, beruhend auf der unmittelbaren Nachfolge auf das Apostelamt Petri . . . Ohne ihn läßt sich die Kirche nicht denken, weil dieselbe nur in der Einheit besteht, die Einheit aber nicht bestehen kann ohne ein Haupt. Die mit der Kirche selbst gegebene Einsetzung des Primats, als des Hauptes der Kirche — die wirkliche Bekleidung des römischen Bischofs als Nachfolgers des hl. Petrus mit dem Primat: dieses sind Dogmen und für das Recht unabänderliche Fundamentalsätze."

Ganz ähnlich sagt der Protestant Hinschius in seinem Kirchenrecht (von 1869 I. S. 195):

„Die mit der Kirche selbst erfolgte Einsetzung des Primats als Hauptes und wesentlichen Theiles der Verfassung, sowie die Verbindung des Primats mit dem römischen Stuhle sind Dogmen der katholischen Kirche und daher unabänderliche Fundamentalsätze der Verfassung derselben."

Richter in der II. Auflage S. 109, Dove-Richter in der VII. Auflage S. 110, äußern sich genau in demselben Sinne.

Aber gerade dieses Dogma wird in seiner historischen Richtigkeit, und damit die katholische Kirche selbst in ihrer Existenz von gegnerischer Seite vielfach angegriffen, indem man darzuthun versucht, daß die Anwesenheit, der Episcopat und der Martyrertod Petri in Rom, worauf

der Primat beruht, eine geschichtliche Fiction sei. Es liegt nun von vornherein die Annahme nahe, und die jedesmalige nähere Prüfung bestätigt es, daß hier bei einer so wichtigen Frage für die katholische Kirche mehr der Haß und das Vorurtheil ihrer Gegner, als wirkliche Wissenschaft die Hauptrolle spielt. Das wird bei den Centuriatoren, die als die Ersten aus kläglichen „Gründen" Petri Anwesenheit in Rom beanstandeten, kein einsichtsvoller und vernünftiger Beurtheiler mehr in Zweifel ziehen. Auch ist es nach unseren früheren Ausführungen leicht zu begreifen, wie die Rationalisten des 18. Jahrhunderts und ihre vornehmeren Nachtreter, die Männer der Tübinger Schule, ein Baur, Schwegler, Zeller, zu ebendemselben „Resultat" gelangten. In neuerer Zeit hat namentlich der ihnen verwandte Lipsius den Aufenthalt Petri in Rom als historisch unhaltbar darzuthun versucht, so in den Schriften: „Die Chronologie der Päpste" (Kiel 1869) und: „Die Quellen der römischen Petrussage kritisch untersucht" (Kiel 1872). In der Vorrede zur ersteren bekennt er mit naiver Offenheit, daß er bei seinen Untersuchungen seinen protestantischen Standpunkt nicht verläugnen konnte oder wollte. Die radicalen und rationalistischen Historiker, insbesondere die Nichttheologen, nehmen dies eingestandenermaßen vom „protestantischen Standpunkte" aus gewonnene „Resultat" ohne Weiteres an, so neuerdings Hermann Schiller in seiner „Geschichte der römischen Kaiserzeit" (Gotha 1883), wo er (I. Bd. 1. Abth. S. 450[2]) mit souveräner Miene sein Urtheil dahin abgibt: „Den Aufenthalt und die bischöfliche Würde des Petrus in Rom hat Lipsius als gänzlich haltlos und plump erfunden (!) erwiesen."

Auch der Innsbrucker Professor Kaltenbrunner, um einen weiteren Profanhistoriker zu nennen, hat in der neuen Ausgabe von Jaffé's Papstregesten durch Lipsius' Untersuchungen sich zu sehr beeinflussen lassen, wie das selbst der freisinnige Harnack in der Theol. Literaturzeitung

(1881, Sp. 500) richtig hervorhebt. Derselbe wirft jenem weiter vor, daß er seines Theils nicht beachtet habe, daß Lipsius' Ausführungen auch in wesentlichen Punkten durch spätere Schriften berichtigt seien. So hat unter Anderen Andr. Brüll in seiner Schrift: „Der I. Brief des Clemens von Rom an die Korinther" (Freiburg i. B. 1883 S. 44) gezeigt, „wie wenig fundamentirt die Hypothesen von Lipsius sind, und wie vorzeitig man dieselben von gewisser Seite bereits popularisirt hat."

Ein classisches Beispiel solcher Popularisirungssucht liefert der Berliner W. L. Hertslet, der in seinem vielgelesenen Büchlein: „Der Treppenwitz der Weltgeschichte" (3. Aufl. Berlin 1886 S. 390) auch hier wieder nach der bekannten englischen Redensart „wie der Bull im Porzellanladen" verfährt und nicht bloß das biblische Wort „Du bist Petrus" u. s. w. als „ein von der damaligen petrinischen, d. h. jüdisch-christlichen Partei aufgenommenes Schlagwort und gewiß unhistorisch" erklärt, sondern auch des Apostels Anwesenheit in Rom für eine fromme Sage ausgiebt.

Hertslet beruft sich für sein apodictisches Urtheil zunächst auf Lipsius. Mit welchem Rechte, das mag ein gewichtiger protestantischer Gegner des letztgenannten, der sonst ultrarationalistische Professor und Kirchenrath Ad. Hilgenfeld, uns zeigen, der in seiner „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie" wiederholt den Aufenthalt Petri in Rom mit siegreicher Kraft vertheidigt hat (vgl. Jahrg. 1872, S. 349 ff.; 1876, S. 56 ff.) und im Jahre 1877 (a. a. O. S. 497) gegenüber einer herausfordernden Abhandlung von Lipsius in den „Jahrbüchern für protestantische Theologie" (1876, S. 561 ff.) u. a. Folgendes schrieb: „Es ist mir undenkbar, daß der Lebensgang des ersten Apostels für die Christenheit so gut wie verschollen sein sollte." Und bezüglich der fraglichen Stellen und Ausdrücke im ersten Briefe des hl. Petrus (5, 13) und im fünften Kapitel des ersten Clemensbriefes, welche die katholische Apologie als gewichtige Beweismomente für Petri Anwesenheit

und Martyrertod in Rom heranzieht, theilt Hilgenfeld ganz dieselbe Meinung.

In Herzog's Real-Encyclopädie (XI. S. 434), der Schatz- und Rüstkammer protestantisch-theologischer Wissenschaft, hat der inzwischen verstorbene Theologe J. P. Lange über unsere Frage sich also geäußert: „Petrus kann nicht lange in Rom gewesen sein, jedenfalls nicht als Bischof dort gewirkt haben . . . Daß er aber jedenfalls nach Rom gekommen sei und hier sein Leben als Martyrer beschlossen habe, dies haben im Reformationszeitalter Velenus (1520), Flacius, Salmasius und F. Spanheim und in neuester Zeit Mayerhoff, Baur, Schwegler, Zeller vergebens zu bestreiten gesucht."

Von besonderem Interesse ist eine bezügliche Auslassung des feingebildeten protestantischen Theologen und Bischofs von Seeland, P. Mynster, der in einer Abhandlung über den ersten Aufenthalt Petri in Rom (Vermischte Schriften IV. 285 f.) zu folgendem Resultat gelangt: „Das ganze christliche Alterthum bezeugt uns, daß Petri Weg auch zur Welthauptstadt führte, und daß er in Rom das Geschick erlitt, welches sein Herr ihm im Voraus zu erkennen gegeben hatte. Wohl hat Leidenschaft protestantische Schriftsteller bewogen, auch hieran zu zweifeln; und diese Zweifel sammelten sich schließlich sogar in einer Schrift unter dem kühnen Titel: Ueber die erdichtete Reise des Apostels Petrus nach Rom; doch fühlten selbst die, welche sonst bereit waren, Alles zu läugnen, was sich läugnen ließ, daß man hier zu weit gegangen war; und die ganze Reihe von Traditionen, von ausdrücklichen und unverdächtigen Zeugnissen, sogar von erhaltenen Denkmälern, ist so oft angeführt, daß es überflüssig wäre, diesen Streit hier von neuem zu führen. Und beinah eben so einstimmig wie die Alten berichten, daß Petrus sein Leben in Rom endete, bezeugen sie auch, daß er zuerst sich in dieser Stadt hervorgethan hatte; sie bezeichnen nicht blos den Sitz des römischen Bischofes als Petri Stuhl, sagen nicht blos, daß Petrus das

Christenthum in Rom pflanzte, sondern sie geben auch die Zeit an, da dies geschah, und verschiedene begleitende Umstände."

Wir können den Stand der Frage in den Kreisen der akatholischen Gelehrten kurz dahin präcisiren, daß wir sagen: Alle einsichtigen und besonnenen Männer der protestantischen Wissenschaft halten die Anwesenheit Petri in Rom für historisch begründet, wenngleich sie den Primat desselben selbstredend nicht annehmen dürfen; dagegen erklären einzelne Gelehrte, welche die radicalen Erben der rationalistischen Baur-Tübinger Nachlassenschaft sind, dieselbe Frage für eine fromme Erfindung.

Nach dieser kurzen Erörterung über den Stand der Frage stellen wir die hauptsächlichsten Beweismomente für die Anwesenheit und den Tod des Apostelfürsten in Rom, auf welcher Thatsache eben das katholische Dogma von dem Primat Petri beruht, nachfolgend zusammen.

Daß der hl. Petrus in Rom gewesen und die dortige Kirche gestiftet hat, bezeugt:

1. indirect der hl. Paulus. Derselbe bekundet (Röm. 15, 20—24), daß schon vor seiner Reise nach Rom daselbst eine christliche Gemeinde gegründet war. Diese Gründung kann aber nur durch einen Apostel geschehen sein, weil die Gründung einer Kirche in Rom, dem politischen und geistigen Mittelpunkte des Reiches, zu wichtig war, als daß die Apostel, die doch in weit weniger wichtigen Städten, wie in Samaria, Antiochia u. a. selbst die Gemeinde ordneten, die Bildung einer solchen in Rom lediglich dem Zufalle überlassen hätten. War es aber ein Apostel, der zuerst in Rom predigte, so kann es nur Petrus, vielleicht in Gesellschaft mit Johannes, gewesen sein. (Vgl. Döllinger, Christenthum und Kirche. S. 96.)

2. Der hl. Petrus selbst in seinem ersten Briefe, den er von „Babylon", d. h. von Rom aus schrieb. Es kann eben dieses „Babylon" nicht jene Stadt am Euphrat, die nach Plinius und Strabo damals eine „große Einöde"

war, oder ein anderer Ort desselben Namens, sondern allein Rom gewesen sein, eine figürliche Bezeichnung, welche den damaligen Juden aus dem prophetischen Sprachgebrauche sehr natürlich sich darbot, schon in der Apokalypse (17, 5.) von Rom gebraucht und bereits von Papias (Eus. Hist. eccl. 2, 14) und vielen andern Vätern als aus alter Tradition stammend bezeugt wird. (Vgl. Hergenröther, Handbuch der allgem. Kirchengesch. 3. Aufl. I. S. 109, erste Note. Döllinger a. a. O. S. 99. Ebenso Hilgenfeld a. a. O. 1877, S. 494.)

3. Dionysius von Corinth (um 170) und Irenäus (177), von denen Ersterer (Eus. 2, 25) die „Pflanzung" (φυτείαν) der römischen Kirche durch Petrus geschehen sein läßt, und Letzterer (Eus. 5, 6) den hl. Petrus im Vereine mit dem hl. Paulus die „Gründer und Ordner" (θεμελεώσαντες καὶ οἰκοδομήσαντες) der römischen Kirche nennt.

4. Ein schönes, genau anderthalb Jahrtausend altes Zeugniß liefert auch der von den Kirchenvätern als eins der Häupter des Manichäerthums in Spanien bezeichnete Priscillian. Dasselbe findet sich in dem zweiten der von G. Schepß in der Würzburger Universitätsbibliothek unlängst wieder aufgefundenen elf Tractate Priscillians. (Vgl. G. Schepß: Priscillian. Ein neu aufgefundener lateinischer Schriftsteller des 4. Jahrhdts. Würzburg 1886. 26 S.) Zu Anfang dieses Tractats wendet sich Priscillian an den Papst Damasus mit den Worten: Du bist unser aller „Senior" (senior omnium nostrum es); und zum Ruhme des apostolischen Sitzes (et ad apostolicae sedis gloriam) sei er gekommen durch den Ruf des hl. Petrus. Und am Ende bezeichnet er den Papst wiederum als Aller „Senior" und Erster (omnibus senior et primus).

5. Die uralte allgemeine Tradition der ganzen, und die specielle Tradition der römischen Kirche bezeichnet den hl. Petrus als den Stifter und Ordner dieser Kirche, und zwar unbestritten von allen Hauptkirchen, die ihrerseits

wiederum eine ganz bestimmte Tradition über andere Apostel oder Apostelfürsten als ihre Stifter besitzen.

Durch das Gewicht dieser und anderer Gründe gezwungen erklärt denn auch beispielsweise der Protestant Neander (Allg. Gesch. d. christl. Relig. und Kirche I. S. 317): „Es ist Hyperkritik, die durch die übereinstimmenden Nachrichten des christlichen Alterthums bewährte Ueberlieferung, daß Petrus zu Rom gewesen sei, in Zweifel zu ziehen.“

Das Martyrium und den Tod Petri in Rom bezeugt:

1. Der genannte Dionysius von Corinth, welcher (l. c.) berichtet, daß Petrus und Paulus zu gleicher Zeit in Rom hingerichtet worden seien.

2. Der römische Priester Cajus (180—200) in seiner Schrift gegen den Montanisten Proklus, da er (Eus. 2, 25) sagt, er könne auf dem Vatikan und auf dem Wege nach Ostia die Denkmäler (*τρόπαια*) der Apostel (Petrus und Paulus) zeigen, welche diese Kirche gegründet hätten.

3. Tertullian, des Cajus Zeitgenosse, welcher (De praescr. c. 36.) es zu den Vorzügen der römischen Kirche rechnet, daß Petrus in Rom „dem Leiden des Herrn gleich gemacht worden“ sei.

4. Viele Zeugen aus dem 3. und 4. Jahrhundert, wie Origenes († 254), dem zufolge (Euseb. 3, 1.) Petrus in Rom mit dem Haupte nach unten gekreuzigt wurde, sowie der Ausspruch des Concils von Arles (314), daß das Blut der Apostel zu Rom Gottes Ehre bezeuge.

5. Später mehren sich die uns bekannten Zeugnisse für Petri Tod in Rom, „ja das einstimmige Zeugniß der ganzen alten Kirche, sagt Döllinger (a. a. O. S. 100), lautet so, und die Gründe, mit denen man es bestritten, sind auf einem andern Boden, als dem der historischen Forschung erwachsen. Schon das Evangelium Johannis (21, 19) läßt über die Todesart des Apostels keinen Zweifel und seine Bemerkung verräth, daß Petri Martyrertod schon am Ende

des ersten Jahrhunderts eine in der Kirche allgemein bekannte Thatsache war, und man kann unmöglich annehmen, daß der Ort, wo jener stattgefunden, nicht ebenso allgemein bekannt gewesen sei.“ Und da ist nie, wie Döllinger fortfährt, eine andere Stadt genannt worden als Rom; auch nicht die leiseste Spur findet sich, daß eine andere Kirche jemals den Anspruch erhoben habe, bei ihr sei der Apostel gestorben. Darum sieht auch der Protestant Guericke (Kirchengesch. 9. Aufl. I. S. 59) zu dem Bekenntniß sich genöthigt: „Die weite Verbreitung dieser Nachricht (vom römischen Martyrium Petri) schon im 2. Jahrhundert, noch vor der Zeit römisch-hierarchischer Tendenzschreiberei, erklärt sich ungekünstelt nur durch Zugabe des Factums.“

6. Zu alledem kommen die zahlreichen und interessanten Funde, welche die monumentalen Forschungen der letzten dreißig Jahre in den römischen Katakomben, namentlich im Coemeterium Ostrianum („in quo Petrus baptizabat“) und demjenigen der hl. Agnes an das Tageslicht gebracht, und durch welche die uralte Tradition von Petri Anwesenheit, Episcopat und Martyrertod in Rom auf's Neue gestützt und bekräftigt wird. (Vgl. Armellini, Jl Cimitero di S. Agnese. Roma 1880. — Kraus, Roma sotterranea. 2. Aufl. S. 75, 540, 576. T. Livius, S. Peter, Bischop of Rome. London 1888 im zweiten Theile.)

Die Frage, wie lange der hl. Petrus Bischof in Rom gewesen, ist im Grunde irrelevant. Doch ist die Angabe von einem 25jährigen Episcopate Petri, wobei an einen ununterbrochenen Aufenthalt des Apostels in Rom natürlich nicht gedacht wird, uralt und seit dem Jahre 354 in Rom auch in bestimmte Rechnung gebracht, wie wir das aus dem ältesten unter Papst Liberius angefertigten Papstverzeichniß, sowie aus dem Berichte des Eusebius (2, 14) und des Hieronymus (De vir. illustr. 1.) wissen. (Vgl. Möhler, Kirchengesch. I. S. 150 ff. — Döllinger a. a. O. 101, 317.) Jene Angabe geht von der Annahme aus, daß der hl. Petrus im Jahre 42, dem zweiten Jahre der Regierung

des Kaisers Claudius, nach Rom gereist und im Jahre 67 unter Kaiser Nero gemartert worden sei.

Die zur Petri-Frage gehörige Literatur ist eine kaum übersehbare. Außer den genannten Schriften notiren wir noch die gründliche und glänzende Abhandlung von B. Jungmann in dessen „Dissertationes selectae in historiam eccles. Tom. I. No. 1. (Ratisb. 1880)", ferner die sorgfältige Arbeit über den Aufenthalt Petri in Rom von Guilleux in der Zeitschrift La Controverse et le Contemporain 1886, 1. Nach der Zusammenfassung der Beweismomente und der Kritik der gegnerischen Behauptungen kann der Verfasser sagen, der römische Aufenthalt des Apostels müsse zu den bestbeglaubigten Thatsachen der Geschichte gerechnet werden, „sofern in Anschlag zu bringen sei, daß es sich um die Zeit der anfänglichen Grundlegung des Christenthums handle, eine Zeit, welche in Thaten aufging und nicht die Sorge auf sich nahm, der Nachwelt eine Geschichte zu hinterlassen." (Vgl. Zeitschrift für kath. Theol. 1886. S. 746.) Endlich nennen wir noch die für weitere Kreise berechnete Schrift von Professor J. Schmid: „Petrus in Rom" (Luzern 1879), worin die ganze Frage kurz und doch gründlich behandelt ist. Die daselbst beigebrachten Zeugnisse sind nach Zahl und Beweiskraft der Art, daß der Verfasser mit Recht Cicero's Worte als Motto gebrauchen konnte: „Aut hoc testium satis est, aut nescio, quid satis est" (Entweder sind das genug der Zeugen, oder ich weiß nicht, was genug ist). Freilich gibt es unter den Gegnern der Kirche eine Sorte von Leuten, die niemals sagen werden: „Satis est!" Aber für solche ist das genannte Buch und auch das unserige nicht geschrieben.

Dr. X.

II. Das Mittelalter.

7. Das Papstthum und seine Gegner: Machiavelli. Die Protestanten.

Wie in der christlichen Kirche nach dem Willen ihres göttlichen Stifters das Amt der Apostel in dem Episcopat wirklich fortdauern sollte, so sollte auch das besondere Amt des hl. Petrus oder sein Primat fortdauern in seinen Amtsnachfolgern, d. h. in jenen Männern, welchen er bei seinem Tode sein Amt übertragen oder hinterlassen hat. Nun hat er aber sein Leben in Rom als Leiter und Bischof der römischen Kirche beschlossen, und so knüpft sich geschichtlich das Primatialamt an die Person der römischen Bischöfe, der Päpste. Das ganze christliche Alterthum hat nun die Päpste als die rechtmäßigen Nachfolger des hl. Petrus in dessen Oberamt und Vorrang vor den übrigen Bischöfen anerkannt, wie das zahlreiche, unwiderlegliche Beweise von den ersten Jahrhunderten an darthun. Und nicht bloß die Gläubigen, sondern auch die Häretiker und selbst die heidnischen Kaiser und Gelehrten haben den Primat, das Papstthum des römischen Bischofs mit seinen Prärogativen, anerkannt.

Fünfzehn Jahrhunderte hindurch hatte die christliche Kirche und ihre eben in dem Papstthum organisirte und durch das Papstthum in Wirksamkeit tretende Autorität unter den Menschengeschlechtern geherrscht und geblüht und die Gemüther mit ihrem Geiste, d. h. dem Geiste Christi, durchdrungen. Ueberall hat die Kirche als der unter der

Menschheit lebende mystische Leib Christi Aufnahme, Liebe, Verehrung, Gehorsam gefunden. Das Papstthum war ihr gottgesetztes Oberhaupt und als solches von Jedermann anerkannt. Auf einen Wink dieses sichtbaren Oberhauptes beugten sich, wie auf einen Wink des unsichtbaren Oberhauptes Christi selber, alle Seelen und alle Willen von einem Ende der christlichen Gesellschaft bis zum andern. Die geistliche Autorität des römischen Pontifex maximus war zu gleicher Zeit sowohl das sichtbare Oberhaupt des Christenthums, das lebendige Herz der Kirche, als auch der einzige Mittelpunkt, um welchen seit fünfzehnhundert Jahren die ganze christliche Autorität sich drehte.

Diese gottgewollte Ordnung wurde zuerst beim Niedergange des Mittelalters in maßloser Weise angegriffen und mehr und mehr gefährdet. Der erste gefährliche Gegner war der Florentiner Niccolo Macchiavelli (1469—1527), der Begründer der neueren klassischen Historiographie und zugleich der modernen Politik, der in seinen „Florentinischen Geschichten," in den „Discursen über die zehn ersten Bücher des Livius" und in seinem „Fürsten" bis dahin unerhört freisinnige Anschauungen und Grundsätze über das Christenthum, Kirche und Papstthum proclamirte. Macchiavelli, sagt Hipler in seiner schönen Schrift: „Die christliche Geschichts-Auffassung" (Zweite Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1884. S. 71 f.), hatte über der Beschäftigung mit dem Alterthume und in dem Getriebe einer herzlosen Politik den Geist des Christenthums vollständig eingebüßt. Wie von dem Christenthum, so kennt er auch von der Kirche, ihrem Primat und Priesterthum nur die Caricatur. Er ist so recht eigentlich der Chorführer jener seitdem so zahlreich gewordenen Sippe von Historikern geworden, die da behaupten, die Päpste seien an allem Unglücke Italiens Schuld. Er weiß nicht, oder er vergißt es, daß die alte Welt zusammenbrach, weil ihre Lebenskraft verzehrt war, daß das Christenthum der Menschheit neues Lebensblut in die Adern gegossen, daß die Kirche die

probehaltigen Elemente der alten Cultur für die Menschheit gerettet, die Barbarei gemildert und das mittelalterliche Völkerrecht geschaffen; daß der Primat, als Mittelpunkt der einen von Christus gestifteten Kirche, seinen Sitz mit geschichtlicher Nothwendigkeit nur in der Hauptstadt der antiken Macht, Größe und Bildung nehmen konnte, und daß Rom in dieser Eigenschaft eine unendlich höhere Aufgabe erfüllte, indem es die Völker dem milden Joche des Evangeliums unterwarf, als in der Imperatorenzeit, wo es sie mit ehernem Fuße zertrat. Und nicht zufrieden damit, der Kirche den Werth desjenigen, was sie vor dem Humanismus voraus hat, zu bestreiten, weist er mit einer gewissen Vorliebe auf die in ihrem Bereiche vorfindlichen Gebrechen hin, wozu in den Tagen eines Alexander VI. kein sonderlicher Scharfsinn gehörte. So legt er der Kirche zur Last, was wider sie geschah, als ob das gegen sie zeugen könnte! Es sind dies ja eben die Gebrechen, welche sich gerade aus dem Widerstreben der menschlichen Freiheit gegen die Bestimmungen des natürlichen, göttlichen und kirchlichen Gebotes herschreiben und welche gerade deswegen, weil sie einem höheren und heiligeren Gesetze gegenüberstehen, eine besonders abschreckende Häßlichkeit haben. Und doch suchte und fand auch Macchiavelli, als er nach herben Erfahrungen und schweren Prüfungen dem Tode nahe war, bei derselben römisch-katholischen Kirche Trost und Hülfe, der er im Denken und Leben so fremd geworden, deren Gnaden und Segnungen er in seinen Schriften so entschieden in Abrede gestellt hatte: er starb am 22. Juni 1527, kaum 58 Jahre alt, nach reumüthig abgelegter Beichte.

Gegenüber den Anschuldigungen, die von Macchiavelli und seinen Nachtretern im Namen der nationalen Einigkeit und Größe Italiens gegen das Papstthum vorgebracht sind, erinnern wir an das Breve Leo's XIII. vom 15. August 1883, worin es treffend also heißt: „Fürwahr, die Verdienste des römischen Papstthums um Europa und namentlich um Italien hat die Geschichte unaustilgbar der

Erinnerung der Nachwelt eingeprägt . . . Hierher rechnen wir in erster Linie die Thatsache, daß Italien vor religiöser Spaltung bewahrt blieb; . . . ebenso ist es männiglich bekannt, daß die Päpste vor Allen es waren, welche nach dem Falle der römischen Herrschaft den furchtbaren Einfällen der Barbaren den tapfersten Widerstand leisteten, daß ihrer Umsicht und Ausdauer es wiederholt zu danken war, wenn die Wuth der Feinde zurückgedrängt, der Boden Italiens vor Feuer und Schwert, die Stadt Rom vor dem Untergange bewahrt wurde . . . Auch das gereichte Italien zu besonderm Segen, daß die Päpste den ungerechten Ansprüchen der Fürsten freimüthig sich widersetzten, daß sie unter den europäischen Streitkräften den Abschluß eines Bündnisses veranlaßten und so mit glorreicher Tapferkeit die wilden Stürme der Türken aufhielten . . . Die Macht und der Ruhm Italiens zur See blühte mit den Kreuzzügen auf, zu denen von den Päpsten die Aufforderung erging; ebenso war es die Weisheit der Päpste, welche den bürgerlichen Gemeinwesen Gesetze, Leben und Dauer verlieh. Den Ruhm, welchen Italien auf dem Gebiete der Kunst und der schönen Wissenschaften erworben, dankt es zum großen Theile dem apostolischen Stuhle; denn die griechische und römische Literatur wäre sicherlich untergegangen, hätten die Päpste und die Geistlichkeit nicht die Ueberreste so herrlicher Werke gewissermaßen aus dem Schiffbruch gerettet."

Weit kühner und gewaltiger, aber auch weit gefährlicher als Macchiavelli's Angriff war der Ansturm der sogenannten Reformatoren, der Stifter des Protestantismus, gegen die im Papstthum organisirte und durch dasselbe wirksame Autorität der Kirche, gegen das Papstthum selber. Dieser eigentlich erste und folgenschwerste Protest hat die christliche Republik zerrissen, die Autorität ihres Oberhauptes arg geschädigt, das lebendige Herz der Kirche, den wahren Mittelpunkt in seiner Aufgabe und seiner Wirksamkeit arg behemmt und immer weitere Proteste im Gefolge gehabt.

Der erste Protest war ein religiöser: Luther rief der Welt zu: „Das Papstthum ist die große H . . ., der Papst der Antichrist, weg mit ihm!“ Es folgte der philosophische Protest eines Voltaire: „Das Christenthum und seine Philosopie ist schändlich, die Kirche ist schändlich! Écrasez l'infâme!“ Nach ihm erscholl Mirabeau's politischer Protest: „Der König ist der Tyrann, das Königthum die Despotie! Nieder mit der Tyrannei, welche die Völker knechtet und mit Schande bedeckt!“ Und nun in unseren Tagen rief Proudhon seinen socialistischen Protest in die Masse hinein: „Die Regierung ist die Anarchie, das Eigenthum ist Diebstahl, Gott ist das Böse!“ Das will heißen: Nieder mit der Gesellschaft, mit der Familie, mit der Religion, mit dem Eigenthum! Dem Worte folgte die That, dem Protest die Revolution. Zuerst kam die religiöse Revolution, der religiöse Protestantismus; dann in folgerichtiger Weiterentwickelung die philosophische oder rationalistische, hierauf die politische Revolution, bis wir in unseren Tagen vor der drohenden socialen Revolution stehen. Und so sind wir von Protest zu Protest endlich zu jenem universalen Protestantismus gekommen, der sich Socialismus nennt.

Um den Abfall vom Papstthum und den Ungehorsam gegen seine Autorität zu rechtfertigen, haben schon damals die Reformatoren, wie auch jetzt noch ihre Anhänger, die Phrase gewählt: Wir erkennen nur Christus als das Haupt unserer Kirche an; für die Leitung der Gesammtkirche darf kein Amt und kein Träger desselben existiren. Das heißt mit andern Worten: Wir halten Trennung und Isolirung der Kirche für im Prinzip richtig, für den normalen Zustand. „Es ist aber — sagt Döllinger (Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat S. 31) — eine abschüssige Bahn, auf der sich die Kirchengemeinschaften in dieser Beziehung bewegt haben. Erst hieß es bei den Byzantinern: nur Patriarchen, deren jeder ein Stück der Kirche regiert, erkennen wir an, aber

keinen Papst, kein Haupt der Patriarchen. Dann kam die Englische Kirche und sagte: weder Papst noch Patriarchen, bloß Bischöfe. Ihrerseits erklärten die Protestanten des Continents: auch keine Bischöfe, bloß Pfarrer und über ihnen den Landesfürsten. Später kamen die neuen protestantischen Sekten in England und anderwärts mit der Erklärung: Pfarrer können wir nicht brauchen, nur Kanzelprediger. Endlich erschienen die „Freunde“ (Quäker) und mehrere andere neue Genossenschaften und hatten die Entdeckung gemacht: auch die Prediger seien vom Uebel; jeder sei sein eigener Prophet, Lehrer und Priester. Einen Schritt noch weiter hinabzuthun, ist bis jetzt noch nicht gelungen; doch soll man in den Vereinigten Staaten bereits daran studiren.“

Die geschilderte Decadence ist historisch durchaus richtig, der Hohn ein wohlverdienter. Und so widerlegt der geschichtliche Gang der Ereignisse selber die obige Phrase.

Die Gegner des Papstthums nennen das Papstthum eine Usurpation, ein dem Willen Christi widersprechendes Institut. Aber abgesehen von allen theologischen Gegengründen wird dieser Vorwurf aus der Sache selber widerlegt; denn in der Natur und in der Architektonik der Kirche, besonders in ihrer Einheit und Sichtbarkeit begründet sich die Nothwendigkeit des Papstthums, wie das Döllinger (a. a. O. S. 25 ff.) treffend dargethan hat. Die Kirche Gottes soll doch eine allgemeine und universale, eine Völkerkirche sein; eine solche kann aber, wie Vernunft und Geschichte sattsam beweisen, ohne einen Primat, ohne eine oberste einheitliche Spitze sich nicht behaupten. Jedes lebendige Ganze fordert einen Mittel- und Einigungspunkt, ein Oberhaupt, das die einzelnen Theile zusammenhält, und zwar eine bestimmte Persönlichkeit, einen gewählten Träger eines der Sache oder dem Bedürfnisse der Kirche entsprechenden Amtes. Diejenigen also, welche den Papst nicht anerkennen, läugnen die Allgemeinheit und Einheit der Kirche und treten für eine in sich getrennte, in eine

Vielheit von Volks- oder Staatskirchen zersplitterte Kirche ein, und die ist doch auch theologisch und biblisch ein Unding.

Wo bleibt da der Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses von der Einen allgemeinen Kirche? Um sich in etwa zu retten, schafften sich die Theologen eine Abstraction, eine Chimäre, eine „geheime, heilige Gesellschaft, einen stillen Geisterbund, eine unsichtbare Kirche." Aber in welchen unfindbaren Regionen steckt denn diese „heilige Gemeinschaft"? Wo soll denn diese unsichtbare Kirche zu Hause sein, und wohin hat der sich zu wenden, der in sie eintreten, bei ihr Wahrheit, Rettung und Seligkeit suchen will? Sarkastisch meint Döllinger: „Dieser „stille Geisterbund" hat weder Hand noch Fuß, er spricht nicht und hört nicht, es gibt da weder Lehre, noch Zucht, noch Verwaltung kirchlicher Gnadenmittel, alle diese Dinge sind freilich auch entbehrlich, da die Geister, deren keiner etwas von dem andern weiß, ohnehin nicht aufeinander wirken können, weder im Guten noch im Bösen." Muß doch selbst ein bedeutender protestantischer Theologe, Richard Rothe (Anfänge der christlichen Kirche, S. 100), das offene Geständniß ablegen: „Eine unsichtbare Kirche ist eine contradictio in adjecto. Man kann für sie schlechterdings keinen Inhalt auffinden, den nicht einer von den beiden Uebelständen drückte: entweder, daß zu seiner Bezeichnung der fragliche Ausdruck ganz unpassend, oder daß er in sich selber kein reeller ist. Die Vorstellung ist erst gebildet worden, weil man faktisch den Begriff der Kirche in seiner vollendeten Entwicklung als Begriff der katholischen Kirche aufgegeben hatte."

So unfaßbar, unsinnig und lächerlich der Begriff einer „unsichtbaren Kirche", so traurig und trostlos ist das Bild der wirklichen Kirchen ohne Papstthum in ihrer Zerrissenheit und Gespaltenheit. Hefele hat in seinen Beiträgen zur Kirchengeschichte (II. 45 ff.) ein wirkungsvolles Bild davon entworfen. An diesem Krebsschaden der Zerrissenheit, sagt er, leidet der Protestantismus schon

seit seiner Entstehung. Von Anfang an sehen wir ihn in zahlreiche Sekten zerspalten. Da sind zuerst die Zwickauer Propheten in Verbindung mit Carlstadt, die von der lutherischen Form der Neuerung sich trennend, eine zweite sogenannte Kirchenverbesserung herbeiführten. Wieder eine weitere Form des Protestantismus ging um die gleiche Zeit durch Zwingli von Zürich aus; eine andere führte Thomas Münzer in Thüringen durch; in der Schweiz verdrängte Calvin den Zwinglianismus aus einem großen Theile seines Gebietes; eine ganz eigenthümliche Gestaltung des Protestantismus wurde durch die Fleischeslust eines Tyrannen nach England verpflanzt; neue Formen und Lehren suchte und verbreitete in seinem abenteuerreichen Leben Schwenkfeld, Edler von Ossing; zum größten Aerger Luther's wurde selbst seine nächste Umgebung durch den Cryptocalvinismus zerspalten; in den Niederlanden konnten Beil und Blut den Arminianismus nicht verdrängen; im Süd und Nord, im Osten und Westen setzten sich Antitrinitarier an; und mit schrecklichen Zügen sind die Streitigkeiten zwischen Episcopalisten und Puritanern in die Jahrbücher der englischen Geschichte geschrieben. Ja, hören wir Luther selbst, wie er über den totalen Mangel an Einheit im Protestantismus klagt. So lange der Papst regierte, sagt er, sei es stille gewesen von Rotten, denn der Starke habe seinen Hof mit Frieden inne gehabt. Jetzt aber sei ein Stärkerer über ihn gekommen, und da nun der leidige Teufel sehe, daß es mit seinem bisher im Papstthum practicirten Poltern und Rumpeln nicht mehr gehe, greife er ein neues an und poltere heraus mit mancherlei wilden Dünkeln, Glauben und Lehren. „Dieser will keine Taufe haben, jener läugnet das Sakrament, ein Anderer setzt noch eine Welt zwischen dieser und dem jüngsten Tage. Etliche lehren, Christus sei nicht Gott, Etliche sagen dies, Etliche das, und sind schier so viel Sekten und Glauben als Köpfe. Kein Rülze ist jetzt so grob, wenn ihm was träumet oder dünkt, so muß der heilige

Geist ihm eingegeben haben, und will ein Prophet sein." (Brief an die Christen zu Antwerpen v. J. 1525. Luther's Werke, herausg. v. de Wette III. S. 61.)

Aber ist vielleicht später die Einheit in den Protestantismus zurückgeführt worden? Keineswegs, der Spaltungen und Sekten werden es immer mehrere, Quäker, Herrenhuter, Methodisten, Mennoniten, Collegianten, Latitudinarier, Levellers, Irvingianer, Momiers, Swedenborgianer, Rosenkreuzer u. s. w. schossen wie Pilze auf, so daß ihre Zahl in Bälde Legion war. Jede Partei zerfiel wieder in kleinere Parteien, jede Sekte in Sektlein, bis in einzelnen Ländern, wie in Amerika, Luther's Wort fast wörtlich in Erfüllung ging: „so viel Köpfe, so viel Sekten." An einem gesunden Stamme wachsen nicht so viel Schwämme. Dieser Prozeß der Zerklüftung und Spaltung innerhalb des Protestantismus nimmt gegenwärtig unbehindert seinen Fortgang, und daß die Zukunft diesem Prozeß keinen Einhalt thun, sondern den ganzen bis auf die Fundamente schon zerrütteten Bau in einen chaotischen Trümmerhaufen verwandeln wird, kann wahrlich ohne Prophetenblick vorausgesagt werden.

Einsichtsvolle Protestanten sehen und gestehen das ein. Und es ist recht bezeichnend, wenn sogar ein so einseitig protestantisches Blatt, wie der „Evangelisch-Kirchliche Anzeiger" im September 1884 folgenden Auszug aus einem Referate des Predigers Oestburg aus Schweden brachte, daß derselbe kurz zuvor auf der Kopenhagener Versammlung der sogenannten „Evangelischen Allianz" über die Zustände in der dortigen lutherischen Staatskirche erstattete: „Dort ist die lutherische Staatskirche unter dem Erzbischof und vielen Bischöfen noch im alleinigen Besitz aller Vorrechte und Vortheile, allein sie ist innerlich total erschüttert sowohl durch Sekten, die, ohne auszutreten, in ihrem Schooße wühlen, als auch durch antichristliche Bewegungen, die aber wie in Dänemark vom wärmsten religiösen Drange und positiver Gläubigkeit

durchdrungen sind. Nur mischt sich in den Kampf mehr Bitterkeit und nicht selten verwerfliche Unlauterkeit. So arbeiten die zwölftausend Methodisten mit 600 Sonntagsschullehrern an 9000 Kindern, die zum größten Theil nicht ihrer Gemeinde, sondern der Landeskirche angehören. So bleiben die Baptisten in der Landeskirche, weil sie den gesetzlichen Weg des Austritts — aus nicht zu billigenden Gründen — scheuen. So reißt der Gymnasiallehrer Waldenström von Gefle Tausende mit sich fort, wenn er, mit Umgehung der Buße, allein die Güte Gottes predigt und die Sacramente selbst verwaltet — lauter Zeugnisse unhaltbarer Zustände in der Staatskirche, die vergeblich in der großen Predigerconferenz ein Gegengewicht gegen alle jene Entartungen auszuüben sucht. Es ist bekannt, daß die Allianzversammlung in Stockholm tagen sollte, doch scheiterte diese Absicht an dem Widerspruch der Staatskirche, den der Erzbischof auch nach Kopenhagen hinüber erneuerte, als etwa 70 staatskirchliche Geistliche aus der Predigerconferenz einen Gruß an die Allianz richteten. Es wird noch schwere Stürme in Schweden abgeben." Gewiß, doch nicht bloß in Schweden, sondern in allen andern Ländern werden noch „schwere Stürme" kommen, die „unhaltbaren Zustände" sich mehren, und so das traurige Bild des innerlich zerklüfteten, gespaltenen, zerrissenen Protestantismus immer trauriger gestalten.

Aber so mußte es kommen, weil er das Prinzip der kirchlichen Autorität, das nach Christi Willen und Einsetzung im Papstthum gipfelt, verworfen und von der katholischen Einheit sich getrennt hat. Und so ist gerade das trostlose Bild der Zerrissenheit und Gespaltenheit des Protestantismus die beste und handgreiflichste Widerlegung der von Luther in die Welt gesetzten und von seinen Anhängern weiter verbreiteten Geschichtslüge, das Papstthum sei eine Usurpation, ein dem Willen Christi widersprechendes Institut. Wie großartig, wie imponirend stark und einflußreich erscheint dagegen die katholische Kirche der

Vergangenheit und Gegenwart in ihrer festen weltumfassenden Einheit, mit ihrer einzigartigen, keiner andern vergleichbaren Institution des Papstthums, dieses Grund- und Schlußsteins, Mittel- und Einheitspunktes des Ganzen! Begreiflich daher, wenn selbst der Philosoph des „Unbewußten“, Eduard von Hartmann, den „wahren Vertreter des historischen Christenthums“ in der römischen Kirche, „im Ultramontanismus“ sieht (Die Selbstzersetzung des Christenthums, p. X.) und angesichts der Zersplitterung im Protestantismus offen erklärt: „Wenn es doch einmal die Kirche sein soll, die mich, gleichviel wie, zum Ziele führt, dann werde ich mich wenigstens nach einer Großmachtkirche umsehen und mich lieber an den Felsen Petri klammern, als an eine der zahllosen protestantischen Sectenkirchen.“

Dr. X.

---

8. Das Papstthum „auf Betrug und Fälschungen begründet.“

Aus der Fluth von Geschichtslügen, die eine von Haß und Vorurtheil getriebene sogenannte Wissenschaft gegen das Papstthum vorgebracht, können wir nur einige der gewöhnlichsten und wichtigsten herausgreifen. Unter diesen finden wir zunächst solche, welche bezüglich des Entstehens der machtvollen Stellung des Papstthums in die Welt gesetzt worden sind.

Nach den sehr eingehenden Untersuchungen Hergenröther's in der Schrift: „Katholische Kirche und christlicher Staat“, hat sich die hohe Gewalt der Päpste im Mittelalter naturgemäß unter dem Zusammenwirken des geistlichen und des weltlichen Rechts auf längst bestehenden Grundlagen herausgebildet. Längst wurde sie ausgeübt, so heißt es dort S. 356 (Neue Ausgabe), ehe man sich damit befaßte, über die Begründung nachzudenken und Betrachtungen anzustellen, was erst seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts

in größerem Umfange geschah. Daran, daß ein förmliches System des Betrugs, der Fälschungen und der Usurpationen die so ausgedehnte Papstgewalt herbeigeführt hätte, wie das nachher die Magdeburger Centuriatoren und andere Protestanten, im vorigen Jahrhundert auch Febronius, in unserer Zeit „Janus“ sich ausgedacht haben, dachte Niemand und konnte Niemand denken; das zu ersinnen, war dem Geiste der neueren Zeit vorbehalten, die Unglaubliches geleistet und selbst die Epochen der Fälschungen vor und nach Pseudoisidor, von Gratian bis zu den Dominikanern, und von diesen bis zu den Jesuiten festzustellen versucht hat. Als Beispiele solchen Betrugs und solcher Fälschungen werden hauptsächlich ausgebeutet:

1. Die sogenannte Constantin'sche Schenkungsurkunde, ein früher für echt gehaltenes, dann als gefälscht nachgewiesenes uraltes Dokument, welches, auf den Kaiser Constantin zurückgeführt, den römischen Päpsten gewisse Ehrenauszeichnungen und Insignien, ferner die kirchliche Obergewalt vor den andern Patriarchen und vor allen andern Kirchen, sodann die weltliche Herrschaft über Rom und die Provinzen Italiens zuspricht. Das genannte Dokument ist weit mehr von den Gegnern, als von katholischer Seite angezogen und besprochen, von jenen freilich zu den gehässigsten Ausfällen gegen das Papstthum ausgenützt worden. „Doch nie — sagt Hergenröther (a. a. O. S. 358) — sah der römische Stuhl durch die Ergebnisse der Prüfung dieser Urkunde seine Rechte bedroht, noch sah er in der apokryphen Urkunde sein „festestes Bollwerk“, die „Basis“ für den tausendjährigen Plan der päpstlichen Weltherrschaft,“ wie der „Altkatholik“ v. Schulte behauptete.

Es ist zunächst eine Thatsache, daß gerade in der Zeit des mächtigen Aufstrebens der politischen Macht des Papstthums die fragliche Urkunde gar nicht, oder nur wenig bekannt und noch weniger von den Päpsten ausgenützt worden ist. So hat sich gerade Gregor VII. zur Unterstützung seiner „Ansprüche“ nirgends auf dieses Dokument

berufen. Auch Innocenz III., der so oft dazu Anlaß gehabt hätte, redet davon nicht in seinen Dekreten und Briefen, nur in einer Rede auf den hl. Sylvester führt er sie an. Innocenz IV. (1245) erklärte sogar, nicht Constantin *zuerst* habe dem römischen Stuhle weltliche Gewalt gegeben, indem er andeutete, daß diese eigentlich schon im Keime durch die von Christus dem Petrus übergebene Machtfülle vorhanden sei, weshalb Constantin's Verleihung eher eine Cession als eine Collation darstelle. Während nur diese und wenige andere Ausführungen der falschen Urkunde in päpstlichen Erlassen — wo *alle* Welt an ihre Aechtheit glaubte — sich finden, und die Päpste ganz andere Belege für die Machtäußerungen des päpstlichen Stuhles beibringen, ward die Aechtheit dieser Urkunde seit dem fünfzehnten Jahrhunderte zuerst von *katholischer Seite unter den Augen der Päpste* vielfach bestritten. Doch noch im 16. und 17. Jahrhundert fanden sich Vertheidiger des Dokuments. Seit *Baronius*, dem „*päpstlichen*" Historiker, und seiner Verwerfung des Aktenstückes erhob sich kaum noch ein namhafter Vertheidiger seiner Aechtheit. (Vgl. Hergenröther a. a. O. S. 361.)

Grauert hat sodann in einer durch die Jahrgänge 1882—84 des „Historischen Jahrbuches" der Görresgesellschaft fortgesetzten Abhandlung, die selbst nach dem Zeugniß der „Allg. Ztg." (Beilage vom 14. Januar 1884) „voll ist von gelehrten und scharfsinnigen Erörterungen," den Nachweis zu liefern gesucht, daß die Fälschung *nicht in Rom* entstanden und *nicht, um die Macht des Papstes zu erhöhen*, sondern vielmehr im Frankenreich, in St. Denis bei Paris gemacht worden ist, um die Rechtmäßigkeit des fränkischen Kaiserthums gegenüber dem griechischen zu erweisen. Noch weit mehr sind:

2. Die *Pseudoisidorischen Decretalen* von den Gegnern zu Angriffen auf den römischen Stuhl benutzt worden. Es ist das eine im 9. Jahrhundert in Westfranken von einem „Jsidor mercator" sich nennenden Gelehrten

herausgegebene Sammlung von Canones, Decreten und Briefen, deren zum Theil echte Stücke der dem hl. Isidor von Sevilla zugeschriebenen Sammlung entnommen, und deren unechte Stücke eben von jenem Pseudoisidor hinzugefügt worden sind. Diese unechten Stücke sind aber keineswegs rein erdichtet, sondern zum Theil nur der Form nach unecht, inhaltlich aber einer echten Quelle entnommen, zum Theil aber als wirkliche Canones und Dekrete späterer Päpste und Concilien solchen früherer Zeit in den Mund gelegt, oder endlich apokryphe Stücke, die jedoch schon vor Pseudoisidor bekannt und in Privatsammlungen aufgenommen waren. Die einzelnen Decretalen behandeln eines Theils Pastoral- und Disciplinar-, andern Theils kirchenrechtliche Fragen, und zeugen von einer großartigen Belesenheit in der kirchlichen Literatur und von reinem Eifer für das Wohl der Kirche und die geistige und moralische Hebung des Clerus.

Als Zweck seiner Sammlung gibt Pseudoisidor selbst den Wunsch an, für Clerus und Laien die gesammte kirchliche Disciplin in einem Werke zusammenzustellen. „Ich gestehe, — sagt Möhler (Gesammelte Schriften und Aufsätze I. S. 305) — daß ich nach der schärfsten Betrachtung derselben keinen Zug auffinden kann, der einen arglistigen, trugvollen Geist verriethe; im Gegentheil kündigt uns Alles einen sehr frommen, innig gläubigen, tugendhaften, um das Wohl der Kirche aufrichtig besorgten Mann an, der gar keines bösartigen Betrugs fähig ist."

Die früher mit so großem Applomb aufgestellte und festgehaltene Annahme der Gegner, Pseudoisidor habe auf arglistige Weise seine unwissenden Zeitgenossen und die in der geistigen Unmündigkeit zu erhaltende Nachwelt in das Joch des finsteren Papstthums und Pfaffenthums überhaupt spannen wollen, ist jetzt von den wissenschaftlichen Vertretern aller Richtungen endgültig aufgegeben worden. So von den berufenen protestantischen Gelehrten Richter (Kirchenrecht VI. Aufl. § 39.), Wasserschleben (Beiträge zur Gesch. d. falschen Decretalen), von Hinschius

(Decretales Pseudoisidorianae etc.) u. A. Die Einen behaupten, die Decretalen seien abgefaßt im Interesse der Bischöfe, aber nicht des Papstthums, die Andern geben andere Zwecke an; so sagt Hinschius, Pseudoisidor habe nur den Zweck gehabt, eine umfassendere und vollständigere Sammlung der Canones anzufertigen, als die früheren es waren.

In dem Hauptsammelwerk protestantischer Theologie, in Herzog's Realencyclopädie (XII. S. 340—357), hat Wasserschleben sich also geäußert: „Früher war die Ansicht sehr verbreitet, daß Pseudoisidor vorzugsweise die Befestigung und Erweiterung des römischen Papstthums bezweckt habe; dieselbe kann aber, nach den letzten von Theiner (Diss. de Pseudoisid. can. coll. Vratisl. 1826) und Ellendorf in dessen „Karolingern" gemachten vergeblichen Vertheidigungsversuchen gegenwärtig (1860) wohl als allgemein aufgegeben angesehen werden . . . Wie wenig der Verfasser den Vortheil und die Privilegien des römischen Stuhls im Auge hatte, geht auch daraus hervor, daß in keinem Briefe vom patrimonium Petri und von den Schenkungen die Rede ist, welche an die römische Kirche gemacht sein sollten."

Selbst Hase sieht sich in seinem „Handbuch der prot. Polemik gegen die röm.-kath. Kirche" (4. Aufl. S. 142) zu dem Geständniß veranlaßt, daß „die Erdichtung nicht unter den Augen des Papstes geschehen, und nicht einmal unmittelbar in seinem Interesse" sei.

Nur Meyer's Conversationslexicon (13. Band), das Organ für den „gebildeten" Liberalismus, sowie der „Evangel. kirchl. Anzeiger von Berlin," die Ablagerungsstätte für die Expectorationen der protestantischen Romhasser und deren Nachtreter, ferner die Sudelköche in katholikenfeindlichen Pamphleten und Winkelblättchen, haben den traurigen Muth, trotz alledem die alte Geschichtslüge auf's Neue unter das Publikum zu tragen. So schrieb das letztgenannte Blatt in der Nummer vom 7. Oktober 1883 zur Bekämpfung

des in unserer Vorrede gedachten päpstlichen Schreibens betreffend die Förderung der Geschichtswissenschaft unter andern diese Sätze: „Diese Männer (die Centuriatoren) haben sich das große Verdienst erworben, daß sie mit klaren und sicheren Gründen die damals 700 jährige scheinheilige Lüge des Pseudoisidor entlarvten [unwahr, da längst vor ihnen Nicolaus von Cusa († 1464) und Joh. a Turrecremata auf die unechten Stücke der Sammlung hingewiesen hatten]. Dieser gefälschte Isidor ist Anfang und Grundlage des großen Fälschungssystems, auf welchem die absolute Lehr- und Richtergewalt des Papstes, wie auch der Anspruch auf das Patrimonium Petri beruht . . . Die Lüge des Pseudoisidor . . . ist die Hauptstütze des absolutistischen Papstthums . . . Unsere tapfern Centuriatoren verdienen den Dank der Menschheit, daß sie den Anfang gemacht haben, die Welt zu befreien von der verderblichsten Lüge und der unheiligsten Urkundenfälschung, welche die Geschichte kennt." Gegenüber der päpstlichen Anklage gegen die ungerechten Angriffe der Centuriatoren ruft dann das Blatt mit pharisäischem Augenzwinkern: „Welch' eine Stirn auf demjenigen Sitz, dessen Hauptstützen erwiesene Fälschungen sind! . . . Eine Unbußfertigkeit, welche die eigenen himmelschreienden Sünden mit heiterer Miene entschuldigt, dagegen die Bußprediger verdammt, das ist die Straße, welche in das Gericht der Verstockung führt."

Derartige Eruptionen maßlosen Hasses verdienen keine Kritik. Wir haben sie nur deshalb hier angeführt, um zu zeigen, wie sehr eine Clique protestantischer Hofprediger und Pastoren der Geschichte, der Wahrheit, der Moral in's Angesicht zu schlagen wagt, welche Angriffe sie gegen Alles, was den Katholiken heilig ist, sich erlauben darf, und welcher armseligen Mittel sie zu benöthigen glaubt, um das argbedrohte „patrimonium Lutheri," so gut es gehen will, zu schützen.

Dr. X.

---

9. Die „schrankenlose Gewalt“ des Papstthums.

Kirchliche Apostaten, Altkatholiken, -Protestanten schleudern mit Vorliebe nachfolgende und ähnliche Kraftworte gegen das Papstthum: „Willkürliche, schrankenlose, absolutistische, despotische Gewalt des Papstthums,“ „päpstliche Vollmacht und Allmacht,“ „römische Omnipotenz,“ „Streben nach Universalherrschaft,“ und suchen solche Phrasen durch den Hinweis auf die Geschichte zu rechtfertigen. Aber: So viel Worte, so viel Unwahrheiten!

Behufs näheren Nachweises verweisen wir den Leser auf die bezüglichen eingehenden Erörterungen bei Hergenröther (Kath. Kirche und christlicher Staat (Neue Auflage) S. 80—86) und Döllinger (Kirche und Kirchen S. 38—48), denen hauptsächlich die folgenden kurzen Ausführungen entnommen sind.

Der Papst ist zunächst nicht der einzige Träger der Kirchengewalt, sondern nach der ausdrücklichen Lehre des Concils von Trient besitzen neben ihm auch die Bischöfe eine ordentliche Gewalt außer der vom Papste ihnen übertragenen (delegirten).

Sodann ist der Papst nach dem Geständniß eines Alexander III. und Innocenz III., sowie nach der gemeinsamen Lehre der Theologen und Canonisten gerade wegen der Erhabenheit seiner Gewalt in deren Ausübung sehr beschränkt, da er nicht über das göttliche Gesetz hinaus kann; er ist beschränkt, wie Walter das hervorhebt, durch das Bewußtsein der hohen Pflichten, die den hohen Rechten an die Seite gestellt sind; er ist auch äußerlich beschränkt durch den Geist und die Praxis der Kirche, durch die gebotene Ehrfurcht vor den allgemeinen Concilien, durch die von der Natur der Verhältnisse vorgezeichnete Rücksicht auf alte Satzungen und Gewohnheiten, durch die anerkannten Rechte des bischöflichen Amtes, durch das Verhältniß zu den weltlichen Mächten, durch den herkömmlichen, im Zwecke und in der Einsetzung des Primates („weide“) vorgezeichneten

milden Ton der Regierung, endlich auch durch die für eine geistige Gewalt unerläßliche Rücksicht auf den Geist und die Meinung der Völker.

Sehr richtig sagt darüber Döllinger (a. a. O. S. 38 f.): „Es ist außerhalb der katholischen Kirche fast zum Sprachgebrauch geworden, die geistliche Gewalt als eine schrankenlose absolutistische zu bezeichnen, die kein Gesetz über sich anerkenne. Man redet häufig von römischer Omnipotenz, von einem wenigstens nicht aufgegebenen Anspruch auf Universalherrschaft. Man behauptet, Rom lasse überhaupt nie einen einmal aufgestellten Anspruch fallen, behalte sich vielmehr vor, ihn bei günstiger Gelegenheit wieder geltend zu machen. Alle diese Vorstellungen und Anklagen sind unwahr und ungerecht. Die geistliche Gewalt ist einerseits die gebundenste, die sich denken läßt; denn ihre Bestimmung ist vor Allem, wie es die Päpste selbst unzähligemal ausgesprochen haben, die kirchlichen Ordnungen und Gesetze zu bewahren und Uebertretungen derselben abzuwehren. Die Kirche hat aber längst ihre feste Ordnung, ihre bis in das Einzelnste durchgeführte Gesetzgebung. Der päpstliche Stuhl ist also vor Allen berufen, selbst mit dem Beispiele der sorgfältigsten Beobachtung kirchlicher Satzungen voranzugehen. Nur unter dieser Bedingung kann er auf den Gehorsam der Einzelkirchen, das Vertrauen und die Ehrfurcht der Gläubigen rechnen. Jeder gründliche Kenner der kirchlichen Gesetzgebung kann daher in den meisten Fällen mit Sicherheit voraussehen, wie die päpstliche Entscheidung ausfallen werde. Ueberdies beruht ein bedeutender Theil der kirchlichen Ordnung, nach katholischer Anschauung, auf göttlichen Geboten und ist folglich für jede, auch die päpstliche Gewalt unantastbar. Kein Papst könnte in Dingen, die göttlichen Rechtes sind, dispensiren. Das ist allgemein anerkannt. „Was den Papst zurückhalten kann? fragt de Maistre. Alles, Canones, Gesetze, nationale Gebräuche, Monarchen, Tribunale, Nationalversammlungen, Verjährung, Vorstellungen, Unterhandlungen, Pflicht, Furcht, Klugheit

und besonders die öffentliche Meinung, die Königin der Welt."

Weiterhin führt Döllinger (S. 41 ff.) eine Reihe von päpstlichen oder mit päpstlicher Zustimmung erfolgten Kundgebungen aus der neueren Zeit an, welche den besonders in Deutschland und England fälschlich verbreiteten Wahn gründlich vernichten, als ob der römische Stuhl eine despotisch willkürliche Gewalt je sich beigelegt habe oder noch beilege.

Hierher gehören auch die fälschlichen Anschuldigungen, welche man bezüglich des Verhältnisses des Papstthums zur weltlichen Gewalt erhoben hat, indem man namentlich auf Bonifaz' VIII. Bulle „Unam sanctam" (1302) sich berief. Dieselbe ist zunächst vielfach mißverstanden und ihre Bedeutung über Maß und Gebühr hinaufgeschraubt worden. Die Bulle, wahrscheinlich von Aegidius von Rom concipirt (vgl. Kraus, Oesterr. Viertelj. f. Theol. 1862, I.), beansprucht für den hl. Stuhl nicht eine Oberlehnsherrlichkeit über die einzelnen Reiche, sondern stellt nur einige allgemeine, vom öffentlichen Rechte der damaligen Zeit anerkannte und auf alle christlichen Staaten anwendbare Grundsätze bezüglich des Verhältnisses der geistlichen zur weltlichen Gewalt auf. Sie kann umsoweniger als ein Ausfluß der persönlichen „Herrschsucht" Bonifaz' VIII. betrachtet werden, als sie vielmehr der Hauptsache nach ungefähr wörtlich den mittelalterlichen Theologen entnommen ist. (Vgl. Phillips, Kirchenrecht III. 256; Alzog, Kirchengesch. 10. Auflage. Note 2. Ferner: W. Martens: Das Vaticanum u. Bonifaz VIII. München 1888; Scheeben: Die Bulle Unam sanctam u. ihr neuester Gegner [der Münchener „altkatholische" Professor Berchtold] im Mai- u. Juniheft des „Katholik" 1888, S. 449 ff., 561 ff.)

Zum Ueberfluß theilen wir noch folgende Stelle eines am 23. Juni 1791 an die Erzbischöfe und Bischöfe erlassenen Schreibens des Cardinals Antonelli, damaligen Präfekten der Propaganda, mit: „Man muß sehr sorgfältig

unterscheiden zwischen den wahren Rechten des apostolischen Stuhles und dem, was ihm von Neueren jetziger Zeit in feindlicher Absicht imputirt wird. Der Römische Stuhl hat nie gelehrt, daß man den Andersgläubigen Treue und Glauben nicht halten solle; oder daß ein den von der katholischen Gemeinschaft getrennten Königen geleisteter Eid verletzt werden dürfe, oder daß es dem Papste erlaubt sei, ihre weltlichen Rechte und Besitzungen anzutasten."

Dies Schreiben ist oft genug abgedruckt worden (z. B. bei Affre l. c. p. 508., im Ami de la religion t. XVIII., bei Döllinger a. a. O. S. 46 zum Theil); aber noch Hunderte unserer „Historiker", Literaten und Parlamentarier ignoriren es, um nur immer wieder die alte Lüge in's Land hineinzurufen. Dr. X.

---

10. Papst und Antichrist.

Der Protestantismus hat das Odium Papae als ein Erbtheil von seinen Stiftern empfangen und wie eine ehrwürdige, heilige Tradition der Väter mehr als drei Jahrhunderte hindurch stets weiterverpflanzt und mit krankhafter Sorgfalt gepflegt, — freilich sehr oft wider besseres Wissen und Gewissen.

Der Protestantismus ist so zu sagen aus dem „Haß gegen das Papstthum" geboren und durch ihn groß geworden; dieser war das mächtigste Vehikel seiner Weiterverbreitung, das Binde- und Einigungsmittel der dissentirenden Elemente im eigenen Schooße, der Schlachtruf und das Losungswort aller zum Kampfe wider den Katholicismus mit ihm sich verbündenden sonstigen Gegner, und, wie man aus dem Vorgehen fanatischer Professoren und Pastoren bei Gelegenheit der Lutherfeier des Jahres 1883 schließen darf, auch noch für die Gegenwart das kräftigste Zugmittel und das vornehmste Unterpfand für die Weiterexistenz des Protestantismus.

Luther war es ja, welcher die Lehre aufstellte, der vom hl. Paulus (2. Thess. 2, 1—12.) geschilderte Widersacher oder Antichrist sei das römische Papstthum. Schon frühzeitig hatte diese Meinung bei ihm sich gebildet. Bereits 1518 schrieb er an einen Freund, daß seines Erachtens „der wahre Antichrist, nach Paulus, am römischen Hofe herrsche,“ und im folgenden Jahre an Spalatin: „Ich sage dir im Vertrauen, ich weiß nicht, ob der Papst der Antichrist selbst ist, oder dessen Apostel, so erbärmlich wird von ihm durch die Decretalen Christus, das heißt die Wahrheit, verunstaltet und gekreuzigt“ (Bei de Wette, M. Luther's Briefe u. s. w. 1, 192, 239). Im November 1520 schrieb er dann seine Schrift adversus execrabilem Antichristi bullam. Diese Meinung nun bildete sich mit der Zeit bei Luther zu einer Art Dogma aus und ward als solches in einer seiner letzten Schriften: „Das Papstthum vom Teufel gestift,“ auf's ernstlichste vertheidigt.

Allerdings hatten schon vor Luther mittelalterliche Häretiker, die Waldenser, Joachimiten, Spiritualen und Wiclyffiten irgend einen Papst den Antichristen genannt, aber doch nur in einem weiteren, uneigentlichen Sinne. Bei Luther aber bedeutete der Paulinische Antichrist die lange durch viele Jahrhunderte sich fortziehende Reihe der Bischöfe, die auf dem römischen Stuhle saßen. Der Apostel, so lehrte Luther, habe der Kirche voraussagen wollen, daß sie selber das Reich und der Sitz eines mindestens anderthalbtausend Jahre permanenten Antichrists werden würde, so daß eine regelmäßige Dynastie oder Succession von Antichristen stattfinden solle, doch mit kurzen Unterbrechungen; so oft nämlich der römische Stuhl erledigt werde, fehle es an einem Antichrist, sobald aber die Wiederbesetzung desselben erfolgt sei, sei auch sofort ein Antichrist, ohne welchen die Christenheit nun bis zum Ende der Welt nicht mehr sein könne und dürfe, wieder vorhanden (Döllinger, Christenthum und Kirche. 2. Aufl. S. 440). Es ist somit nach Luther der jeweilige Papst der im Tempel Gottes, d. h. in der Kirche, welche

mit ihm abfiel, thronende Antichrist; er ist es, der auch über die sogenannten Götter, die weltlichen Fürsten, sich erhebt, indem er sie seiner Autorität unterwerfen will. Das „Hemmende“ bei St. Paulus Vers 6, d. h. das, wodurch das Hervortreten des Antichrists noch verhindert wurde, war das römische Reich. Als dieses zerfallen war, trat er auf. Durch die Aufnahme in die schmalkaldischen Artikel hat dann diese Lehre für die Lutheraner symbolisch dogmatisches Ansehen erhalten.[1]) (Vgl. Simar, Die Theologie des hl. Paulus. 2. Aufl. S. 267 f.)

Auch Calvin erklärte, diese Deutung sei so klar und einleuchtend, daß selbst ein zehnjähriger Knabe sie als wahr erkennen müsse. Die Stelle anders zu verstehen, war gefährlich; es war einer der Anklagepunkte, die den Erzbischof Laud auf das Blutgerüst brachten, daß er den „Menschen der Sünde“ in dem römischen Bischofe nicht habe erkennen wollen (Döllinger, a. a. O. S. 441).

John Knox, der fanatische „Reformator“ Schottlands, verfocht gegen den Priester Annan „siegreich die These, daß der Papst der Antichrist sei, welche von da an ein Gemeingut des schottischen Volkes wurde“ (Herzog's Realencyclopädie für protest. Theologie X. S. 583). Die Reformirten Frankreichs beschlossen auf ihren Synoden zu Gap (1603) und zu Rochelle (1607), einen Artikel gleichen Sinnes in die Confessio Gallicana aufzunehmen, und ließen wirklich eine Ausgabe der Conf. Gall. mit diesem Artikel drucken; die Drohung Heinrich's IV. nöthigte sie, diesen Artikel in den späteren Ausgaben wieder weg zu lassen. Du Plessis „bewies“ aber, daß der Papst der Antichrist sei. Turtein konnte 1703 schreiben: „Es ist

---

[1]) Art. Smalc. II. 14: „Papam esse ipsum verum Antichristum, qui supra et contra Christum sese extulit et evexit . . . quare sicut diabolum ipsum non possumus adorare . . . ita nec ejus Apostolum Papam seu Antichristum in regno ejus etc.“

beharrlich die Lehre aller Reformirten und Protestanten, daß der große Antichrist der römische Papst sei."

Die Lehre der Reformatoren wurde natürlich von den Magdeburger Centuriatoren, deren Haupt Luther's treuester Schüler und mehrjähriger Amtsgenosse, Matthias Flacius, war, wissenschaftlich zu rechtfertigen und historisch zu begründen gesucht. Der römische Bischof ist auch ihnen der wahre Antichrist und die Kirche, soweit sie von Jenem beherrscht wird, das Reich des Antichrists. Sie läugnen darum selbstverständlich, trotz Matth. 16, 18, den Primat Petri, lassen trotz der zahlreichen Zeugnisse der Väter die Anwesenheit Petri in Rom (s. d. Artikel) dahingestellt oder auf alle Fälle den Apostel doch nur sehr kurz und dann nicht in der gewöhnlich ihm beigelegten Eigenschaft dort anwesend gewesen sein, und spüren mit höchstem Argwohn Alles, auch das Kleinste auf, was nach ihrer Meinung auf das Anwachsen der antichristlichen Bosheit hindeuten könnte. Schon von der dritten Centurie an wird vom Primat des römischen Bischofs nur noch als von dem „Geheimniß der Bosheit" (mysterium iniquitatis) geredet. In der vierten sieht man, wie derselbe mehr und mehr heranwuchs, und in der fünften ist „vorzüglich bemerkenswerth, wie der Geist des Antichrists in diesem Jahrhundert durch gewisse römische Bischöfe die erste Saat des Primats und des Vorrangs über alle andern Bischöfe der Kirche Christi ganz unverschämt ausstreute. Denn obgleich einige wachsame, thatkräftige und energische Männer bei der schwarzen Schandthat des Betruges (da nämlich die römischen Bischöfe die Nicäischen Statuten corrumpirten) den Wolf gleichsam bei den Ohren ergriffen und einigen Widerstand geleistet hatten, wodurch sie jene ehrsüchtige und frevlerische Forderung in etwa zurückdrängten, so ist doch mehr als zu viel zugegeben worden, so daß in Wahrheit in diesem Jahrhundert der Antichrist gleichsam empfangen zu sein scheint, der dann später als reife Leibesfrucht an's Tageslicht gekommen. Im siebenten Jahr-

hundert endlich, so berichtet die siebente Centurie, ist das in den römischen Bischöfen lange genährte „Geheimniß der Bosheit" vollends zum Durchbruch gekommen. „Obgleich nämlich auch in den früheren Jahrhunderten (so heißt es in der Vorrede zur achten Centurie) jener Antichrist, gleichsam die Minen legend, allmählich und mehr und mehr seinen Vorrang über alle Kirchen und alle Reiche der Welt angestrebt hat, so ward er dennoch durch die Wachsamkeit gelehrter Männer und das strenge Auftreten der Hirten in seine Finsterniß zurückgedrängt, bis daß der durch Mord und viele andere scheußliche Laster übel berüchtigte Phokas, des Teufels Sklave, jenes schreckliche und furchtbare Ungeheuer auf den Sitz der Pestilenz (der höchsten „Excellenz" auf Erden müßten wir sagen) erhob. Hernach aber hat es sein Haupt höher erhoben, hat mit seinem Schwanze (wie Johannes es beschreibt) selbst des Himmels Sterne berührt und sie in Verwirrung zu bringen gesucht."[1])

Nachdem so das Papstthum als das widerchristliche Ungeheuer nackt vor aller Augen dasteht, bleibt für die folgenden Centurien nur zu schildern, „wie (auf die Paulinische Stelle und die Apokalypse 17, 3 hindeutend) jener Antichrist, im Tempel Gottes sitzend, sich für Gott ausgegeben, in Wahrheit aber als der Sohn des Verderbens sich gezeigt, wie er Ruhm und Macht dieser Welt gesucht, über diejenigen, so Götter genannt werden, d. i. die

---

[1]) „. . . donec paricidiis multisque aliis tetris facinoribus infamis vereque ipsius diaboli mancipium Phocas monstrum illud horrendum et ingens in cathedram illam pestilentiae (excellentiae supremae in orbe terrarum debebamus dicere) sublevaret. Verum postea caput suum altius extulit, suaque cauda (ut Johannes pingit) ipsas coeli stellas tetigit, easque deturbare molitus est." Die Centuriatoren denken an die Verfügung des Kaisers Phokas (602—610), wonach dem Papste im Gegensatz zu dem Patriarchen von Constantinopel der Titel „ökumenischer Patriarch" beizulegen sei. Schrödl (Wetzer und Welte's Kirchenlexikon VIII. S. 427) nennt es kurzweg eine „boshafte Bornirtheit," davon die Gründung des Papstthums abzuleiten.

Obrigkeiten, sich erhoben und das Thier, d. i. das römische Reich, bestiegen hat."

Nun folgen die historischen Beweise für die Richtigkeit solcher Exegese. Da erscheint zunächst — für solche Historiker der erwünschteste Fund! — die „Päpstin Johanna" (s. d. Artikel) als der deutlichste Beweis dafür, daß das Papstthum der „Sohn des Verderbens," die „babylonische H . . .," jenes Weib sei, „auf deren Stirn als Name geschrieben stand: „Geheimniß, Babylon, die große, und die Mutter der Buhlschaften und der Greuel der Erde" (Apocal. 17, 4.). Ja, die Centuriatoren schrieben der Päpstin Johanna sogar einen echt teleologischen Charakter zu und eröffneten mit ihrer Geschichte den Abschnitt „über Jene, welche der Herrschaft des römischen Antichrists sich widersetzt haben," in folgender Weise: „Gott hat in diesem (neunten) Jahrhundert durch eine bemerkenswerthe und außerordentliche Schandthat die Häßlichkeit des römischen Sitzes enthüllt, und jene babylonische H . . . vor Aller Augen und Antlitz bloßgestellt, damit die Frommen in Erfahrung brächten, daß jene von der ganzen Welt als heilig verehrte päpstliche Würde die Mutter aller H......, der geistigen, wie körperlichen sei, und damit sie selbige zu verabscheuen und zu verwünschen lernten." Auch die folgenden Päpste, wenngleich sie durch Streichung des Namens der Päpstin aus dem Verzeichniß letztere und ihre Schandthat zu verdammen sich den Anschein geben, waren im Grunde doch ihr gleich und nur „die Patrone jeglicher Götzendienerei und H ...... und des Teufels Sklaven (sed nihilominus reipsa tales manserunt, nimirum omnis idololatriae et formicationis patroni et mancipia diaboli)."

Der schlimmste von allen sei Gregor VII. gewesen. Die Centuriatoren erschöpfen sich in den denkbar gröbsten Lügen und Verleumdungen dieses großen, heiligen Papstes. Sie nennen ihn das ungeheuerlichste aller Ungeheuer, welche diese Erde getragen hat (monstrum omnium, quae haec

terra portavit, monstrosissimum), sie sehen in ihm einen Menschen, der schon nach dem Laute seines Namens Hildebrand ein wahrer Höllenmensch sei, einen großen Schwarzkünstler, der mit dem Teufel unmittelbar einen Pact geschlossen, um mit dessen Hülfe zu höheren Ehrenstellen zu gelangen, einen unverschämten Mönch, der von unglaublicher Ehrsucht entflammt mit schandbarer Kühnheit und bewunderungswerther Schlauheit, durch Geld und Zauberei, mit Händen und Füßen nach dem Papstthum gestrebt und per fas et nefas, entgegen den Bestimmungen der Canones, zu demselben gelangt sei. Als Papst nun habe dieser Antichrist alle möglichen Laster und Schandthaten begangen, worunter das Verbot der Ehe und die Mißhandlung der weltlichen Obrigkeit an erster Stelle ständen, die zwei besonderen Merkmale oder eingebrannten Stigmata des Antichrists. Es sei eine ganze elende und traurige Geschichte, die Niemand, der ein Herz habe, ohne Thränen lesen könne, wie dieser Hildebrand mit unerhörtem Stolze, Unverschämtheit und Bosheit den römischen Kaiser Heinrich IV., diesen trefflichsten der Fürsten (s. d. Artikel), behandelt, verhöhnt und zum Schauspiel und Gespött für Engel und Menschen gemacht habe.

Doch genug dieser Ausbrüche eines wild-leidenschaftlichen Hasses! Eine solche Geschichtsschreibung ist doch auch einem F. Chr. Baur zu toll, und recht verständlich, wenn auch in sehr zahmer Form, urtheilt er also (Die Epochen der kirchl. Geschichtsschreibung. S. 50 ff.): „So einseitig und einzig nur vom polemischen Interesse geleitet ist die ganze geschichtliche Betrachtung des Papstthums . . . Es ist nur eine Partei-Ansicht, die sich in einer solchen Darstellung ausspricht, und das polemische Interesse bestimmt den leitenden Gesichtspunkt . . . Wird das Papstthum aus diesem Gesichtspunkt (daß jeder Papst der leibhaftige Antichrist, der Patron jeglicher Götzendienerei und H . . . . . ., der Sklave des Teufels ist) aufgefaßt, so ist es in der That nicht zu verwundern, daß man nicht nur für

alles dasjenige, was vor allem nach der Consequenz des hierarchischen Systems zu beurtheilen ist, keinen Sinn hat, sondern sogar solchen Handlungen, die auf sittliche Achtung Anspruch machen und die Gerechtigkeitsliebe einzelner Päpste, ihren Sinn für Ordnung, Recht und Gerechtigkeit, den Muth, mit welchem sie sich der Tyrannei und Schlechtigkeit der Fürsten und der Rohheit der Völker widersetzten, auf rühmliche Weise beurkunden, die gebührende Anerkennung versagen muß. Alles was Päpste je gedacht und gethan haben, bildet zusammen nur ein endloses Gewebe der teuflischsten Absichten und Bestrebungen . . . Welchen geringen Anspruch eine solche Auffassung und Darstellung auf historische Wahrheit zu machen hat, darf nicht erst gezeigt werden."

Gewiß nicht! Wir fügen darum nur das Eine hinzu, daß wir es begreifen, wenn jeden gläubigen und edeldenkenden Protestanten ein tief beschämendes, bitteres Gefühl beschleicht bei dem Gedanken, daß solche Lügenschmiede die Begründer und die Hauptvertreter ihrer kirchlichen Geschichtschreibung sind, daß ein Werk so voll der monströsesten und boshaftesten Lügen, wie die Magdeburger Centurien, die besondere Aufgabe hatte, die Berechtigung und Wahrheit der Reformation und ihrer Lehren historisch zu erweisen. Es muß in der That schlecht um eine Sache stehen, die solcher Mittel zu ihrer Stütze und Vertheidigung bedarf!

Auch für die Folgezeit spielte das protestantische Dogma von dem päpstlichen Antichristen seine Rolle ungestört weiter. Arnold, der Ketzerpatron, ergießt die volle Schale seines Zornes auf das satanische, antichristliche Papstthum, mit dem es immer ärger wurde, seit der „Tyrann und Bluthund Phokas den Bonifazius III., diesen offenkundigen Antichrist, zum Haupt aller Gemeinden erklärt hatte". Auch ihm ist Gregor VII. der schändliche Bösewicht, Heinrich IV. aber der „gute" Kaiser. Und an die „Päpstin Johanna" glaubt er um so mehr, weil man sich den damaligen Zustand der Kirche nicht thöricht, gottlos und verkehrt genug denken könne. Auch der reformirte Kirchenhistoriker Friedrich

Spanheim ist in seiner Historia ecclesiastica (Lugd. Bat. 1701. p. 486 ff.) von demselben Haß und Grimm, wie seine lutherischen Brüder, die Centuriatoren, gegen das anti-christliche Papstthum erfüllt und hält die Fabel de papa femina allen Ernstes für wahr. Sogar noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sehen wir einen namhaften Kirchenhistoriker, den rationalistischen Henke, im Ganzen unter dem Bann jener gehässigen Historik des 16. Jahrhunderts. Und so kann es nicht verwundern, wenn derselbe den hl. Papst Gregor den Großen einen „niederträchtigen Schmeichler nennt, der es dem Teufel abgelernt hatte, sich in einen Engel des Lichtes zu verkleiden, nur mit dem Unterschied, daß der Teufel durch offenbaren Hochmuth fiel, er aber durch die Larve der Demuth sich hob"; oder wenn ein Gregor VII. ihm erschien als ein „kühner Waghals, aber dabei ein Weltmann von feinster Klugheit und ein Held von entschlossenstem, standhaftestem Muthe, verschmitzt und niederträchtig mit dem Anschein von edlem Stolz, ein eingebildeter Heiliger, den seine Nachkommen angebetet haben, und ein Mensch ohne Religion, ohne Treue und Glauben, den ein vertrauter Freund (Petrus Damiani) seinen heiligen Satan nannte, ein Held im Verbrechen, dessen Verbrechen aber doch meistens Tugenden seines Zeitalters und Standes waren." (Henke, Allg. Gesch. d. christl. Kirche. 4. Ausg. 1. Theil S. 425; 2. Th. S. 138 f. — Baur, a. a. O. S. 195.) Der alte Brischar hat also Recht mit seinem Urtheil (Aschbach, Kirchenlexikon II. S. 790), daß die Magdeburger Centuriatoren bei dem großen Ansehen, das sie in der protestantischen Gelehrtenwelt genossen, durch die Willkürlichkeit und leidenschaftliche Parteilichkeit, welcher der historische Stoff dienen mußte, durch die Menge von unbegründeten Behauptungen und Verdrehungen der Wahrheit, nicht wenig zu jener Geschichtsverfälschung, namentlich rücksichtlich des Papstthumes beigetragen hätten, welche bis in die Gegenwart hinein unter den Protestanten beinahe stereotyp geworden ist, nun freilich mehr und mehr

gerade auch von protestantischen Forschern als solche entlarvt wird.

Uebrigens ist die altprotestantische Auslegung der öfters angezogenen Paulinischen Stelle vom Antichrist und ihre Deutung auf das Papstthum noch immer nicht überall geschwunden, wenngleich Döllinger (Christenthum und Kirche S. 438) bereits im Jahre 1860 versichert: „Da indeß diese Auslegung nunmehr allenthalben, wo es eine wissenschaftliche Theologie und Exegese gibt, verlassen ist, so genügt es, sie erwähnt zu haben."

So erinnert Simar (a. a. O. S. 268 Note 4) daran, daß noch im Jahre 1861 J. O. Köhler in Rudelbach's Zeitschrift für lutherische Theologie (Jahrg. 1861 S. 459 ff.) die orthodoxe lutherische Lehre vom römischen Antichristen mit dem größten wissenschaftlichen Ernste zu vertheidigen sich hat angelegen sein lassen. Und daß ebendieselbe Lehre auch sonst noch unter den Protestanten ihre offenen und verschämten Anhänger hat, beweist beispielsweise der durch seinen Streit mit Johannes Janssen sattsam bekannte Consistorialrath Ebrard durch seine bezüglichen Ausführungen in Herzog's Realencyclopädie (X. S. 583 ff.; XXI. S. 353), welche „Heinrich von der Clana" (P. Weiß) in seiner „Protestantischen Polemik gegen die katholische Kirche" (S. 116) in seiner Weise also reproducirt hat: „‚Die Reformatoren' — prägen Sie sich diesen Capitelsatz tief in Herz und Sinn, meine Verehrtesten! — ‚Die Reformatoren besaßen in dieser Erkenntniß (des antichristlichen Papstthums) die Berechtigung zu ihrem Reformationswerk.' — Nur so ‚halbe Schmarotzer des Papstes' wie Hugo Grotius, oder so eine ‚rationalistische Ader' wie Wetzstein, oder ein Mann wie Hengstenberg, der ‚selbst aus den Propheten keinen tiefern Blick gewonnen hat' und ‚keine Ahnung hat von dem zweischneidigen Schwerte, das der Herr führt,' konnten das läugnen."

Des Weiteren erinnern wir daran, daß das „altprotestantische" Dogma von Papst und Antichrist bei der

großen Lutherfeier im Jahre 1883 von den Rednertribünen und den Kanzeln herab dem gläubigen Publikum oft genug auf's Neue verkündet worden ist, wie das zur Zeit die öffentlichen Blätter berichtet haben. In perpetuam rei memoriam sei hier nur das eine Factum erwähnt, daß der Diakonus Küntzel aus Breslau beim Lutherfeste zu Frankenstein in Schlesien offen und ungestraft den Papst den „personificirten Satan" genannt hat.

Sodann hat der protestantische Pastor Dr. F. Philippi im Jahre 1884 (bei Bertelsmann in Gütersloh) eine Schrift: „Die Bibel und die kirchliche Lehre vom Antichrist" erscheinen lassen, deren „Resultat" der eben dort erscheinende „Theol. Literatur-Bericht" (1884. No. 8. S. 175) dahin bezeichnet: „Der Antichrist ist das Papstthum oder der Papst, und für jeden guten lutherischen Christen ziemt es sich, schlicht an dieser Lehre der lutherischen Symbole festzuhalten."

Der „im Auftrage des evangelischen Vereins" herausgegebene „Evangelisch-Kirchliche Anzeiger von Berlin" (Jahrg. 1883. Nr. 40) fand gerade in dem in unserer Vorrede auszüglich wiedergegebenen Schreiben des Papstes, worin letzterer gegen die von den Magdeburger Centuriatoren ausgegangene und von den nachfolgenden Protestanten emsig weiterverpflanzte Verdächtigung des Papstthums energische Verwahrung einlegt, einen willkommenen Anlaß, die altprotestantische Lehre von dem höllengeborenen, antichristlichen Papstthum auf's neue zu proclamiren. „Es ist eine sehr verbreitete Meinung — so schrieb das Organ des ehemaligen Oberhofpredigers, nunmehrigen Generalsuperintendenten der Rheinprovinz, Baur — daß das Papstthum im Laufe der letzten Jahrhunderte sich wesentlich corrigirt und reformirt und damit seinen den Weltlauf störenden Charakter aufgegeben habe." Das sei aber gewaltiger Irrthum. Weiterhin werden Männer wie Professor Sohm und selbst Ranke wegen ihrer weniger papstfeindlichen Gesinnungen getadelt, dagegen wird Julius Köstlin gar sehr

belobt und dasjenige gepriesen, was er „von der namentlich in jüngster Zeit fortschreitenden Verwirklichung des antichristlichen Charakters im römischen Papstthum behauptet hat,“ mit dem Hinzufügen: „Es ist das ganz richtig und muß immer allgemeiner und ernstlicher anerkannt werden.“ Dem folgen dann noch weitere haßerfüllte Ausdrücke, wie „die infernalische Wurzel des römischen Papstthums“ u. a. Zur Abwehr derartiger unqualificirbarer Angriffe ist bereits oben das Nöthige gesagt worden; weiteres wird noch folgen.

Dr. X.

---

11. „Schlechte“ Päpste.

Die Gegner der Kirche, so schrieb Görres in den dreißiger Jahren, sind nur zu häufig der Abhub und Auswurf aller Confessionen, Schulen und Parteien. „Sie wenden ihren Grimm namentlich gegen die Institutionen der Kirche und die fungirenden Glieder ihres heiligen Amtes hin; keine ist, die sie nicht schon geschändet hätten, keiner ihrer Angehörigen, der an ihren Spelunken vorbeigegangen, dem sie nicht Hohn und Spott nachgerufen, kein frecher Frevel ist zu ersinnen, dessen Saat sie nicht schon irgendwo in die Gemüther ausgesäet. Dort in ihren Löchern erziehen sie jenen Lügendrachen, der aus jedem Haupte, das man abgeschlagen, stets zehn andere treibt.“

Das ist ein hartes, aber nur zu wahres Wort. Und keine andere Institution der katholischen Kirche ist von jenem „Lügendrachen“ ärger angegriffen worden, als gerade ihre Krone, das Papstthum. Es gibt nichts so Schlechtes und Gemeines, nichts so Schmutziges und Unflätbiges, das man nicht dem Papstthum und seinen Trägern fälschlich angedichtet hat. „Sie werden alles Böse wider euch reden,“ hat der göttliche Stifter der Kirche seinen Aposteln und deren Nachfolgern prophezeit. Das Wort hat sich am meisten bei Petrus und dessen Nachfolgern, den Päpsten,

bewahrheitet, und zwar von Anfang an und alle Zeiten hindurch. Aber zu einem eigentlichen System ist diese Verdächtigung der „Moral" der Päpste erst zur Zeit der Reformatoren erhoben worden.

Der eigentliche Urheber dieses Lügensystems und der lauteste Stimmführer in dem ihm zujubelnden Chorus der Papstverächter war eben Luther, derselbe Mann, der das im vorigen Kapitel besprochene Dogma von dem „römischen Antichristen," dem „römischen Babylon," der „großen H..." erfunden und verbreitet hat. Wenn Luther derartiges von Rom und dem Papstthum als solchem sagt, so kann es uns nicht wundern, wenn er den ganzen Haß und Grimm seines Herzens auch gegen die einzelnen Träger dieses gottgesetzten Instituts, gegen die Päpste, richtet und diese sammt und sonders mit der Zunge und mit der Feder in einer Weise beschimpft, verlästert, verläumdet, wie es ohne Beispiel dasteht. Ein vollständiges Florilegium von Luther's Aussprüchen dieser Art über die Päpste seiner und der Vorzeit dürfte einen artigen Band füllen und ein Material zusammentragen, vor dessen Quantität und Qualität es selbst einem „guten" Protestanten angst und bange würde.

Luther begann die „Reformation" mit Angriffen und Verläumdungen gegen den Papst, da er 1520 seine Schrift „Wider die verfluchte Bulle des Antichrists" in die Welt schleuderte, und er beendete seine Thätigkeit so ziemlich mit einer Schrift gleicher Art: „Wider das Pabstthum zu Rom, vom Teufel gestift" (1545). Eine kleine Vorstellung von der gewaltigen Fluth von Schmähungen, Verdächtigungen und Verläumdungen gegen die Päpste, welche Luther in seiner also begonnenen und beendeten „reformatorischen" Wirksamkeit den Feinden der Kirche der Mit- und Nachwelt an die Hand gegeben hat, möge folgende Blüthenlese aus der letztgenannten Schrift vermitteln. Sie beginnt schon gleich mit dem Ausdruck: „Der allerhöllischte Vater, Paul III." (Luther's

Werke, herausg. von Walch, XVII. S. 1278), der dann im weiteren Verlaufe etwa hundert Mal mit „Eure Höllischheit“ angeredet wird. Sonst heißt er noch der „verfluchte Antichrist,“ der „römische Spitzbube“ und der „Papstesel.“ Sodann apostrophirt er sein und seiner Kirche Oberhaupt in komischer Satyre also: „Fahr schön, liebes Paulichen! lieber Esel, lecke nicht! ach liebes Papsteselchen, lecke nicht! allerliebstes Eselchen, thu es nicht!“ (Die Fortsetzung, die wir hier nicht wiedergeben können, sehe man a. a. O. S. 1299 f.) Ein anderes Mal wird der „Reformator“ gröber: „Du bist doch ein grober Esel, du Papstesel, und bleibst ein Esel“ (S. 1301). Dann aber wieder fällt der „Reformator“ aus der Komik in tieftragischen Ernst und schimpft den Papst einen „verzweifelten Spitzbuben und Bösewicht Paulus, diesen unsättigen, grundlosen Geizwanst“ (S. 1302). Er verspreche ihm, wenn er könne, wolle er sich an die päpstlichen Bullen machen und versuchen, „ob ich dem großen, groben Esel seine lange, ungekämmete Ohren kämmen möge“ (S. 1311). „Ihr seid — so ruft er Paul III. zu — epicurische Säu, desgleichen alle Päpste, deine Vorfahren“ (S. 1307). Die Päpste seien überhaupt von jeher „durchtriebene Erzspitzbuben, Mörder, Verräther, Lügner, und die rechte Grundsuppe aller bösesten Menschen auf Erden“ gewesen, der Papst sei „Gottes und der Menschen Feind, der Christenheit Verstörer und des Satans leibhaftige Wohnung,“ und nach den Teufeln gebe es „kein ärger Volk, denn der Pabst mit den Seinen.“ Darum sollte jeder Christenmensch, „wo er des Pabstes Wappen siehet, daran speyen und Dreck werfen, nicht anders, denn so man einen Abgott anspeien und mit Dreck werfen soll, Gott zu Ehren“ (S. 1331). Viele andere, weit häßlichere Stellen, z. B. die auf S. 1381, — „das Schmutzigste, was vielleicht je gedruckt worden ist,“ sagt Hefele (Beiträge

zur Kirchengesch.) S. 51, Note 6. — übergehen wir. Es wird auch schon vollauf genug sein!

Wie der Meister, so die Jünger: alle Vertreter und Hauptverbreiter des Protestantismus sind mehr oder weniger zu historischen Verläumdern des Papstthums und seiner Träger geworden.

So theilte beispielsweise Marnix, der Hauptapostel des Calvinismus in den Niederlanden, die ganze Reihe der Päpste in vier Gruppen von je acht Personen ein, von denen man nicht weiß, welcher man den Preis der „Schlechtigkeit" zuerkennen soll. Die erste Gruppe bilden die „Gotteslästerer und Spötter," die zweite die „Unkeuschen, Ehebrecher und sodomitischen Spitzbuben," die dritte die „zugreifenden Geizhälse und Bluthunde" und die vierte Gruppe die „Zauberer, Schwarzkünstler und Giftmischer." Natürlich müssen auch die heiligsten und gelehrtesten Häupter der Christenheit das Loos der übrigen theilen. (Vgl. Alberdingk Thijm, Philipp von Marnix, Herr von Sanct-Aldegonde. 3. Vereinsschrift d. Görres-Gesellschaft für 1882.)

Auch in der Gegenwart treibt noch immer jener Lügendrache sein Unwesen. Und wenn Herzog's Realencyclopädie für protestantische Theologie (X. S. 590) Sätze wie folgenden schreibt: „Die Macht des Papstthums nämlich hat den traurigen Vorzug, H . . . mit Auszeichnung, die Metropole der H...rei, die H...nmutter zu sein,"[1]) wenn Julius Köstlin von der „fortschreitenden Verwirklichung des antichristlichen Charakters im Papstthum" zu sprechen weiß, wenn Ebrard so hämisch und so giftig, wie er es gethan, in einem Extrakapitel die „Moral der Päpste" behandelt, wenn ein Potsdamer Pastor ein ganzes Buch über „das Sünden-

---

[1]) Dieses „schöne und beherzigenswerthe" Wort — erinnert H. v. d. Clana (Prot. Polem. g. d. kath. K. S. 117, Note 1) — kommt hier allein auf wenigen Zeilen bald griechisch, bald deutsch, dreiundzwanzig Mal vor.

register Roms“ zusammenschreibt, wenn der „Evangel. kirchl. Anzeiger“ noch immer von dem Papstthum und seiner „infernalen Wurzel“ spricht, — all' der zahl- und maßlosen Verunglimpfungen der Päpste auf den Kathedern und den Kanzeln, in den Tagesblättern, Broschüren und Tractätlein, in Romanen, Conversationslexicis und selbst in geschichtlichen Werken nicht zu gedenken — dann weiß man wirklich nicht, ob an solchem Treiben mehr angeborenes Vorurtheil und Unwissenheit die Hauptschuld trägt, oder ob man es mit dem alten Görres also erklären soll: „So ist das ganze Wesen dieser Leute auf die Lüge gestellt, von der Lüge geht ihr Treiben aus, auf die Lüge führt es wieder hin, in der Lüge leben und weben sie, Lüge ist ihr Denken und Dichten, ihre Reden und all ihr Thun ist Lüge! Kein Wunder! Da sie einmal in der Verneinung verstrickt, führt der Vater der Lüge sie am Seile, in dem sie sich verfangen.“

Wir wissen wohl, daß es in der langen Reihe der Päpste einige unwürdige gegeben hat, und wir am allerwenigsten wollen diese in unverdienten Schutz nehmen.

„Aber — so sagt schon der hl. Augustinus (epist. 33 ad Gen.) — was verschlägt es, daß im Verlaufe der Jahrhunderte in die Reihe der Päpste, welche mit Petrus beginnt, irgend ein untreuer Hirt sich einschleicht? Die Kirche wird keinen Schaden davon haben; die unschuldigen Christen werden deswegen in keine Gefahr gerathen. Gott, welcher von den schlechten Obern gesagt hat: Thuet, was sie euch sagen und sehet nicht auf das, was sie thun, hat dafür gesorgt, daß keiner von diesen Päpsten Irriges lehre und die Kirche dahin bringe, daß sie an den unheilvollen Klippen eines gottlosen Schismas zerschellt.“ Aehnlich sagte in unsern Tagen Möhler (Kirchengesch. II. S. 184): „Als Gott den Episkopat einsetzte, gewährte er der Kirche nicht, daß ihn nur Heilige verwalteten. Die Gültigkeit und Würdigkeit der Sakramente ist dennoch geblieben; denn sie ist nicht an persönliche Tugenden ihrer Spender gebunden;

sie sind objectiven Werthes, und dieser erhält sich. So behielt auch der Stuhl Petri sein Ansehen, und die Kirche dieser (trüben) Zeit in ihren besseren Gliedern unterschied genau, was dem päpstlichen Stuhle als solchem zukomme, daß nämlich die Päpste vorübergehen, die Kirche aber ewig fortbestehe."

Sodann fragen wir: wie kann man um einiger „schlechten" Päpste willen eine generelle Anklage gegen das Papstthum, das Verdikt gegen alle Päpste schleudern?! „Alexander dem Sechsten den Papst vorwerfen — sagt Johannes von Müller — ist, als wenn man aus der Geschichte Nero's wider den Kaiser schreiben wolle."

Nach dem Geschrei, welches gegnerischer Seits auf den Kathedern und Kanzeln, in den Lehr= und Lesebüchern noch immer über die „schlechten" Päpste erhoben wird, sollte man glauben, es gehörten, wenn nicht alle, so doch der größte Theil der Päpste in jene Kategorie. Nun aber hat ein ingrimmiger Protestant, Davisson mit Namen, der ein grauenhaftes und lügenhaftes Gemälde sonder Gleichen von den Päpsten entworfen hat, trotz allen Suchens nur achtundzwanzig solcher „schlechten" Päpste aufgespürt und namhaft gemacht, wie Rütjes (Triumph der wahren Kirche S. 145) erinnert. An den sieben letzten von diesen achtundzwanzig hat Davisson überdies nichts anderes Schlechte entdecken können, als „daß sie zu den harten (?) Maßregeln gegen die Protestanten ihre Zustimmung gegeben"; es blieben somit selbst nach Davisson'scher Rechnung, deren Richtigkeit wir überdies entschieden bestreiten, eigentlich nur einundzwanzig „lasterhafte" Päpste übrig. Was kann aber eine so winzige Anzahl gegenüber den andern zweihundert achtunddreißig Päpsten bedeuten, an denen der gestrenge „Inquisitor" Davisson nichts „Schlechtes" aufzufinden vermochte?! Wie kann ferner ein Protestant ob der wenigen „schlechten" Päpste gegen das ganze Papstthum sein moralisches Verdikt schleudern angesichts der Thatsache, daß, wie selbst

Luther gesteht (Opp. Jen. tom. I. 169), von den so viel geschmähten Päpsten sechsundvierzig für den Glauben ihr Blut vergossen haben, daß ihrer sechsunddreißig, noch bevor die Kirche ihr Urtheil gesprochen, von der öffentlichen Meinung als Heilige bezeichnet worden sind, daß es überhaupt fünfundsiebenzig heilige Päpste gibt, daß endlich unter den 259 Nachfolgern Petri viele durch Tugend und Wissenschaft, durch Muth und Charakterstärke wahrhaft hervorragende Männer sich finden! Gewiß, es ist kein Fürstenthron auf Erden, der so alt und ehrwürdig, so verflochten mit den Geschicken der Menschheit zwei Jahrtausende hindurch, auch so viele und große Inhaber aufzuweisen hätte, wie der Stuhl des hl. Petrus. Es gäbe eine lange Reihe von Namen, meint mit Recht Herder in seinen „Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit,“ „wenn ich auch nur die vorzüglichsten würdigen und großen Päpste namhaft machen wollte; der Weichlinge sind auf dem römischen Stuhle weit weniger als auf den Thronen weltlicher Regenten; und bei manchen derselben sind ihre Fehler um deßwegen auffallender, weil sie Fehler der Päpste sind.“

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die vollständige oder doch theilweise Ehrenrettung der meisten von den Reformatoren, den Centuriatoren und ihren Nachtretern so arg verunglimpften Päpste gerade von protestantischen Männern der Wissenschaft erfolgt ist. Wir erinnern nur an Johannes von Müller, Heinrich Luden, Friedrich von Raumer, Friedrich von Hurter, Voigt, Stentzel, Leo, K. Ad. Menzel, Gfrörer, Ranke, an Ancillon, Michelet, Roscoe, Cobbet, Berington, Walter Scott, Gibbon. Welch’ dreiste Stirn gehört dazu, in protestantischen Realencyclopädien, in Handbüchern der Kirchengeschichte und sonstwo trotz der entlastenden Forschungen dieser zum Theil sehr voreingenommenen Männer noch immer die alten Lügen und zwar zumeist über die bedeutendsten Päpste weiterzuverbreiten!

So über Gregor VII., den Leo (Universalgesch. II. S. 164) den geistig mächtigsten, den genialsten Staatsmann des Mittelalters nennt; von dem Johannes von Müller (Reisen der Päpste) sagt, daß er standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, und streng und untadelhaft in seinen Sitten gewesen; von dem endlich Luden (Gesch. des deutsch. Volkes VIII. S. 471) schreibt, daß dessen Plan aus den edelsten Gefühlen in der menschlichen Brust scheint entsprungen zu sein.

So über Innocenz III., über den es bei Joh. v. Müller (Allg. Weltgesch. II. S. 149) heißt: „Er war ein Herr voll Güte und Anmuth, voll Standhaftigkeit, äußerst einfach und sparsam in seiner Lebensart, in Wohlthaten bis zur Verschwendung freigebig.“

So über Gregor IX., Innocenz IV., Bonifaz VIII., Pius II., Sixtus IV., Leo X., Sixtus V. u. s. w., über welche jeder anständige Historiker ganz anders schreibt, und jede neue Forschung ganz anderes günstiges Material beibringt, als was die landläufigen Geschichtslügen und deren Verbreiter einem leichtgläubigen Publikum über jene Männer zu erzählen wissen.

Johannes von Müller hatte wohl Recht, da er an Gleim schrieb: „Die Geschichte des Papstthums ist noch ganz vom Parteigeist und von polemischen Gesichtspunkten beider Theile entstellt.“ Das wird beispielsweise der Artikel über die Päpste des zehnten Jahrhunderts bestätigen. Aber es ist auch wahr, was Pertz schon 1823 gesagt: „Die beste Vertheidigung der Päpste ist die Enthüllung ihres Seins.“ Der erste 1886 bei Herder in Freiburg erschienene Band des groß angelegten Werkes von Ludwig Pastor: „Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters,“ bestätigt dies Wort, das dem ganzen als Motto vorgedruckt ist, in vollstem Maße. Hoffentlich wird dies Wort noch immer mehr sich bewahrheiten, dem Papstthum und der Wahrheit zur Ehre, der Lüge zur Schmach!

Dr. X.

---

12. Rom und das Papstthum im zehnten Jahrhundert.

Das ist ein Gebiet, auf dem das „Odium Papae“ und seine Handlangerin, die lügenhafte Historiographie, die ergiebigste Ernte gehalten hat und noch hält. Schon die Ueberschriften des betreffenden Kapitels in den früher und jetzt noch gebräuchlichen Geschichtsbüchern, namentlich in den protestantischen Lehrbüchern der Kirchengeschichte verkünden mit kräftigem Posaunenton, daß hier ganz absonderlich Interessantes und Pikantes über Rom und die Päpste zu sehen ist. Arnold hat im II. Kapitel des 10. Buches I. Theiles seiner Ketzergeschichte jene Zeit in 8 Paragraphen abgehandelt, deren Titel hierherzusetzen wir billig Anstand nehmen; Henke (Allg. Gesch. d. christl. Kirche II. S. 85) überschreibt: „Freche Lebensart einiger Päpste. Um sich greifendes Sittenverderbniß;“ Neander (Allg. Gesch. d. christl. Religion. IV. Aufl. VI. S.) hat als Columnenüberschrift: „Rom der Sitz aller Laster“; während Kurtz (Lehrbuch d. Kirchengesch. für Studirende (!) VIII. Aufl. I. B. II. Theil S. 109) seinen Ausführungen über die Zeit und die Person eines Sergius III. und Johannes X. in Fettdruck die geschmackvollen Worte vorsetzt: „Die römische Pornokratie.“

Es ist herkömmlich, sagt Hefele (Beiträge zur Kirchengeschichte. I. S. 227), das zehnte Jahrhundert das dunkelste der ganzen Kirchengeschichte zu nennen. Die Erfahrung lehrt, daß der Mensch gern geneigt ist, eine Zeit, über die er selbst wenig weiß, sich recht dunkel vorzustellen, und so die Finsterniß des eigenen Kopfes auf die Zeit zu übertragen.

Ganz besonders haben die Magdeburger Centuriatoren zur Festigung und Verbreitung jener Ansicht beigetragen. Sie waren der Meinung, „daß Gottes Zorn die Kirche im zehnten Jahrhundert von menschlichen Ueberlieferungen, von der Tyrannei der Bischöfe und ihres Anführers, des Papstkaisers, fast ganz habe vertilgen lassen.

Die Kirche sei von Gottlosen, von Verbrechern und von Götzendienern, die ganze christliche Welt weit und breit von Finsterniß beherrscht worden. Unzählige Schandzeichen des Antichrists brandmarkten diejenigen, welche sich als ihre Leiter und Vertreter den schönen Namen der Kirche anmaßten." Wie die Fischer nach Perlen in der bittersalzigen Fluth, so suchten die Centuriatoren nach den obscönsten Anekdoten und Skandalgeschichten bezüglich Roms und der Päpste in jener Epoche. So erklärt es sich, wenn auch jene Historiker der späteren und der jetzigen Zeit, die in den Centuriatoren ihre Meister sehen, ähnlich wie sie denken und schreiben und — weiterlügen.

Indeß hat auch der Cardinal Baronius in seinen Annalen die Geschichte des zehnten Jahrhunderts mit über Gebühr schwarzen Farben geschildert. Dieses Jahrhundert heiße wegen seiner Rohheit und des Mangels alles Guten mit Recht das eiserne, durch die Abscheulichkeit des überströmenden Bösen das bleierne, durch den Mangel an Schriftstellern das finstere. Und so hat Caesar Baronius, wie Hefele (a. a. O. S. 228) sagt, „zu dem üblen Rufe des zehnten Jahrhunderts ungemein beigetragen. Da gerade die Zustände Italiens damals die traurigsten waren, und er diese unverhältnißmäßig besser kannte, als die der andern Länder, so lag es nahe, sie zu generalisiren und die allgemeine Weltlage als trostlos zu schildern. Hätte Baronius z. B. die Details aus dem regen wissenschaftlichen Klosterleben Deutschlands während des zehnten Jahrhunderts gekannt, seine Zeichnung wäre sicher in manchen Punkten freundlicher geworden. Aber Baronius trägt noch eine Schuld, die zugleich seiner Wahrheitsliebe zu großem Ruhme gereicht. Obgleich entschiedener Ultramontane und stets gerüsteter Kämpe für den päpstlichen Stuhl hat er doch nicht nur mit gewissenhafter Pünktlichkeit alle die üblen Nachreden über die Päpste gesammelt, die er in den Quellen gefunden, sondern ist dabei auch viel zu leichtgläubig gewesen und hat lieber über manchen Papst den Stab

gebrochen, als das Schwert der Kritik gegen schmähsüchtige Quellen gewendet."

Die Zugeständnisse des Baronius wurden von den Protestanten mit Freuden ergriffen und in der Weise der Centuriatoren gegen die katholische Kirche eifrig benutzt. „Umsonst bemühte sich u. a. Mabillon, den Schattenseiten die Lichtseiten entgegenzusetzen," sagt der Protestant Vogel in seiner Schrift über Ratherius von Verona und das zehnte Jahrhundert (S. VI). Auch die katholischen Historiker stimmten auf Grund der Autorität eines Baronius bei, so mehr oder weniger auch der gelehrte Möhler (Kirchengesch. herausg. von Gams. I. S. 180 ff.), der sonst so bedächtige und feine Katerkamp (Kirchengesch. IV. Abtheil. S. 472 ff.), der freisinnige Ritter (Handbuch d. Kirchengesch. I. 426 f.). So war denn das Vernichtungsurtheil über das zehnte Jahrhundert auf beiden Seiten, bei Katholiken und Protestanten, festgestellt. Conclamatum erat.

Doch die historische Forschung der letzten Decennien hat auch in das dunkle zehnte Jahrhundert manches neue Licht geworfen, sagt Hefele (a. a. O. S. 228); und Gams (in der von ihm herausgegebenen Kirchengeschichte Möhler's I. S. 187 f.): „In neuerer Zeit ist in dem Urtheile über das zehnte Jahrhundert eine heilsame Reaction eingetreten. Man hat eingesehen, daß die beiden Hofbischöfe Liudprand von Cremona und Ratherius von Verona, auf deren Berichte man sich bisher unbedingt verlassen hatte, weder Reformatoren, noch redliche, wahrheitsliebende Berichterstatter sind. Man hat mit Glück eine Anzahl sonst übel verschrieener Päpste zu rechtfertigen gesucht. Man hat eingesehen, daß der Schluß von den Zuständen in Italien auf die Zustände der ganzen Kirche ein falscher sei. Man hat eingesehen, daß der Zustand der Kirche in Deutschland besser, als zu irgend einer Zeit vor- und nachher war. Man hat den Einfluß und die Tragweite der von Clugny ausgehenden und getragenen sittlichen Reformation in ihren Fäden und Verzweigungen kennen

gelernt und anerkannt. Man hat die beiden großen englischen Reformatoren Dunstan und Turketul würdigen gelernt. Man hat anerkannt, daß in dieses Jahrhundert die Bekehrung bedeutender und großer Völker fällt. Man hat eine Anzahl neuer Historiker und Dokumente aufgefunden, welche ein helleres und milderes Licht auf jene Zeit werfen, welche kaum mehr den Namen eines eisernen und bleiernen Jahrhunderts verdient. Man hat den historischen Gehalt so vieler Leben der Heiligen aus diesem Jahrhundert schätzen gelernt."

Von katholischen Historikern haben namentlich Damberger, Döllinger, Hergenröther, Duret, Hefele, Höfler, Alzog, Floß, Gfrörer, Gröne, Gams einzelne hart angegriffene Päpste jener Zeit und diese selbst mit Erfolg gerechtfertigt. Aber auch hervorragende protestantische Gelehrte haben dazu beigetragen, daß jene Zeit und die meisten ihrer Päpste jetzt weit milder, weit gerechter beurtheilt werden; so Pertz, Ranke, Waitz, Dönniges, Jaffé, Giesebrecht, Dümmler, Wattenbach.

Um so unbegreiflicher ist es, wenn insbesondere von protestantischen Theologen in Encyclopädien, Lehrbüchern, Zeitschriften und auf dem Katheder, wie es Schreiber dieses selber vernommen hat, wenn von Predigern, Rednern und Zeitungsschreibern der Gegenwart immer noch derselbe alte Unrath, wie die Centuriatoren ihn zusammengetragen, wieder aufgewühlt und unter das gläubige Publikum gebracht wird. Wir müssen schon deshalb Einiges über jene Zeit und die zumeist angegriffenen Päpste hier anfügen, um zugleich dann im Einzelnen zu zeigen, wie sehr gerade hier die Geschichtslüge sich breit gemacht hat.

Gewiß, das zehnte Jahrhundert war eine sehr trübe, traurige Zeit. Große politische und religiöse Wirren waren die Folge des Sturzes der Karolinger gewesen. Im Norden Italiens stritten zwei mächtige Prätendenten um die Königskrone, die Einfälle der Sarazenen machten fast die ganze

Halbinsel unsicher, und die größeren Städte, namentlich Rom selbst, seufzten unter der Tyrannei herrschgewaltiger Adelsgeschlechter. Hier war es die Partei der Grafen von Tuscien, an deren Spitze drei ruchlose Weiber, Theodora die Aeltere, und ihre Töchter, Theodora die Jüngere und Marozia, standen, eine Partei, welche auf etwa fünfzig Jahre lang nicht bloß die unumschränkte weltliche Herrschaft an sich gerissen hatte, sondern auch zum größten Schaden der Kirche in die geistliche eingriff, indem sie unter Vernichtung der Wahlfreiheit den apostolischen Stuhl nur mit ihren Angehörigen und Creaturen besetzte. Daß da Zucht und Sitte schwand, daß den Lastern Thür und Thor geöffnet war, daß die kirchlichen Aemter und auch das höchste, das Papstthum, zum Theil unwürdige Männer zu Trägern hatte, war die nothwendige Folge solcher Zeiten und Zustände. Katerkamp, der, auf Baronius fußend, noch mit sehr düstern Augen die Zustände und die Personen jener Zeit ansieht, hat folgende immerhin bemerkenswerthe Schilderung davon gegeben (a. a. O. S. 475 f.): „Die Päpste hatten bis zum Ende des neunten Jahrhunderts mit mehr oder weniger Verdienst oder Erfolg das Uebel zu heben oder wenigstens aufzuhalten ernstlich gestrebt; aber im zehnten Jahrhundert blieb der Stuhl Petri selbst nicht verschont; dennoch muß bemerkt werden, daß die Aergernisse, woran die römische Kirche gleichsam erkrankte, nicht von Innen heraus sich entwickelten, sondern von Außen her ihr aufgedrungen wurden, durch den toskanischen Hof, der schon während der Kriege zwischen Berengar und Ludwig u. s. w. freien Spielraum in Rom gewonnen hatte, aber seit der Beförderung des Hugo, der Ermengarde Sohn, mit unbeschränkter Willkür in Rom herrschte. Wenn man bloß die elende Farce ausnimmt, welche Stephan VII. gegen das Andenken seines würdigen Vorgängers (Formosus, dessen Leichnam er wiederaufgraben und verstümmeln ließ) aufführte, und die vielmehr dem mißleitenden Unverstande dieses Papstes, als bösen Sitten, zuzuschreiben ist, so gehören alle

Aergernisse des zehnten Jahrhunderts solchen Päpsten an, die durch die Willkür von Machthabern, die in Rom herrschten, namentlich durch zügellose und verdorbene Weiber des toskanischen Hofes, ohne Antheil der römischen Geistlichkeit, weil ohne Wahl, der Kirche mit Gewalt aufgedrungen wurden."

Aehnlich schildert Döllinger (Lehrbuch d. Kirchengeschichte X. 2. Aufl. Regensb. 1843. I. S. 425) die Zustände: „eine Lage, in welcher der päpstliche Stuhl einem Gefesselten glich, dem die Schmach, die er, seiner Freiheit beraubt, erdulden muß, nicht angerechnet werden kann."

Ueberdies aber darf nicht vergessen werden, daß wir doch nur spärliche, oft unklare und sich selbst widersprechende Berichte über jene Zeit haben, welche überdies mehr oder weniger von Parteileidenschaft gefärbt sind, daß wir also jenen Berichten von vornherein mit größter Vorsicht und auch mit dem nöthigen Mißtrauen begegnen müssen. Der Hauptberichterstatter gerade der horrendesten Geschichten aus dieser Zeit ist der in kaiserlichen Diensten stehende, von Otto dem Großen zum Bischof von Cremona bestellte Liudprand. Zur Charakteristik desselben lassen wir einige Urtheile von competenter Seite hier folgen. Hefele (Beiträge zur Kirchengeschichte. I. S. 240 ff.) nennt ihn den „schmähsüchtigen Liudprand", einen Mann voll von „Lügen und übler Nachrede," dem er eine ganze Reihe historischer Falsa nachweist. Gröne (Papstgeschichte I. S. 413) urtheilt also: „Der Chronist, der unter dem Namen Liudprand die Geschichte und Thaten seiner Zeit aufgezeichnet hat, zeigt sich uns als einen Mann von roher und gemeiner Gehässigkeit, ähnlicher einem frivolen, niedrigen, unflätigen Pamphletisten, als einem Geschichtsschreiber." B. Niehues (Geschichte des Verhältnisses zwischen Kaiserthum und Papstthum. Münster, 1887. II. S. 471 ff.) nennt ihn den „lüsternen Schriftsteller", der als „späterer Gegner" des Geschlechts der Theodora ihr und ihrer Töchter Andenken „mit Leidenschaft in der geschichtlichen Erinnerung

zu beschmutzen suchte", und (S. 473) in dessen Darstellung man „Wahrheit und Dichtung, Märchen und Geschichte kaum von einander unterscheiden kann". Wie diese katholischen Gelehrten, so charakterisiren ähnlich auch ganz unverdächtige protestantische Historiker jenen Geschichtslügenfabrikanten, den die Begründer der protestantischen Kirchenhistorie als vorzüglichen Gewährsmann ohne alle Widerrede ausgeschrieben haben. So sagt Schlosser in seiner Weltgeschichte (VI. S. 163): „Liudprand faßt alle Dinge von der gemeinsten Seite auf, er sucht die Ursachen der Begebenheiten in den kleinsten und niedrigsten Triebfedern und erzählt dabei mit sichtbarem Wohlgefallen ohne alle Schonung die schmutzigsten Geschichten und die anstößigsten Anekdoten." Und der Berliner Professor Wattenbach, der bekannte Verfasser von „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" (4. Aufl. I. S. 341 ff.), den seine vom Geiste des „Kulturkampfes" angekränkelte Papstgeschichte jedes Verdachtes der Parteilichkeit überhebt, gibt sein Urtheil dahin ab: Der Zweck der von Liudprand verfaßten, aber nicht vollendeten Geschichte seiner Zeit „hatte vorzüglich darin bestanden, allen denen, welche ihm Gutes oder Böses erwiesen hatten, nach Verdienst zu vergelten, besonders aber seinem Hasse gegen (König) Berengar (dessen Kanzler er früher gewesen, den Feind des Kaisers und Freund der in Rom herrschenden Tuscischen Partei) Luft zu machen; darum nannte er es das Buch der Vergeltung, Antapodosis. Er hat darin auch weidlich auf seine Feinde gescholten . . . Eigentliche Ordnung ist nicht darin zu finden, und auch die chronologische Folge sehr ungenau. Ueberhaupt darf man sich nirgends auf ihn verlassen; wie Widukind schreibt er nur nach mündlicher Kunde und verfällt, besonders über ferner liegende Vorfälle, in große Irrthümer. Aber Widukind ist frei von der Leidenschaft, welche den rachsüchtigen Italiener (Liudprand) nur zu oft hinreißt. In seinem Ingrimm hält er sich bei den einzelnen, oft unbedeutenden Vorfällen übermäßig auf; er

gefällt sich in der Mittheilung von Anekdoten, besonders wenn sie boshaft und anstößig sind, in der rethorischen Ausmalung der Begebenheiten, in gezierten, den Umständen wenig angemessenen Reden . . . Von einer höheren Begabung zum Geschichtschreiber gibt sein Werk, als Ganzes betrachtet, kein günstiges Zeugniß." Dieses Urtheil hat Wattenbach auch mündlich bei Gelegenheit der Lektüre der „Antapodosis", wie Schreiber dieses als ehemaliger Theilnehmer an Wattenbach's „historischen Uebungen" bezeugen kann, nicht nur wiederholt, sondern formell noch viel schärfer gefaßt und mit den gehörigen Nachweisen belegt.

Es sind namentlich drei Päpste dieser Periode, welche unter Liudprand's nachweislich verläumderischer Feder haben leiden müssen. Der erste ist Sergius III. (904—911), welcher durch ihn unter die in der Geschichte am schlechtesten beleumundeten Päpste gekommen ist. „Allein nach unparteiischer und eingehender Prüfung aller obwaltenden Verhältnisse", sagt Gröne (a. a. O. S. 413), „muß die Geschichte eingestehen, daß Sergius besser war als sein Ruf, besser wenigstens als jener Schriftsteller, der ihn in den Ruf gebracht hat." Liudprand erzählt unter anderm von ihm, daß er jene haarsträubenden Unmenschlichkeiten an der wieder aufgegrabenen Leiche seines Vorgängers Formosus verübt habe. Das ist aber eine Lüge; „denn es ist außer allen Zweifel gestellt, daß nicht Sergius, sondern Stephan VII. der Papst war, unter dem jene schauerliche Katastrophe sich zutrug" (Gröne a. a. O. S. 415. — Niehues a. a. O. S. 461, Note 2). Nicht minder erlogen ist die Angabe, daß Sergius mit Marozia, der Gemahlin des Alberich, Grafen von Tusculum, ehebrecherischen Umgang gepflogen, und daß der Sohn dieser Verbindung als Johannes XI. später den päpstlichen Stuhl bestiegen habe. Es hat nämlich Damberger im Kritikheft zu Band IV. S. 200 f. seiner „Synchronistischen Kirchengeschichte" auf Grund anderer alten Nachrichten nachgewiesen, daß jener Johannes XI. nicht ein Sohn des Sergius, sondern das eheliche Kind

des Grafen Alberich gewesen ist, dem auch Hefele (a. a. O. S. 240 Note 2) zustimmt. Die Thatsache, daß Sergius mit Alberich verwandt war und zu seinem Hause und zu der tuscischen Partei, wie auch zu Berengar in naher Beziehung stand, war für den schmähsüchtigen Liudprand Grund und Anhaltspunkt genug, jene Verläumdungen in die Welt zu setzen. Haß und Parteileidenschaft haben diese wie andere Lügen des Chronisten über Papst Sergius erzeugt, was um so glaublicher erscheint, wenn man berücksichtigt, daß dieser selbe Papst von andern Zeitgenossen gelobt und gerühmt wird. So sagt ein gleichzeitiger Chronist, der ehrwürdige Flodoard (bei Pagi, Critica ann. 904 n. 5. und Damberger, Synchr. Kirchengesch. Kritikheft zu Bd. IV. S. 123 f.): „Sergius III. kehrte auf die vereinigten Bitten des römischen Volkes aus der siebenjährigen Verbannung zurück und erhielt die ihm schon lange zugedachte Würde, die er zur Freude der ganzen Welt mehr als sieben Jahre bekleidete.“ Daraus folgern Hefele (S. 241) und Gröne (S. 416) mit Recht, daß Sergius nicht, wie Liudprand und dessen Nachbeter behaupten, gewaltsamer Weise durch die tuscische Partei auf den päpstlichen Stuhl erhoben, sondern vielmehr rechtmäßig schon im Jahre 898 gewählt und durch Gewalt verdrängt worden ist. Nicht minder aber folgt daraus, daß Sergius ein rechtschaffener Papst, und seine Regierung nicht ohne Segen war.

Auch der römische Diacon Johannes (bei Pagi ad ann. 904 n. 7.) rühmt Sergius III. und berichtet, daß er die Ruinen der vor einiger Zeit schon eingestürzten Laterankirche wieder aufgebaut habe. „Der Papst — sagt er —, der sich über die Zerstörung des ausgezeichneten Tempels sehr betrübte und nirgends bei den Menschen auf Unterstützung hoffen konnte, nahm seine Zuflucht zur Hülfe Gottes, auf die er immer vertraute, und stellte die Kirche von den Fundamenten aus wieder her.“

Weiterhin berichten Floboard und die ehemalige Grabschrift des Sergius in der Vaticankirche (bei Pagi ad ann. 904 n. 5 und 910 n. 1.) einstimmig, er habe die invasores sacrorum oder die pervasores, die Eindringlinge in's Heiligthum, mit der Sichel abgeschnitten, d. h. auf strenge Disciplin unter dem Klerus haltend die Eindringlinge von ihren geraubten Sitzen verdrängt. Hefele (a. a. O. S. 243) sagt kurz und gut: „Das hätte ein Mann nicht gewagt, der selbst so schlecht gewesen, als Liudprand den Sergius schildert", und, fügen wir hinzu, ein solcher Mann hätte bei der gerühmten Strenge nicht zugleich Liebe gegen seine ganze Heerde hegen können, wie sie jene Grabschrift ihm zuschreibt mit den Worten: „amat pastor agmina cuncta simul." Gegenüber solchen Zeugnissen kann doch ein wahrheitsliebender Historiker nicht mehr für die Infamien des notorisch schmähsüchtigen Liudprand sich erklären. (Vgl. auch Niehues a. a. O. S. 470. — Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom im Mittelalter III. S. 448.)

Der zweite Papst aus der Zeit der „Pornokratie", über den Liudprand das Gift seiner Verläumdungswuth in vollen Schalen ausgegossen, ist Johannes X. (914—928). Dieser soll als früherer Cleriker von Ravenna von seinem Erzbischof Petrus öfters in kirchlichen Angelegenheiten nach Rom geschickt und hier von der genannten Theodora d. Ä. verführt, sodann zum Bischof von Bologna gewählt, aber schon kurz darauf durch die Künste jener Frau an die Stelle des verstorbenen Erzbischofs auf den Stuhl von Ravenna erhoben worden sein. Wiederum kurz darauf (modica vero temporis intercapedine) sei der Papst gestorben, der den Johannes unrechtmäßig geweiht, und Theodora habe ihren Geliebten, um ihn bei sich zu haben, gezwungen, das allzu entfernte Ravenna zu verlassen und den obersten Pontificat im Rom (proh nefas) sich anzumaßen. An diesem ganzen Lügengewebe des Liudprand ist kein wahres Wort. Schon Amadesi, Muratori und

Damberger, theilweise auch der Protestant Leo, haben die Aechtheit dieses Berichtes, den Liudprand eingestandenermaßen nach einer von Theodora's ärgsten Feinden angefertigten Biographie erzählt, mit Recht bezweifelt. Die vollständige Lügenhaftigkeit desselben hat dann der nachmalige bischöfliche Kanzler Duret von Solothurn in den Kopp'schen Geschichtsblättern aus der Schweiz (Bd. I. Heft 3) nachgewiesen. Duret zeigt, daß jener Johannes nach Ausweis von Urkunden schon im Jahre 905 Erzbischof von Ravenna war, daß also der Ausdruck modica temporis intercapedine und ebenso die Angabe völlig falsch sei, Johannes sei demselben Papste (Sergius III.), „der ihn unrechtmäßig geweiht", im Amte nachgefolgt. Im Jahre 905 war nämlich Sergius III. Papst, nach dessen Tode nicht schon Johannes, sondern Anastasius III., dann Lando den päpstlichen Stuhl bestieg, und nun erst, etwa 914, also neun ganze Jahre nachher, Johannes X. Duret zeigt weiterhin, daß Liudprand's Erzbischof Petrus von Ravenna, der seinen Cleriker Johannes öfters nach Rom geschickt haben soll, gar nicht existirt habe, daß Johannes X. nicht der Geliebte, sondern ein Verwandter, wahrscheinlich der Neffe der Theodora gewesen sei. Endlich weist er darauf hin, daß nach urkundlichem Zeugniß Johannes als Erzbischof von Ravenna sich sehr tüchtig zeigte und daß den Schmähungen Liudprand's gegenüber andere Quellen ihm bedeutendes Lob spenden, so Flodoard (bei Pagi, ann. 928 n. 2.) und der ungenannte Panegyriker Berengar's (Pertz, Mon. Germ. VI. 208.), der ihn rühmt als einen „Hirten voller Weisheit und ausgezeichneter Pflichttreue". (Vgl. Hefele a. a. O. S. 245.)

Ein starker Gegenbeweis gegen Liudprand's Anklagen liegt endlich in der gesegneten und von den Zeitgenossen gerühmten Wirksamkeit Johannes' X., wie die Geschichte sie uns überliefert hat. Er hat unter andern nicht nur Italien und Rom gegen die räuberischen Angriffe der Saracenen geschützt, sondern war auch bemüht, durch Abschluß eines

Bündnisses mit Hugo, König von Lombardien, Rom und das Papstthum aus der entwürdigenden Knechtschaft der Adelspartei zu befreien. Diese aber kam ihm zuvor, indem Marozia einen Aufstand erregte, wobei der Papst gefangen genommen und 928 wahrscheinlich im Gefängniß erwürgt wurde.

Papencordt-Höfler (Gesch. d. Stadt Rom im Mittelalter S. 172) nennen Johannes X. nach vorsichtiger Prüfung der Quellen „einen verständigen und kräftigen Mann"; Niehues (a. a. O. S. 473) bezeichnet es als eine geschichtlich unbestrittene Thatsache, daß sich Johannes X. „als thatkräftigen und energischen Regenten erwies, der das von Parteien durchwühlte Rom noch einmal zu großen Zwecken zu einigen und vierzehn Jahre lang glücklich zu regieren verstand"; Weiß endlich (Weltgesch. II. 2, S. 793) preist ihn geradezu als den „größten Papst des zehnten Jahrhunderts". Ein solches Urtheil ist freilich demjenigen Liudprand's gerade entgegengesetzt. Aber nach dem Gesagten kann es nicht zweifelhaft mehr sein, welches von beiden das richtige ist, das erstere, oder dasjenige des nach eigenem Geständniß parteiischen, schmähsüchtigen Italieners.

Noch ein dritter Papst aus jener Zeit muß den ganzen Grimm des kaiserlichen Chronisten erfahren. Es ist Johannes XII. (956—964), der Sohn Alberich's und Enkel der Marozia, welcher als neunzehnjähriger Jüngling durch die tuscische Adelspartei auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde. Johannes war, wie auch aus dem Chronicon des Mönches Benedict aus dem St. Andreaskloster am Berg Soracte (bei Pertz, Mon. V. 717) hervorgeht, keineswegs ein Papst, wie er hätte sein sollen. Er brachte die Fehler seiner Zeit, seines Standes, seiner Erziehung, seiner Jugend mit auf Petri Stuhl, aber er war nicht jenes Ungeheuer, wie Liudprand ihn schildert. Johannes XII. hatte, von falschen Rathgebern irregeführt, das Bündniß mit Otto dem Großen gebrochen und mit dessen Feinden sich verbündet,

worauf der Kaiser mit einem Heere gen Rom zog, den Papst aus der Stadt vertrieb und unter seinem Präsidium eine Synode berief, welche die angeblichen Verbrechen des Papstes untersuchen und das Urtheil über ihn sprechen sollte. Nach Liudprand's Bericht (Lib. de reb. gest. Ottonis M. imp. bei Pertz, Mon. III. 340 f.), der im Gefolge des Kaisers der Synode persönlich anwohnte, wurden nun die furchtbarsten Anklagen gegen den nicht anwesenden Papst laut: er habe, so sagten seine Feinde, das hl. Meßopfer gefeiert, ohne dabei zu communiciren, in einem Pferdestall einen Diacon geweiht, einen zehnjährigen Knaben zum Bischof von Todi ordinirt, Feuer angelegt, in voller Waffenrüstung Aufzüge gehalten, des Teufels Minne getrunken, beim Würfelspiel den Jupiter, die Venus und andere Dämonen um Hülfe angerufen, die Metten und canonischen Horen weder gehalten, noch auch mit dem Kreuze sich bezeichnet und endlich eine Menge der unsittlichsten, hier nicht zu nennenden Schandthaten begangen. Der Papst, der zwar vorgeladen aber selbstredend nicht erschienen war, wurde sodann ungehört und unvertheidigt verurtheilt und abgesetzt, und an seine Stelle ein Laie unter dem Namen Leo VIII. auf den römischen Stuhl erhoben.

Vorausgesetzt, daß Liudprand's Bericht über jene Synode getreu ist, so sprechen gegen die Wahrheit jener furchtbaren Anklagen folgende Gründe: 1. Ihre Ungereimtheit selber. Sie sind zu colossal, zu übertrieben und darum schon unwahrscheinlich, so daß selbst ein Gibbon, der Voltairianer, ihnen keinen Glauben beimessen kann („If it be trule, wenn es wahr ist", sagt er in der History of Decline etc. 9. 175.), und der Geschichtschreiber der Ottonen, Bischof Otto von Freisingen († 1148) versichert, es sei hart, ihnen Glauben zu schenken. 2. Die Urheber dieser Anklagen und die Vertreter derselben auf der Synode waren entweder freiwillig oder gezwungen des Kaisers Freunde und des Papstes erbittertste Feinde, deren Glaubwürdigkeit um so geringer erscheint, wenn man berücksichtigt, daß jene

klägerischen Prälaten schon vor der Verurtheilung des Papstes sehr unwürdig gegen ihn, der doch ihr Haupt war, sich benahmen, und daß sie gewissenlos genug waren, durch die Theilnahme an einer ungesetzmäßigen Synode, durch ungesetzliche Absetzung des Papstes und Aufstellung eines Gegenpapstes in gröbster Weise die Kirchengesetze zu übertreten. Wer so gewissenlos ist, wird auch, wenn nöthig, zu Lügen und Verläumdungen ohne Scrupel sich hergeben. 3. Die von der Gegenpartei vollzogene Absetzung des Papstes war eine unerhörte That, und es mußten ebenso unerhörte Beweggründe, d. h. die unerhörtesten Verbrechen des Abgesetzten der christlichen Welt vorgewiesen werden, um sich und den Kaiser wegen einer solchen That in den Augen derselben zu rechtfertigen. 4. Nach Liudprand's eigenem Berichte zu schließen, hat Kaiser Otto selbst jene Anklagen nicht für wahr gehalten; wenigstens sagte er anfänglich: „Es geschieht oft, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, daß hochgestellte Personen von Neidern verläumdet werden. Und das ist der Grund, weshalb uns diese Anklage gegen den Papst, welche der Cardinaldiacon Benedikt soeben verlesen und mit Euch erhoben hat, bedenklich erscheint, da wir noch zweifelhaft sind, ob dieselbe von dem Eifer für das Recht, oder von gottloser Mißgunst eingegeben ist." Sodann zögerte der Kaiser längere Zeit, dem unerhörten und nicht zu rechtfertigenden Verlangen der Synode auf Absetzung zuzustimmen, und als er dem stürmischen Andrängen derselben endlich seine Zustimmung gab, begründete er diese nicht mit jenen schweren Anschuldigungen, sondern lediglich mit dem politischen Frevel und der Untreue des Papstes ihm gegenüber. (Vgl. Hefele a. a. O. S. 444; Gröne a. a. O. S. 443.) 5. Am meisten fällt der Umstand in's Gewicht, daß auf der Synode, welche Johannes XII. nach seiner Rückkehr in der Peterskirche (964) veranstaltete, die Majorität der hier Stimmberechtigten auch Mitglieder jener Pseudosynode waren, unter Andern der Hauptankläger Cardinaldiacon Benedikt, welche im vollsten Widerspruch mit

ihrem früheren Verhalten nun ganz entgegengesetzte Beschlüsse faßten, nämlich jene Synode für schändlich, alle ihre Handlungen für null und nichtig erklärten, den Gegenpapst absetzten, seinen Consecrator degradirten und die von ihm vollzogenen Weihen und geistlichen Handlungen für ungültig erklärten. (Die Akten dieser Synode finden sich bei Baronius ad ann. 964.)

So stellt sich die Sache, wenn wir Liudprand's Bericht für objectiv wahr halten. Indeß stößt diese Annahme auf die schwersten Bedenken. Ein Historiker, der, wie er selbst zu Anfang des dritten „Buches der Vergeltung" sagt, dieses geschrieben hat, um an gewissen Personen und deren Freunden, von denen er sich beleidigt glaubt, sich zu rächen, andere dagegen, weil sie ihm Gutes gethan, heilig und glückselig zu preisen, ein Mann, der, wie alle einsichtigen Kritiker urtheilen und oben von uns nachgewiesen ist, die gröbsten Lügen über seine Gegner niederschreibt, wird schwerlich auch in seinem „Buche von den Thaten des Kaisers Otto des Großen," worin jener Bericht über die Synode in Rom und die angeblichen Verbrechen Johannes' XII. sich finden, bei der Wahrheit geblieben sein, zumal er seines kaiserlichen Wohlthäters Gegner und ein Sproß der mit seinem Feinde Berengar verbündeten Grafen von Tuscien war. So sagt denn auch Wattenbach (a. a. O. S. 343) von jener Schrift: „Da er in höherem Auftrage oder doch für das Auge des Kaisers schrieb, so ist seine Darstellung keineswegs unbefangen; er verschweigt manches, und man darf nicht vergessen, daß diese scheinbar so rein objective und actenmäßige Erzählung doch nur eine Parteischrift ist, daß er namentlich vorzieht, manche Vorfälle und Umstände nicht zu erwähnen." Mehr als zwanzig Jahre früher hatte derselbe Gelehrte, ähnlich urtheilend, noch auf einen besondern Umstand aufmerksam gemacht, der hier besonders in's Gewicht fällt. „Die Absichtlichkeit der Darstellung — sagt er in der Einleitung zu der Uebersetzung aus Liudprand's Werken von Freiherrn v. d. Osten-Sacken (Leipzig

1853 p. XII.) — zeigt sich am Bedenklichsten darin, daß er mit keinem Worte der Kirchenversammlung erwähnt, welche Johannes XII. hielt, nachdem er sich der Stadt wieder bemächtigt hatte; hier wurde das ganze Verfahren gegen ihn für ungültig erklärt, und an dieser Versammlung nahmen allein zwölf von den Bischöfen Theil, welche kurz vorher für seine Absetzung gestimmt hatten. Davon schweigt Liudprand, weil es den Eindruck der früheren Versammlung geschwächt haben würde," oder, sagen wir lieber, seinen Bericht über dieselbe als unglaublich hätte erscheinen lassen. Es kommt noch hinzu, daß der Fortsetzer des Regino von Prüm (ad ann. 964. Pertz, I. 626 f.), der sonst über jene Vorgänge sich genau unterrichtet zeigt, von jenen furchtbaren Anklagen gegen den Papst nichts weiß[1]) und als Grund für dessen Absetzung nur die Verbindung mit des Kaisers Feinden angibt, so daß man um so mehr glauben möchte, Liudprand's Bericht sei ganz oder doch theilweise erlogen. Indeß ist es hier ganz gleichgültig, ob er oder jene Pseudosynode, oder auch beide zugleich als die Urheber der wider den Papst geschleuderten Infamien anzusehen sind, indem der Chronist die Anklagen der Prälaten in seinem Berichte in's Unglaubliche vergrößerte; uns genügte es, sie als solche nachzuweisen und zu zeigen,

[1]) Dieser und die übrigen zeitgenössischen Chronisten wissen auch nichts von der tragikomischen Anekdote des Liudprand, daß Johannes XII. im Momente des Ehebruchs vom Teufel einen Schlag auf die Schläfe erhalten und in Folge dessen ohne Sakramentenempfang acht Tage nachher gestorben sei. Sie berichten nur, daß er in Folge eines Hirnschlags am 14. Mai 964 verschieden sei. Giesebrecht (Gesch. der Kaiserzeit I. S. 445) läßt freilich den Teufelsspuk fahren, aber den Papst den Empfang der Sakramente direkt verweigern, was nicht einmal von Liudprand gesagt wird. Einige Neuere wie Bower (Gesch. d. Päpste. VI. S. 307) und Gfrörer, da er noch Protestant war (Kirchengesch. III. 1257), haben Liudprand's Teufel moderner in den beleidigten, Rache nehmenden Ehemann verwandelt (Vgl. Hefele a. a. O. S. 266). Und so verwunderlicher Weise auch selbst Weiß (Weltgesch. II. 2. S. 805).

daß Johannes XII. denn doch nicht ein solches Ungeheuer gewesen ist, zu welchem der lügenhafte Chronist ihn gestempelt hat.

Vorstehende Ausführungen sind mit Absicht etwas ausführlich und detaillirt gehalten, weil wir zeigen wollten, wie selbst die wirklich traurigen Epochen der Kirchengeschichte und mehr oder weniger unwürdige Träger des Papstthums von einer feindseligen Geschichtsschreibung mit maßlos übertriebenen Farben, ja gegen alle Wahrheit und in direct lügenhafter Weise geschildert worden sind. Endlich müssen wir, um gerecht zu sein, noch einen bereits Anfangs berührten Umstand berücksichtigen, den die Ankläger des zehnten Jahrhunderts gewöhnlich außer Acht lassen. Möhler hat schon 1831 in der Recension der vierten Abtheilung von Katerkamp's Kirchengeschichte (Tüb. Theol. Quartalschrift) die zutreffende Bemerkung gemacht: „Das zehnte Jahrhundert hat seine eigenthümlichen Gebrechen, aber auch eine eigenthümliche Pietät, deren Schilderung unsere Historiker sich wenig angelegen sein lassen.“ Gewiß, aus dem Dunkel jener Zeit strahlt manch' heller, eine bessere Zukunft verheißender Stern uns entgegen. So waren viele Päpste des zehnten Jahrhunderts im Gegensatz zu den wenigen, von der herrschenden Adelspartei auf den hl. Stuhl erhobenen Creaturen, ehrenwerthe und feste, ja heiligmäßige Männer. In Frankreich blühte Clugny als Muster klösterlicher Zucht und Wissenschaft, während in Deutschland der berühmte Abt Wilhelm, in Oberburgund der Abt Bero, in Belgien der hl. Gerold, in England der hl. Dunstan um die Reform der Klosterzucht und um die Erziehung des Volkes unsterbliche Verdienste sich erwarben. Und gerade die Wissenschaft erfreute sich in jener und der gleich darauf folgenden Zeit eines unerwarteten Aufschwungs, wie das die bloßen Namen eines Lanfranc, Anselm, Fulbert von Chartres, Notker Labeo, Abbo von Fleury, Bruno von Köln, Peter Damiani, also Männer aus den verschiedensten Ländern, beweisen.

Endlich machen wir noch darauf aufmerksam, daß trotz der traurigen, vielfach zerrütteten Verhältnisse in Rom, trotz der Unfreiheit der Wahl der Päpste, trotz der Unwürdigkeit eines Johannes XII. und der bedauernswerthen Thaten einiger anderer Päpste aus dem zehnten Jahrhundert dennoch das geistige Ansehen des Papstthums auch in jener und der folgenden Zeit fest und unerschüttert geblieben ist, wofür zahlreiche Beweise vorliegen von Seiten aller damals christlichen Nationen, von Kaisern und Königen, von Synoden, Bischöfen und Gelehrten. (Vgl. Gröne a. a. O. S. 436 ff. — Möhler, Kirchengesch. I. S. 184 ff.)

Wir können unsere Ausführungen über das zehnte Jahrhundert, insbesondere über die Zeit der sogenannten Pornokratie, füglich mit einem Gedanken schließen, dem wir in dem Artikel über die „schlechten Päpste" im Allgemeinen schon Ausdruck verliehen haben. Baronius hat in der Einleitung zu der Geschichte des zehnten Jahrhunderts, worin er mit skrupulöser Gewissenhaftigkeit auch alles Böse mittheilt, was die Quellen und selbst ein Liudprand berichtet, seine Leser gemahnt, sie sollten sich an dem Gräuel der Zerstörung nicht stoßen, der hier an heiliger Stätte ihnen begegne. Gerade jetzt erscheine die Kirche ganz besonders als Gottes Werk, wo sie doch bei der in's Unendliche wachsenden Fluth von Verbrechen sicherlich hätte untergehen, wo das Schifflein Petri gänzlich hätte zerschellen müssen, wenn es nicht der Verheißung Christi gemäß von der höchsten Macht geschützt worden wäre. Eben um zu zeigen, daß die Kirche nicht Menschen-, sondern Gottes Werk sei, habe Gott es vor Augen stellen müssen, daß sie durch keinerlei Maßnahme seitens schlechter Vorsteher zu Grunde gerichtet und zerstört werden könnte, wie das in ähnlicher Lage bei den bestgefügten irdischen Reichen und Institutionen thatsächlich der Fall sei. So habe denn der gläubige Christ den Trost, daß, wenn auch Christus schliefe, er in dem Schifflein der Kirche schliefe und zur rechten Zeit erwachen würde, um dem Sturme und dem Meere zu gebieten.

Nur die gottlosen Neuerer, welche das Evangelium, das sie bekännten, nicht kännten, verfielen bei dem Anblick der Wogen, die das Schifflein Petri überflutheten, in die Lästerung, daß Christus nicht in ihm sei.

Dr. X.

---

13. Die „Päpstin Johanna“.

Neander hat in seiner Kirchengeschichte (4. Aufl. VI. S. 125) und ähnlich Gröne in seiner Papstgeschichte (I. S. 400 f.) die Meinung vertreten, daß der Ursprung dieser Sage auf die dunkele Erinnerung des römischen Volkes an die traurigen Zeiten des von einem Weibe (Marozia) beherrschten Papstthums im 10. Jahrhundert zurückzuführen sei.

Gegenwärtig wird sie in allen wirklich gebildeten Kreisen eben als Sage und Fabel angesehen. So war es aber nicht immer, und auch jetzt dürfte es unter den vulgären „Gebildeten“ noch sehr Viele geben, welche die märchenhafte „Päpstin“ als eine historische Persönlichkeit betrachten. Diesen gegenüber wird die Mittheilung genügen, daß der „altkatholische Bischof“ Reinkens, als er noch Professor der Kirchengeschichte an der Universität Breslau war, in seinen Vorlesungen regelmäßig, wenn er auf die sagenhafte „Johanna“ zu sprechen kam, den Satz wiederholte: „An die Existenz der Päpstin Johanna glauben heute nur noch liberale Zeitungsschreiber und protestantische Elementarschullehrer.“

Die Fabel von der Päpstin ist gar nicht einmal geschickt erfunden.

Irgend eine Weibsperson, so lautet die Sage, sollte mit ihrem Geliebten aus Italien nach Athen geflohen sein, daselbst in Mannskleidern studirt und zuletzt als Lehrer der Philosophie solche Erfolge errungen haben, daß sie im Jahre 855 in Rom zum Nachfolger Leo's IV. als

Johann VIII. gewählt worden sei. Bei der bald nach der Papstwahl üblichen ersten feierlichen Prozession sei die Päpstin in der Laterankirche oder in der Nähe derselben niedergekommen und darüber gestorben. — So die Sage. Wann dieselbe entstanden sei, ob sie eine Satyre auf Päpste des neunten, zehnten oder elften Jahrhunderts, ausgegangen von deren Gegenpäpsten, gewesen sei, oder wie sie sonst auf böswilliger Erfindung beruht habe — darüber schwanken die Angaben. Vor der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts hielt man die Satyre zumeist für Fabel; erst seit der „Reformation" wurde sie mehr und mehr als geschichtliche Wahrheit ausgegeben und machte von katholischer Seite Widerlegungen nöthig. Ernsthafte protestantische Kritiker haben sie indeß gleich den katholischen und heutigen „altkatholischen" Historikern als eine Dichtung betrachtet. Döllinger in seinen „Papstfabeln des Mittelalters" (München 1863) erklärt den Ursprung der Sage wie folgt:

„Vier Dinge haben zur Erzeugung und Ausmalung derselben zusammengewirkt: der Gebrauch durchbrochener Sessel bei der Einsetzung eines neugewählten Papstes, ein Stein mit einer Inschrift, den man für ein Grabdenkmal nahm, eine an demselben Orte gefundene Statue mit Gewändern, die man für weibliche nahm, und die Sitte, bei Prozessionen mit Vermeidung einer auf dem Wege befindlichen Straße einen Umweg zu nehmen.

In einer Straße Roms fanden sich also zwei Gegenstände, welche auf ganz natürliche Weise mit einander in Verbindung gesetzt wurden: eine Statue mit der Figur eines Kindes oder kleinen Knaben, und ein Denkstein mit einer Inschrift. Dazu kam noch der Umstand, daß die Straße bei feierlichen Aufzügen und Prozessionen umgangen wurde. Die Statue soll eher männliche als weibliche Züge gehabt haben. (Genaue Auskunft fehlt, da Sixtus V. sie wegschaffen ließ.) Die Figur trug einen Palmenzweig, und man glaubt, sie habe einen Priester mit einem dienenden Knaben oder eine heidnische Gottheit vorgestellt. Aber die

weiten Gewänder und die dazu gehörige Figur des Knaben erzeugten beim Volke die Vorstellung: es sei eine Mutter mit ihrem Kinde. So wurde denn die Statue mittelst der Inschrift, und diese durch die Statue erklärt; der durchbrochene Stuhl und das Vermeiden der Straße dienten zur Bestätigung . . . Seit Paschalis II. im Jahre 1099 wird der Gebrauch erwähnt, daß der neue Papst bei der feierlichen Lateranischen Prozession sich auf zwei alten steinernen durchbrochenen Sesseln niederließ. Man nannte sie porphyreticae, weil sie von einer hellröthlichen Steingattung waren. Sie waren aus altrömischer Zeit, hatten ehemals, scheint es, in einem der öffentlichen Bäder gestanden, und waren dann in das Oratorium S. Sylvester's neben dem Lateran gekommen. Hier pflegte sich nun der Papst zuerst auf den rechts stehenden zu setzen, wobei ihm ein Gürtel mit sieben Schlüsseln und sieben Siegeln angelegt wurde. Zugleich ward ihm ein Stab in die Hand gegeben, den er dann, auf den links stehenden Stuhl sich setzend, wieder nebst den Schlüsseln dem Prior von S. Laurenz einhändigte; dafür aber wurde ihm hier ein anderer, dem jüdisch hohenpriesterlichen Ephod nachgebildeter Schmuck angelegt. Dieses Sitzen hatte die Bedeutung des Besitzergreifens. Es war also ein ganz zufälliger Umstand, daß diese steinernen Sitze durchbrochen waren. Man hatte sie gewählt wegen der altrömischen Gestalt und der schönen Farbe des Steins. Jedem Fremden, der nach Rom kam, mußte jedoch die seltsame Figur derselben auffallen; daß sie ehemals zum Gebrauch in einem Bade bestimmt gewesen, wußte Niemand mehr, und an einen solchen Gebrauch dachte man im Mittelalter gerade am wenigsten. Der neue Papst, erfuhr man, setzt sich, und nur das eine Mal in seinem Leben, auf diesen Stuhl, und das ist die einzige Bestimmung, die der Stuhl hat. Die symbolische Bedeutung der Sache und der damit verbundenen Ceremonien war dem Volke fremd und unbekannt. Es ersann sich eine eigene Erklärung, eine Erklärung, wie sie eben der Volkswitz zu geben pflegt.

Der Stuhl ist hohl und durchbrochen, hieß es, damit die Gewißheit erlangt werde, daß der Papst ein Mann sei: die weitere Frage, warum es dessen bedürfe, erzeugte die Erklärung, es sei wirklich einmal ein Weib Papst geworden. Sofort war nun der dichtenden Sage ein Feld eröffnet, die Täuschung, die Katastrophe der Entdeckung, das Alles wurde nun im Munde des Volkes ausgemalt. Die Sage liebt die grellsten Contraste; also die höchste priesterliche Würde und schmachvollste Prostitution derselben . . . Damit hat nun die Päpstin gleichsam ihre Aufgabe erfüllt. Die Sage räumt sie daher gleich wieder aus dem Wege: sie stirbt auf der Stelle über der Geburt, oder nach einer älteren Version: sie wird von dem empörten Volke gesteinigt."

So Döllinger a. a. O. 14 ff. Wie schon oben bemerkt, stehen ernsthafte protestantische Kritiker ganz auf seiner Seite. Neander nennt in seiner „Allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche" (4. Aufl. Gotha 1864. S. 125) die Erzählung von der „Päpstin" eine „märchenhafte Sage" und Hase bemerkt in seiner Kirchengeschichte (10. Aufl. Leipzig 1877): „Die protestantische Wissenschaft hat diese Geschichte aufgegeben. Sie sieht nicht nach einer Verläumdung oder satyrischen Allegorie aus, sondern wie eine aus dem Orient übertragene Volkssage, die sich in harmlosem (?) poetischen Spott über die höchste Macht des Zeitalters erhebt." Am Entschiedensten drückt sich Baur aus. Er sagt („Die christliche Kirche des Mittelalters," Tübingen 1861, III. S. 78 ff.): „Zwischen Leo IV. und Benedict III. soll die berüchtigte Päpstin Johanna ihre Rolle gespielt haben, die den langen Glauben an ihre geschichtliche Existenz nur dem protestantischen Parteiinteresse zu danken hat. Es läßt sich nicht leicht bei einer angeblichen Thatsache dieser Art ihr unhistorischer Charakter so genau und sicher nachweisen, wie hier."

Auf den Höhen der protestantischen Wissenschaft ist das Licht über diese Geschichtsfabel bereits ausgebreitet; in den Thälern herrscht aber noch Finsterniß: immer und immer

wieder vernimmt man in protestantischen Volkskreisen Bemerkungen über die „Päpstin,“ welche seit 1870 sogar zur „unfehlbaren“ und natürlich „sündlosen“ Päpstin avancirt ist.

Dr. Z.

---

14. Das Papstthum und seine Wirksamkeit in der Geschichte.

Es ist schon Pertz' bekanntes Wort angeführt worden: „Die beste Vertheidigung der Päpste ist die Enthüllung ihres Seins.“ Man kann auch sagen: Die beste Widerlegung der Angriffe gegen das Papstthum ist seine Geschichte, sein segenspendender Einfluß auf alle Völker, in allen Jahrhunderten.

Zur allgemeinen Abwehr der in unserem Buche genannten und sonstigen Angriffe auf das Papstthum wollen wir ihm also auf seinem Gange durch die Weltgeschichte folgen und zwar vornehmlich an der Hand protestantischer, also gewiß unparteiischer Wegweiser.

1. Das Papstthum hat der Welt das Christenthum gebracht. Der erste Missionar war der erste Papst, der hl. Petrus, der am Pfingstfeste von allen Aposteln zuerst der Welt das Evangelium verkündete. Seine Nachfolger haben alsdann mit rühmlichstem Eifer sein Werk fortgesetzt. Der hl. Papst Eleutherus († 189) sandte Missionäre nach England; der hl. Papst Cölestin (422—432) nach Schottland und Irland; dem heil. Papst Hormisdas (514—523) verdankten der Frankenkönig Chlodwig und sein Volk das Christenthum. Papst Gregor der Große sandte den hl. Augustin mit 39 Gefährten nach England. Auch die nordischen Königreiche, sodann Polen, Ungarn, das Volk der Slaven haben durch Glaubensboten, die von Rom herkamen, oder doch von Rom aus ihre Sendung erhalten hatten, das Geschenk

des Glaubens bekommen. Aber auch Deutschland hat dem Papstthum das Christenthum zu verdanken. Dorthin sandte der Papst Conon den hl. Kilian zu den Ostfranken, Papst Sergius den hl. Willibrord zu den Friesländern, Papst Gregor II. den hl. Bonifatius und den hl. Korbinian in die Mitte Deutschlands. „Die Deutschen — sagt der Protestant K. A. Menzel (Neuere Gesch. d. Deutschen. I. S. 2) — haben das Hauptelement der neueren Weltgestaltung, das Christenthum, unter römischer Vermittlung und unter römischen Formen empfangen; ihre Bildung, Wissenschaft und Gesetzgebung hat sich nach römischem Muster entwickelt.“ Aehnlich schreibt Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (II. S. 350): „Wenn die Ausbreitung des Christenthums an sich ein Verdienst ist, so hat der Papst sich dieses in hohem Grade erworben. England und der größte Theil von Deutschland, die nordischen Königreiche, Polen, Ungarn sind durch seine Gesandtschaften und Anstalten christliche Reiche; ja daß Europa nicht von Hunnen, Saracenen, Tartaren, Türken, Mongolen vielleicht auf immer verschlungen wurde, ist mit anderem auch sein Werk. Wenn alle christlichen Kaiser-, Königs-, Grafen- und Ritterstämme ihre Verdienste vorzeigen sollten, durch welche sie ehemals zur Herrschaft der Völker gelangten; so darf der dreigekrönte, große Lama in Rom [nebenbei bemerkt, eine sachlich wie historisch gleich ungerechtfertigte, banale Vergleichung!], auf den Schultern unkriegerischer Priester getragen, sie alle mit dem heiligen Kreuze segnen und sagen: Ohne mich wäret ihr nicht, was ihr geworden.“

Und wie in der älteren Zeit und für den europäischen Continent, so sind auch später das ganze Mittelalter hindurch zu den entlegensten Welttheilen und zu den fernsten Völkern die Boten des Papstes zur Bekehrung ausgesandt worden. In unserer Zeit ist ja das großartige Institut des Papstthums, die Propaganda, ein laut redender

Beweis, wie sehr die Welt dem Papstthum das Christenthum verdankt.

2. Mit dem Christenthum hat das Papstthum der Welt auch Cultur und Wissenschaft gebracht. So sagt Herder (a. a. O. II. S. 349): „Gewiß hat der Bischof zu Rom für die christliche Welt viel gethan: er hat, dem Namen seiner Stadt getreu, nicht nur durch Bekehrungen eine Welt erobert, sondern sie auch durch Gesetze, Sitten und Gebräuche länger, stärker und inniger, als das alte Rom die seine, regiert . . . (S. 517). Ohne die römische Hierarchie wäre Europa wahrscheinlich ein Raub der Despoten, ein Schauplatz ewiger Zwietracht oder gar eine mongolische Wüste geworden." Der Protestant Rühs äußert sich in seiner „Geschichte des Mittelalters" (S. 310) also; „Zunächst der leitenden Hierarchie, deren Grund doch schon vorhanden war, als das römische Reich die Beute der Barbaren ward, verdankt die neue Welt ihre ganze Bildung. Die Geistlichen stiegen zu den rohen Völkern hinab und suchten mit weiser Sorgfalt in ihrer Individualität die Punkte auf, wo das Bessere und Höhere angeknüpft werden kann." Nicht minder anerkennend und noch eingehender äußert sich Johannes von Müller in seiner Schweizergeschichte (III. Cap. 1.) über den segensreichen Einfluß des Papstthums nach der in Frage stehenden Seite hin: „Der Papst von Rom bediente sich mit gleicher Geistesgegenwart wie der ehemalige Senat jeder Gelegenheit, um seinen Stuhl unabhängig, seine Macht in der abendländischen Hierarchie allgemein wirksam zu machen und seinen Gebietskreis jenseits der Grenzmarken des alten Kaiserthums über die Trümmer der nordischen Religion auszubreiten. So geschah, daß, wer Christum nicht hätte ehren wollen, doch den Papst scheuen mußte, und bei der Zersplitterung der neuerrichteten Königreiche in unzählige Herrschaften dem ganzen Welttheil immer eine Religion und ein Oberbischof blieb. Alles heutige Licht, welches nicht allein uns wohlthätig, sondern

durch den europäischen Unternehmungsgeist für alle Welttheile von unendlichen Folgen ist, kömmt von dem, daß beim Fall des Kaiserthums eine leitende Hierarchie war . . . Die Barbaren bedurften eines Vormundes, der aus dem gelehrtesten alten Land von unverletzlicher Würde und als Priester zur Erhaltung des Glaubens interessirt wäre. Ohne ihn wären uns die Kenntnisse der Vorwelt eben so fremd als die griechischen den Türken . . . Was würden wir ohne den Papst geworden sein? Das, was die Türken geworden sind, welche, nachdem sie weder die byzantinische Religion angenommen, noch ihren Sultan dem Nachfolger des Chrysostomus unterworfen hatten, in ihrer Barbarei geblieben sind."

Ueber die Bedeutsamkeit des Papstthums für die Erhaltung und Förderung der Wissenschaft berufen wir uns auf folgende Zeugnisse aus protestantischem Munde: „Die großen Institute der Hierarchie in allen katholischen Ländern sind unverkennbar; und vielleicht wären die Wissenschaften längst verarmt, wenn sie nicht von den überbliebenen Brosamen dieser alten Heiligentafel noch spärlich ernährt würden" (Herder, a. a. O. II. S. 427). K. A. Menzel (Gesch. d. D. VI. S. 82 ff.) spricht sehr anerkennend von den durch die Hierarchie errichteten und in Blüthe gehaltenen Klosterschulen und fährt dann fort: „Die Umgestaltung dieser Schulen in höhere Lehranstalten (Universitäten) ging nicht von Deutschland aus . . . Die eigentlichen Begründer derselben wurden die Päpste . . . Dies thaten die Päpste Alexander III., Gregor XIII., Honorius IV., Clemens V., Urban V. Ueberhaupt betrachtete man die Universitäten als geistliche Institute, deren Oberaufsicht und innere Pflege der Kirche und ihrem Oberhaupte zukommen . . . Daher wurde den Päpsten, als den eigentlichen Schutzherren und Häuptern derselben, stillschweigend und von selber das Recht zuerkannt, neue Universitäten zu errichten oder die vorhandenen zu ändern und zu bessern." Die culturelle Mission des Papstthums

insbesondere für Deutschland bezeugt der protestantische Historiker Leo (Gesch. d. Mittelalters I. Th. S. 119) in folgenden Worten: „Durch allen Wechsel der herrschenden Nationen hindurch hatte sich nach Untergang des römischen Reiches die römische Kirche wirksam und einflußreich erhalten. Jeder bedeutende Schritt zu höherer Bildung im Frankenreich war durch ihre Thätigkeit bedingt gewesen.“ Das Christenthum, dessen oberster Hüter das Papstthum, ist eben „die Wurzel aller großartig förderlichen Erscheinungen im Mittelalter; und wie es zuerst das römische Reich zu einem andern Wesen erzogen, so hat es auch das Karolinger-Reich gebaut“ (Leo, Universalgesch. II. S. 466). Aber, meint Herder (a. a. O. II. S. 382), „es ist nicht zu läugnen, daß der Bischof zu Rom auf dies alles das Siegel drückte und dem fränkischen Reiche gleichsam die Krone aufsetzte ... Er gab dem Karl in jener berühmten Christnacht ein neues Geschenk, die römische Kaiserkrone, ... die nach dem Begriffe aller europäischen Völker die höchste Würde der Welt war.“

Und „dies war das Mittel“, — sagt Pfister (Gesch. d. D. II. S. 72) — „Deutschland zum ersten Reiche der Welt zu erheben, die Deutschen, bisher von den Italienern und Engländern als Barbaren, als ein dummes Volk verhöhnt, in den wichtigen Angelegenheiten der abendländischen Christenheit voranzustellen, sowie sie es durch ihre Tapferkeit schon waren.“

Dieser Principat der Deutschen vor den übrigen Nationen, „das große Verhältniß des deutschen Volkes zu den gesammten Christenstaaten der Abendwelt“, hätte nie sich gebildet ohne die Kaiserkrönung durch den Papst, denn „dem Kaiser, so glaubte man damals, werde seine höchste weltliche Gewalt von Gott vermittelst Petri Nachfolger, nämlich des Bischofs von Rom, übertragen“ (Leo, Gesch. v. Ital. S. 234).

3. Das Papstthum hat Europas und Deutschlands Freiheit geschützt, und zwar zunächst vor der

Unterjochung durch die Türken. Es ist eine unbestreitbare geschichtliche Thatsache, daß die Initiative, der größte Eifer, die geistige Führung in allen Kämpfen gegen den „Erbfeind der Christenheit" bei den Päpsten sich gezeigt hat. Wer sich in diesem Punkte des Näheren belehren will, der vergleiche darüber den VI., VII. und VIII. Band von K. A. Menzel's „Geschichte der Deutschen". Indeß eine abschließende mit Benutzung der noch ungehobenen immensen Schätze des Vatikans gearbeitete erschöpfende Geschichte dieses ganzen gewaltigen Kampfes muß noch immer geschrieben werden; erst dadurch werden die Verdienste der Päpste um die Rettung europäischer Freiheit und Cultur in's rechte Licht gestellt. Und ein solches Werk über „das Papstthum und die Türkennoth" wäre in Wahrheit eine großartige Apologie des Papstthums.

Die Päpste haben aber auch die Freiheit der Völker vor der Despotie der eigenen Fürsten geschützt. „Die Päpste" — sagt Leo (Geschichte des Mittelalters II. S. 119) — „waren der eigentliche Hort politischer Freiheit im Mittelalter". Rühs (Gesch. d. Mittelalters S. 312) führt diesen Gedanken also weiter aus: „In der geistlichen Macht fanden die Schwächeren Schutz gegen die Versuche der Stärkeren . . . Die Wirksamkeit der Päpste sollte immer eine vermittelnde sein, darauf gerichtet, die Kriege zwischen den Völkern beizulegen, die Fürsten von Ungerechtigkeiten und Bedrückungen abzuhalten. Der Clerus stand daher überall der königlichen Gewalt entgegen, sobald sie sich ununschränkt zu machen suchte; nicht sie unterdrücken, nur in gesetzlichen Schranken wollte er sie halten. Die Geistlichen waren dagegen immer auf Seiten der Fürsten, sobald die weltlichen Vasallen ihnen wirklich zu nahe traten; die Hierarchie mußte ihrem Wesen nach stets für die Freiheit und die gesetzmäßige Gerechtsame der Stände sein." Das hat vor allem der Kampf Gregor's VII. mit Heinrich IV. gezeigt, worüber weiter unten noch die Rede sein wird. Nicht minder haben die nachfolgenden Päpste, ein

Hadrian IV., Alexander III., ein Innocenz III., Gregor XI., Innocenz IV. gegen den Titanen-Uebermuth der Hohenstaufen und ihre die Freiheit bedrohenden Pläne zur Gründung einer Universalherrschaft mit Erfolg angekämpft. (S. d. Artikel.)

Bemerkenswerth und schön hat ein edelgesinnter Protestant, der Dichter Novalis (v. Hardenberg), über die Periode des herrschenden Papstthums sich ausgesprochen: „Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa Ein christliches Land war, wo Eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Erdtheil bewohnte; Ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reiches. Ohne große weltliche Besitzthümer lenkte und vereinigte Ein Oberhaupt die großen politischen Kräfte. Wie wohlthätig, wie angemessen der inneren Natur des Menschen diese Regierung, diese Einrichtung war, zeigte das gewaltige Emporstreben aller andern menschlichen Kräfte, die harmonische Entwickelung aller Anlagen, die ungeheure Höhe, die einzelne Menschen in allen Fächern der Wissenschaften, des Lebens und der Künste erreichten, und der überall blühende Handelsverkehr mit geistigen und irdischen Waaren in dem Umkreis von Europa bis in das fernste Indien hinaus . . . Angewandtes, lebendig gewordenes Christenthum war der alte katholische Glaube. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue machen ihn als ächte Religion unverkennbar und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung."

Vorstehende Worte sind einem 1799 geschriebenen fragmentarischen Aufsatze des zu früh verstorbenen Dichters entnommen. Derselbe hatte die Ueberschrift: „Die Christenheit oder Europa." Die protestantischen Herausgeber von Novalis' Schriften fanden es für gerathen, den Aufsatz wegen der darin ausgesprochenen warmen Sympathie für

die katholische Kirche und das Papstthum nicht mit in die Sammlung aufzunehmen. Und so fehlt er in den drei ersten Auflagen. Erst in die vierte ward er auf Veranlassuug Schlegel's, der inzwischen katholisch geworden, aufgenommen; aber bei Besorgung der fünften Auflage von Tieck wiederum unterdrückt. Es ist das ein Beispiel für viele, wie sehr man auf protestantischer Seite bestrebt ist, freie, vorurtheilslose Stimmen der Anerkennung der katholischen Kirche und des Papstthums zu unterdrücken, wo immer man kann.

Um so mehr sehen wir uns veranlaßt, an dieser Stelle das herrliche Lob der katholischen Kirche und des Papstthums seitens eines zweiten Protestanten, des berühmten englischen Historikers Macaulay, hier zu wiederholen. Derselbe urtheilte im Anschluß an Ranke's „Geschichte der römischen Päpste“, zuerst im „Edinburgh Review“, unter anderm also: „Es gibt auf dieser Erde kein Werk der menschlichen Politik und hat niemals eines gegeben, welches eine Untersuchung so sehr verdiente, als die römisch-katholische Kirche. Die Geschichte dieser Kirche verbindet die zwei großen Zeitalter der Civilisation, das Alterthum und die neue Zeit. Es gibt keine andere Institution in Europa, die uns zu den Zeiten zurückführte, wo der Rauch der Opfer aus dem Pantheon aufstieg, und wo Löwen und Tiger im flavischen Amphitheater umhersprangen. Die stolzesten Königshäuser sind in Vergleich mit der langen Reihe der 257 römischen Päpste nur von gestern her. Diese Reihe können wir in ununterbrochener Reihe von dem Papste, der Napoleon im 19. Jahrhundert krönte, bis zu demjenigen zurück verfolgen, der Pipin im 8. krönte, und die erhabene Dynastie erstreckt sich noch weit über die Zeit Pipin's hinaus. Und noch immer steht das Papstthum da voll Leben und Kraft, während alle anderen Reiche, die mit ihm von gleichem Alter waren, längst in Staub zerfallen sind. Die katholische Kirche sendet noch immer bis zu den Grenzen der Erde ihre Missionäre aus und tritt noch immer feindlichen Königen

mit derselben Macht entgegen, mit der sie dem Attila entgegen trat. Die Zahl ihrer Angehörigen ist größer, als in irgend einer früheren Zeit, ihre Eroberungen in der neuen Welt haben sie für das in der alten Verlorene reichlich entschädigt. Auch sehen wir keinerlei Anzeichen, daß das Ende ihrer langen Herrschaft sich nähere. Sie sah den Anfang aller Regierungen und aller kirchlichen Stiftungen, die jetzt in der Welt bestehen, und sie wird vielleicht auch das Ende von allen sehen und überleben. Sie war groß und geachtet, bevor der Sachse seinen Fuß nach Britannien gesetzt, bevor der Franke den Rhein überschritten hatte, als griechische Beredtsamkeit noch in Antiochien blühte, als in dem Tempel zu Mekka noch Götzenbilder angebetet wurden. Und sie mag noch in unverminderter Kraft bestehen, wenn einst irgend ein Reisender von Neu-Seeland inmitten einer weiten Einöde sich auf einen zerbrochenen Bogen der Londonbrücke stellt, um die Ruinen der St. Paulskirche zu zeichnen. Wenn ich die furchtbaren Stürme bedenke, welche die römische Kirche überlebt hat, so finde ich es schwer zu begreifen, auf welchem Wege sie untergehen soll . . . Im vorigen Jahrhundert war das Papstthum so heruntergekommen, daß es ein Gegenstand des Spottes für Ungläubige, und mehr des Mitleides als des Hasses für uns Protestanten war, und es ist darum nicht befremdend, wenn im Jahre 1799 selbst scharfsichtige Beobachter menschlicher Dinge geglaubt hatten, daß endlich die letzte Stunde der römischen Kirche gekommen sei. Eine ungläubige Macht herrschend, der Papst in der Gefangenschaft sterbend, die erlauchtesten französischen Prälaten in einem fremden Lande von protestantischen Almosen lebend, die edelsten Gebäude, welche die Munificenz früherer Zeiten der Verehrung Gottes geweiht hatte, in Siegestempel oder in Bankettshäuser für politische Vereine verwandelt: von solchen Zeichen ließ sich wohl annehmen, daß sie das nahende Ende ihrer langen Herrschaft endlich verkündeten. Doch das Ende kam noch nicht . . . Die Araber haben eine Fabel, daß die große Pyramide von Gizeh von vorsündfluthlichen

Königen gebaut sei und allein von allen menschlichen Werken die Wucht der Fluth getragen habe. So ist das Geschick des Papstthums. Es war unter der großen Ueberschwemmung begraben worden, aber seine tiefen Grundlagen waren unerschüttert geblieben, und als die Wasser abgelaufen, erschien es allein unter den Trümmern einer Welt, die vergangen war, wieder am Lichte des Tages. Die holländische Republik war dahin, das deutsche Reich war dahin, der große Rath von Venedig, der alte Schweizerbund, das Haus Bourbon, Frankreichs Parlamente und sein Adel, sie waren dahin. Aber die unveränderliche römische Kirche war wieder da."

Seitdem diese Worte geschrieben, sind große Ereignisse geschehen, gewaltige Kriege geführt, stolze Kaiserthrone gestürzt und neue gefährliche Mächte auf dem Plan erschienen. Und immer noch steht die römische Kirche mit ihrem Papstthum da, unverletzt und groß, jetzt mehr als je gefürchtet von den Feinden, geliebt von ihren Freunden. Setzte der große Historiker nun nochmals die Feder an zum Lobe der Kirche und des Papstthums, er würde womöglich noch begeisterter und herrlicher schildern. Was vermögen auch alle Lügen und Verläumdungen gegen eine solche Institution, welche nach ihres Stifters Wort selbst die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermögen!

Dr. X.

---

15. Gregor VII. — Heinrich IV. — „Canossa".

Wenn man von kirchenfeindlicher Seite schon von jeher mit dem Schlagwort „Canossa" Unfug getrieben hatte, so ist das in unverhältnißmäßig erhöhtem Umfange geschehen, seitdem Fürst Bismarck in der Sitzung des deutschen Reichstages vom 14. Mai 1872 das geflügelte Wort gesprochen hatte: „Seien Sie außer Sorge: Nach Canossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig!"

Der Reichskanzler knüpfte damit von seinem Standpunkte aus in glücklicher Weise an die „liberale" Geschichtsauffassung an; ein donnerndes „Bravo" wurde ihm sofort von der gesammten Linken und auch von einem großen Theile der Rechten zu Theil; die „liberale" und theilweise auch die conservative Presse suchten das gefallene Wort ihrerseits gleichfalls zu verwerthen, und man weiß ja, daß dasselbe zuletzt gar Veranlassung zur Errichtung eines besonderen Denkmals, der sogenannten Canossa-Säule auf dem Burgberge bei Harzburg, gegeben hat. (Das Denkmal besteht aus einem 19 Meter hohen steinernen Obelisken, der das Broncemedaillonbild Bismarck's und die Inschrift: „Nach Canossa gehen wir nicht. 14. Mai 1872" trägt. Das Gerücht, daß der Blitz in die Säule geschlagen, ist, wie uns von dem Hüter des Denkmals versichert wird, eine kleine Geschichtslüge; trotzdem bleibt es eine Thatsache, daß das theils aus dem Metall des Medaillons, theils aus dem Mörtel herabriefelnde und somit gefärbte, resp. oxydirte Regenwasser regelmäßig einen Strich durch die Inschrift zieht, welcher von Zeit zu Zeit abgewaschen werden muß, um nicht den Spott des Beschauers hervorzurufen.)

Die landläufige „liberale" Vorstellung, welche man mit dem Stichwort „Canossa" verbindet, wurzelt in der Annahme, daß es sich mit dem „Bußgange" Kaiser Heinrich's IV. nach Canossa um eine Demüthigung des deutschen Reiches vor der Hierarchie, des bedrängten deutschen Kaisers vor dem „herrschsüchtigen" und „übermüthigen" Papste Gregor VII., gehandelt hätte. Eine unparteiische Geschichtsforschung weist aber gerade das Gegentheil nach. Die Herrschsucht und alle weiteren aus ihr entspringenden Untugenden zeigen sich ausschließlich auf Seiten Heinrich's, während Gregor sich darauf beschränkt, das Heiligthum der Kirche rein zu halten. Der Papst gibt nicht nur dem Kaiser, was des Kaisers ist, sondern er möchte diesen am liebsten zum Bundesgenossen in seinem Kampfe für die Reinheit der Braut Christi haben, und erst nachdem der Kaiser diese

Mitwirkung nicht nur ablehnt, sondern durch Uebergriffe der weltlichen Gewalt in das innere kirchliche Leben durch Anwendung der unheiligsten Mittel die Kirche immer mehr entweiht, nimmt der Papst den ihm aufgedrungenen Streit auf und setzt ihn fort, allerdings mit der Energie, wie sie nur in dem Kampfe um eine so große heilige Sache entwickelt werden kann.

Schon unter dem Vater Heinrich's IV., dem Kaiser Heinrich III., krankte die Kirche hauptsächlich an folgenden drei Uebelständen: an der Simonie, d. h. der Verkäuflichkeit kirchlicher Aemter seitens des Staates, dem Concubinat der Geistlichen und der Einmischung der weltlichen Großen in die Papstwahl. In Bezug auf diesen letzten Punkt wurde zu der Zeit, als Heinrich IV. noch ein Knabe war, und das Reich noch unter der Regentschaft seiner Mutter stand, unter dem Einflusse des späteren Papstes Gregor VII., des damaligen Cardinals Hildebrand, auf einer Synode zu Rom ein Beschluß gefaßt, welcher deutlich bekundet, wie man an maßgebender kirchlicher Stelle gegenüber dem jungen Könige und seinem Reiche gesonnen war. Dieser Beschluß bezog sich auf die Papstwahl und lautete wie folgt: „Bei dem Absterben eines Papstes sollen sich zunächst die sieben Cardinalbischöfe berathen, dann die andern Cardinalkleriker dazu ziehen und endlich auch die Wünsche des übrigen römischen Clerus und Volkes beachten. Dabei ist jedoch die schuldige Ehrfurcht gegen den geliebten Sohn Heinrich, den künftigen Kaiser und jeden seiner Nachfolger, der vom apostolischen Stuhle dies Recht persönlich erlangt, zu beachten. Kann die Wahl in Rom nicht frei vollzogen werden, so darf sie auch an einem andern Orte geschehen." (Das von Baronius, Annal. ad ann. 1059 mitgetheilte echte Decret ist schon zu den Lebzeiten Heinrich's IV. von den Schismatikern vielfach gefälscht worden.)

Als dann Hildebrand zum Papst gewählt (1073) war, that derselbe, von König Heinrich durch wiederholte

leere Versprechungen getäuscht, einen weiteren Schritt zur Befreiung der Kirche vom Staatsjoch, indem er durch eine abermalige Synode zu Rom (1075) den Bischöfen und Aebten verbot, sich von den weltlichen Fürsten die Investitur, d. h. die Belehnung mit den weltlichen Gütern und Gerechtsamen der Kirche vermittelst Ring und Stab, den Zeichen ihrer geistlichen Würde, ertheilen zu lassen. Als nun Heinrich fortfuhr, Bisthümer und Abteien zu obendrein simonistischen Zwecken zu vergeben, so drohte ihm Gregor mit dem Banne; Heinrich ließ dagegen auf einem „Nationalconcil" deutscher Bischöfe und Fürsten zu Worms (1076) den Papst „absetzen", worauf dieser Absetzung und Bann über den König aussprechen mußte — wegen der vom Könige fortgesetzt ausgeübten Simonie und der von ihm versuchten Losreißung eines Theils der Kirche vom Felsen Petri. Daß der Papst dem Könige die Regierung des deutschen Reiches und Italiens untersagt, daß er die Unterthanen des Königs vom Eide der Treue entbunden habe, läßt sich wenigstens nicht mit apodictischer Gewißheit behaupten. Jedenfalls bezog sich die Entbindung vom Treueide nur auf die Zeit, in welcher Heinrich im Banne war. (Vgl. Hefele, Conciliengesch. V., S. 65 Anm. 1.) Daß übrigens die „Reformatoren", insbesondere Luther, in viel schärferer Weise zum Ungehorsam gegen den „papistischen" Kaiser und die katholischen Fürsten aufgefordert haben, ist bekannt. (Vgl. Luth. Opp. Jen. tom. XIII. p. 276.)

Heinrich schien anfänglich gehofft zu haben, daß außer seinen „Nationalbischöfen" (welche, nebenbei bemerkt, ihm nicht nur für seine Simonie, sondern auch für sein ehebrecherisches Leben Absolution ertheilten) auch der niedere Clerus und das Volk auf seiner Seite stehen würden; aber darin sollte er sich sehr bald enttäuscht fühlen. Die Häupter der mit ihm gebannten Bischöfe starben wie durch ein Gottesgericht binnen Jahresfrist, und der unabhängige Theil unter dem Clerus und den Laien stellte sich jetzt offen auf die Seite Gregor's, der ein Rundschreiben an alle Bewohner

des römischen Reiches geistlichen und weltlichen Standes erlassen hatte, worin es u. a. alsó hieß:

„Gott ist Uns Zeuge, nicht irgend eine Rücksicht auf Vortheile, nicht weltlicher Sinn waffnet Uns gegen böse Fürsten und gottlose Priester, sondern nur die Erwägung Unserer Amtspflicht und die Gewalt des apostolischen Stuhles, von der Wir täglich in gewissenhafter Weise Uns Rechenschaft abzulegen Uns verpflichtet fühlen. Besser ist es für Uns, von Tyrannenhand, wenn es sein muß, den ohnehin gewissen Tod des Fleisches zu empfangen, als daß Wir durch Schweigen, Feigheit oder Eigennutz der Zerstörung des christlichen Gesetzes beistimmen."

In dieser Zeit der Drangsal luden die deutschen Fürsten zu einem Reichstage nach Tribur (1076) am Rhein ein, zu welchem behufs Beilegung der Streitigkeiten päpstliche Bevollmächtigte erbeten wurden. Viele waren entschlossen, den König vom Throne zu stoßen.

Als päpstliche Legaten erschienen der Patriarch Sighard von Aquileja und Bischof Altman von Passau. Heinrich lagerte mit seinen wenigen Anhängern auf der andern Seite des Rheins, bei Oppenheim; denn als Gebannter durfte er der Versammlung nicht beiwohnen. Dort hörte er von seinen Gesandten, die sieben Tage hinüber und herüber zogen, wie die Fürsten zu Tribur sein ganzes Leben öffentlich durchgingen und darin nur Unrecht und Wortbruch, Frevel und Gewaltthat gegen Kirche und Reich, gegen Unterthanen und Fremde fänden; wie er das Reich, ehedem blühend und mächtig, im Innern verwüstet, nach Außen in Verachtung gebracht habe: wie sie fest entschlossen seien, einen Andern zum König zu wählen; wie die abtrünnigen Bischöfe sich unterworfen und durch den bevollmächtigten Altman von den Censuren gelöst wurden. Heinrich entließ seine gebannten Rathgeber, täglich gab er die heiligsten Versprechungen und Betheuerungen, Alles zu thun, was man von ihm begehre, nur, flehte er, möge man ihm den Namen und die Insignien der königlichen Würde lassen, da er sie einmal auf gesetzmäßigem Wege erlangt und nicht ohne die höchste Verachtung Aller verlieren könne. Die in Tribur aber entgegneten, er

habe schon so oft unter den heiligsten Eidschwüren Versprechungen gemacht, aber nie etwas gehalten, und gerade dieses Mißtrauen der Fürsten, das auf's höchste gestiegen war, vereitelte bei diesen die Bemühungen der Legaten um Nachsicht gegen Heinrich. Endlich, als bereits der König mit Waffengewalt angegriffen werden sollte, und seine wenigen Anhänger zur blutigen Entscheidung bereit standen, gaben sich die am meisten erbitterten Sachsen und Schwaben zufrieden. Sie wollten, so erklärten sie dem Könige, obgleich Allen die Verbrechen, deren er beschuldigt wurde, klarer wären als die Sonne, dennoch die Sache ganz der Entscheidung des Papstes vorbehalten; sie wollten es bei diesem dahin bringen, daß er Mariä Lichtmeß nach Augsburg komme, um dort die Zerrüttung in Kirche und Reich zu beseitigen. Wenn der König aber vor Ablauf eines Jahres sich nicht vom Banne gelöst hätte, so sei er nach den Gesetzen des Reiches verlustig, weil Keinem, der ein Jahr und einen Tag im Banne gelebt, zu regieren erlaubt sei. Er solle inzwischen in Speier ohne Antheil an der Regierung, ohne königliche Pracht bis zur Zusammenkunft in Augsburg leben. Heinrich gelobte Alles.

Sofort aber gingen Gesandte von beiden Theilen über die Alpen. Die des Königs hatten zugleich den Auftrag, den Papst von Augsburg zurückzuhalten: „sie könnten viel leichter und besser allein unter sich im Vertrauen alle schlimmen Dinge ausgleichen, als auf einer so zahlreichen, leidenschaftlich bewegten Versammlung." Gregor gab diesen Worten kein Gehör. Da beschloß der König, selber nach Italien zum Papste zu eilen: von Gregor's Großmuth und lauterer Gesinnung hoffte er eher Gnade, als von dem Zorne der Fürsten. Um Weihnachten verließ er Speier und machte sich mit seiner Gemahlin Bertha und seinem fast dreijährigen Sohne Konrad auf den rauhen und gefahrvollen Weg über die Alpen, nur von Wenigen begleitet. Mit dem Papste, der sich schon auf dem Wege nach Augsburg befand, traf er in der der Markgräfin Mathilde ge-

hörigen festen Burg Canossa zusammen. Der König wendete sich an Mathilde, um durch sie, mit der er verwandt war, Lossprechung vom Banne zu erhalten; er wendete sich ferner an seine Schwiegermutter Adelheid und deren Sohn, an den Markgrafen Azzo von Este, an den Abt Hugo von Clugny, seinen Taufpathen, und Andere, die damals in Canossa weilten. Gregor ließ dem Könige melden, er möge, wenn er seiner Unschuld gewiß sei, zu dem Reichstage nach Augsburg kommen; er dürfe in Abwesenheit der Ankläger über die Sache des Angeklagten nicht urtheilen. Heinrich entgegnete, schon sei der Jahrestag des Bannes nahe, er wünsche nur die Absolution; was der Reichstag beschließe, dem wolle er sich unterwerfen. Gregor kannte Heinrich's Unbeständigkeit und Wankelmuth. Welche Bürgschaft konnten Versprechen aus dem Munde eines Mannes bieten, der, wie die Erfahrung lehrte, nur solche zu machen schien, um sie nicht zu erfüllen! Zudem sah Gregor wohl ein, daß es dem Könige nur deßhalb um die Lösung vom Banne zu thun war, um dadurch den Reichsfürsten den gewichtigsten Vorwand zu nehmen, ihm die Krone abzusprechen; nicht weil er die der Kirche zugefügten Unbilden bereute und sich mit derselben aussöhnen wollte. Drei Tage nach einander kam Heinrich in den Vorhof der Burg; als öffentlicher Büßer im Bußgewande stand er dort Morgens und Abends, den Ausgang der Verhandlungen erwartend. Denn diese konnten natürlicher Weise nicht kurz abgethan werden. Es handelte sich nicht allein um das Gutmachen des von ihm vor der ganzen Christenheit gegebenen Aergernisses, sondern zugleich um das Abstellen vieler von ihm verfügten kirchenfeindlichen Maßnahmen, insbesondere um die Einsetzung schismatischer Bischöfe und die Simonie und Laieninvestitur. Gregor ertheilte ihm schließlich die Absolution unter der Bedingung, daß er den von ihm abgefallenen Fürsten Genugthuung leiste.

Dies der wahre Hergang der Vorgänge in Canossa. Wer sie recht verstehen will, muß nicht nur ihren geschicht-

lichen Zusammenhang erfassen, sondern namentlich auch in den Geist der damaligen Zeiten sich hineinversetzen. Die öffentliche Kirchenbuße hatte an und für sich nichts Beschämendes; die Kirche war die Herrscherin über das gesammte öffentliche Leben; das Staatsgesetz war in Allem so sehr nach kirchlichen Grundsätzen geregelt, daß man es als etwas ganz Selbstverständliches ansah, wenn zumal diejenigen, welche öffentliches Aergerniß durch ihr unkirchliches Verhalten gegeben, auch öffentliche Buße thaten. Heinrich hätte sich auch zu der letzteren niemals verstanden, wenn er nicht gewußt hätte, daß auf andere Weise in Bezug auf seine weltliche Stellung keine Rettung war. Er folgte, wie auch die protestantischen Historiker Duller, Dittmar 2c. zugestehen, dem Drange der „öffentlichen Meinung", von den Fürsten angefangen bis hin zum letzten Bauern. Bei der Macht, welche der Papst damals besaß, war die Mäßigung, die er an den Tag legte, geradezu bewunderungswürdig; aber dem Papste lag eben gar nichts an der Demüthigung des Kaisers; sein Streben war vielmehr consequent darauf gerichtet, den Kaiser zu stützen, um an ihm wieder einen starken Schirmvogt für die Kirche und einen Bundesgenossen im Kampfe für die Reinheit derselben zu haben.

Was den Bußact selbst betrifft, so sagt darüber Ibach in seiner Schrift: „Der Kampf zwischen Papstthum und Königthum von Gregor VII. bis Calixt II." (Frankfurt 1884 S. 58 ff.): „Der ganze Hergang der von Heinrich verrichteten kurzen dreitägigen Buße hat einen durchaus andern Charakter, als jene ungeheuerlichen Schilderungen unserer Lesebücher und Tendenz-Geschichtschreibung, insbesondere Rotteck ihm angedichtet. Denn zunächst trug Heinrich nicht, wie man den Kindern weis macht, ein dünnes Hemd in kalter Winterzeit allein auf dem Leibe, wobei es Kindern freilich gruseln mag, sondern ein wollenes langes Bußgewand, was einfach über alle Kleider, die man tragen wollte, geworfen und mit einem Gürtel gebunden wurde. Und

barfuß (richtiger in Sandalen) zu gehen im Bußgange, war damals allgemeine Sitte. Auch andere Kaiser und Päpste haben sich dessen in Bußprocessionen nicht geschämt. Ein dreitägiges Fasten vom Morgen bis zum Abend ist für einen Büßer-König durchaus auch keine Grausamkeit, wenn die Kirche von ihren einfachen Gläubigen, die keine öffentlichen Büßer sind, ein vierzigtägiges Fasten in gleicher Weise wenigstens damals verlangte, so daß erst am Abend gegessen werden durfte. Auch das Stehen vor dem Burgthore im Schnee verliert bei näherer Betrachtung alles Gruselige. Die Burg von Canossa hatte nämlich gleich allen andern Burgen des Mittelalters ihre drei Höfe. In dem ersten und äußersten wohnten die Vertheidiger der Burg, die streitbare Mannschaft; im zweiten die Dienstleute der Herrschaft und waren in ihm die Stallungen und Remisen; im dritten endlich wohnte die Herrschaft selbst in Thürmen und Wohnhäusern. Heinrich wurde aber, wie die Zeitgenossen erzählen, in den zweiten Hof eingelassen, dorthin, wo die Dienstleute wohnten, und konnte sich in ihren Wohnungen aufhalten. Was ihm nicht gestattet war, war der Eintritt in den dritten Hof, zur Herrschaft selbst, und was diese verlangte, war nur ein Draußenbleiben, bis sie ihm öffnen ließ. Es war also nichts mit der kindischen Vorstellung, als habe Heinrich mit bloßen Füßen, in dünnem Hemde auf bloßem Leibe drei Tage lang ohne Speise im Schnee stehen müssen. Daß es kalt war und tiefer Schnee lag, ist richtig. Wollte Heinrich durchaus vor der Thüre stehen, so war es seine Sache; verlangt war es nicht, es waren ihm Aufenthaltsorte genug geboten. Daß er öfter dort gestanden und es ihn auch tüchtig gefroren haben mag, kann seine Richtigkeit haben, da nach der Schilderung gewisser Schriftsteller von damals Gregor und Mathilde ihn dort stehend gesehen haben wollen. Verpflichtet war er dazu nicht, aber Mitleid sollte erregt werden. Somit erscheint Alles, was Heinrich an Bußwerk geleistet hat, im Geiste seiner Zeit beurtheilt, und im Vergleich mit dem,

was selbst Heinrich's Vater und viele Fürsten des Mittelalters und später Ludwig der Heilige von Frankreich freiwillig an Bußwerk übernommen haben, als wahrhaft unbedeutend und gering im Verhältniß zu dem, was verschuldet war und gesühnt werden mußte.“

Der prot. Professor v. Pflugk-Harttung sagt in einem zu Tübingen im Dezember 1882 gehaltenen Vortrag über den Vorgang von Canossa: „Es ist unrichtig, an das Wort Canossa die Idee der tiefsten Erniedrigung des deutschen Kaiserthums vor der päpstlichen Macht zu knüpfen. Die jetzt landläufige Ansicht wird von den Chronisten jener Zeit keineswegs getheilt, sie ist ein Produkt späterer Erzähler. Der Papst hatte den Bußgang Heinrich's nicht gewollt, als Politiker durfte er Heinrich nicht absolviren, als Priester mußte er es, Heinrich stand in Canossa nicht barfuß in leinenem Hemde, drei Tage im Schnee, sondern nur ohne Schuhe, gegen die Kälte durch ein wollenes Gewand geschützt. Der Tag von Canossa war für Gregor ein kirchlicher Sieg, aber eine politische Niederlage. Canossa war ein politischer Meisterzug Heinrich's.“ Selbst die fanatischen Gegner des großen Papstes, Floto und Sugenheim, müssen Aehnliches gestehen. Jener sagt in seiner Schrift: Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter (II. S. 129): „Daß der König da draußen als Büßer im Schnee stand, war ohne Zweifel ein großes Resultat, aber diese Buße war ein Zwang für den Papst; der König that ihm Gewalt an, um Absolution zu erlangen. So war er voller Sorgen.“ Dieser (Gesch. d. deutsch. Volkes. II. S. 246 f.) erklärt: „Heinrich entschloß sich, dem Papste durch sittlichen Zwang die Lossprechung abzudringen.“

Und auch Gregorovius, der erste protestantische Ehrenbürger des modern-piemontesischen Rom, der schwerlich einer Parteilichkeit zu Gunsten der katholischen Auffassungen geziehen werden kann, bemerkt in seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ (Stuttgart 1870, Band IV. S. 197); „Die Scene von Canossa wird jeden Betrachter

zur Bewunderung eines fast übermenschlichen Charakters zwingen. Der waffenlose Sieg des Mönches hat mehr Anrecht auf die Bewunderung der Welt, als alle Siege eines Alexander, Cäsar oder Napoleon. Die Schlachten, welche die Päpste des Mittelalters schlugen, wurden nicht durch Eisen und Blei, sondern durch moralische Macht erkämpft, und die Anwendung so feiner und geistiger Mittel ist es, welche das Mittelalter bisweilen über unsere Zeit erhebt. Ein Napoleon erscheint einem Gregor gegenüber nur als Barbar."

Ueber die selbst von Gregorovius (a. a. O. S. 198) nacherzählte, aber u. A. von Giesebrecht (Geschichte der der deutschen Kaiserzeit, III. S. 401) bezweifelte sogenannte „Abendmahlsprobe" (Gregor soll, als er nach der Lossprechung vom Banne die hl. Messe las, bei der Communion den Kaiser aufgefordert haben, mit ihm die Hälfte der consecrirten Hostie als „Gottesurtheil" — zum Zeichen der Schuldlosigkeit des Kaisers — zu nehmen) sagt Ibach a. a. O. S. 62 ff.:

„Ein ganz besonderer Angriffspunkt der Gegner Gregor's ist die bekannte Abendmahlsprobe, welche mehrere Chronisten damaliger Zeit berichten, und welche von mehreren Geschichtsschreibern neuerer Zeit, noch von Stenzel, in fast unqualificirbaren Ausdrücken geschildert und als das Werk einer überlegten Bosheit und teuflischen Versuchungskunst hingestellt wird. Daß Gregor an sich selbst das Gottesurtheil vornahm, und sich durch den Genuß des Leibes und Blutes Christi von den durch Heinrich und seinen Anhang gegen ihn erhobenen schweren Beschuldigungen zu reinigen suchte, müssen auch sie als „zeitgemäß" und dem Ordalienrechte entsprechend anerkennen. Daß er dasselbe auch von Heinrich gefordert habe, wird als ein Akt „der Rache oder einer teuflischen Politik, die alles Heilige, wie der Böse selbst versucht," hingestellt. . . . Nun aber hat bereits der protestantische Geschichtsschreiber Luden diese ganze Abendmahlsfeier aus inneren Gründen als höchst unwahrscheinlich

verworfen, und nach ihm haben Döllinger und Hefele, sowie protestantischer Seits Giesebrecht, nicht bloß die inneren Gründe als völlig ausreichend für die Unwahrheit des ganzen Herganges anerkannt, sondern auch so viele äußere Gründe und Gegenbeweise erbracht, daß die ganze Geschichte jetzt wohl mit Recht in das Gebiet der Fabeln und Mythen verwiesen werden kann, die in tendenzmäßiger Weise damals wie jetzt fabricirt worden sind. Worauf der Papst vor Allem bestand, und was ihm nach der Lossprechung noch nothwendig schien, das war die Rechtfertigung Heinrich's vor versammeltem Reichstage, um seine persönliche und politische Ehre wieder herzustellen. Hätte aber Gregor ein Gottesurtheil, wie die erzählte Abendmahlsfeier verlangt und Heinrich es geleistet, so war Heinrich nach dem Gerichtsverfahren jener Zeit vollkommen gerechtfertigt und rehabilitirt, er bedurfte dann weder Untersuchung vor dem Reichstage, noch Rechtfertigung vor demselben. Eines schloß das Andere aus. Und aus den Berichten Bonizo's und Donizo's geht hervor, daß der Papst dem Kaiser die hl. Communion gereicht habe, nicht um ein Gottesurtheil zu provociren, sondern indem er die Warnung hinzufügte, er solle nicht communiciren, wenn seine gegenwärtige Unterwerfung nicht aufrichtig sei. Und diese Warnung war bei Heinrich sehr wohl am Platze, sowie sie auch absolut nichts „Teuflisches“ an sich trägt. Donizo aber lebte in Canossa selbst und Bonizo stand in Verbindung mit dem Hofe von Canossa, sie konnten also den wahren Sachverhalt besser wissen, als ein deutscher Chronist wie Lambert.“

Neuerdings ist Dr. Knöpfler in seinen Untersuchungen über die „Canossa“-Frage (Hist. pol. Bl. Bd. 94 S. 315 ff.) zu dem Resultate gelangt, daß der Papst in seinem Verfahren gegen Heinrich durchweg von irenischen Absichten geleitet gewesen, daß er zudem nur das kirchliche Gebiet in dem ganzen Streite vor seine Entscheidung gestellt, die politische Seite aber als nicht zu seiner Competenz gehörig unberührt gelassen habe, daß dagegen andererseits die Fürsten

auf dem Reichstage zu Tribur (nach den im Wesentlichen übereinstimmenden Berichten von Lambert und Berthold bei Pertz, Mon. Germ. p. 286) beide Fragen insofern mit einander verquickt, als sie verlangt hätten, daß die königliche Gewalt unumschränkt von Heinrich erst dann wieder auszuüben sei, wenn er vom Banne losgesprochen sei und dem Papste Genugthuung geleistet habe, daß aber, wenn der König noch über ein Jahr lang im Banne verbleibe, er nicht fernerhin als Landesoberhaupt anerkannt werden könne.

Im Uebrigen ist Dr. Knöpfler der „festen Ueberzeugung," daß es Heinrich mit der Aussöhnung mit dem Papste „wirklich und aufrichtig Ernst gewesen," daß er aber in Folge seines Wankelmuthes von seinen guten Vorsätzen wieder abgefallen sei (a. a. O. S. 387).

Alles, was Gregor gegen Heinrich unternahm, geschah nur zum Zwecke der Abwehr der Eingriffe, welche sich Heinrich zum Verderben der Kirche in diese gestattet hatte; von päpstlichen „Uebergriffen" auf das staatliche Gebiet findet sich nirgends eine Spur. Wiederholt wurde der Papst von den Fürsten aufgefordert, sich auch in die weltlichen Streitigkeiten zu mischen, aber beständig wies der Papst dieses Ansinnen zurück. Ja selbst als dem in seine alten Vergehen zurückgefallenen und deshalb abermals gebannten Herrscher die Fürsten Gegenkönige, zuletzt die eigenen Söhne des Kaisers entgegenstellten, und der Papst ersucht wurde, für die Gegenkönige Partei zu ergreifen, wurde diese Zumuthung vom apostolischen Stuhle zurückgewiesen. Der Papst blieb neutral und ließ es sogar geschehen, daß er dadurch einige Zeit hindurch sich beide Parteien im deutschen Reiche zu Gegnern machte.

Heinrich starb schließlich, wie er gelebt, im Banne. Gregor ging ihm im Tode voran; er verschied, da er sich in Rom, in Folge der von Heinrich herbeigeführten Kriegsunruhen nicht sicher fühlte, zu Salerno in Unteritalien am 25. Mai 1085. Der Dom von Salerno birgt die irdischen Ueberreste des großen, herrlichen Streiters. Seine letzten

Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung!“ Heinrich hatte einen Gegenpapst (Clemens III.) einsetzen lassen, der ihm die Kaiserkrone aufsetzte, aber nicht lange sich zu halten vermochte. — Es zeigte sich sehr bald, daß Heinrich mit den rechtmäßigen Nachfolgern Gregor's sich ebensowenig auszusöhnen vermochte, wie mit deren „kriegerischen“ Vorgängern, denn er wollte nun einmal die Kirche zu weltlichen Zwecken mißbrauchen und diesem Bestreben mußte selbst der „friedliebendste“ Papst entgegentreten. Erst unter Heinrich V. konnte durch das Wormser Concordat (1122) ein vorübergehender Friede mit der Kirche herbeigeführt werden. Dr. Z.

---

16. Das Papstthum und die Staufer (Hohenstaufen). Friedrich Barbarossa im Kampfe mit Hadrian IV. und Alexander III.

Durch das zwischen Papst Calixt II. und Kaiser Heinrich V. geschlossene Wormser Concordat (1122) war der erste Akt des großen Streites zwischen dem sacerdotium und imperium im Mittelalter beendet worden. Zwei Jahre später starb Calixt II., und ein Jahr nach diesem auch der Kaiser, ohne Kinder und Erben, der letzte des hochberühmten fränkischen Königsstammes, unter dessen beiden ersten Sprossen das deutsche Kaiserthum den Gipfel wohlbegründeter Macht erstiegen hatte, um unter dessen letzten Fürsten zur Gewaltherrschaft herabzusinken. Dem Eintreten der Kirche und des freiheitliebenden deutschen Volkes wider dieselbe ist es zu danken, daß die Gefahr eines alle Volksfreiheit und allen Edelsinn unterdrückenden Fürstenabsolutismus annoch abgewendet wurde.

Der fränkische Königsstamm war dahingesunken — das Opfer einer rächenden Gerechtigkeit. Aber als Erbe seiner Güter wie seiner politischen Grundsätze folgte demselben mit

kurzer Zwischenperiode das Haus der Staufer oder Hohenstaufen (1138 bis 1254). Unter ihnen vollzog sich der zweite Akt des gewaltigen Ringkampfes zwischen Papstthum und Kaiserthum. Es sind darüber von jeher so viele grundsätzlich irrige Ansichten, falsche und böswillige Behauptungen im Ganzen wie im Einzelnen, kurz, so viele Geschichtslügen verbreitet worden, daß eine bezügliche Auseinandersetzung in unserem Buche nicht fehlen darf.

Die Staufer waren die bewußten und konsequentesten Vertreter des Cäsareopapismus. Ihre Auffassung des Imperiums war eine völlig absolutistische. „Mit den Staufern — sagt Höfler (Kaiserthum und Papstthum S. 64) — war ein Geschlecht auf den Thron gekommen, für welches jede Schranke der Macht einen unwiderstehlichen Reiz in sich schloß, sich über sie hinwegzusetzen und das zu wagen, was andere als die natürliche Grenze ihrer Wirksamkeit betrachteten . . . Das ganze Rechtsbewußtsein des Mittelalters beruhte dagegen auf der Anschauung, daß jede Gewalt noch eine höhere über sich habe, und die ganze Thätigkeit der christlichen Kirche war von Anfang an darauf hinausgegangen, die blinde Gewalt, die nur ein Recht des Stärkeren ist, in den gesetzlichen Schranken zu erhalten und sie dadurch, daß sie einem höheren Endzwecke dienen sollte, ebenso zu heiligen, wie zu mäßigen.“ Aber auch diese höhere, mit geistigen Mitteln operirende, geistliche Gewalt wollten die Staufer nicht über sich anerkennen. Ihrer Auffassung nach sollte das Kaiserthum das unumschränkte dominium mundi sein, dem nicht bloß alles weltliche und bürgerliche Leben, sondern auch das kirchliche unterstellt ist. Unbeschränkter Herrscher in Staat und Kirche, Kaiser und Papst in einer Person — so hieß das Ziel dieses hochstrebenden, ehrsüchtigen Fürstenhauses. Bei solcher Gegensätzlichkeit der Anschauungen mußte naturnothwendig zwischen den beiderseitigen Vertretern der Kampf entbrennen, der um so heftiger ward, je rücksichtsloser die Staufer in der Verwirklichung ihres Princips vorgingen,

und je energischer die Päpste solchem Vorgehen widerstanden. Hundert Jahre lang ward der Kampf mit Aufbietung aller Kräfte und mit abwechselndem Glücke geführt, dann aber durch den tragischen Untergang der Staufer mit dem Siege der Kirche beendet. So blieb das Abendland vor dem Byzantinismus bewahrt, der im Orient Freiheit und Cultur vernichtet hat; und das cäsareopapistische Princip des stolzesten der deutschen Kaisergeschlechter blieb überwunden und unterdrückt, bis es im sechszehnten Jahrhundert als reformatorische, später, im omnipotenten Staate Hegel's, als philosophische Staatsweisheit wieder sein Haupt erhob und nun in unseren Tagen wiederum mit allen Mitteln seiner Verwirklichung entgegen geführt werden soll.

Mit Friedrich I., Barbarossa (1152—1190), dem größten und mächtigsten der Staufer, begann jener Kampf. Er war ein Fürst, reich an glänzenden Gaben des Geistes und des Herzens, sowie an kühnen, stolzen Thaten, dem die deutsche Volkssage für immer den Heldenkranz um die Stirn gewunden hat. Aber sie hat verschwiegen, was die Geschichte berichtet, daß er, hochfahrend und stolz, kein Recht über sich und neben sich erkannte und namentlich die Rechte und Privilegien der Kirche an sich zu reißen bestrebt war. Gar sehr gefiel ihm das Wort: Ego quidem mundi Dominus (Ich, der Herr der Welt); und der absolutistische Satz: Quod principi placet, legis habet vigorem (Des Fürsten Wille ist Gesetz), bildete die Pointe der Rede, mit der er sich in Italien begrüßen ließ. (Vgl. Ficker, Reinald von Dassel. S. 14.)

Janssen (Wibald von Stablo. S. 176) sagt von ihm also: „Erfüllt von der Idee kaiserlicher Allgewalt, waren seine Ideen nicht bloß auf einen faktisch durchgeführten, sondern auch theoretisch begründeten Absolutismus gerichtet: in seiner Person sollte der Staat sich verkörpern. Von seinen Juristen unterstützt, klammerte er sich an das antik-absolute (d. i. heidnische) Imperatorenthum an. Die

Lehren der alten römischen Rechtsgelehrten, daß der Herrscher von allen Gesetzen entbunden, daß er selber Quelle des Rechtes sei, sollten von Neuem in's Leben treten, und schon Otto von Freising (sein Biograph) spricht sie mit der größten Deutlichkeit aus" (Otto Frising. de gestis Frieder. imperat. 2, 22). Ueber sein Verhältniß zur Kirche insbesondere urtheilt der Protestant Leo (Vorlesungen über d. Gesch. d. deutsch. Volkes u. Reiches II. 648) also: „Der Kirche gegenüber hatte Friedrich von Anfang an seine Stellung in einer so hochmüthigen Gesinnung genommen, wie nur irgend einer seiner Vorfahren aus dem fränkischen Königshause; er war in dieser Hinsicht nicht besser als Heinrich V." So konnte der Streit nicht ausbleiben; und Döllinger hat ganz Recht, wenn er (Lehrb. d. Kirchengesch. II. 1. Abth. S. 175) sagt: „Nur ein Papst, der seine und Anderer Rechte preiszugeben bereit war, konnte auf die Dauer in gutem Vernehmen mit einem Kaiser wie Friedrich bleiben."

Das im Allgemeinen zur Widerlegung der ungeschichtlichen Phrase von dem „Edelmuth und Hoheitssinn des Kaisers" und der „unersättlichen Herrschsucht des Papstes," wie sie noch immer bei den Gegnern die Runde macht.

Schon gleich nach erfolgter Thronbesteigung (1152) gerieth Friedrich I. mit dem damaligen Papste Eugen III. (1145—1153), dem Schüler und Freunde des heiligen Bernhard, in Conflikt, indem er bei einer zwiespältigen Bischofswahl in Magdeburg nicht für einen der Gewählten sich entschied, sondern den Bischof Wichmann von Zeitz auserkor und sofort investirte — entgegen den kanonischen Gesetzen und namentlich dem Wormser Concordat; indem er dann weiterhin auf dem Reichstage zu Ulm den Beschluß fassen ließ, daß jede über Kirchenräuber verhängte Excommunication erst von einem voraufgegangenen weltlichen Urtheilsspruch abhängig gemacht werden sollte. Der Papst tadelte beides ernstlich und forderte Remedur, und Dank den weisen Rathschlägen seines Kanzlers Wibald kam

es zu dem Constanzer Vertrag (1153), in welchem der Kaiser dem Papste seinen Schutz und seine Unterstützung versprach, dieser hingegen ihm die Krönung zum Kaiser in Aussicht stellte. Ueber weitere Verhandlungen, namentlich bezüglich der genannten Streitigkeiten, ist nichts bekannt geworden.

Ein neues Moment zu ernstlichen Verwicklungen mit Rom brachte sodann des Kaisers eigenmächtige Scheidung von seiner Gemahlin Adele, die er angeblich wegen zu naher Verwandtschaft und leichtfertigen Lebenswandels verstieß, um die schöne und reiche Erbgräfin Beatrix von Burgund zu heirathen. Der Papst nahm sich der verläumdeten Unschuld an und verwarf die Scheidung als ungesetzlich. (Die näheren Nachweise bei Krebs, Deutsche Gesch. III. S. 259 Note 1.)

Da starb der Papst Eugen III. (1153); sein Nachfolger Anastasius IV. lebte nur kurze Zeit, und diesem folgte Hadrian IV. (Nikolaus Breakspear, 1155—1159), der einzige englische Papst, ein Mann, der durch seine Tugenden und Verdienste aus niedriger Geburt und Armuth zur höchsten Würde in der Christenheit emporgestiegen war. König Friedrich war schon gen Italien gezogen und traf in Sutri mit dem neuen Papst zusammen. Hadrian hatte Grund, ihm zu mißtrauen, und zwar um so mehr, als jener in seinem Stolze sich Anfangs weigerte, nach alter Sitte dem Papst den Steigbügel zu halten. Erst nach längeren Verhandlungen und in dem Wunsche, bald zum Kaiser gekrönt zu werden, leistete der König diesen Dienst, „freilich in ziemlich scurriler Ausführung“ fügt Kurtz (Kirchengesch. I. 2. Th. S. 125) bei, wahrscheinlich um die „Ehre“ des Kaisers nicht gefährdet erscheinen zu lassen. Moderne Historiker, namentlich Gregorovius (Gesch. der Stadt Rom IV. S. 307) geben ihrer wohl gespielten Entrüstung Ausdruck über diese „kindische Angelegenheit“, da der „machtvollste Kaiser zum Stallknecht des Vicars Christi“ sich degradirte und „einen Steinwurf neben dem Zelter des ehemaligen Bettelknaben von St. Alban herging und kräftig den Steigbügel anzog“. Sehr mit Unrecht: das Steig-

bügelhalten war eine bedeutungsvolle symbolische Handlung, das Zeichen der Ehrfurcht vor dem Stellvertreter Christi, und eine uralte Sitte, welche wir schon im sechsten Jahrhundert vom Kaiser Justinus gegenüber dem Papste Johannes ausgeübt finden (Möhler, Kirchengesch. II. S. 469), und die im Sachsen- und Schwabenspiegel als Rechtsfrage behandelt wird. Letzterer (Vorr. Art. 8 u. 9) sagt: „Der Papst erhält die beiden Schwerter von Gott; für sich behält er das geistliche Schwert, das weltliche Schwert übergibt er dem Kaiser, und wenn er seinen weißen Zelter besteigt, muß ihm der Kaiser den Bügel halten." Beide zogen sodann nach Rom, wo Hadrian IV. unter dem Jubelruf der Deutschen Friedrich I. zum Kaiser krönte (1155).

Der stolze Fürst sah seine Herzenswünsche erfüllt; nach Deutschland zurückgekehrt, schaffte er mit mächtiger Hand Ordnung und Frieden, besiegte die Grenzbenachbarten und nahm auf dem Reichstag zu Würzburg (1157) gleichsam als Oberherr die Huldigungen der Gesandten von Italien und Burgund, von Frankreich, England und Spanien, von Dänemark und Griechenland entgegen. Barbarossa stand auf dem Höhepunkte seiner Macht. Da starb (1158) zu seinem Unglück sein Freund und Berather, der treffliche Kanzler Wibald von Stablo, der stets mildernd und mäßigend auf den jungen stürmischen Fürsten eingewirkt und namentlich in kirchlichen Dingen, in dem Verhältniß zum Papste, einen vermittelnden, friedsamen Einfluß ausgeübt hatte. (Vgl. Janssen a. a. O. S. 175, 197 f.) An seine Stelle trat ein Mann von gerade entgegengesetztem unheilvollem Einflusse, der stolze und ehrsüchtige, verschlagene und gewaltthätige Reinald von Dassel, der, ohne Pietät gegen die Kirche, durch die Eigenmacht des Kaisers auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln sich erheben ließ. Er gehörte zu denen, von welchen der Papst schon an Wibald geschrieben, daß sie auf alle Weise dahin trachteten, in der Seele des Kaisers die Ergebenheit gegen die heil.

römische Kirche auszulöschen. (Ep. 430 ap. Watterich, vit. pontif. II. 357.)

So übel berathen, im Vollgefühl seiner Macht, suchte der Kaiser auch die Suprematie über das Papstthum zu erlangen. Er empfand es sehr bitter, daß der Papst ohne ihn und wider seinen Vortheil mit König Wilhelm von Sicilien nothgedrungen Frieden geschlossen hatte. Dagegen verletzte er selbst durch mehrfache willkürliche Bischofsernennungen das Wormser Concordat und weigerte sich wider Pflicht und des Papstes Bitten für die Befreiung des auf seinem Gebiete beraubten und eingekerkerten greisen Erzbischofs Eskil von Lund sich thätig zu verwenden. Da entsandte Papst Hadrian, nachdem er auf seine Beschwerde nicht einmal Antwort erhalten, zwei Cardinallegaten mit einem Schreiben an den Kaiser zum Reichstag nach Besançon (1157), in welchem er namentlich über des Kaisers „Nachlässigkeit und Zögerung", den gefangenen Erzbischof zu befreien, Klage führt; und doch habe er, der Papst, ihn stets als seinen treuesten Sohn geliebt und dem Schutzpatron der Kirche das schuldige Wohlwollen erzeigt, und bereitwilligst habe seine Mutter, die hl. römische Kirche, ihm den Schmuck der Kaiserkrone (imperialis insigne coronae conferens) aufgesetzt. „Auch reut es Uns nicht, in allem Deine Wünsche erfüllt zu haben; Wir würden uns vielmehr mit Recht freuen, wenn Deine Erhabenheit noch größere Wohlthaten von Unserer Hand erhalten hätte." (Sed si majora beneficia Excellentia Tua de manu Nostra suscepisset, si fieri posset, non immerito gauderemus. Radevic. de gest. Frid. I. 8, 9.) Die Reichsfürsten geriethen über dieses päpstliche Schreiben und namentlich über den Ausdruck „beneficia", welchen Reinald von Dassel bei der Verlesung fälschlich mit „Lehen" übersetzte, in große Aufregung. Dieselbe wurde noch vermehrt, als der Cardinallegat Roland (der nachfolgende Papst Alexander III.) in Verwunderung darüber, daß die Versammelten die Kaiserkrone nicht als eine „Wohlthat"

des Papstes anerkennen wollten, ganz unbefangen fragte: „Von wem hat denn der Kaiser das Kaiserthum (imperium), wenn nicht vom Papste?“ Der reisige Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der das Reichsschwert trug, ward darüber so erbost, daß er dem Legaten den Kopf würde gespalten haben, wäre nicht der Kaiser begütigend dazwischen getreten. Den Legaten aber wurde befohlen, in der Frühe des folgenden Tages Deutschland zu verlassen. Der Kaiser erließ dann, um die schimpfliche Behandlung der Legaten vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen und den Papst vollends in's Unrecht zu setzen, ein heuchlerisches Manifest an die Stände des Reiches, worin er über den Stolz und die Anmaßung der Legaten bittere Klagen führt und dann fortfährt: „Da durch die Wahl der Fürsten Unsere Regierung von Gott allein herrührt, da der Herr zweien Schwertern die Regierung der Welt übertragen hat, und da der Apostel Petrus der Welt die Vorschrift ertheilt, Gott zu fürchten, den König zu ehren; so erhellt es, daß, wer sagt, wir hätten die Kaiserkrone als „Beneficium“ vom Herrn Papste empfangen, der göttlichen Ordnung und der Lehre des Petrus widerspricht und einer Lüge sich schuldig macht.“ Dem Papste aber schrieb er ruhmredig und voll trotzigen Uebermuthes: „In der Welthauptstadt hat Gott durch das Kaiserthum die Kirche erhöht, in der Welthauptstadt sucht jetzt die Kirche, nicht durch Gott, wie Wir meinen, das Kaiserthum zu zerstören. Wir werden das nicht leiden, nicht tragen. Eher wollen Wir die Krone niederlegen, als Wir dieselbe zugleich mit Uns so tief erniedrigen lassen sollten.“ Auch an die deutschen Kirchen richtete der Kaiser ein bitteres Schreiben, worin er erklärte, daß er es sei, der ihre Ehre und Freiheiten gegen das Joch der Knechtschaft, das der römische Stuhl auf sie geworfen, zu schützen suche. Nun wußten aber, sagt Döllinger (a. a. O. S. 175) mit Recht, die deutschen Bischöfe am besten, wie Friedrich, der längst schon die Schranke des Wormser Concordats durchbrochen hatte, und über die

Bisthümer mit der Willkür eines Heinrich V. verfügte, die Kirchenfreiheit verstand; aber sie fürchteten den gewaltigen, schonungslosen, kein Recht als nur das seinige anerkennenden Herrscher, und sie mochten wohl wissen, daß er selbst unter den Cardinälen eine ihm ergebene Partei hatte; also traten auch sie auf die Seite des Kaisers und antworteten in seinem Sinne, wahrscheinlich mit seinen Worten auf die Beschwerdeschrift, die der Papst an sie gesandt hatte.

Die Gefügigkeit der Bischöfe in Verbindung mit den staatskirchlichen Ideen Friedrich's des I. lassen die Nachricht wohl glaubhaft erscheinen, der Kaiser habe in jener Zeit ernstlich den Plan zur Gründung einer deutschen Nationalkirche bei sich erwogen und den Erzbischof Hillin von Trier zu deren Primas ausersehen. In einem kaiserlichen Schreiben an denselben heißt es, Trier sei das neue Rom, dahin sollte man fürderhin pilgern, dort sei des Apostels wahre Stätte, das Herz des Reiches und des Herrn echtes, ungenähtes Kleid. Schon lange lache man über die Einfalt der Deutschen, die sich den Aussprüchen eines fremden Papstes unterwürfen, während der Erdkreis der Gewalt ihrer Rechten nicht widerstehen könne." Hillin aber sandte den Brief an den Papst mit der Bitte, daß „die beiden Götter dieser Erde" sich aussöhnen möchten. (Vgl. Reuter, Alexander III. I. S. 31. — Ficker a. a. O. S. 18—20. — Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde. IV. 425.) Jaffé und Wattenbach (Archiv für österr. Gesch. XIV. 60 ff.) sowie Hefele haben allerdings die Echtheit der betreffenden Dokumente beanstandet und damit auch die Existenz des bezeichneten, geradezu schismatischen Planes des Kaisers in Zweifel gezogen. Seine sonstigen Anschauungen jedoch und die ganze damalige Sachlage sprechen eher für, als gegen die Annahme eines solchen. (Weiteres bei Hefele, Conciliengeschichte V. S. 487 ff. Al. Knöpfler, der Herausgeber der 2. vermehrten und verbesserten Aufl. des V. Bandes der Conciliengesch. Freib. i. B. 1886. S. 554—559, hat Hefele's Ansicht adoptirt.)

Dem trotzigen Uebermuth und dem Ungestüm des Kaisers und seiner Anhänger setzte der Papst Ueberlegung und ruhige Würde entgegen. Er sandte zum Reichstage in Augsburg (1158) zwei andere Legaten mit einem Schreiben an den Kaiser, worin er diesen in mildväterlicher Weise bittet, doch nicht immer das Böseste vorauszusetzen, und ihn belehrt, daß er das Wort „beneficium" nicht in der Bedeutung von „Lehen", sondern im eigentlichen Sinne als „Wohlthat" gebraucht habe. (Radevic. I. p. 22: Hoc nomen (sc. beneficium) ex bono et facto est editum et dicitur beneficium apud nos non feudum sed bonum factum.) Zutreffend bemerkt dazu der Protestant Leo (a. a. O. II. S. 650): „Es kömmt einem wirklich vor, wenn man das Schreiben liest, dem ganzen vorhergehenden unnöthigen Echauffement der Fürsten gegenüber, wie wenn man eine gütige Mutter ihren ungezogenen Rangen geduldig auseinandersetzen hört, daß nur ihr Trotz und ihre Unwissenheit Schuld seien an allem, womit sie sich selbst aufgeregt haben." Und die Böswilligkeit, setzen wir hinzu, womit Reinald von Dassel in seiner Uebersetzung das erstgenannte päpstliche Schreiben fälschte, indem er dem mindestens gewöhnlicheren Sprachgebrauche und dem ganzen Zusammenhange zuwider, wie das auch Neander (Allg. Gesch. d. christl. Relig. 4. Aufl. VII. S. 211) betont, dem Worte „beneficium" die Deutung von „Lehen" gab. Eben so „unnöthig" und unberechtigt war das „Echauffement" Otto's von Wittelsbach und der übrigen Ritter über die einfache und vollauf berechtigte Frage des Cardinallegaten Roland, von wem denn der Kaiser die Würde des Kaiserthums (imperium) habe, wenn nicht vom Papste. Freilich, auch Friedrich Barbarossa meinte und schrieb es ja ausdrücklich an die Reichsstände, nicht vom Papste, sondern von Gott allein habe er mittels der Wahl der Fürsten das Kaiserthum. Damit aber, sagt Phillips (Kirchenrecht III. S. 175), wollte er die Theorie von der Nachfolge des deutschen Königs

in das römische Kaiserthum in einem von dem bisherigen ganz verschiedenen Sinne geltend machen. Ganz zu den Grundsätzen des altrömischen weltlichen Rechtes zurückkehrend, übersah er eben völlig den Act der doppelten Wiederherstellung der weströmischen Kaiserwürde durch den Papst.

Gegenüber dieser durchaus unhistorischen Auffassung Barbarossa's, die auch noch gegenwärtig verwunderlicher Weise von papstfeindlichen Historikern gehegt und verbreitet wird, erinnert Hergenröther (Kath. Kirche und christl. Staat. Neue Ausg. S. 259 ff.) unter anderm an die Thatsache, daß der Papst Leo III. es war, der am Weihnachtsfeste 800 das abendländische Kaiserthum in der Person Karl's des Großen wiederherstellte, daß späterhin allgemein anerkannt wurde, daß nur der vom Papste gesalbte und hierfür gekrönte Fürst die volle Kaiserwürde besaß, daß die Kaiser selbst, z. B. Ludwig II. (in seinem Briefe an den Macedonier Basilius), es unzweifelhaft aussprechen, die Kaiserwürde werde nur durch die Salbung und Weihung des Papstes verliehen. Nach Ludwig's II. Tode gab Papst Johann VIII. dem König Karl dem Kahlen den Vorzug vor Ludwig dem Deutschen und krönte ihn 875 zum Kaiser. Dieses Recht des Papstes auf freie Ertheilung der Kaiserwürde wurde damals entschieden ausgesprochen und anerkannt auch von den lombardischen Großen auf der Synode von Pavia (876). Thatsächlich sehen wir denn auch Abkömmlinge Karl's des Großen nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien von den Päpsten mit der Kaiserkrone geziert; ebenso erlangte sie Ludwig von der Provence, Boso's Sohn, von Benedict IV. (901) und Berengar von Johann X. (916). Wo der Papst nicht von äußerer Gewalt beeinflußt war, konnte er sie völlig frei vergeben.

Auch wurde zwischen Königthum und Kaiserthum genau unterschieden, wie z. B. im Wormser Concordat. Das erstere bedurfte nicht der Bestätigung des Papstes, letzteres aber ward allein von ihm verliehen, wenngleich die deutschen

Könige durch das Herkommen eine Anwartschaft auf das Kaiserthum erlangten. Die Kaiserkrönung durch den Papst ward aber nirgends, sagt Hergenröther, als eine leere Ceremonie betrachtet; sie galt als ein hochwichtiger feierlicher Act, der die höchste weltliche Macht und die Schirmherrschaft in der Kirche verlieh. Ein solches, der Kirche und dem Papste verpflichtetes Kaiserthum, wie es die religiöse Auffassung seit Karl dem Großen sich dachte, wollte aber Friedrich I. nicht; er strebte vielmehr nach einer völlig unabhängigen, Niemanden verpflichteten, absoluten Herrschaft, wie die altrömischen Kaiser sie besessen und wie er sie als Begleiter seines Oheims Konrad III. in den Orient bei den byzantinischen Kaisern und den saracenischen Sultanen kennen gelernt hatte, einer Herrschaft, der die Fürsten und Städte und auch das Papstthum unterworfen war. „Friedrich I. — sagt selbst Gregorovius (Gesch. d. Stadt Rom IV. S. 521) — wollte, wie Karl der Große, über Rom und die Bischöfe im Reich als seine Vasallen gebieten." Aber das widerstrebte dem allgemeinen Bewußtsein jener Zeit, und aus diesem heraus hatte auch Cardinal Roland ganz unbefangen die Frage gestellt: „Von wem hat denn der Kaiser das Kaiserthum, wenn nicht vom Papste?" Eben dieselbe Anschauung vertrat etwas später der Bischof Arnulf von Lisieux bei der Eröffnungsrede des Concils von Tours (1163). Aehnlich schreibt der Biograph des hl. Adalbert: „Rom allein macht die Könige zu Kaisern." Und ebenso dachten auch die Sachsen in ihrem Gesuche an Gregor VII. in Sachen Heinrich's IV. Diese Ueberzeugung, daß die Verleihung der Würde des Kaiserthums mit seinen hohen Rechten und Pflichten allein dem Papste zustehe, überdauerte auch die langen und harten Angriffe der Hohenstaufen gegen dieselbe und fand beispielsweise im 14. Jahrhundert an dem als Rechtsgelehrten hochgeachteten Luduld von Babenberg einen entschiedenen Vertheidiger. (Vergl. Hergenröther a. a. O. S. 264.)

Aus dem Gesagten ergibt sich, was für ein Urtheil über die aufgeregten Scenen auf dem Reichstage zu Besançon,

über deren nächste Folge und über das Verhalten des Kaisers zu fällen ist. Es war in Wirklichkeit eine Komödie, in Scene gesetzt von den Feinden des Papstes, welche durch Fälschung und Furchteinjagen die Fürsten und Bischöfe des Reiches irre leiteten und gefügig machten, und dazu bestimmt, den falschen Ideen eines absolutistischen Herrschers zu dienen.

Das geben mehr oder weniger auch die meisten Geschichtsschreiber der Gegenwart zu. Um so unbegreiflicher ist aber ihr Verfahren, wenn sie, und ihnen nach die Lehrer der Geschichte auf den Hoch- und Mittelschulen, in hochdramatischer Schilderung jene Scenen als den berechtigten Ausdruck des beleidigten Nationalgefühls gegenüber päpstlicher Herrschsucht und Arroganz darstellen und preisen. Das ist nichts Anderes, als einer alten „Geschichtslüge" auf's Neue Vorschub leisten.

Wir fügen an dieser Stelle einige Bemerkungen über den Charakter der Geschichtschreibung jener Zeit an. „Die Geschichte — sagt Krebs (a. a. O. S. 264 Note) — wurde damals bestellt, wie Hausgeräth beim Handwerker. Sie zu erweitern und mit den passenden Zuthaten auszuschmücken, war dem Erfindungsgeiste des alleruntherthänigsten Hofhistoriographen anheimgegeben." Das Urtheil ist scharf, aber nicht ungerecht! Zum Beweise beruft sich Krebs, wie nach ihm Wattenbach, auf den gleich unten erwähnten Brief Ragewin's. Der letztgenannte, gewiß nicht papstfreundliche Historiker zeigt in seiner Schrift „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" (4. Auflage II. S. 206 ff.), wie Friedrich Barbarossa seinem Oheim Otto von Freising und dessen Fortsetzer Ragewin das Concept zur Geschichte seiner eigenen Thaten, der „Gesta Friderici I." in die Feder dictirte. „Wir besitzen noch seinen Brief, in welchem er einen gedrängten Ueberblick seiner Thaten an Otto sendet, um diesen in seiner Geschichte weiter auszuführen." In diesem Briefe heißt es unter anderm: „Haec pauca paucis comprehensa illustri

ingenio tuo dilatanda et multiplicanda porrigimus. (Dies Wenige, kurz zusammengefaßt, unterbreiten wir Dir, damit Du mit Deiner ausgezeichneten Geschicklichkeit es erweiterst und vermehrst)." Das ist denn auch mit bestem Erfolge und gewiß zur Zufriedenheit des Kaisers geschehen.

Daneben muß berücksichtigt werden, daß namentlich im Streite des Kaisers mit dem Papste, wie Wattenbach sich ausdrückt, Otto es sorgfältig vermeidet, eine entschiedene eigene Meinung auszusprechen. Obschon er „selbst an vielen Dingen Antheil hatte, . . . so entspricht doch die Darstellung nicht immer unserer Erwartung; ungenau ist z. B. der Bericht über die Königswahl und über die Erhebung Wichmann's zum Erzbischof von Magdeburg. Völlige Unbefangenheit dürfen wir nicht verlangen, und es war jenen Zeiten mehr geläufig, zu verschweigen, was zu berühren unangenehm war . . . Man darf nie vergessen, daß ihm die Form, der Schmuck der Darstellung, fast ebenso wichtig ist, wie der Inhalt, und im höchsten Grade seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; das zeigen uns die so sorgfältig und kunstreich ausgearbeiteten Reden, welche unzweifelhaft von Otto herrühren." Sehr ungünstig äußert sich Giesebrecht (Geschichte der deutschen Kaiserzeit IV. 396—398) namentlich über das erste Buch der „Thaten Friedrich's I."

Otto's Werk wurde auf seinen Wunsch und in des Kaisers Auftrag von Ragewin fortgesetzt. Aus der kaiserlichen Kanzlei erhielt er Aktenstücke und Nachrichten, und das fertige Werk überreichte er dem Kaiser und dessen Kanzler und Protonotar. „Eine selbständige Meinung zu äußern in dem jetzt heftig entbrennenden Streit zwischen Papst und Kaiser, vermeidet auch er . . . Daß den Reden auch bei Ragewin geringe Autorität zukommt, versteht sich von selbst." (Wattenbach a. a. O. S. 215 f.)

Diese, also gewiß nicht objectiven, sondern parteiischen Berichte der beiden Hofhistoriographen gelten als die Hauptquelle für die Geschichte Barbarossa's und seiner Zeit. Wir

müssen ihnen gegenüber um so vorsichtiger sein, als gerade Jene, welche das Material dazu lieferten, der Kaiser und sein Kanzler, es mit der Wahrheit nicht genau nahmen. Ueberdies muß beachtet werden, daß eine ganze Reihe von Briefen und Aktenstücken, wie beispielsweise das Schreiben Hadrian's IV. an die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, das voll der krassesten Ansprüche ist, gefälscht und unterschoben sind. (Vgl. Jaffé, Regest. Pont. p. 950. Wattenbach, Iter Austriac. 14. Bd. des Archivs für österr. Geschichtsquellen S. 60—64.)

Es gab damals eine ganze Zunft von Fälschern, welche die gemeinsten Geschichtslügen wider das Papstthum in die Welt sandten, so daß die späteren Päpste Lucius III. und Urban III. wiederholt in ihren Briefen vor solchen Fälschern warnen mußten. Sie beklagen sich über die „gottlose Pest der Fälschung“ (improba pestis falsitatis), welche öffentliche Briefe erdichte, und sie verordnen, daß solche Fälscher, falls sie Kleriker seien, ihres Amtes entsetzt und in Haft gehalten werden sollten. (Jaffé, Regest. Pontif. 9679, 9681, 9683.)

Nachdem Friedrich I. auf seinem zweiten Zuge nach Italien (1158) die oberitalienischen Städte, namentlich das stolze Mailand, sich unterworfen hatte, hielt er einen Reichstag auf den Roncalischen Feldern, auf welchem er durch vier Juristen von Bologna seine kaiserlichen Hoheitsrechte nach den Anschauungen von der unumschränkten Machtvollkommenheit eines römischen Kaisers zusammenstellen und Münzen, Zölle, Lieferungen und Steuern für Regalien erklären ließ, die ihm zurückgestellt werden müßten, und zwar in einem Umfange, daß kaum noch etwas übrig blieb, was er nicht als Regale beanspruchen konnte. So verloren nicht bloß die Städte, sondern auch die Bischöfe, Kirchen und Klöster mit einem Schlage ihre meisten wohlerworbenen und lange besessenen Rechte und Einkünfte. Diese ungerechten Gesetze wurden dann, wie selbst Raumer (Gesch. d. Hohenstaufen II. S. 106) bezeugt, von den kaiserlichen Beamten

mit großer Härte zur Ausführung gebracht. Schon dazu, sagt Döllinger (a. a. O. S. 175), konnte ein Papst nicht schweigen; aber derselbe Mann, der sich früher feierlich zur Erhaltung und Zurückbringung aller Rechte und Besitzungen des Römischen Stuhles verpflichtet hatte, behandelte nun diesen Stuhl selbst mit gleicher rücksichtsloser Willkür; dem Herzog Welf ertheilte er die Belehnung über Tuscien, Spoleto, Sardinien und das ganze Mathildische Erbe, ungeachtet des Vertrages, in welchem Kaiser Lothar dem Papste Innocenz II. gegenüber dessen Recht in der unzweideutigsten Weise anerkannt hatte; selbst auf die Güter der Römischen Kirche schrieb er Lieferungen aus und machte Ansprüche auf die höchste Gewalt in Rom, ohne welche, wie er sagte, der Titel Römischer Kaiser nur eine Fiction sei; dazu kamen eigenmächtige Besetzungen von wichtigen Bischofsstühlen, so desjenigen von Köln mit Reinald von Dassel, und des erzbischöflichen Stuhles von Ravenna mit dem Grafen Guido von Blandrate.

Vergebens warnte der Papst den stolzen Kaiser, der vielmehr im Tone der Geringschätzung und in anstandswidrigen Formen antwortete. Und als auch die Unterhandlungen der beiderseitigen Legaten keinen Erfolg hatten, entschloß sich Hadrian, die Excommunication über Friedrich zu verhängen. Es kam jedoch nicht dazu, da der Papst im September 1159 zu Anagni starb. Fest und unbeugsam wie Gregor VII. hatte Hadrian IV. gegenüber einem herrschgewaltigen Fürsten die kirchlichen Rechte vertheidigt; aber auch wie dieser dafür Leid und Trübsal in Menge gekostet. „Hätte ich doch nie England oder mein Kloster verlassen!“ rief er einst klagend aus. „Ist irgend ein Mensch gleich elend wie der Papst? Ich fand auf dem heiligen Stuhl so viel Noth, daß alle Bitterkeiten meines vergangenen Lebens mir dagegen süß erscheinen.“ So wird niemals ein ehr- und herrschsüchtiger Mensch, so kann nur Jemand sprechen, der das Opfer gewissenhafter Pflichterfüllung geworden ist.

Kurz nach Hadrian's Tode ward der gelehrte, fromme und energische Cardinal Roland, Kanzler der Römischen Kirche, mit dreiundzwanzig Stimmen zum Papste gewählt (1159). Er nannte sich Alexander III. Zwei Cardinäle jedoch wählten den Candidaten des Kaisers, den Cardinal Octavian, der schon mit Papst Hadrian zerfallen war. Als nach vollendetem Wahlakte Alexander III. mit dem rothen Mantel bekleidet werden sollte, protestirte Octavian unter heftigen Drohungen im Namen des Kaisers, sprang auf den neuen Papst los und riß den Mantel an sich. Als man ihm denselben wieder genommen hatte, empfing Octavian von seinem Kaplan einen andern in Bereitschaft gehaltenen Mantel, den er in der Eile verkehrt anzog und so fest um seinen Hals band, daß er ihm nicht wieder entrissen werden konnte. Darauf eilte er an den Altar, stimmte das Tedeum an und ward von den plötzlich mit gezückten Schwertern eindringenden kaiserlichen Parteigängern als Victor IV. begrüßt. Alexander III. floh mit den Seinen in den Vatikan und später nach Terracina. Der gleich Anfangs so würdelos auftretende Gegenpapst war in Wahrheit des Kaisers Creatur; gleichwohl wollte dieser, um sich den Schein der Unparteilichkeit zu geben und zugleich als Schiedsrichter über die Päpste aufzutreten, wie einst Otto der Große es gethan, durch ein von ihm nach Pisa zusammenberufenes Concil über das Recht des Einen oder Andern aburtheilen lassen. Aber schon in dem Einladungsschreiben zeigte sich seine Parteilichkeit: das eine richtete er „an Victor, den Römischen Bischof", das andere dagegen „an den Kanzler Roland und die übrigen Cardinäle, welche ihn zum Papst erwählt haben". Jener folgte dem Gebote des Kaisers, nicht aber Alexander III., der wie ein anderer Gregor VII. muthvoll dem Kaiser sein Unrecht verwies, daß er ohne päpstliche Einwilligung eine Kirchenversammlung ausgeschrieben habe. Der Kaiser schreibe an die Kirche, als ob sie seine Magd wäre; er aber werde für die Kirche wie seine Vorgänger das Leben wagen.

Das Conciliabulum von Pisa (1160), fast nur von deutschen Bischöfen und Lagergenossen des Kaisers besucht, die von Reinald von Dassel überdies durch Versprechungen und Drohungen mürbe gemacht waren, anerkannte Victor IV. als rechtmäßigen Papst und sprach über Alexander III. und seine Cardinäle den Bann aus.

Die Beschlüsse dieser armseligen Synode sind gefälscht und auch die Berichte der gegenpäpstlichen Partei über die Wahl berichten Falsches und einander Widersprechendes. Dagegen stimmen die Berichte der Alexandriner überein. Sicher ist, daß Alexander III. mit immenser Majorität gewählt und zweifellos der rechtmäßige Papst war. (Vgl. Reuter, Geschichte Alexander's III. und s. Zeit. 2. Aufl. Leipzig 1860—61. — Hefele in der Tübinger Quartalschrift 1862 S. 635 ff. und dessen Conciliengeschichte V. 501, 520 ff.)

Um so wunderlicher und ungerechter sind die bezüglichen Darstellungen in den landläufigen akatholischen Geschichtsbüchern. So sagt beispielsweise Neander (Kirchengeschichte 4. Aufl. VII. S. 215) nichts von dem Stimmenverhältniß bei der Wahl, sondern spricht nur von zwei Parteien unter den Cardinälen, von denen die eine als schroff und voll hierarchischer Anmaßungen, die andere als die milde, friedliebende bezeichnet wird. Er verschweigt, daß Octavian schon des früheren Papstes Feind und des Kaisers Creatur gewesen, verschweigt, daß Alexander III. mit immenser Majorität, dagegen Victor IV. nur von zwei Cardinälen gewählt worden sei, er sagt nichts von dem unwürdigen Gebahren dieses Gegenpapstes, nichts von des Kaisers parteiischen Einladungsschreiben, nichts von der wenig ökumenischen, vielmehr sehr einseitigen und kläglichen Versammlung zu Pavia, nichts von dem dort ausgeübten gewaltigen Druck, nichts von dem trotz dieses Druckes dennoch sich kundgebenden Widerspruche der sonst gut kaiserlichen Bischöfe. Ja, er versteigt sich sogar zu der positiven Behauptung: „Der Kaiser war fern davon (?), sich in die

innern Angelegenheiten der Kirche mischen zu wollen; er wünschte diesen Streit nur (?) zu benutzen, um nach dem Beispiele der Ottonen und Heinrich's III. die gesetzmäßigen (?) Maßregeln zur Tilgung dieser Spaltung [die doch lediglich der Kaiser selbst verschuldet hatte] und zur Einsetzung eines allgemein anerkannten Papstes [was Alexander III. gewesen wäre, wenn allein der Kaiser nicht widerstrebt hätte] treffen zu können" u. s. w. Und das soll unparteiische Geschichtschreibung sein!

Der Kaiser wendete alle Mittel der List und Gewalt an, seiner Creatur allgemeine Anerkennung zu verschaffen; aber vergebens. Für Alexander III. erklärte sich der ganze Cistercienserorden mit mehr als 700 Aebten, desgleichen auf der Synode zu Beauvais die französischen und auf den Synoden zu London und Neufmarche die englischen Bischöfe. Auch die Könige von Frankreich und England wurden für Alexander III. gewonnen; und selbst in Deutschland gab es zum höchsten Unwillen des Kaisers noch muthvolle Bischöfe, wie diejenigen von Brixen und Halberstadt, von Salzburg und Mainz, welche von dem Gegenpapste nichts wissen wollten. Dafür mußten sie denn des Kaisers Ungunst und Zorn in harter Weise empfinden; der Bischof von Halberstadt ward „abgesetzt", und ganze Schaaren „renitenter" Mönche und Priester mußten nach Frankreich flüchten. Trotzdem war die Situation bald so, daß alle Gutgesinnten in Alexander den Verfechter der Sache Gottes, in Victor dagegen eine Creatur der kaiserlichen Macht erblickten.

Der Kaiser aber hielt trotzig an dem Schisma fest, und als Victor IV. (1164) starb, anerkannte er den auf Betreiben seines Kanzlers Reinald aufgestellten Gegenpapst Paschal III., ließ denselben in ganz ungesetzlicher Weise durch den einzigen Bischof von Lüttich weihen und bestrafte dessen Gegner, so seinen Oheim, den Erzbischof von Salzburg, mit der Reichsacht. Auf den Mainzer Stuhl aber erhob er den Propst von Merseburg, Christian von Buch; und die deutsche Kirche sah nun an ihrer Spitze einen

Mann, der, die Einkünfte seines Erzbisthums an Weiber und Pferde verschwendend, als handfester Bandenführer und als kaiserlicher Scherge zur Bedrückung und Aussaugung der unglücklichen Lombarden, denen er auf früheren Zügen ihre Hauptstadt Mailand zerstört hatte, treffliche Dienste leistete (Döllinger a. a. O. S. 181).

Dann zog der Kaiser mit großem Heere gen Rom, drängte den rechtmäßigen Papst zur Flucht aus der Stadt, eroberte die zur Festung umgewandelte Peterskirche, inthronisirte in dieser durch mannigfache Gräuel geschändeten Kirche den Pseudopapst und ließ sich von demselben nochmals zum Kaiser krönen.

Es war am 1. August 1167. Friedrich Barbarossa triumphirte und schien auf dem Höhepunkte seiner Macht zu sein. Da plötzlich trat eine höhere Macht ihm entgegen. Schon am 2. August brach die Pest in seinem Heere aus. Sie wüthete wie der Würgengel Gottes. 25 000 Mann starben an derselben in ganz kurzer Zeit. Es war die Blüthe des Heeres, es waren des Kaisers treueste und tapferste Gefährten und einflußreichsten Rathgeber, welche die Seuche in nie zuvorgesehener Heftigkeit erbarmungslos dahinraffte, unter ihnen des Kaisers Neffe und wahrscheinlicher Thronfolger, Herzog Friedrich von Schwaben, der jüngere Welf, der Herzog Diepold von Böhmen, der Pfalzgraf Heinrich von Tübingen, die Grafen von Nassau, Sulzbach, Hallermund, Lippe und Dassel, sodann die schismatischen Bischöfe und Erzbischöfe von Prag, Regensburg, Augsburg, Zeiz, Speier, Basel, Constanz, Lüttich und Verdun, aber auch der unglückliche Kanzler und Eindringling auf den Kölner Stuhl, Reinald von Dassel, „der Anstifter all' dieses Uebels, wie auch des Schisma's", wie der Chronist sagt. Tag und Nacht loderten die Feuer vor der Engelsburg, worin die Deutschen die Leichen ihrer Landsleute kochten, um deren Gebeine mit in die Heimath zu nehmen; dann aber, als es gar zu viele wurden, warf man sie in den Tiber. Entsetzt flohen die Ueberlebenden von der entsetzlichen

Todesstätte, Kaiser und Kaiserin nach Tuscien, der falsche Papst nach Viterbo. Die Christenheit aber sah in dem so urplötzlich über den Kaiser und die Seinigen hereingebrochenen Unglück Gottes Strafgericht; man verglich den Kaiser mit Senacherib und erkannte in der Pest die rächende Strafe für die Entweihung der Tempel und Altäre, und des Himmels Schutz für die Kirche und ihr rechtmäßiges Oberhaupt. (Muratori, VI. 1155—59.)

Trotz dieses Strafgerichtes, trotz der gleich folgenden unglücklichen Campagne gegen den lombardischen Bund, verharrte aber der Kaiser in seiner feindlichen Stellung zu dem rechtmäßigen Papste, so daß er, als Paschal III. starb, gleich einen neuen Gegenpapst, Calixt III., aufstellen ließ. Alexander III. dagegen gab seinem Gegner einen schönen Beweis seiner edlen, hochherzigen Gesinnung, indem er die zweimal (1167 und 1170) an ihn gerichteten Anträge des griechischen Kaisers Manuel verwarf, er wolle die griechische Kirche wieder mit Rom vereinen, falls der Papst ihm die Kaiserkrone verleihen würde (Watterich, Vitae Rom. Pontif. II. 403, 410).

Endlich aber, als der Kaiser in der Schlacht bei Legnano (1176) sein Heer durch die Lombarden vernichtet und aller Hülfe sich beraubt sah, ging er in sich, und nach schwerem aber siegreichem Kampfe gegen die eigene stolze, herrschsüchtige Natur suchte und fand er Versöhnung und Frieden mit dem Papste, wie mit den Lombarden. Dankerfüllt gegen Gott verkündigte der Kaiser dieses frohe Ereigniß den in Ferrara um ihn versammelten Bischöfen mit den Worten: „Nicht durch einen Menschen, durch Gott ist es geschehen und wunderbar ist es in unsern Augen, daß ein greiser waffenloser Priester dem deutschen Zorne widerstehen und ohne Krieg die Gewalt des Kaisers überwinden konnte. Dies, glauben wir, ist aus der offenbaren Fügung Gottes hervorgegangen, damit der menschliche Hochmuth dessen gedenke und die ganze Welt es anerkenne, daß wider Gott zu streiten unmöglich

sei und Niemand wage, seiner Macht entgegen zu sein." Papst und Kaiser, letzterer vorher vom Banne befreit, trafen in Venedig (1177) zusammen. Hier an der Schwelle der Markuskirche, angesichts einer ungeheuren Volksmenge, begegneten sich die beiden größten Männer ihrer Zeit, die Träger des Sacerdotiums und Imperiums, in versöhnlicher, friedsamer Gesinnung. Der sonst so stolze Kaiser, nunmehr von Gottes Arm gebeugt und von edler Rührung ergriffen, warf den kaiserlichen Purpurmantel von sich und laut weinend stürzte er hin zu den Füßen des Priestergreises. Dieser aber hob ihn auf und gab ihm den Friedenskuß. Am folgenden Tage las der Papst in der Markuskirche das Hochamt. Der Kaiser hatte, als Marschall vorausgehend, ihm den Weg zum Altare gebahnt; nach dem Hochamte geleitete er den Papst aus der Kirche, hielt ihm den Steigbügel, führte eine Strecke weit den Zelter am Zaume und empfing den Segen des heiligen Vaters. In der Schlußversammlung am 1. August erfolgte die feierliche Friedensverkündigung. Zur Rechten des Papstes hatte Kaiser Friedrich, zur Linken der Stellvertreter des gleichfalls Frieden schließenden Königs Wilhelm von Sicilien, Erzbischof Romuald von Salerno, Platz genommen, der über alle jene Ereignisse die ausführlichste Kunde uns hinterlassen hat. Der Papst gab in mild edlen Worten die Freude seines Herzens über die glückliche Versöhnung kund. Der Kaiser, nicht minder edel und voller Demuth, erwiderte in deutscher Sprache unter anderm also: „Die ganze Welt möge es wissen, daß, obgleich Wir in der Würde und der Herrlichkeit des römischen Kaiserthums glänzen, diese römische Würde doch nicht die menschliche Gebrechlichkeit von uns nahm, noch daß die kaiserliche Majestät den Fehler der Unwissenheit ausschloß. Denn auf Anstiften böser Menschen sind wir in der Finsterniß gewesen, und indem wir glaubten, den Weg der Wahrheit zu gehen, haben Wir uns außerhalb der Pfade der Gerechtigkeit angetroffen. Denn siehe, gegen die Kirche, welche Wir zu vertheidigen glaubten, haben Wir Krieg geführt, und

die Wir zu erheben hofften, haben Wir beinahe zu Grunde gerichtet. — So ist es geschehen, daß Der, welcher auf das Niedere herabschaut, und das Hohe von Ferne erblickt, Unsere Macht und des Gegentheils Demuth erwägend, nach Seiner Art die Mächtigen von ihrem Sitze herabgesetzt, und die Demüthigen erhöht hat. Aber weil die göttliche Milde Uns zu Unserer Besserung eine Zeitlang hat irren, aber Uns doch nicht auf immer von dem Wege hat abweichen lassen, so möge diese Schaar der Gläubigen erkennen, daß Wir hinführo, da Wir den Irrthum verwarfen, zur Wahrheit, von dem Schisma zur Einheit zurückgekehrt, und dankbar in den Schooß Unserer heiligen Kirche hineingekommen sind.“ Nachdem der Kaiser geendet, ward der Friede allerseits beschworen.

So war der Hergang beim Friedensschluß in Venedig nach den Schriften von Augenzeugen, namentlich des Romuald von Salerno (bei Pertz, Monum. Germ. t. XIX. p. 453). Dieser sammt den übrigen Chronisten weiß nichts von den schimpflichen Demüthigungen des Kaisers, als habe derselbe, statt den Kuß des Friedens zu empfangen, seinen Nacken unter den Fuß des Papstes beugen müssen. Diese und andere Erzählungen sind nichts als F a b e l n und S a g e n, wie sie seit dem 14. Jahrhundert italienische Schriftsteller in Curs gesetzt, um so dem Stolze der alten Lagunenstadt zu schmeicheln, oder auch absichtliche Lügen, wie sie die späteren papstfeindlichen Geschichtschreiber mit Eifer aufgegriffen und verbreitet haben, um das für beide Theile glorreiche Schauspiel von Venedig, „den letzten, großen Tag des Mittelalters,“ als einen Triumph römischer Herrschsucht, aber als einen Akt tiefster Erniedrigung des deutschen Kaiserthums vor der Nachwelt hinzustellen. (Vgl. Hist. pol. Bl. I. S. 48 ff. — Hefele, Conciliengesch. V. 617. ff. — Derselbe in der Tübing. theol. Quartalschrift 1862, Seite 365 ff. — Gieseler, Kirchengesch. II. 2. Abth. S. 87 Note.)

Im Uebrigen war das Resultat dieses leidenschaftlichen, mit so ungleichen Waffen geführten Kampfes für die Kirche ein höchst bedeutsames. Möhler (Kirchengesch. II. S. 420) äußert sich darüber also: „Die Unabhängigkeit, Freiheit und Selbständigkeit der römischen Kirche war in damaliger Zeit so viel als die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche überhaupt. Es war der Idee nach kein bloß partieller Kampf; es war gewissermaßen ein Kampf von allgemeiner und durchgreifender Bedeutung. Denn wenn der Papst in Abhängigkeit vom Kaiser kam, dann war die ganze Kirche dadurch in Abhängigkeit von den einzelnen Fürsten zurückgefallen, in eine Abhängigkeit der Art, wie wir sie im zehnten und elften Jahrhundert bejammern."

Dieses Resultat der Freiheit der ganzen Kirche dankt die Welt — von höheren Mächten abgesehen — der Weisheit, Mäßigung und Standhaftigkeit des großen Alexander III., sowie der Klugheit und der wahrhaft demüthigen und zugleich hochherzigen Gesinnung des Kaisers Friedrich Barbarossa.

Aber auch die europäische Cultur und Civilisation zogen aus dem Siege des römischen Papstes und seiner Partei reichen Gewinnst. Johannes von Müller, der Protestant, äußert sich in den „Reisen der Päpste" (Sämmtl. W. 25. Th. S. 40) darüber also:

„Aus den befreiten guelfischen Städten ergossen Künste und Wissenschaften ihren Reiz in das barbarische Leben der alten Europäer. Zuerst bei ihnen wurde Schönheit gefühlt, bei ihnen bildete sich die Gesellschaft in angenehmere Formen, republikanische Staatskunst, große Maßregeln der auswärtigen Geschäfte hatten vor andern sie; sie haben ohne Menschenwürgen durch Schiffahrt und Fleiß alle Küsten und Welttheile verbunden. Die Fabriken sind von ihnen, vom Wechselhandel unterrichteten sie, die Reichsstädte sind nach ihrem Vorbilde. Alles waren sie diesem Alexander (Papst Alexander III.) schuldig; ein Oberhaupt war unentbehrlich, aber ein bewaffnetes, im Sieg fürchterlich und

im Unglück verderblich; der päpstliche Hof hatte, wie Rom alle Zeit, standhafte Grundsätze; Stahl und Eisen hatte er nie, der Staat war klein und ungewiß, die Herrschaft aber unüberwindlich. Scepter brechen, Waffen rosten, der Arm des Helden verweset: was in den Geist gelegt ist, ist ewig."

Phillips (Kirchenrecht III. S. 176 f.) nennt die Art und Weise der Versöhnung des Kaisers mit dem Papste mit Recht so rührend erhaben, daß zu wünschen gewesen wäre, dies Verhältniß der wiederhergestellten Eintracht hätte doch wenigstens bis zum Tode dieses hochbegabten und in vieler Beziehung großen Kaisers gedauert. Leider war dies nicht der Fall, noch weniger aber war Friedrich's Nachfolger, der grausame Heinrich VI. geeignet, ein gutes Einvernehmen wiederherzustellen. Kaiser Barbarossa's Enkel aber, Friedrich II., der unter der Lehnsvormundschaft des großen Innocenz III. seine Laufbahn begonnen und diesem Alles zu verdanken hatte, trat von allen Kaisern am feindlichsten der Kirche und den Päpsten, namentlich Gregor IX. und Innocenz IV., entgegen. Böhmer (Kaiserreg. p. XLVII.) vergleicht ihn mit seinen Landsleuten Macchiavelli und Bonaparte, und nennt seine Politik orientalisch gewaltsam, nur auf persönliche Zwecke gerichtet. Seine herrlichen Naturanlagen, seine große Macht mißbrauchte er zur Befriedigung seiner Leidenschaften, zu den Zwecken seiner unersättlichen Herrschsucht, zur Vernichtung der Selbständigkeit des Papstthums und somit der Kirche. Aber am Ende waren alle seine Anstrengungen, all' die tausend Mittel des Truges und der Gewalt vergeblich; sie bewiesen nur, daß, wie der Protestant Leo (Vorlesungen III. S. 472) sagt, „der Kirche gegenüber zuletzt die mächtigsten Tyrannen doch nur ohnmächtige Knaben sind."

Friedrich II., ehedem der Besitzer von vier Kronen, starb in seiner gewaltigen Macht gebrochen, besiegt, verlassen auf italienischer Erde (1250). Mit ihm begann der Verfall des christlich germanischen Staates; und durch ihn

namentlich ward dem glanz- und machtvollen Geschlechte der Staufer ein jammervoller Untergang bereitet. Sein ihm gleicher Sohn Konrad verschied, erst 26 Jahre alt, am italienischen Fieber, und sein Enkel Konradin, der letzte der Staufer, mußte mit seinem jungen Leben die Sünden der Väter auf dem Markte zu Neapel auf dem Schaffotte büßen (1268).

Sage und Poesie haben um das tieftragische Ende des schönen, edlen Jünglings eine Fülle von rührenden Bildern gewoben; aber auch die papst- und kirchenfeindliche Geschichtslüge hat in frecher Weise sich herangewagt. Daß Papst Clemens IV. den Henker Konradin's, Carl von Anjou, zu seiner Grausamkeit ermuntert, daß er durch das schale Wortspiel: „Vita Conradini mors Caroli, mors Conradini vita Caroli“ (Giannone, Hist. civ. del Regno di Napoli lib. XIX. cap. 4.) die Hinmordung des letzten der Staufer gebilligt habe, ist eben eine Lüge und als solche schon von Raumer bezeichnet worden. Ebenso unwahr ist die Erzählung, der Papst habe in einem benachbarten Hause dem schrecklichen Schauspiele der Hinrichtung zugeschaut. Wohl hat Karl von Anjou das gethan. Clemens IV. aber war gar nicht in Neapel, sondern in Viterbo. (Vgl. Hefele, Beiträge II. S. 31.)

Der gewaltige hundertjährige Kampf der Staufer gegen das Papstthum, der mit dem Sieg des letzteren, aber mit dem Untergange der ersteren geendet, ist reich an tiefen Lehren und hochernsten Mahnungen. Schon damals hat derselbe in allen edlen, friedesehnsüchtigen Gemüthern namentlich die Ueberzeugung lebendig gemacht, wie sehr das Wohl der Völker von der Eintracht zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt bedingt ist, eine Ueberzeugung, wie sie vorher schon Ivo von Chartres also ausgesprochen hat: „Wenn Königthum und Priesterthum mit einander übereinstimmen, so wird die Welt gut regiert und es blüht und trägt Früchte die Kirche.“ Aber „sind sie unter einander uneins, so gehen nicht nur geringe Dinge nicht vorwärts,

sondern auch die wichtigen werden auf eine klägliche Weise zu Grunde gerichtet.“ (Ivo Carnot., ep. 238 ad Paschal. pap. p. 103.) In der That, eine weise Lehre, deren Richtigkeit die Geschichte aller Zeiten bestätigt hat, eine hochernste Mahnung, welche in der Gegenwart doppelt berücksichtigt zu werden verdient!

Dr. X.

---

17. Das „finstere Mittelalter“.

Durchwandern wir die alten Städte unseres schönen Vaterlandes: ganz anders erscheinen sie uns jetzt, als vor zwei oder drei Jahrzehnten, winken uns jetzt die Thürme und Thürmchen schon aus der Ferne entgegen! Es gab eine Zeit, wo die großartigen und genialen Werke der Vergangenheit für traurige Ueberreste einer rohen, barbarischen und finsteren Zeit galten, die man womöglich bis auf die letzte Spur vertilgen müsse. Und was in diesem Punkte geleistet worden, ist aller Welt bekannt. Fragen wir nach der Ursache dieser Erscheinung, so kann die Antwort nur lauten: man kannte die Vergangenheit nicht. Diejenigen, welche die Geschichte derselben schrieben, schrieben wahrheitswidrig und zwar nicht selten mit Absicht wahrheitswidrig. Aber wie auf andern Gebieten, so bewahrheitete sich auch auf dem Gebiete der Geschichte der alte Satz: jede übertriebene Action erzeugt eine Reaction. Es dauerte allerdings lange, es dauerte über drei Jahrhunderte, ehe die Reaction eintrat, und merkwürdig genug: die Menschen mußten durch die Steine zur Erkenntniß gebracht werden. Die Steine waren es, welche drei Jahrhunderte hindurch gegen die Lüge protestirten, sie waren es, welche so eindringlich redeten, dem Wanderer so gewaltig verkündeten, welche Zeiten, welche Menschen einst gewesen, wie der beredteste Mund es nur jemals vermocht hätte. Trotzdem blieb man kalt und gefühllos. Hier überließ man die unablässigen Mahner und Ankläger ihrem Schicksale, dort

befreite man sich von denselben, indem ihnen der gänzliche Untergang bereitet wurde. Aber jener Zeugen, jener Ankläger waren so viele, so unverwüstliche, daß sie schwerlich allesammt aus der Welt geschafft werden konnten. Und endlich hat unsere Zeit die Steine verstanden. Von der Architektur ist die Reaction oder besser gesagt die Gegenrevolution ausgegangen. Mit dem wiedererlangten Verständniß der Baukunst ist die Gegenrevolution auf allen Gebieten der Geschichtswissenschaft eingetreten. Wir haben uns jetzt losgemacht von jenen Geschichtsbaumeistern, wir bewundern wieder in gerechter Begeisterung die alten Kirchen, die Rath- und Bürgerhäuser, die Thürme und Thore als ruhmvolle Zeugen des Geistes und der Größe unserer Vorfahren; statt der Zerstörung herrscht aller Orten ehrfurchtsvolle Erhaltung und Wiederherstellung derselben, der Zopf wird abgeschnitten und an seiner Stelle prangt wieder die Kreuzesblume. Die Bauwerke der Vorzeit, gerettet aus dem Verfalle, dem sie geweiht, befreit von der Verunstaltung, von der Vergewaltigung, der sie überliefert waren: sie erheben sich oder stehen wieder da in altem Glanze, und mit ihnen steigen die großen Gestalten, deren Namen sogar zum Theil vergessen waren, empor aus ihren Gräbern und erfüllen die Welt wieder mit ihrem Ruhme und werden uns neue Vorbilder in Leben und Wandel.

Aber soviel auch geschieht auf dem Felde der wissenschaftlichen Forschung wie der Kunst und schönen Literatur: es ist noch viel, sehr viel zu thun übrig. Wir kennen das heidnische Alterthum, Assyrier, Babylonier, Perser, Aegypter, Griechen und Römer. Auf unseren Gymnasien und Universitäten werden wir mit ihrem Leben und Streben, Handel und Wandel eingehend bekannt gemacht. Aber was lernen, was wissen wir von unseren Vorfahren? Neben den Thaten bezw. den Namen einzelner hervorragender Männer und den Werken der Literatur, Architektur und einiger anderen Kunstzweige ist uns das Leben des Volkes, sind uns seine Einrichtungen und Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche,

seine Anschauungen und Empfindungen nur zum geringen Theile bekannt. Berühren wir hier die Kunst.

Daß die Entwickelung der abendländischen Kunst nicht die Fortschritte machte, wie sie in der langen Zeit nach Karl dem Großen bei der großartigen Kraftentfaltung des Volkes hätten erwartet werden können, ist ebenso Thatsache, wie es Thatsache ist, daß mit dem Jahre Tausend die Kunst eine neue, wahrhaft ungeahnte Pflege und Entwickelung fand. Von der Baukunst erklärt es ein Chronist ausdrücklich, indem er meldet: „Nach dem Jahre der Menschwerdung des Herrn Tausend, oder vielmehr als das Jahr Tausend und drei bevorstand, traf es sich, daß fast auf der ganzen Welt, vorzüglich aber in Italien und Frankreich, die Kirchenbauten erneuert wurden, selbst wenn sie, noch in gutem Stande, gar keiner Neubauten bedurften." „Es war," setzt der Chronist hinzu, „als wollte die Welt sich ausschütteln, alles Alten sich abthun und das neue weiße Kirchenkleid anziehen." (Kreuser, Kirchenbau I. S. 307.) Als zwei Jahrhunderte verflossen waren, hatte sich die Kunst im ureigenen Geiste des katholischen Volkes ganz außerordentlich entfaltet, eine Kunst, die an Kühnheit, Erhabenheit und wahrer Schönheit Alles übertrifft, was die begabtesten Völker des Alterthums geschaffen haben. Wir staunen über die Kraft der Aegypter und Römer, wir bewundern den Geist der Griechen, aber Jene schufen doch nur kolossale Massen, an denen der Aesthetiker Reichthum und Schönheit der Form vermißt; diese verstanden zwar, Reichthum und Schönheit der Form ihren Werken zu verleihen, beherrschten aber nicht die Massen. Die Kunst im Dienste des Christenthums hat Beides geleistet: sie ist nicht die Vollendung des griechischen Sinnenthums, haftend an der Erde, auch nicht eine bloße Darstellung gewaltiger Kolosse, symbolisirend die physische Macht; die Kunst im Dienste des Christenthums schuf die größte Mannigfaltigkeit in der Einheit.

Hatte das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert die Knospe der Kunst gezeitigt: in den beiden folgenden Jahr=

hunderten entfaltete sich dieselbe zur reichsten Blüte. Die Architektur und Sculptur, die Malerei, die Gießerei, die Holzschnitzerei erhielten ihre schönste Ausbildung, und in allen diesen Künsten wurden so zahlreiche Werke geschaffen, daß wir uns kaum eine Vorstellung davon machen können; denn was von ihnen noch vorhanden, was der Zerstörung durch die „Reformation", durch den dreißigjährigen Krieg und endlich durch den Zopf entgangen ist, sind nur spärliche Ueberreste. Die unvollendeten Gotteshäuser wurden vollendet, unzählige neue erstanden, alle erhielten ihre Ausschmückung. Offenbart sich in ihnen die Volksseele, so noch insbesondere in den Thurmbauten, die mit dem vierzehnten Jahrhundert beginnen und bis in das sechszehnte Jahrhundert hinein ihre Blütezeit feiern; sie werden mit einem nie dagewesenen Eifer — Moderne würden sagen: mit einer wahren Manie — betrieben, so daß man die beiden letzten Jahrhunderte vor der „Reformation" mit Recht die Zeit des Thurmbaues nennen kann. Die Thürme sind in Steinschrift ein neues Sursum corda! Wahrlich, zu keiner Zeit hat die Kunst weder an Zahl, noch an Gehalt der Werke einen solchen Sieg gefeiert, nie hat ein Volk einen größeren Triumph erlebt.

Prangten aller Orten prächtige Kirchen, herrliche Dome: alle waren mehr oder weniger auch mit Kunstwerken geschmückt. Was diese Kunstwerke, meistens Erzeugnisse der Handwerker, betrifft, so sei erinnert nur an den Schrein, der noch heute, wenn auch verstümmelt und geplündert, die Häupter der hl. drei Könige birgt, an den Marien- oder Liebfrauenschrein in Aachen, an den Schrein der hl. Elisabeth in Marburg, an den Schrein des hl. Suitbertus in Kaiserswerth, des hl. Patroklus in Soest, des hl. Anno in Siegburg, an das Sebaldsdenkmal in Nürnberg. Wie viele andere Schreine waren und sind neben den erwähnten noch vorhanden! Und nun die zahlreichen Ostensorien, Kreuze und Kelche, die prachtvollen Gewänder und Altäre, das Gold und Silber und die kostbaren Edelsteine! Hätten

wir Verzeichnisse der damaligen Kunstschätze der Kirche — wir würden staunen und erst einen vollständigen Begriff davon bekommen, wie Vieles und Großes untergegangen ist. Hier nur ein Beispiel. Erzbischof Christian II. von Mainz (1249—1251) hat um das Jahr 1250 ein Verzeichniß der Kleinodien des Domes anfertigen lassen. Dasselbe enthält nicht etwa eine Beschreibung, sondern nur eine Aufzählung der Gegenstände und umfaßt in der älteren Ausgabe von Urstisius (Script. rer. Germ. I. 567—569.) über zwei enggedruckte Folioseiten, in der neueren Ausgabe von Böhmer vier und eine halbe Großoctavseite. (Font. rer. Germ. II. 254—258. Ein Auszug in Hurter, Innocenz III. Bd. IV. S. 694 und nach diesem Falk „Heiliges Mainz oder die Heiligen und Heiligthümer in Stadt und Bisthum Mainz" S. 277.) Dort finden sich verzeichnet ein Kreuz, welches 1200 Mark des feinsten Goldes wog, unter mehreren Kelchen einer, welcher 18 Mark wog, unter den vielen golddurchwirkten Meßgewändern eins, welches so schwer an Gold war, daß nur ein kräftiger Mann es anlegen konnte und daß man es nach dem Evangelium ihm abnahm und ein anderes anlegte. „Keiner," sagt der Chronist, „beschuldige mich, möchte ich bitten, der Fälschung. Denn die Kirche und der Stuhl zu Mainz wurde von allen Königen und Kaisern, Fürsten, Grafen, Baronen, Freien und dem gesammten Volke ehrwürdig angesehen wegen der Heiligkeit seiner Bischöfe, der Frömmigkeit der Geistlichen und der Liebe der Bürger." Man wird freilich sagen: Ja, das war in dem goldenen Mainz! Aber wie der Dom in dem goldenen Mainz besonders reich war an Kunstschätzen, so hatte jede Kirche solche nach Verhältniß. Der Bibliothekar Ruland in Würzburg veröffentlichte im „Chilianeum. Blätter für kath. Wissenschaft, Kunst und Leben. Herausgegeben von J. B. Stamminger." II. Bd. Würzb. 1863. S. 292 ff. ein um das J. 1550 angefertigtes, sechs Druckseiten umfassendes Verzeichniß der Würzburger Heiligthümer; die Ueberschrift ist in latein. Sprache: Catalogus sacrarum Reliquiarum

Cathedralis et Collegiatarum Ecclesiarum Herbipolensium quae in solemnitate S. Chiliani sociorumque eius annuatim populo monstrantur, der Inhalt in deutscher. Es heißt dort zum Schlusse: „Vergleicht man den Bestand der Monstranzen und kostbaren Gefäße mit jenem des Jahres 1483, so sind sie bereits alle verschwunden; da gibt es keine Monstranzen »von cristalen,« »mit parilen,« keine Monstranz, »die man heißt Bybelrieth« oder »der Herren Eberhart von Wertheim« — »Montaten« — »der Herren von Hoenberg« — »von Reinstein« — kein »Koff Erlbachs« — keinen »langen pecher den der here Ydel hiltmar thumherr hat geschafft« — sie alle sind verschwunden und haben einigen bescheidenen »lädlein, kastlein, sarchlein und Monstränzlein« Platz gemacht.“

Wem kunstgeschichtliche Schriften nicht zugänglich sind, braucht überhaupt nur an der Hand eines „Bädeker“ ein Land zu durchwandern, um zu erfahren, was die Kunst des Mittelalters geschaffen hat. Wo wir heutzutage eine Kirche aus der Blütezeit der Kunst erblicken, da können wir, wenn sie auch jetzt aller kostbaren und kunstreichen Gegenstände bar ist, kühn behaupten, daß es ehemals nicht so war. Unsere Vorfahren bauten kein Gotteshaus, um es an Festtagen höchstens mit gemachten Blumen und glasfensternen Pyramiden auszustaffiren: sie waren weder Puritaner noch Schwindler. Wie ihr Herz von reiner, gläubiger Liebe brannte, so opferten sie ihrem Herrn bereitwillig alles, was ihnen zu Gebote stand, es mußte aber das Schönste und Beste, es mußte vor allem echt, es durfte kein Schein sein. Welche Freude mußte das Volk erfüllen, wenn es die Kunstgebilde innerhalb und außerhalb der Kirche schaute, die kostbaren und kunstreichen Altäre, Paramente, Monstranzen, Reliquienschreine, die Glasmalereien, die Bildnisse in Stein, in Farbe, in edlem Metall. Wenn es wahr ist — und die Geschichte aller Völker macht es unzweifelhaft — daß die Schöpfungen der Kunst herauswachsen aus dem Gesammtleben des Volkes, wie innig, wie gottbegeistert

muß da der Sinn des Volkes in jenen Jahrhunderten gewesen sein! Wie aber in jener Zeit keine Kunst, keine Wissenschaft sich selbst Zweck war, keine um ihrer selbst willen geübt wurde, so schaute auch das Volk die Schöpfungen der Kunst nur von diesem Gesichtspunkte an. „Museen“ waren unbekannt. Jede Kirche war als Gottestempel auch ein Kunsttempel. (Weiteres in Krebs: „Zur Geschichte der Heiligthumsfahrten.“ Köln, 1881.)

Zieht man hierbei in Betracht, wie im Mittelalter zu allen Zeiten auch die Wissenschaft insbesondere in den Klöstern gepflegt wurde, wie die Mönche dafür sorgten, daß das classische Alterthum der modernen Zeit überliefert wurde (Vgl. die Artikel: „Das Wiederaufleben der Wissenschaften und Künste“ und „Die Tadler der Vergangenheit“), so wird auch der Ungelehrte erkennen, daß nur die Unwahrheit von einem „finstern Mittelalter“ zu reden vermag.

Dr. Y.

---

18. Der Cölibat. — Das Mönchthum und die Klöster.

Die freiwillige Ehelosigkeit der Geistlichen gehört zu den meist- und bestgehaßten Einrichtungen der katholischen Kirche. Die vielen und scharfen Angriffe wider dieselbe lassen sich einigermaßen begreifen, wenn man sieht, wie nicht nur die Idee des Cölibats in den außerkirchlichen Kreisen völlig mißkannt, sondern auch seine Geschichte arg verunstaltet und eine solche Fülle von bösen, nachtheiligen Folgen ihm angedichtet wird, daß für seine guten Wirkungen kein Raum mehr bleibt. Dem gegenüber haben wir nachstehende Punkte in's rechte Licht zu stellen:

1. Die Idee des Cölibats ist eine heilige und erhabene. Sehr schön spricht sich darüber Hettinger in seiner Apologie aus: „Es ist eine Ueberzeugung des gesammten Menschengeschlechtes, daß Enthaltsamkeit etwas Heiliges, Gottgefälliges sei; sie findet sich bei den Griechen und Römern, in Indien, China, Peru, Mexiko. Israels

Priester mußte rein sein, ehe er dem Altare nahte. Auch der katholischen Kirche geht die Jungfräulichkeit über alles; sie ist in ihren Augen die erhabenste Frucht des evangelischen Geistes, der mächtigste Erweis höherer Kräfte, die immerfort in dieses natürliche Leben herabströmen, um es zu weihen und mit Göttlichem zu erfüllen. Weil ihr aber das Priesterthum der erste Stand der Kirche ist, so kann sie nicht umhin, gerade von ihm auch die höchste Zierde des Glaubens zu fordern. Nur ein jungfräuliches Priesterthum soll die Geheimnisse des Sohnes der Jungfrau feiern; nur in jungfräulichen Händen der Leib des Sohnes der Jungfrau ruhen; nur Keusche sollen Keuschheit predigen; nur wer zuvor ganz und freiwillig entsagt, soll die Brüder auffordern dürfen zur höchsten Form der Weltentsagung und reinsten Christenliebe. So allein sollen sie würdig sein der Sendung, die Christus, der Stammvater des neuen Geschlechtes, ihnen gegeben, in ihm und durch ihn wieder zu gebären im Geiste, was geboren aus dem Fleisch. Verlobt wie Jesus Christus mit der jungfräulichen Kirche Gottes in mystischer Ehe, sollen sie dieser fort und fort Söhne erwecken, ein geistliches Reich begründen, durch Wort und Sacrament, durch die ihnen in der Reihe gewordene Heiligungskraft fortzeugen höheres Leben durch alle Jahrhunderte.“ Wie ist es da möglich, so fragen wir, daß Luther die Einführung des Cölibats (unter Berufung auf 1. Tim. 4, 1.) auf den Teufel zurückführte, und dem entsprechend protestantische Gelehrte unserer Tage, wie Ebrard, die katholische Lehre vom Cölibat eine „Teufelslehre“ nennen!?

Diese heilige und erhabene Idee des Cölibats ist aber nicht etwa bloß ein schönes Theorem, oder gar ein phantastischer, undurchführbarer Gedanke, sondern auf Grund des menschlichen freien Willens und unter dem Beistand der göttlichen Gnade auch im Leben sicher und leicht zu verwirklichen, wie die Geschichte und die eigene Erfahrung eines jeden braven Priesters noch täglich es dar-

thun. Janssen hat darüber in seinem „Zweiten Wort an meine Kritiker" (S. 113) sich treffend also geäußert: „Wenn ein Gott Mensch wird und für uns am Kreuze stirbt, wenn er seine unendlichen Verdienste zu unserer Verfügung stellt, ... dann kann auch ein Philipp Neri, ein Franz Xaver, ja jeder katholische Priester, begeistert von der Liebe seines gekreuzigten Heilandes, freiwillig von vornherein auf das eheliche Leben verzichten, dann gibt es in der Nachfolge des jungfräulichen Christus und in Befolgung dessen, was der hl. Paulus anempfiehlt, noch etwas Höheres und Idealeres, als das eheliche Leben. Die Gnade Gottes kann den Menschen nicht allein stärken, wenn er auf irdisches Gut verzichten muß, sie kann ihn auch zu freiwilliger Entsagung erheben. Freiwillig hat Christus sein ganzes Leben lang die vollständigste Entsagung geübt, freiwillig das Kreuz zum steten Begleiter und zu seinem letzten Lehrstuhl, Richterthron und Opferaltar erwählt. Diejenigen, welche ihn wahrhaft lieben und ihm wahrhaft nachfolgen wollen, können und dürfen ihren Wandel nicht nach Zwang und Nothwendigkeit einrichten, sie müssen auch etwas freiwillig für ihn thun, freiwillig um seinetwillen auf die Güter und Genüsse dieser Welt verzichten, freiwillig ihre Leidenschaften und Gelüste kreuzigen. Diese praktische Lehre vom Kreuz ist die eigentliche Grundlage des Cölibats und zugleich die Garantie seiner Möglichkeit."

Wie konnten nun, so fragen wir wiederum, Luther und Zwingli den Cölibat ein Ding der Unmöglichkeit nennen, wie können in unsern Tagen protestantische Theologen und Historiker, wie Hase, Kurtz, Ebrard u. A. sagen, daß der Cölibat ein „Unding", „eine unnatürliche Härte der römischen Kirche", ein „gottloses Gelübde", ein „Gewissensstrick", ein „unnatürliches Laster, weil Revolution gegen Gottes Ordnung" sei?! Denn wenn diese nach dem Vorgange Luther's unter andern auf die Stelle 1. Tim. 4, 1—3 sich berufen, so kann ihnen nur mit denselben Worten erwidert werden, welche Möhler in seiner vortreff-

lichen Beleuchtung der (badischen) Denkschrift für die Aufhebung des Cölibats (Ges. Schriften und Aufsätze I. S. 202) angewendet: „Diese Anziehung verräth eine zu große Unwissenheit oder Leidenschaftlichkeit, als daß sie besonders berücksichtigt zu werden verdiente; denn an jener Stelle ist von Solchen die Rede, die alle und jede Ehe verbieten, während die katholische Kirche nicht nur die Ehe überhaupt nicht, sondern auch keinem einzelnen Menschen sich zu verehelichen untersagt." Und so darf jeder gute katholische Priester mit dem Apostel fragen: „Konnte nicht auch ich mich meiner Freiheit bedienen?" „Wem war ich verbunden, als ich mich zur Ehelosigkeit verpflichtete?"

Aus diesen Anschauungen von der erhabenen Idee der Jungfräulichkeit und ihrer praktischen Möglichkeit, und aus der Voraussetzung ihrer freiwilligen Uebernahme ist der Priestercölibat in der katholischen Kirche entstanden und ausgebildet worden.

2. Der Cölibat ist uralt und nicht erst von Gregor VII. in die Kirche eingeführt worden. Christus, der Hohepriester, lebte in ehelosem, jungfräulichem Stande, seine Apostel und namentlich Petrus hatten Alles, auch ihre Frauen verlassen, als sie ihrem Meister nachfolgten (Matth. 19, 27). Christi Lieblingsjünger, der mit der jungfräulichen Mutter Maria unter dem Kreuze gestanden, sowie der große Lobredner des ehelosen Standes, der Apostel Paulus (1. Kor. 7, 33. 40), waren beide unvermählt. Viele ihrer Schüler und Nachfolger traten in ihre Fußstapfen, und die Kirche hat gleich Anfangs wie in der Folgezeit ihren Dienern den ehelosen Stand als den besseren anempfohlen. Da aber die Kaiserlichen Strafgesetze gegen den Cölibat, besonders die lex Iulia und Poppaea (Vgl. Döllinger, Judenthum und Kirche S. 682, 703, 715) die Zahl tüchtiger eheloser Männer zu sehr beschränkte, so mußte man nothgedrungen auch Verheirathete zu den geistlichen Aemtern zulassen; jedoch durften diese, und zwar nicht bloß die Bischöfe und Priester, sondern auch die Diakonen und selbst

die Diakonissinnen (nach 1. Tim. 3, 2. 12; 5, 9; Tit. 1, 6.) keine bigami, sondern nur einmal verheirathet sein. Sie mußten ferner nach Anordnung der Synoden von Elvira (306) und Arles (314) während der Zeit, wo sie im Amte thätig waren, bei Strafe des Amtsverlustes des Umganges mit ihren Frauen sich enthalten. Sodann bezeugt schon Tertullian (160—240) (De exhort. cast. c. 10, 11.) die bestehende Sitte, daß diejenigen Priester, welche unverehelicht in den Priesterstand eingetreten waren, später sich nicht mehr verheirathen durften. Und diese alte allgemeine Observanz wurde auch bald Gesetz. So forderten schon die ihrem Inhalte nach uralten Apostolischen Canones (c. 25), daß alle unverheiratheten Cleriker nicht mehr zur Ehe schreiten sollten. Und das Concil von Neocäsarea (314) verhängte über solche Priester, welche heiratheten, die Absetzung. Das allgemeine Concil von Nicäa (325) endlich, welches jene Sitte eine alte Ueberlieferung nennt, wollte noch einen Schritt weitergehen und im Bereiche der ganzen Kirche nur noch unverheirathete Priester zu dem Altardienste zulassen, d. h. den Priestercölibat für die ganze Kirche zum Gesetz machen, stand jedoch auf eindringliche Vorstellungen des Bischofs Paphnutius, wenn übrigens Sokrates u. A. recht berichten, davon ab. Gestützt auf diese und zahlreiche andere bei den Kirchenvätern befindlichen Zeugnisse hat man katholischerseits sehr oft den Cölibat eine apostolische Anordnung auch im gesetzlichen Sinne genannt: so neuestens noch Bickell (Der Cölibat eine apost. Anordnung, in der Zeitsch. f. kath. Theol. II. (1878) 26 -64; III. (1879) 792—799; IV. (1880) 792). Der Tübinger Professor Funk hat ihm jedoch in der Theol. Quartalschr. (1880, 202—221) und in Kraus' Realencyclopädie der christl. Alterthümer (1882 I. S. 304—307) widersprochen; aber auch Kraus bemerkt Funk gegenüber am letztgenannten Orte, daß die von Bickell beigebrachten Argumente zu Gunsten der apostolischen Einsetzung des Cölibats zum Theil doch eine günstigere Beurtheilung verdienen".

Aber wenn auch, wie Laurin (Der Cölibat der Geistlichen. Wien 1880) und ein Recensent in den Hist. pol. Bl. (Bd. 87. S. 160) meinen, ein eigentliches Gebot der Apostel für die Bischöfe und Priester, ehelos zu leben, sich nicht nachweisen läßt, so ist doch zweifellos, daß der Cölibat im Prinzip auch schon von den Aposteln vertreten wurde.

In der Folgezeit wurde das Cölibatgesetz in der angedeuteten Richtung weiter entwickelt. Im Einklang mit den Bestimmungen des Concils von Elvira (306) erließ Papst Siricius (384—398) für die ganze abendländische Kirche das Gebot, daß die vor der Weihe verheiratheten Priester und Diakonen unter Strafe der Absetzung die Ehe nicht fortsetzen sollten. Dasselbe Gebot wiederholten viele Päpste und zahlreiche Synoden, so diejenige von Karthago (390), Toledo (400), Orange (441), Arles (443), Agde (506), Orleans (538). Die Päpste Leo I. (440—461) und Gregor I. (590—604) dehnten das Gesetz ausdrücklich auch auf die Subdiakonen aus, während die schon bestehende Sitte, nur noch Unverehelichte oder Wittwer zu den Weihen zuzulassen, immer allgemeiner wurde, zugleich auch der Gebrauch aufkam, daß alle Ordinanden das ausdrückliche Gelübde der Keuschheit ablegten. Die Geistlichen führten dann bis in die Mitte des elften Jahrhunderts an allen Dom- und größeren Pfarrkirchen nach der Regel des hl. Benedict oder Chrodegang's ein gemeinsames, eheloses Leben.

Angesichts so vieler und unwidersprechlicher Beweise können auch die Protestanten sich der besseren Ueberzeugung von dem hohen Alter des Cölibatsgesetzes in der Kirche nicht mehr verschließen. So gesteht beispielsweise Kurtz (Kirchengeschichte 8. Aufl. I. 1. Th. S. 165): „Alle namhaften lateinischen Kirchenlehrer kämpfen eifrig für die Allgemeingültigkeit klerikaler Cölibatsverpflichtung." Und es ist geradezu absurd und lächerlich, wenn trotz alledem das ehemalige protestantische Axiom in weiteren

Kreisen noch immerfort verfochten wird, daß Gregor VII. den Cölibat in die Kirche eingeführt habe. Diese Behauptung ist ebenso wahr, oder vielmehr unwahr, als die andere ihm parallel laufende, daß Innocenz III. der Erfinder und Einsetzer der Ohrenbeichte sei. So sagt denn auch der letztgenannte protestantische Kirchenhistoriker (a. a. O. S. 118): „Gregor VII. erneuerte und verschärfte die alten Cölibatsgesetze,“ welche nämlich in den voraufgegangenen Jahrhunderten „auf mehr als zweihundert Synoden“ (Möhler, Kirchengesch. II. 356) vorgeschrieben, dann aber in der dem Zerfall der karolingischen Dynastie folgenden Verwirrung und Barbarei, in Folge der Auflösung des gemeinsamen Lebens der Geistlichen vielfach in traurigen Verfall gerathen waren. Angesichts dieser eingerissenen Uebelstände erhob Gregor VII. auf der Ostersynode des Jahres 1074 seine eindringliche Stimme gegen die Concubinarier im Clerus und verbot den Gläubigen unter Strafe der Excommunikation, noch ferner der Messe eines beweibten Priesters anzuwohnen, oder von einem solchen die Sakramente sich spenden zu lassen. Diese einschneidende Bestimmung hatte nachhaltigen Erfolg, zumal die nachfolgenden Päpste daran festhielten. Das erste, und bestimmter noch das zweite Lateranconcil (1139) hat sodann die Priesterehe, welche bis dahin von der Kirche verurtheilt, aber doch als gültig angesehen war, vom Subdiakonat an als ungültig erklärt, was später vom Concil von Trient (1545—1563) den Protestanten gegenüber dogmatisch fixirt wurde. Damit war die Entwickelung des Cölibats in der katholischen Kirche des Abendlandes abgeschlossen. Die zur Zeit des Constanzer und Baseler Concils sich kundgebende Bewegung zur Gestattung der Priesterehe blieb glücklicherweise resultatlos, und noch viel weniger vermochte die häßliche Cölibatsstürmerei in Württemberg und Baden in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wider das altchristliche Institut der Ehelosigkeit der Priester. Auf all' die Cölibatsstürmer aber, welche

von den „Reformatoren“ an bis auf die heutigen „Altkatholiken“ ihr Priestergelübde brechend auf „Beweise“ sich berufen, paßt vortrefflich der Satz des Philosophen Fichte: „Unser Denksystem ist gar oft nur die Geschichte unseres Herzens.“

In der morgenländischen Kirche hatte sich die Entwickelung des Cölibatgesetzes in einer milderen, sagen wir, schlafferen Richtung vollzogen. Zwar durften die höheren Cleriker nach der Weihe nicht mehr heirathen, aber die schon Verheiratheten die Ehe fortsetzen. Indeß verzichteten doch Manche freiwillig auf die Ehe, und die Bischöfe waren wohl der Mehrzahl nach unverehelicht. Die trullanische Synode (692) gebot dann den Bischöfen den Cölibat, sanctionirte aber im Uebrigen die bisherige Praxis. Damit hat die Cölibatsentwickelung in der morgenländischen Kirche ihren Abschluß erreicht, und noch jetzt ist es bei den unirten, wie nicht unirten Griechen Sitte, daß die Alumnen vor der Weihe aus dem Seminar entlassen werden, um sich zu verheirathen, darauf die Weihen empfangen, und dann ihre Ehe fortsetzen, jedoch zur Zeit des Altardienstes der ehelichen Gemeinschaft sich enthalten. (Vgl. Laurin a. a. O. 116—135.)

3. Der Cölibat hat der Menschheit im Laufe der Zeiten die größten Dienste geleistet. Die verbissenen Gegner desselben behaupten natürlich das Gegentheil, und ihre Angriffe sind nicht nur gegen den Weltclerus, sondern namentlich auch gegen das Mönchthum und die Klöster gerichtet, deren Existenz eben nur durch den Cölibat möglich ist. Dieser, so sagen sie zunächst, sei höchst verderblich, ja die „Quelle der Sittenlosigkeit“ gewesen. Gewiß sind von Seiten der Priester und Mönche im Laufe der Geschichte viele und grobe Verstöße wider den Cölibat und die Sittlichkeit vorgekommen. Aber, abgesehen von der horrenden Uebertreibung bei der Aufstellung solcher „Sündenregister“, ist doch sehr zu beachten, daß, wenn Priester gegen ihr Gelübde und wider den Cölibat

sich vergangen haben, dies wahrlich nicht gegen das Institut des Cölibats spricht. Gibt es denn irgend eine noch so heilige Sache, die nicht mißbraucht und entehrt wird? Ist nicht auch die Ehe ebenso sehr, oder noch weit mehr mißbraucht und entehrt worden? Muß nicht auch das Christenthum selbst mit allem Heiligen, das es in sich begreift, noch tagtäglich die größten Verletzungen und die ärgsten Mißbräuche sich gefallen lassen? Wäre aber jene wundersame Logik der Cölibatsstürmer richtig, dann müssen sie folgerecht auch die Ehe mitsammt dem ganzen Christenthum verwerfen.

Man hat dem Cölibat weiterhin vorgeworfen, daß er erschlaffend, geisttödtend und allen gesunden Fortschritt hemmend gewirkt habe. Diese falsche historische Münze ist aber so sehr abgegriffen, daß auch vernünftige Protestanten sie außer Cours setzen wollen, wie denn ein süddeutscher protestantischer Theologe (Die Berechtigung der Reformation S. 32) diese alte Geschichtslüge einfach damit abthut, daß er auf das schon alte gegentheilige Urtheil des Philosophen Steffens und des protestantischen Historikers Luden sich beruft, der also sagt: „Im Ganzen hat durch die Ehelosigkeit der Geistlichen das gewonnen, worum wir leben und sind: der Geist, die Pflege des Geistes, die Bildung des Menschengeschlechtes. Sie hat wesentlich mitgewirkt, der Kirche die Einheit und in der Einheit die Macht zu verschaffen, die ihr nöthig war, um sich der rohen Gewalt des Schwertes entgegenzustellen und um den erstickenden Druck zu mildern, den das Lehnwesen auf das Leben gebracht hatte. Auch ist vielleicht die germanische Welt nur durch die Ehelosigkeit der Geistlichen vor einem erblichen Priesterthum bewahrt worden."

Wem haben die als Träger der Cultur und Civilisation sich rühmenden Nationen diese ihre Stellung in der Weltgeschichte zu danken? Den ehelosen Priestern und Mönchen, die ihnen das Christenthum sammt der Cultur als das ihre ganzen Verhältnisse durchdringende und um-

gestaltende Ferment gebracht; und kein Geringerer als Joh. von Müller ist es, der eben bei der Bekehrung der germanischen Völker einen entscheidenden Einfluß dem Cölibate zuschreibt. In gleicher Weise sind auch noch heut zu Tage die katholischen ehelosen Missionäre die Pioniere der Religion und Cultur bei den wildesten Völkerschaften in den entferntesten Theilen der Welt, während die verheiratheten protestantischen Missionäre in den Tropenländern trotz der ungeheuren Summe von 28 Mill. Mark jährlicher Beiträge verhältnißmäßig so wenig leisten. Das müssen auch die Protestanten gestehen, und ihre „Allgemeine Missionszeitschrift" (Jahrg. 1881. S. 534 ff.) zieht aus der zuletzt angeführten Thatsache den sehr beachtenswerthen Schluß, daß für eine gesegnete Missionsthätigkeit der Cölibat eine unerläßliche Bedingung sei. „Wer sich also — heißt es dort — nicht zum Cölibat entschließen kann, der mag als Missionär in irgend ein gemäßigtes Klima gehen, aber für die Tropenländer ist er untauglich."

Wer hat im Laufe der christlichen Jahrhunderte, und auch in den düstersten Perioden, die hohen, lichten Ideale, die Fackel der Wissenschaft empor und brennend gehalten? Wer waren die größten Geistesriesen des christlichen Zeitalters? Es waren Cölibatäre, jungfräuliche Priester und Mönche: der hl. Paulus, der (bekehrte) heil. Augustin, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Gregor der Große, Thomas von Aquin, Albertus Magnus und so viele Andere. Und gerade die Institute des cölibatären Mönchthums, die Klöster, haben die Bildung und Wissenschaft für die Gegenwart hinüber gerettet. Johannes von Müller nennt sie darum voll Bewunderung „vortreffliche Institute, dergleichen nicht leicht wieder zusammen zu bringen sein werden, und ganze Zweige der Gelehrsamkeit werden mit ihnen verdorren, ganze Gegenden in Wüstenei zurücksinken. Wie sehr wünschte ich selbst mir so ein Kloster! . . . Errichten sollte man, wo keine mehr sind." Ueber die

wissenschaftlichen Leistungen der Mönche und Klöster existiren übrigens zahllose Zeugnisse der Anerkennung und des höchsten Lobes auch von Seiten ihrer Gegner. (Man vergleiche beispielsweise Hist. pol. Bl. Bd. 7. S. 532 ff.)

Weiterhin hat der Cölibat auch der politischen Unabhängigkeit und Freiheit große Dienste erwiesen. Schon die Vernunft sagt uns, daß der ehelose, von Sorge um Weib und Kind und deren Lebensunterhalt befreite Priester wider die freiheitsmörderischen Gelüste des absolutistischen und despotischen Herrschers oder des omnipotenten Staates weit leichter, nachhaltiger und erfolgreicher ankämpfen kann, als der durch tausend Rücksichten auf den Unterhalt, die Versorgung, das Fortkommen seiner Familienmitglieder behinderte verheirathete Diener der Religion. Und die Geschichte und die Erfahrung bestätigt diesen Satz in unwiderleglicher Weise. Während der cölibatäre Clerus des Abendlandes gegenüber der weltlichen Gewalt in allen Ländern sich den Charakter der Freiheit und der Selbständigkeit bewahrt und vor allen Ständen durch energische Initiative, opfervolle Thätigkeit und reich gesegnete Wirksamkeit sich ausgezeichnet hat, ist der verheirathete morgenländische Clerus bald von seiner früheren Höhe herabgesunken und der byzantinischen Staatsgewalt in serviler Unterwürfigkeit unterthan, das beweibte russische Popenthum aber der Gegenstand des Mitleids und des Spottes Aller geworden. Und wie mannhaft, pflichttreu und opferfreudig hat sich unser katholischer Clerus in den schweren Tagen des „Kulturkampfes“ der Gegenwart bewiesen! Würde das in gleicher Weise auch ohne den Cölibat geschehen, oder auch nur möglich gewesen sein? Würden die zahlreichen Priester und Ordensleute so geduldig die Gehaltssperre ertragen, so bereitwillig die hohen Geldstrafen übernommen, so muthvoll Kerker und Verbannung erduldet haben, wenn die Sorge um Weib und Kind sie beschwert, wenn deren Weinen und Klagen an ihr Ohr gedrungen wäre? Oder stellen wir einmal die Frage: Würden

die verheiratheten protestantischen Prediger unter den gleichen bedrückenden Verhältnissen einen gleich heroischen, opfervollen Muth gezeigt haben als die katholischen Priester und Ordensleute?

Gegenüber dem alten Vorwurf, als habe der Cölibat schwere sociale volkswirthschaftliche Nachtheile im Gefolge, erinnert der protestantische Berliner Historiker Nitzsch in seinem 1883 erschienenen hinterlassenen Werke: Geschichte der römischen Republik (I. S. 63), mit Recht daran, daß in Deutschland das cölibatäre Mönchthum „gerade die Arbeit der Kolonisation und Agrikultur am eifrigsten angegriffen habe.“ Unter einem andern höheren Gesichtspunkte hat schon der hl. Augustinus (De mor. eccl. cath. I. n. 66) den Gegnern zugerufen, sie sähen nicht ein, wie sehr das Gebet der Mönche und ihr entsagendes, opfervolles Leben der Masse des Volkes zum Heile und zum heilsamen Beispiele gereiche. Und wenn dann der Göttinger Rechtsgelehrte R. v. Ihering im I. Bande seiner Schrift: „Zweck im Recht“ von den „Ehelosen“ sagt, daß sie „gegen die Gesellschaft nicht weniger als Mörder, Räuber und Diebe sich vergehen,“ einfach darum, weil sie der Vermehrung der Bevölkerung Schranken setzen, so richtet dieser Angriff schon durch seine Maßlosigkeit sich selbst, und Laurin (a. a. O. S. 183 ff.) hat ganz Recht, darauf zu erwidern, Ihering müsse dann folgerecht alle nicht verehelichten Menschen für Frevler an der menschlichen Gesellschaft erklären, für die Trennung aller kinderlosen Ehen eintreten, die „sitzengebliebenen“ Mädchen auf andere Weise, als durch die Ehe zur Volksvermehrung beitragen lassen und die sittliche Corruption, soweit sie zur Mehrung der Population beiträgt, zu einem socialen Verdienst und zu einer volkswirthschaftlichen Wohlthat umstempeln.

Aber wer sind denn, so fragen wir zum Schluß, eigentlich die Gegner des Cölibats? Geschichte und Erfahrung geben darauf die deutliche Antwort: Es sind zunächst die den Sitten, der Kirche und ihrem Gelübde untreu gewordenen

Priester, und dann alle Feinde der katholischen Kirche, welche eben im Cölibat, und zwar mit Recht, ein vorzügliches Unterpfand der Selbständigkeit und Stärke, eine hervorragende Garantie des sicheren und blühenden Fortbestandes der verhaßten Kirche erblicken.

Dr. X.

---

19. Die katholische Kirche und der Aberglaube, namentlich in Deutschland.

„Zu den Erscheinungen, in welchen die universale Kraft des Christenthums in den lebendigsten Zügen sich offenbart, gehört die Erziehung des deutschen Volkes zu christlichem Glauben und christlichem Leben. Mit jener festen Innigkeit, welche als besonderes Erbtheil des deutschen Namens gerühmt zu werden pflegt, hing der Germane an den vaterländischen Göttern; in Wald und Feld traten sie ihm entgegen, sein ganzes Leben war mit seinem Glauben verwachsen; mit Zähigkeit pflegte er alte Sitten und Gebräuche: dennoch gelang es der Kirche, den Sieg zu erringen, und dem Christenthum das Gemüth des Volkes zu erschließen." Mit diesen Worten eröffnete der Protestant Dr. Emil Friedberg, Professor der Rechte in Leipzig und einer der Väter des preußischen Culturkampfs, seine Schrift: „Aus deutschen Bußbüchern. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Halle, 1868." In dem Brockhaus'schen Conversations-Lexikon Bd. I. liest man: „Der Aberglaube wirkt in Rücksicht auf das bürgerliche Leben noch viel verderblicher als der Unglaube; über die Pflicht, ihm entgegenzuwirken, ist daher kein Zweifel." Die katholische Kirche hat seit ihrer Gründung alle Jahrhunderte hindurch bis heute diese Pflicht erfüllt. Wie der Völkerapostel Paulus in seinem Schreiben an die Christen in Rom (I. 18 ff.), bekämpften die Kirchenlehrer in ihren Schriften den Aberglauben. „Man kann ohne Uebertreibung behaupten," schreibt Simar (Der Aberglaube. Köln 1878. S. 57),

„daß schon der hl. Augustinus jede Art des Aberglaubens wissenschaftlich vernichtet habe. Mit ihm theilen diesen Ruhm die großen mittelalterlichen Theologen, allen voran der hl. Thomas von Aquin.“ Die Concilien bekämpften den Aberglauben durch Gesetze mit den strengsten Strafen. Im Morgenlande beschloß das Concil von Ancyra in Galatien vom J. 314: „Wer Augurien, Auspicien, Traumdeuterei oder irgend Wahrsagereien nach heidnischem Gebrauch beobachtet, oder desgleichen Menschen, damit sie derlei böse Dinge erforschen, einführt, soll, wenn er vom geistlichen Stande ist, ausgestoßen werden, im andern Falle fünf Jahre Buße thun. Wenn Jemand Opferspeise ißt und dies beichtet, so muß der Priester die Person, ihr Alter, ihre Bildungsstufe und wie sich die Sache zugetragen, berücksichtigen; bei einem Kranken soll die priesterliche Autorität jedoch gemildert werden und dies bei jeder Buße und Beichte überhaupt mit Gottes Hülfe mit aller Sorgfalt beachtet werden.“ (Fehr, Der Aberglaube und die katholische Kirche des Mittelalters. Stuttgart 1857. S. 103.) Im Abendlande folgten die Concilien zu Arles in der Provence 452, Agde in Languedoc 506, Orleans 511, 538 (536) und 541, zu Auxerre in der Bourgogne 578 und Narbonne 589. Es wurde u. a. beschlossen: „Wenn ein Christ nach Sitte der Heiden beim Namen irgend eines Thieres schwört und noch dazu heidnische Namen anruft, und wenn er auf geschehene Ermahnung nicht von diesem Aberglauben ablassen will, so werde er von der Genossenschaft der Gläubigen und von der Gemeinschaft der Kirche bis nach erfolgter Besserung ausgeschlossen“. (Fehr S. 32). „Die das Volk verführenden Wahrsager und Wahrsagerinnen sollen, wo sie ertappt würden, seien es Freie, Knechte oder Mägde, öffentlich auf das strengste durchgeprügelt, verkauft und der Erlös den Armen ausgetheilt werden.“ Geben die Beschlüsse der innerhalb eines Jahrhunderts gehaltenen zahlreichen Concilien ein beredtes Zeugniß, mit welchem rastlosen Eifer die Kirche den Aberglauben bekämpfte, so gibt ein solches nicht

minder die Zahl der Bischöfe, welche die Beschlüsse unterzeichneten: auf den beiden ersten Concilien zu Orleans geschah dies von mehr als dreißig, auf dem dritten von fünfzig Bischöfen.

Wenden wir uns nach Deutschland und beginnen wir hier, Früheres übergehend, mit dem von Rom geweihten Apostel der Deutschen, dem h. Bonifacius. Unter den Beschlüssen des ersten deutschen Nationalconcils, welches mit Bewilligung des Papstes Zacharias im J. 742 stattfand, finden sich folgende: „Wir haben angeordnet, daß jeder Bischof mit Beihülfe desjenigen Grafen, welcher Schutzherr der Kirche ist, in seinem Sprengel darauf sehen soll, daß das Volk Gottes keine heidnischen Gebräuche beobachte, sondern alle dergleichen Unreinigkeiten verabscheue und ablege, als da sind heidnische Todtenopfer, Loosdeuten, Wahrsagen, Amulete, Beobachtung des Vogelflugs und Hexereien. Auch jene Opfermahlzeiten, welche thörichte Menschen nach heidnischem Brauche neben den Kirchen unter Anrufung der heiligen Martyrer und Bekenner anstellen, indem sie Gott und seine Heiligen dadurch verunehren, und ebenso die gotteslästerlichen Feuer, welche sie Nodfyr nennen, und Alles, wie es Namen haben möge, was sich auf heidnischen Aberglauben bezieht, sollen sie abzustellen eifrig bemüht sein.“

An dieses erste Concil schloß sich im folgenden Jahre ein zweites zu Listinä (bei Cambrai im Hennegau) an.

Galt das erste vorzugsweise der Besserung des geistlichen Standes, indem nach den Satzungen desselben nur solche als Diener Gottes zugelassen werden sollten, welche innerlich befähigt waren, so das zweite der Besserung des Volkes, vor allem der Bekämpfung der abergläubischen heidnischen Gebräuche. Es ward daher eine bei der heil. Taufe anzuwendende Abschwörungsformel und ein Glaubensbekenntniß entworfen, welche zu den ältesten fränkischen Sprachdenkmälern der christlichen Zeit zählen. Außerdem wurde ein Verzeichniß jener heidnischen Gebräuche aufgenommen, eine Erläuterung der allgemeinen Verbote des vorigjährigen Concils und ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß des

altdeutschen Heidenthums, sowie die Strafe festgesetzt für diejenigen, welche sich der Ausübung jener Gebräuche schuldig machten. Leider sind nur die dreißig Ueberschriften des Verzeichnisses erhalten, so daß Manches unverständlich ist. Spuren jener heidnischen Gebräuche finden sich noch heute, ein Zeichen, wie fest das Volk an alten Sitten hält; vielen hat die Kirche eine höhere Weihe gegeben, da ihnen eine Bedeutung zu Grunde lag, welche die Wurzel in einem natürlichen Gefühle hatte; die Kirche legte nur eine andere Beziehung in die Sitte und verbot das, was Unerlaubtes an derselben war. So blieb freilich die Sitte bestehen, aber geläutert: die heidnische Vorstellung mußte der christlichen weichen. Dankte der Heide seinen Götzen für die Gaben der Natur, so konnte die Kirche die Dankbarkeit selbst nicht verbieten; sie verbot den Dank, insofern er den Götzen dargebracht wurde, sie verbot ferner alle jene abergläubischen Gebräuche und wüsten Gelage, sie kämpfte gegen sie als Lehrerin der Wahrheit, als Verkündigerin des einen unsichtbaren Gottes, des Gebers aller Dinge; ihre Thätigkeit war nur gerichtet gegen den Götzenglauben und die Unsittlichkeit. Um das Wirken der Kirche von dieser Seite kennen zu lernen, lassen wir das in lateinischer Sprache abgefaßte Verzeichniß in deutscher Uebersetzung nebst einigen Bemerkungen über die in demselben enthaltenen Hauptgegebräuche folgen. (Seiters, Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Mainz 1845. S. 37. Fehr 54 ff.)

1. Von der Religionsschändung (sacrilegio) bei den Gräbern der Todten. 2. Von der Religionsschändung unter den Todten, d. i. Dadisas. (Sehr ausgebildet war der Todtendienst der alten Deutschen: man hielt Wache bei den Todten, man sang, spielte, tanzte und schmauste; der Todte behielt seine Waffen, und Sklaven und Diener opferten ihr Leben. Das Wort „Dadisas“ soll bedeuten: Todesessen, von „As“ d. i. Speise oder Atz.) 3. Von den unfläthigen Festen (spurcalibus, Sporkelfesten) im Februar. (Im Februar wurde das Fest der rückkehrenden

Sonne, von dem Jubeln oder Jodeln das Julfest benannt, gefeiert. Trinkgelage und Gastmähler durften nicht fehlen, mit ihnen waren Mummereien und das Opfer eines Ebers verbunden. Der Name Spörkel soll noch heutzutage an diese Spurkalien im Februar erinnern, sowie der Hornung an die Hörner, welche bei jenen Gelagen geleert wurden. Das heidnische Fest hat sich in unserem Carneval erhalten.) 4. Von den Hüttchen, d. i. Götterstätten. (Lateinisch de casulis, id est fanis. Keiner Bemerkung bedürftig.) 5. Von den Religionsschändungen in den Kirchen. (Verbot der Gastmähler, Tänze und Gesänge ꝛc. in den Kirchen.) 6. Von den heiligen Orten in den Wäldern, welche Nimiden genannt werden. (Die Erklärung des Wortes „Nimidas" ist bisher nicht gelungen. Hefele, Conciliengeschichte III. 472.) 7. Von den Gebräuchen, welche sie auf Felsen verrichten. (Felsen waren beliebte Opferstätten.) 8. Von den heiligen Opfern des Merkur oder Jupiter. (Der römische Merkur war der deutsche Wodan, Jupiter gleich Thor.) 9. Von dem Opfer, welches einem Heiligen dargebracht wird. („Das neubekehrte Volk, an den Dienst der Heroen gewohnt, wollte den Heiligen ebenso Opfer darbringen, wie es früher den Götzen geopfert hatte.") 10. Von den Anhangszetteln und Bändern, De phylacteriis et ligaturis. (Amulete, Amuleta, auch Brevia, Briefe, genannt, aus Metall, Holz oder Pergament, mit Runen beschrieben, ebenso Bänder aus Zeug oder Kräutern sollten gegen Zauberei u. s. w. schützen.) 11. Von den Opferbrunnen. (Die Verehrung der Quellen ist bekannt. „Wie nach Gregors des Großen Anweisung der h. Augustinus in England die heidnischen Tempel in christliche verwandelte, so wurden in Deutschland an den als heilig verehrten Quellen Tempel des wahren Gottes erbaut.") 12. Von den Zaubereien, De incantationibus. (Incantationes oder carmina, d. h. Zauberformeln, kannten auch die Römer, wie diese denn überhaupt den Deutschen auf dem Gebiete des Aberglaubens vorangingen. Gewissen Worten oder Sprüchen wurde eine

geheime Kraft beigelegt, und besonders betrieben alte Weiber dieses Geschäft. Horat. S. I. 8.) 13. Von den Wahrsagereien aus den Vögeln oder Pferden oder aus dem Mist der Ochsen oder aus dem Niesen. (Tacitus, Germania cap. 10.) 14. Von den Wahrsagern und Loosdeutern. (Wer die römische Geschichte kennen gelernt hat, wird schon wissen, worin das Treiben und die Mittel der Wahrsager und Loosdeuter bestanden haben. Tacit. Germ. 10.) 15. Von dem aus Holz geriebenen Feuer, d. i. Nodfyr. (Man rieb trockene Hölzer durch ein Rad an einander und machte so Feuer; durch dieses ritt oder sprang man, in dem Wahne, daß man dadurch gegen Fieber und anderes Unheil geschützt sei. Die Asche streute man über die Felder, damit diese desto mehr Früchte trügen, und das Ungeziefer abgehalten würde. „Als heidnischer Aberglaube wurde diese Sitte verboten, sie fand aber in den christlichen Oster- und Johannisfeuern, als Symbolen des erschienenen Lichtes der Welt, ihr Unterkommen und heilige Bedeutung.") 16. Von dem Gehirn der Thiere. (Ein heidnischer Gebrauch war der Eid bei dem Kopfe eines Thieres, ein Gebrauch, der schon zwei Jahrhunderte früher in Frankreich durch die Concilien verboten war und gegen den durch Bonifacius die Bestimmung erlassen wurde, daß jeder Eidschwur in der Kirche und über den Reliquien geleistet werden solle. Außerdem war es eine allgemeine Sitte unter den Deutschen, bei Thierhäuptern zu opfern; so brachten die Longobarden einen Ziegenkopf als Opfer dar.) 17. Von der heidnischen Beobachtung am Herde oder bei dem Anfange eines Dinges. (Als solche abergläubische Zeichen, von dem Ausgange eines Geschäftes sich Gewißheit zu verschaffen, galten und gelten vielfach noch heute das Aufsteigen des Rauches, einzelne Tage der Woche, die verschiedenen Mondphasen. Noch jetzt werden Montag und Freitag von Manchen als Tage angesehen, an denen man nichts Wichtiges beginnen dürfe, Voll- und Neumond dagegen als günstig, namentlich für Geschäfte des Ackerbaues. Daher noch heute bei den Seefahrern die Sage

vom fliegenden Holländer. Der katholische Columbus hatte diesen Aberglauben nicht; er begann seine Entdeckungsreise an einem Freitage, 3. August 1492.) 18. Von den ungewissen Orten (Unstätten), welche man für heilig hält. (Wie die Griechen und Römer verehrten die alten Deutschen außer den Hauptgöttern noch niedere Gottheiten aller Art. Das Heidenthum belebte Alles mit Wesen, Luft und Erde, Wald und Meer, Seen und Flüsse, Felsen und Bäume; es sind alle die Unholden, die Wodans und der andern Götter Genossen sind, und deren Andenken in den Sagen und Märchen von den Zwergen und Nixen und andern fabelhaften Wesen fortlebt.) 19. De petendo quod boni vocant sanctae Mariae. (Zur Erklärung dieser räthselhaften Ueberschrift vermuthen Manche, statt petendo sei petenstro — peten, auch betin, d. h. Bett —, so viel als Bettstroh, zu lesen, ein Kraut, woraus die guten, d. h. die gemeinen Leute unter den Christen Bündel machten, die sie Marienbündel nannten und zu abergläubischen Zwecken gebrauchten. Die Kirche verbot diesen Aberglauben. „Da Verbote nichts fruchteten, gab sie der Sitte eine höhere, symbolische Bedeutung und heiligte sie durch ihren Segen. So werden noch jetzt am Tage Mariä-Himmelfahrt als Symbole der heil- und fruchtbringenden Naturkraft Kornbündel geweiht, welche aus Heilkräfte besitzenden Kräutern, aus Kornähren und Baumfrüchten zusammengesetzt sind.“) 20. Von den Festen, welche sie dem Jupiter und Merkur geben. (Man vermuthet hier außergewöhnliche Feste, da für die gewöhnlichen dem Wodan und Thor die Wochentage bestimmt waren. Vrgl. Nr. 8.) 21. Von dem Abnehmen des Mondes, was sie „Siege Mond!“ nennen, De lunae defectione, quod dicunt Vince luna. (Bei Sonnen- und Mondfinsternissen, sowie beim Neumond verfolgte man diese Gestirne, besonders den Mond, mit Geschrei und Toben; von allen Seiten erscholl der Ruf: „Mond, siege!“ Der Aberglaube war, Sonne und Mond würden von Thieren verfolgt, und die Ursache ihrer Verfinsterung

sei Furcht.) 22. Von den Ungewittern, Hörnern und Löffeln. (Bei Ungewittern und Stürmen wurde zur Beschwichtigung derselben Getöse gemacht.) 23. Von den Gräben um die Höfe. (Bei der Anlegung des Grabens um den Hof fanden abergläubische Ceremonien statt, um Hexen und Zauberer abzuhalten.) 24. Von dem heidnischen Zusammenlaufen, welches sie Frias (Irias) nennen, mit zerrissenen Kleidern oder Schuhen. (Das Wort Frias (Irias) ist bisher nicht erklärt. Man bezieht die Ueberschrift gewöhnlich auf das Fest, welches am ersten Januar in fast allen Ländern mit Mummereien und Aufzügen gefeiert wurde, das sogen. Faschingsfest.) 25. Darüber daß sie alle Todten zu Heiligen machen, fingunt. (Ein Ueberrest der altdeutschen Vorstellung, wonach Wodan die Helden in Walhalla versammelt.) 26. Von dem Götzenbild aus Mehlteig. (Zu Ehren der Götter wurden Brode in allerlei Formen gebacken, denen man geheime Kräfte beilegte, eine Sitte, die sich, natürlich ohne jenen Aberglauben, in allen deutschen Ländern bis heute erhalten hat; in Westfalen erinnert daran die Heidewecke um Fastnacht, in den Rheingegenden der Weckmann am Nikolaustage, in Pommern die Osterwölfe um Ostern, anderwärts die Christwecke, ferner die Bretzeln 2c.) 27. Von den Götzenbildern aus Tuch (pannis) gemacht. (Unsere heutigen Puppen, natürlich mit dem Unterschiede, daß die damaligen als Götzenbilder dienten.) 28. Von dem Götzenbilde, welches sie über die Felder tragen. (Bei allen Völkern und zu allen Zeiten, bei den Chinesen wie bei den Römern, findet sich die Sitte, einen Umgang durch die Fluren zu halten unter Vorantragung eines Götzenbildes. Die Griechen hatten dafür das Wort *θεοφορία*, von *θεοφόρος*, d. h. Gotttragend, „Gottestracht." Bei den alten Deutschen war es vielleicht das Bild des Thor, des Beschützers des Ackerbaues. „Die theophorische Flurprocession, von der Kirche angeordnet, um von Gott den Segen der Feldfrüchte, Abwendung des Unwetters oder Hagels — daher auch an manchen Orten Hagelfeier

genannt — zu erflehen, ist eine durch den Geist des Christenthums geläuterte und geheiligte Fortsetzung dieser in dem Gefühle der Völker begründeten Sitte.") 29. Von den hölzernen Füßen oder Händen nach heidnischem Gebrauche. (Entweder als Beweise des Dankes, wenn die Hände oder Füße krank gewesen, oder als Zeichen der Bitte, um dieselben gesund zu erhalten, brachte man den Götzen hölzerne Füße oder Hände dar. Als der Bischof von Clermont, Gallus, im sechsten Jahrhundert lebend, einstmals mit König Dietrich, Chlodwigs Sohne, nach Köln kam, fand er dort einen Götzentempel mit Götzenbildern, denen die Heiden reiche Opfer brachten, wobei sie sich mit Speise und Trank bis zum Erbrechen anfüllten; zu den Bildern flehten sie auch um Hülfe gegen Krankheiten, und ein Jeglicher brachte das Glied des Körpers, welches krank war, aus Holz geformt den Götzen dar. Gallus zündete den Tempel an; die Wuth der Heiden über diese That war so groß, daß sie den Tod des gottbegeisterten Mannes beschlossen; dieser aber ward von dem Könige in seinem Palast gerettet. Die Kirche verbot den abergläubischen Gebrauch auf Synoden und in Predigten. „An manchen Wallfahrtsorten und in andern Kirchen ist noch jetzt die Sitte, solche Votivbilder oder Tafeln als Denkzeichen einer wunderbar gefundenen Gebetserhörung aufzuhängen, und kein Vernünftiger wird der Kirche einen Vorwurf darüber machen, daß sie solche kindlich-sinnliche Darstellung des dankbaren Gemüthes duldete, sobald alle abergläubischen Vorstellungen, gegen welche ihre Verbote in Bezug auf das Heidenthum eifern, verschwunden waren. Es gilt hier, was der heil. Hieronymus über den Geist sagt, in welchem solche Gebräuche im Christenthum beobachtet werden.") 30. Von dem Glauben, daß Frauen den Mond bezaubern, so daß sie nach heidnischem Wahne die Herzen der Menschen wegnehmen können.

So kämpfte die Kirche gegen den Aberglauben, so kämpfte sie für Befreiung der Menschheit von geistiger und bürgerlicher Knechtschaft. Wahrlich, es war ein Werk voll

unermeßlicher Mühen, voll unzähliger Schwierigkeiten, welches jene gottbegeisterten Männer übernommen hatten: hier die Finsterniß des Heidenthums, dort ein Gemisch von Heidenthum und Christenthum und im Gefolge desselben Verwilderung und Sittenlosigkeit. Neben der Himmelsblume der Christuslehre wucherte die Giftpflanze des Heidenthums mit allen jenen Ausschweifungen, welche Unglaube und Aberglaube stets hervorrufen. Wie selbst in den Städten derjenigen Länder, in denen schon vor dem Völkersturme das Christenthum Eingang gefunden, nach demselben das Heidenthum fortdauerte, bezeugen die Glaubensboten jener Zeiten; ihre Schriften, wie z. B. die des h. Pirmin († 754), des Zeitgenossen und Freundes des h. Bonifacius, enthalten dieselben Gebräuche verzeichnet, gegen welche Bonifacius Verbote erließ; Beweise dafür sind ferner die Nachrichten von dem Götzentempel in Köln, wie auch von einem Bacchustempel zu Neuß, den Pipin von Heristal am Ende des siebenten Jahrhunderts zerstörte. Aber keine Gefahr, keine Mühe schreckte die Boten des Evangeliums: sie traten als würdige Nachfolger in die Fußstapfen ihrer Vorbilder und führten, ohne blutige Umwälzung, ohne Zwietracht und Zerrissenheit über Land und Leute zu bringen, die Lehre Jesu Christi zum Siege.

Mit der Kirche ging auch die weltliche Regierung Hand in Hand. So wurde unter Karl dem Großen verordnet (769): „Der Bischof soll jährlich seinen Sprengel visitiren und die abergläubischen Gebräuche abstellen," es wurde wiederholt eingeschärft (789): „Kein Gaukler, Zauberer, Wettermacher und Schwörer" (obligatores, die vorgaben, sie könnten durch ihre Zaubergürtel die Menschen anziehen) „sollen geduldet werden, ebenso keine abergläubischen Gebräuche bei den Brunnen, Flüssen" u. s. w. So heißt es in dem Gesetz aus einem ungewissen Jahre: „Es sollen die Wahrsager und Zeichendeuter und alle, welche die Monate und Zeiten beobachten und so Phylakterien um den Hals tragen, aufgesucht und zur Empfangnahme der gerechten Strafe vor ihn (den Bischof) gebracht werden."

Es würde zu weit führen, wollten wir sämmtliche Verordnungen zur Ausrottung des Aberglaubens mittheilen; es bedarf dessen auch nicht, da sie im Großen und Ganzen Wiederholungen sind. Erwähnen wir nur einige noch. Papst Leo IV. (847—855) erließ (um das J. 850) an die Bischöfe des britischen Volkes ein Schreiben, in welchem er, auf den Canon des Concils von Ancyra verweisend, „ebenfalls die Sortes (Loose) als Wahrsagereien (divinationes) und Maleficien erklärt, und seine Willensmeinung in Bezug auf dieselben dahin kundgibt, daß sie fernerhin unter den Christen gar nicht mehr genannt, sondern bei Strafe des Bannes ausgerottet werden sollten." (Mansi XIV. 882. Jaffé Reg. Pontif. p. 232. Fehr 105.) In einem Rundschreiben des Papstes Leo VII. (936—939) „an die Könige, Herzöge, Bischöfe, Aebte, Grafen und an die Bischöfe von Salzburg, Regensburg, Freisingen, Seben und die übrigen Bischöfe Galliens, Germaniens, Bayerns, Alemanniens" (938) heißt es in Betreff der Wahrsager (auguratoribus) und Zauberinnen (incantatricibus et maleficis vario modo mortificatis a populo): „man solle dieselben zu einer aufrichtigen Buße und Besserung zu bringen suchen; kann das nicht geschehen, so muß man sie den weltlichen Strafgesetzen überlassen." (Mansi XVIII. 378. Jaffé Reg. p. 315. Fehr. 110.) In den Beschlüssen des Mainzer Provinzialconcils vom Jahre 1261 heißt es: „Wir excommuniciren und anathematisiren alle Weissager [Wahrsager], und sie sollen von keinem Andern, als von ihrem Bischof losgesprochen werden, außer vielleicht in der Todesstunde (nisi forsan in mortis articulo); wir wollen, daß diese Excommunication alle Sonn- und Feiertage von den Priestern in den Kirchen und Kapellen bekannt gemacht werde." Dieselben oder ähnliche Beschlüsse gegen alle abergläubischen Gebräuche und Mittel finden sich fortwährend wiederholt, und um darzuthun, wie eifrig die Kirche dieselben bekämpft hat, lassen wir ein Verzeichniß der Concilien folgen: Köln 1279, Mainz, Utrecht, Breslau 1290, Mainz

Utrecht und Trier 1310, Würzburg 1329, Naumburg 1350, Eichstädt 1354, Köln 1356, Magdeburg 1370, Meißen 1413, Lübeck 1420, Straßburg 1432, Breslau 1445, Eichstädt 1447, 1453, 1465 und 1484, Breslau 1475, Bamberg 1491, Schwerin 1492, Bremen 1497, Basel 1505, Magdeburg 1505, Regensburg 1512.

Vernehmen wir zum Schluß uoch einiges über die Strafen. Das Magdeburger Concil (1370) verordnete: „Alle Vogelschauer, Weissager und Weissagerinnen, Zauberer und Beschwörer schließen wir durch gegenwärtiges Statut unter Zustimmung des Concils aus der Kirchengemeinschaft aus, behalten uns deren Absolution vor und verbieten unter Androhung des göttlichen Gerichtes, daß irgend ein Priester sich unterstehe, dieselben zu absolviren. Sollten indeß Solche gefunden werden, welche aufrichtig in den Schoß der Kirche zurückkehren wollen, Zeichen der Buße geben und durch den Bischof oder dessen Stellvertreter die Absolution erhalten haben, so wollen wir nichts desto weniger, weil sie Gott, unsern Schöpfer, verachtet und Götzendienst getrieben haben, daß sie an vier Sonntagen barfuß während der Procession im Kirchhof dem Kreuze und den Fahnen vorangehen, ohne Kopfbedeckung, nach Beendigung der Procession vor der Kirchthüre stehen bleiben und erst, nachdem die Gläubigen eingetreten sind, gleichfalls eintreten, sich in den Chor begeben und dort barfuß, nicht weit vom Priester, ohne Kopfbedeckung, das Cingulum am Halse, die ganze Messe zum Zeichen wahrer Buße anhören.“ Die Breslauer Synode vom J. 1445 bestimmte für einen Wahrsager vierzig Tage, für einen Wahrsager aus den Sternen zwei Jahre Buße; wer sein Haus mit magischen oder zauberischen Künsten weihe, solle fünf Jahre Buße thun.

Eben so eifrig wie durch Gesetze wurde durch das Bußsacrament oder die Beichte, durch Predigt, Wissenschaft und Schule der Aberglaube bekämpft. Bezüglich der Predigt hier nur ein Beispiel. Unkel („Berthold von Regensburg“ Köln, 1882. S. 35) schreibt: „In Verbindung

mit der Ketzerei, dieser »großen Mordaxt« des Teufels, spricht Berthold noch von einem »kleinen Mordäxtlein, das ist die halbe Ketzerei und ermordet die allermeisten Dorfleute« (II. 70), denn es ist Todsünde (II. 18.). Er meint abergläubische Meinungen und Gebräuche, die er mit einem Worte als Unglauben bezeichnet und bald mit heiligem Ernste, bald mit feinem Spotte bekämpft. Er sagt dem Bauernweibe, daß aller Zauber, den sie an Gatte und Kind ausübe, ihr nichts helfen, aber leicht ein schlimmes Ende als gerechte Strafe herbeiführen könne. Die verliebte Dirne fragt er, warum sie mit ihrem Liebeszauber nicht einen König anstatt eines Bauern Sohn oder Knecht zu fangen suche." (Unkel S. 95 ff. findet sich anderer Aberglaube angegeben.)

„Von ganz besonderem Interesse," schreibt Friedberg S. 22 und 29, „sind die Bestimmungen der Bußbücher über die Reste des heidnischen Aberglaubens. Unaufhörlich kämpfte die Kirche, heidnischen Glauben und heidnische Sitte zu beseitigen; aber sie that es in milder, wohlwollender Art, weit verschieden von der gewaltthätigen Weise, wie einzelne Fürsten den christlichen Geboten Gehorsam verschafften. Die Bußbücher legen für die erziehende Kraft der Kirche vollgültiges Zeugniß ab, und nicht minder für die sittliche Gewissenhaftigkeit des deutschen Volkes, welches sich der Kirche naht und sein Inneres erschließt, wie das fehlende Kind der Mutter."

Solche Buß- oder Beichtbücher gab es in großer Zahl in allen Ländern, kleinere und größere, und dienten dem Priester theils als Anleitung zur Beichte (Beichtspiegel), theils zur Bestimmung der Buße. In Deutschland ist wohl eins der ältesten dasjenige, welches in Merseburg aufgefunden wurde und dem siebenten Jahrhunderte zugeschrieben wird. Ein anderes stammt von dem Abte Regino von Prüm († 915), ein drittes von dem Bischof Burchard von Worms († 1025). Wir müssen darauf verzichten, hier eine Probe aus einem derselben zu geben; wir verweisen auf Fehr, der (S. 82—104) aus dem Werke Burchards von Worms ausführliche Mittheilungen gemacht hat. Weiteres liefert Friedberg.

Aber gelten den Gegnern der katholischen Kirche alle diese Beweise? Wie schön, wie anerkennend lauten die Worte, in denen Friedberg sich über die Thätigkeit der Kirche ausspricht! Trotzdem kann er seine Natur nicht verleugnen.

„Es war diese Milde," sagt er (S. 23), „nicht bloßer Zufall, sondern weise, berechnende Politik. Ein Brief Papst Gregors des Großen ist uns erhalten, worin er die Principien kurz und bündig auseinandersetzt, welche bis heute für die Missionirungen bedeutungsvoll geblieben sind. Die Tempel sollen nicht zerstört werden, so schreibt er, sondern geweiht und in christliche Kirchen verwandelt, damit das Volk, den Ort als heilig zu betrachten gewohnt, diese Gewohnheit auch auf das christliche Gotteshaus übertrage. Die Opferschmause sollen in Mahlzeiten zu Ehren der Heiligen verwandelt werden, mit einem Worte: nicht sprung-, sondern schrittweise wurde bekehrt, nicht das heidnische Wesen mit der Wurzel ausgerottet, sondern oft nur lose mit christlicher Färbung überzogen. So finden wir, daß christliche Feste auf altheidnische gelegt, und ihnen oft ein gutes Theil der bei diesen üblichen Gebräuche geheiligt, daß die Eigenschaften der heidnischen Götter den christlichen Heiligen beigelegt wurden, wie denn auch solche ganz neu nach den Anschauungen der Neubekehrten entstanden. Ueberhaupt wurde die Existenz der alten heidnischen Götter kirchlicherseits nicht geleugnet, aber wo eine christliche Umformung nicht möglich erschien, wurden sie in böse, unholde Geister verwandelt, die den Menschen höhnen und schrecken, deren Umgang mit Sterblichen diesen Verderben bringt. So ist denn auch die Kirche mit ihren Anordnungen nirgends erfolgloser gewesen als auf dem Gebiete des Aberglaubens. Noch heute finden wir manche Sitte, gegen welche schon die Bußbücher ankämpften. Ueberall tritt uns das Verbot entgegen, nicht Haine und Bäume zu verehren, nicht Opfermahlzeiten bei ihnen zu halten oder Gelübde zu leisten. Je nach ihrer Zurechnungsfähigkeit sollen die Uebertreter mit Buße bis zu zehn Jahren belegt werden. Aber noch im zehnten Jahrhundert wird das Umhauen heiliger Bäume den Bischöfen dringend empfohlen, und Bischof Unwan von Bremen, der noch im elften Jahrhundert lebte [† 1030], mußte die Haine und Bäume seines Bezirks, welche die Marschbewohner in heiliger Verehrung besuchten, niederbrennen lassen. Selbst heutzutage haben sich in manchen Gegenden heilige Bäume erhalten, und die fast überall auftretende Benennung der »heiligen Wälder« mag wohl als ein Beweis für die Ehrfurcht gelten, welche die Deutschen den Hainen zollten."

Was Friedberg von dem Bischof Unwan berichtet, findet sich nicht nur damals, sondern noch in den spätern Jahrhunderten. Und was hat nicht bis heute noch als „Sitte" sich erhalten? Aber wo finden wir manche Sitte, gegen welche schon die Bußbücher ankämpften, in ihrer ganzen Häßlichkeit und Größe am meisten verbreitet? In dem „Hilfsbüchlein zur Erklärung kirchlicher Ausdrücke von J. Kehrein. Paderborn, 1864" heißt es:

„Aberglaube m. (lat. superstitio) ist eig. Oberglaube, Ueberglaube, also ein Hinausschreiten des Glaubens über die ihm gesteckten Gränzen. . . . Ahd. sagt man ubir —, upar — fengida, vengida, fengidi (d. i. Ueberfangen) und gameitheit (von gameit = schwach an Geist, thöricht, thörichtstolz); mhd. ungeloube (Unglaube und Aberglaube, und beide sind oft beisammen!), in einer Schrift von 1483 Aberglaub; niederdeutsch Biglove (Beiglaube), holl. overgeloof und bijgeloof (Oberglaube, Beiglaube), dän. overtro (Uebertrauen), engl., franz. superstition; in der schwäbischen Volkssprache Zipfelglaube, bei Stieler (1691) Affenglaube und Katzenglaube."

Ist auch die katholische Kirche daran schuld, daß wohl nirgends der Aberglaube so sehr in Blüte steht, als in Berlin? Daß Berlin die „Metropole des Protestantismus" ist, verkünden die liberalen und conservativen Protestanten. „Berlin wird in Europa die Metropole des Heidenthums werden," erklärte vor einigen Jahren der liberale protestantische Theologe Rothe, Professor und Mitbegründer des Protestantenvereins. Wie sehr das Geschäft der Wahrsagerinnen in Berlin blüht, verkünden die dortigen Blätter, insbesondere das ‚Berliner Intelligenzblatt'. „Tagtäglich preisen die Sibyllen und Zukunftsverkünderinnen im Intelligenzblatt ihre Künste an," schrieb die „Staatsbürger Zeitung" im November 1871 und beauftragte einen Mitarbeiter, „eine Rundreise bei diesen Zukunftsgauklerinnen zu unternehmen." Nachdem derselbe in der Prinzenstr. 13 die Frau Kuntz, „verwittwete Schutzmännin und Prädestinateuse nach Handwerks-Gebrauch und Gewohnheit" besucht, meldet er in seinem Bericht weiter:

„Wir begaben uns zunächst nach der Conditorei an der Prinzen- und Ritterstraßen-Ecke und notirten aus dem ‚Intelligenz-

blatt': Eine Pariser Wahrsagerin. Eine berühmte Wahrsagerin von außerhalb. Eine Wahrsagerin aus Rußland. Eine Wahrsagerin zum Erstaunen der Kunden. Eine Wahrsagerin für die wichtigsten Lebensfragen. Die Wahrsagerin (Schülerin der bekannten Zigeuner-Königin Anastasia Exmatutschka). Amerikanische Wahrsagerin. Eine feine junge Dame, die in Frankreich die Kunst des Kartenlegens erlernt hat, sagt Vergangenheit und Zukunft auf das bestimmteste. Von der Conditor-Madame erfuhren wir aber, daß die »besten Wahrsagerinnen« gar nicht inseriren. Ihre eben anwesende Schneider-Mamsell empfahl uns ganz besonders eine Mulattin, Schützenstraße 44, dann eine Frau Sperling in der Dresdenerstraße 116 und als das Non plus ultra aller Wahrsagerinnen, die noch nie eine schlechte Zukunft prophezeite, eine Seherin Frau Bosselt, Christinenstraße 9" u. s. w.

Im December 1871 berichteten Berliner Blätter:

„In einem Hotel ersten Ranges unter den Linden hat sich eine »Frau Gräfin« einquartiert, welche die Lenormand der höheren Stände ist. . . . Der Besuch bei der modernen Lenormand ist seit den ersten Tagen, wo sie ihre Salons geöffnet hat, von den Damen der höchsten aristokratischen Stände ein sehr reger."

Am 17. September 1873 brachte das Berliner Intelligenzblatt nicht weniger als neunzehn Inserate, unter diesen folgende:

„Wunderbar! Beste Wahrsagerin, Stralauerstraße Nr. 8, 1 Tr. 8—8 Uhr. Ob sich die Hoffnungen und Wünsche erfüllen, und was die Zukunft Freudiges bringt." „Wahrsagerin mit dem Wahrsagewunderbilde, ertheilt die Zukunft auf Stunde und Minute, Koppenstraße Nr. 37, 1 Tr. links." „Die berühmteste Wahrsagerin, welche durch ein Ei und Karte die Vergangenheit und Zukunft ganz genau sagt, wohnt Raupachstraße Nr. 5, vorn 4 Tr."

In den folgenden Nummern fand sich sogar u. a. folgendes Inserat:

„Eine Wahrsagerin wird als Stellvertreterin bei gutem Antheil, freier Wohnung und Beköstigung (auch auf Reisen) gesucht. Adressen 2c."!

Unter dem 14. October 1873 erließ das Ministerium des Innern eine Verordnung gegen „gewerbsmäßig" getriebene Wahrsagerei. Aber die Berliner sind erfinderisch, sie wissen sich Schwierigkeiten gegenüber zu helfen, und so blüht, wie die Tagesblätter constatiren, die Kunst der Wahrsager und Wahrsagerinnen nach wie vor ungeschwächt fort.

Im Juli 1882 machte der Prediger Hausig in den von ihm redigirten ‚Blättern aus der Stadtmission‘ über den Aberglauben Mittheilungen, welche in Ausübung des Berufs der Stadtmission gesammelt worden waren.

„Der Aberglaube,“ heißt es dort u. a., „begleitet den Menschen von der Wiege bis zum Grabe und umzieht wie eine wuchernde Schlingpflanze alle Verhältnisse des Lebens. Kindheit. Wenn eine Familie ihren Kinderwagen verkauft und das jüngste Kind in einem gemiethcten Wagen fährt, dann wird nach diesem Kinde keins weiter geboren. — Ein Mann sagte: Meine getauften Kinder sind alle gestorben. Dies jüngste Kind aber habe ich nicht taufen lassen, und es ist gesund. — Wenn ein Kind getauft wird, dann muß es im Augenblicke der Besprengung mit Wasser ein Mann halten, sonst hat es kein Glück. — Manche Leute sagen, man dürfe mit einem Kinde, das noch nicht ein Jahr alt ist, nicht auf den Kirchhof gehen, man dürfe es auch nicht photographiren lassen, sonst sterbe es. — Trauung. Auf dem Wege zur Kirche muß das Brautpaar dicht neben einander gehen, sonst kommt eine Scheidung. Auch muß der Bräutigam auf diesem Wege der Braut Geld geben, dann hat sie immer Geld. — Tod. Eine Frau schloß immer die Thüre zu, wenn sie merkte, daß der Stadtmissionar kam. Einmal aber überraschte er sie dennoch. Sie that sehr ängstlich und sagte, sie thue nichts Böses und könne ruhig sterben; jetzt aber müsse sie einen Gang machen, der sich nicht aufschieben lasse. Eine sehr alte Nachbarin sagte dann dem Stadtmissionar über diese Frau: Sie fürchtet sich darum vor Ihnen, weil Ihr Anblick sie an den Tod erinnert; sie geht auch darum nicht in die Kirche. — Ein Sargfabrikant, der nicht an ein ewiges Leben glaubt, ist fest überzeugt, daß ein Sarg, den er verkauft, sich einige Stunden vorher auf irgend eine Weise bewegt und daß die Bewegung von dem Todten herrührt, der sich einen Sarg aussucht. Den Sarg, den der Todte erwählt hat, müssen die Angehörigen auch kaufen. — Begräbniß. In dem Zimmer, wo eine Leiche steht, verhängt man den Spiegel, weil sonst durch Spiegelung zwei Leichen gesehen würden, was die Bedeutung hätte, daß es bald wieder eine Leiche im Hause geben wird. Wenn der Sarg auf zwei Stühlen gestanden hat, so legt man nachher die Stühle so um, daß die Beine nach oben kommen. In anderen Gegenden fügt man noch hinzu: Es muß die Thüre sofort bis zur Rückkehr der Leichenbegleitung verschlossen werden. Beides geschieht, damit der Verstorbene nicht wieder erscheine und Jemand nachhole. — Wenn ein Leichenzug vor einem Hause still hält, stirbt in dem Hause bald Einer. — Begegnung. Wenn einem bei dem ersten Austritt aus dem Hause ein altes Weib begegnet,

so bedeutet das Unglück. Auf dem Lande gilt die Begegnung eines Hasen als unglückbedeutend. Ein verwandter Aberglaube ist: Wenn Jemand das Haus verläßt und er muß noch einmal umkehren, so bedeutet das Unglück. — Manche Leute sagen: Wenn man Schuppen von einem Fisch, den man am Sylvesterabend gegessen hat, im Portemonnaie trägt, dann hat man immer Geld. (Die Schuppen bedeuten Geld.) — Andere sagen: Es bringt Glück, wenn man einen Hundezahn oder einen Sargnagel bei sich trägt. — Tagewählerei. Eine Hochzeit oder Taufe am Freitag soll Unglück bringen. Auch gilt es als verhängnißvoll, wenn eine Krankheit sich an einem Freitag wendet. — Eine nicht ungebildete Frau, die sich auch zur Kirche hält, zieht nie Freitags ein neues Kleid an, beginnt auch nie an diesem Tage eine neue Arbeit, weil sie sonst kein Glück habe. Als Grund gibt sie den Karfreitag an. Wenn eine Wöchnerin am Sonntag zuerst aufsteht, so wird sie schwer krank. — Weihnachtszeit. Manche Leute halten strenge darauf, daß in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr die Wäscheleine nicht auf dem Trockenboden ist, weil sonst Jemand in der Familie stirbt. In Pommern hat man den Aberglauben: Wenn in dieser Zeit gewaschen wird, so stirbt der, dem die Wäsche gehört. Es liegt dabei ein heidnischer Gedanke zu Grunde, daß nämlich die in das Gebiet des Wodansdienstes gehörige Zeit der Wintersonnenwende, in welche das Julfest fiel, die Zeit der Zwölfnächte von Weihnachten bis Dreikönigstag (6. Januar) verhängnißvoll sei.“

Zur Orientirung und zur Abwehr zugleich lassen wir zum Schlusse noch einige Bemerkungen allgemeiner Natur folgen.

Aberglauben hat es zu allen Zeiten gegeben und gibt es noch überall. Daß die katholische Kirche ihn nicht hegt und pflegt, zeigt jeder Katechismus, der in den Schulen gebraucht wird, und jedes Lehrbuch der Moraltheologie. Unter den Sünden gegen die äußere Gottesverehrung wird der Aberglaube bei der Erklärung des ersten Gebotes Gottes jedes Mal genau behandelt. Daß die Kirche den Aberglauben im Gegentheil unerbittlich bekämpft, fließt aus ihrem innern Wesen. Sie ist die Säule und Grundfeste der Wahrheit, der Glaube ist ihre Grundlage und ihr Anfang, und so muß sie auf den Glauben, auf dessen Reinheit und Würde eifersüchtig achten. Heißt doch auch im Conc. Trident. Sessio 22 der Aberglaube: Superstitio verae pietatis falsa imitatrix.

Daß der Aberglaube dennoch vorkommt, wie im romantischen Walde mittelalterlicher Gläubigkeit, so in den eisigen Steppen des modernen Rationalismus, ist nur ein Beweis dafür, daß er eine natürliche Grundlage hat. Die Ueberzeugung, daß die geistige Welt in, um und über der sichtbaren Welt besteht, und das Bedürfniß, schädlichen Einflüssen von dort entgegenzuwirken oder fördernde Hülfe von dort zu erwarten, ist den Menschen angeboren und kehrt, wenn auch noch so oft bekämpft und vertrieben, immer wieder zurück. Diese Ueberzeugung und dieses Bedürfniß findet bei dem gläubigen Christen und Katholiken seine legitime Befriedigung einerseits in der Glaubenslehre, die beide Welten umfaßt, anderseits in den Gnadenmitteln, in den Sacramenten bis zur realen Gegenwart des Gottmenschen, in den Sacramentalien, den Segnungen und Weihungen der Kirche und im Gebete. Deshalb verläuft alles Hiereinschlagende bei dem gläubigen Katholiken normal und würdig unter der Hut des kirchlichen Lehr-, Priester- und Hirtenamtes, während es außerhalb der Kirche eben so leicht krankhaft und beängstigend wirkt. Man prüfe das, was die Welt abergläubisch nennt, an der Richtschnur der Kirchenlehre und man wird finden, daß es entweder nicht katholisch und, wo das Bedürfniß es erforderte, auch ausdrücklich von der Kirche verworfen ist, oder daß es in schönster Harmonie mit der heiligen Schrift und einer gesunden Philosophie steht. Auch hier hat die Kirche die schärffste Beleuchtung nicht zu fürchten, wenn anders besonnene Forscher ohne Willkür Sachen und Worte bei ihrer wahren Bedeutung lassen.

In der Vergangenheit mehr als in der Gegenwart wird man auch unter den Katholiken hochangesehene Personen finden, die von Aberglauben nicht freizusprechen sind. Man hat dann genau festzustellen, in wie weit sie als Kinder ihrer Zeit verantwortlich sind, und ob die Kirche für deren Irrthümer verantwortlich gemacht werden kann.

Wenn sie wirklich abergläubisch sind, so läßt sich ihr Abweichen von der Kirche Glauben und Brauch nachweisen.

Dr. Y.

---

20. Das Zauber- und Hexenwesen

vergangener Zeiten bietet den Vorkämpfern der modernen Weltanschauung, wie auch kurzsichtigen Protestanten noch immer Anlaß zu vielfältigen Anklagen bald gegen das Christenthum überhaupt, bald gegen die katholische Kirche in der Zeit ihrer glänzendsten Machtstellung. Demgegenüber stellen wir ein paar Sätze auf, deren Nachweis zugleich die Grundlosigkeit jener darthut:

1. Der Glaube an Zauberei und Zauberkunst stammen nicht aus dem Christenthum. Die Existenz eines Reiches böser Geister, deren unausgesetzter, heftiger Kampf gegen das Gottesreich, d. h. gegen die mit Gott verbundenen Menschen, ist ein der Offenbarung entstammender und, wie jeder Geschichtskundige weiß, den Religionen aller Völker und Zeiten gemeinsamer Grundsatz. Zauberei aber und der spätere Hexenwahn sind nichts anders als verwerfliche Ausschreitungen und Uebertreibungen dieser richtigen religiösen Grundanschauung. Wer nicht von diesem Gesichtspunkte ausgeht, wer die Existenz böser Geister und die Möglichkeit einer Beziehung zwischen ihnen und den Menschen überhaupt leugnet, kann weder den Ursprung der Zauberei und des Hexenwesens erklären, noch die Stellung der Kirche diesen gegenüber verstehen.

Solche Ausschreitungen aber und Uebertreibungen, das ganze Phantastische, Unsinnige, Abergläubische bei dem Glauben an eine böse Geisterwelt sind sowohl schon vor wie außer dem Christenthum vorhanden und zwar unter den verschiedensten Formen und Namen, wie: Magie, Astrologie, Nekromantie, Theurgie, Zauberei, Hexerei u. dgl.

Wir verweisen nur auf die Geschichte aller morgenländischen Völker, von den Aegyptern mit ihrem aber-

gläubischen Isis- und Osiris-Cult und ihren Amuletten bis zu den Griechen mit ihren Orakeln und Zauberbüchern. Wir erinnern nur an die Geheimmittel und Zauberkräuter bei den Römern (vgl. Virg. Eclog. VIII, 95) und an das Verbot der Zauberkunst bei den Juden (5. Mos. 18, 10 ff.). Heidenthum und Zauberei, sagt sehr richtig Uhlhorn (Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum. 3. Aufl. S. 289), sind unzertrennlich verbunden. Das ganze Heidenthum ist von Zauberei durchzogen. Ueberall finden wir den Glauben an Wettermachen, Bezaubern von Feldern, Liebeszauber, Verwandlung von Menschen in Thiere, Todtenbeschwören u. dgl. m. Der Heide lebt in beständiger Angst. Er fürchtet sich vor allerlei Lauten, Vorzeichen, bösem Blick, vor Zaubermitteln und den Spukgestalten der blutsaugenden Lamien und Empusen. Dafür giebt es dann aber auch allerlei Gegenzauber, mit dem man sich schützt, ein ganzes System von Vertheidigungsmitteln. Namentlich gelten die Amulette viel, mit denen sich der Heide von oben bis unten behängt. Man kann sagen, die Herrlichkeit der alten Welt lief in einen wahren Hexensabbath aus. Also nur crasse Unkenntniß kann in dem Christenthum die Quelle oder den Hauptförderer der Zauberei finden.

Freilich auch in den Tagen und unter der Herrschaft des Christenthums ist solche zum Vorschein gekommen, aber nicht wie beim Heidenthum als ein ihm eigenthümliches Product, sondern sehr oft wie bei unsern Vorfahren als Erbstück und Ueberbleibsel aus der heidnischen Zeit, immer aber im vollen Gegensatz gegen die Lehre des Christenthums. Schon Petrus, der Apostelfürst, bekämpfte den Simon Magus, und Paulus schlug den Zauberer Elymas mit Blindheit. Und indem die Kirche den Glauben an die Existenz böser Geister festhaltend die Art und Weise und den Umfang ihrer Einwirkung auf die irdische Welt und die Menschen in der Folgezeit ziemlich genau normirte (Vgl. Catech. Roman. p. IV, c. XV. qu. 5, 7, 8. — Simar, Der Aberglaube. — Schneider, Der neuere Geisterglaube. —

Fehr, Der Aberglaube und die kath. Kirche im Mittelalter), hat sie, wie wir im vorigen Artikel gezeigt, die abergläubischen Auswüchse auf diesem Gebiete energisch bekämpft. (Vgl. die päpstl. Verordnungen gegen Zauberei bei Boehmer, Corp. jur. can. in Append. p. 171 ss.) Und wenn später kirchliche Obern in dieser Beziehung bei den Hexenprocessen zu weit gingen, so geschah dies andererseits doch wieder mit der Intention, das Zauberwesen zu bekämpfen.

2. Das Hexenwesen und die Hexenprocesse sind nicht eine Erfindung der Päpste und der katholischen Kirche im Mittelalter. Der gewiß unverdächtige Kurtz (Kirchengesch. I. 2. Th. S. 281) sagt in dieser Beziehung: „Bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts hatten gar manche Kirchenlehrer noch gegen den Volkswahn von Zauberei, Hexerei und sonstigem Teufelsspuk angekämpft und eine ganze Reihe von Provinzial-Concilien ihn für heidnisch, sündlich und häretisch erklärt. Auch Gratian's Dekret (§ 99, 5) hatte noch einen dahingehörigen Canon aufgenommen, durch welchen es dem Clerus zur Pflicht gemacht wird, das Volk über die Nichtigkeit des Hexenwesens und über die Unvereinbarkeit des Hexenglaubens mit dem christlichen Glauben zu belehren." Eben der vielgeschmähte Gregor VII. sprach sich gegen die in Deutschland vorgekommenen Hexentödtungen 1074 energisch aus und erklärte sich mit gleicher Entschiedenheit dem Könige von Dänemark gegenüber wider die Hexengerichte, die er als unmenschlich und barbarisch bezeichnete (immanitas barbari ritus: Lib. VII. epist. 21.). Es kamen also auch schon damals einzelne Hexenprocesse vor; aber sowohl bezüglich dieser, wie überhaupt muß an der Thatsache festgehalten werden, daß die Strafen, welche in den verschiedenen Perioden von der Kirche auf Ausübung der Zauberei gesetzt waren, „bis in's dreizehnte Jahrhundert auf Disciplinarstrafen und Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft sich beschränkten," welche Strafen jedoch immer mit einer genügenden, umfassenden Belehrung über die

Verwerflichkeit der Magie verbunden waren. „Bis zur Zeit der eigentlichen Hexenprocesse begnügte sich die Kirche immer mit den genannten Strafmitteln und rief niemals den Arm der weltlichen Gerechtigkeit zur blutigen Bestrafung der Zauberei zu Hülfe“ (Baumgarten, Die deutschen Hexenprocesse S. 7 f.). Auch ist es falsch, wenn man der Inquisition die Einführung oder Beförderung der Hexenprocesse aufbürden will. Anfänglich hatte jene sehr wenig damit zu thun. Alexander IV. verbot sogar den Inquisitoren, auf die Bestrafung der wegen Magie Angeklagten sich einzulassen, und Johannes XXII. wies die Inquisitoren an, nur dort einzuschreiten, wo Häresie mit im Spiele sei. (Vgl. Hergenröther, Kath. Kirche und christl. Staat. N Ausg. S. 444.)

3. Die eigentliche Periode der Hexenprocesse fällt nicht in das Mittelalter, sondern in die Zeit des Aufdämmerns der neuen modernen Weltanschauung, in das Zeitalter der Renaissance und der „Reformation.“ Früher wurde nur die mit Ketzerei verbundene Zauberei kirchlich bestraft, in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts und später durchgehends lauteten die Anklagen, von Ketzerei meist absehend, vornehmlich auf „Bündniß mit dem Teufel und vertrautesten Umgang mit demselben“ (Roskoff, Gesch. des Teufels II. S. 213 f.). Diesem verpfändeten nach dem damaligen allgemeinen Volksglauben die Hexe oder der Hexenmeister Seele nnd Seligkeit, erhielten dafür übernatürliche Macht und geheimnißvolle Mittel, so daß sie den Elementen gebieten, das Wetter machen, Schätze heben, Menschen, Thieren und Früchten allerlei Schaden zufügen, sich selber verwandeln, ihre Leidenschaften, als Ehrgeiz, Habsucht, sinnliche Lust, befriedigen und in letzter Beziehung mit dem bösen Geiste selber geschlechtlichen Umgang (als incubus und succubus) pflegen konnten. Alle Hexen, deren größter Teil dem für solche Teufelsverbindung besonders empfänglich geglaubten weiblichen Geschlechte angehörte, sollten in geheimnißvoller

Verbindung mit einander stehen, an einem bestimmten Zeichen (Hexenmal) kenntlich sein, zu ihren Zauberkünsten einer aus Kinderfett und Thier- und Pflanzensäften bereiteten Hexensalbe sich bedienen, an dem Hexensabbath auf Besen, Gabeln und Thieren mit Blitzeseile durch die Luft zum Zielpunkte der gemeinsamen Hexenfahrt (in Deutschland der Brocken oder Blocksberg, in Schweden der Blokula, in Italien der Barco di Ferraro u. s. w.) hinreiten und hier die Walpurgisnacht zubringen in wildem Hexentanz um Beelzebubs Thron, in schwelgerischem Hexenabendmahl und dann folgenden schändlichen Buhlereien. (Vgl. Aschbach, Kirchenlexikon III. S. 256 f. — Görres, Mystik IV. 2. S. 651 ff. — Horst, Dämonologie, Zauberbibliothek. — Soldan, Geschichte der Hexenprocesse. Neu bearbeitet von H. Heppe. u. A.) Der allgemein verbreitete, feste Glaube an diese Phantastereien, die vielfältig übereinstimmenden, von den ernstesten Männern überlieferten Erzählungen von solchen Hexensabbathen und andere Momente legen es indeß nahe, einige thatsächliche Unterlagen dafür in nächtlichen Bacchanalien zu finden, bei denen ausschweifende reiche Herren in kluger Ausnützung des Volkswahns Mädchen und Weiber verführten (Jean Paul, Flegeljahre II. 85.). Zur Entschuldigung für jene Zeit läßt sich noch anführen, daß man viele jetzt natürlich erklärliche Erscheinungen und Zeichen damals nicht zu deuten wußte und daher dieselben unter Anknüpfung an die christliche Wahrheit von der List und dem Trug des umhergehenden und den Menschen nachstellenden bösen Feindes aus einem Bündnisse böser Menschen mit eben diesem Teufel zu erklären suchte.

Die Kirche selbst hat sich nie über den Hexenglauben ausgesprochen. Wir finden nur, wie schon gesagt, im canonischen Rechte einige kirchliche Strafen für die mit Ketzerei verbundene Zauberei. Schon seit Beginn des Mittelalters war diese gleich der Häresie als ein sogenanntes crimen mixtum angesehen und darum nicht bloß von der Kirche, sondern auch vom Staate bestraft worden. Während die

Synoden meist nur die Excommunication über die Zauberer aussprachen, bemächtigte sich schon früh die staatliche Gesetzgebung des Hexenglaubens und verfuhr bei den im 16. und 17. Jahrhundert zur Epidemie gewordenen Hexenprocessen gegen die armen Opfer meist sehr willkürlich und grausam durch Anwendung von Folter, Dolch, Feuer und Schwert. Die so viel angegriffene „Hexenbulle" Innocenz' VIII. vom 9. Dezember 1484 („Summis desiderantes affectibus") will nur die Autorität der geistlichen Behörden bezüglich des Verfahrens gegen die Häretiker wahren und diese dem geistlichen Gerichte überwiesen wissen, wodurch sie eben dem durch die weltlichen Gerichte herbeiführten Unwesen zu steuern sucht. Das Hexenwesen selbst wird nur gelegentlich berührt. Es ist also unwahr, daß diese Bulle die Hexenprocesse eingeführt habe. (Vgl. das instruktive Schriftchen von Dr. Sauter: Die Hexenbulle 1484. Die Hexerei mit besonderer Berücksichtigung Oberschwabens, Eine kulturhistorische Studie. Ulm 1884.)

Einige Jahre später (1489) erschien die Schrift „Malleus maleficarum," der „Hexenhammer", von den damaligen Inquisitoren für Deutschland, den Dominicanern Sprenger und Institor verfaßt, und mit päpstlicher und kaiserlicher Approbation versehen. Derselbe handelt in drei Theilen über das Wesen der Zauberei, über die Gebräuche der Hexen und die kirchlichen Heilmittel wider die Zauberkünste, und über das gerichtliche Verfahren gegen die Hexen. Der „Hexenhammer", sowie diejenigen, welche ihn verfaßt und approbirt haben, sind später der Gegenstand der heftigsten Angriffe geworden. Wir wollen uns gewiß nicht als Vertheidiger des traurigen Buches aufwerfen, aber es ist doch unrecht, lediglich unter dem Gesichtspunkte der Anschauungen des 19. Jahrhunderts dasselbe zu beurtheilen. Man muß vielmehr beachten, daß es ganz unter dem Einflusse des damaligen Volksglaubens geschrieben und, wie die Verfasser selbst sagen, fast ganz aus frühern Schriftstellern geschöpft und darum seinem Inhalte nach ein altes

und nur in der Zusammensetzung ein neues Buch ist (Soldan, a. a. O. 214 f.), sodann, daß die Verfasser von der besten Intention ausgegangen sind, daß, wie groß auch sonst der Einfluß des Buches auf das Gerichtsverfahren jener Zeit war, im Wesentlichen doch nur die Grundsätze des damals allerdings sehr strengen Criminalrechtes (Vgl. Sachsenspiegel B. II. A. 13. § 7 (Feuertod) und Karl's V. Halsgerichtsordnung Art. 109.) auch die Grundlage des von dem „Hexenhammer" angegebenen gerichtlichen Verfahrens waren. Görres hat eine rechte und gerechte Kritik des „Hexenhammers" geliefert, wenn er (Mystik IV, 2, S. 585) von ihm sagt, er sei „ein Buch, in seinen Intentionen rein und untadelhaft, aber in einem unzureichenden Grunde thatsächlicher Erfahrungen aufgesetzt, nicht immer mit geschärfter Urtheilskraft durchgeführt und darum oft unvorsichtig auf die scharfe Seite hinüberneigend." So wenig alsdann der „Hexenhammer" für die grausame Ausführung der allgemein geltenden Strafgrundsätze seitens des Einzelrichters verantwortlich gemacht werden kann, ebensowenig und noch weniger ist es gerechtfertigt, die päpstliche und kaiserliche Approbation der Schrift als verantwortlich für die Einzelheiten des auf den „Hexenhammer" sich stützenden Gerichtsverfahrens oder gar für die Grausamkeit bei den Hexenprocessen überhaupt heranzuziehen. (Vgl. auch Diefenbach: „Der Hexenwahn vor und nach der Glaubensspaltung in Deutschland." Mainz 1886. S. 222—229.)

Das Gesagte zeigt, daß nicht das Mittelalter, nicht die Päpste, nicht die katholische Kirche die Hexenprocesse eingeführt und gefördert haben und somit auch nicht für die Grausamkeit in der Folgezeit verantwortlich gemacht werden dürfen. Zur weiteren Stütze dieses Satzes seien noch einige Thatsachen angeführt, welche die Gegner gewöhnlich zu verschweigen belieben. Hergenröther (Kath. Kirche und christl. Staat. N. Ausg. S. 445) hat nachgewiesen, daß nicht etwa bloß in den Territorien der katholischen Kirche, sondern auch in der griechisch-schis-

matischen Kirche, und zwar in noch weiteren Kreisen, der Glaube an Hexenwesen verbreitet und auch dort die Bestrafung der Hexerei in Uebung war. Und wenn dann einerseits kirchliche Obern unter dem allmächtigen Einfluß des Zeitgeistes vielfach grober Ueberschreitungen sich schuldig gemacht haben, so darf doch auf der andern Seite nicht vergessen werden, daß auch viele Priester dem Volkswahn zum Opfer gefallen sind; daß es überall und jederzeit edle Seelenhirten gab, die Viele vor dem Verdachte und der Anklage auf Hexerei geschützt, den zur Folter und zum Scheiterhaufen geführten Opfern geistlichen Trost und Beistand gespendet und auch mit aller Kraft, wie wir weiter sehen werden, ihre Stimme gegen die Hexenprocesse selber erhoben haben; daß ferner schon im Jahre 1657, als der Volkswahn noch in heller Blüthe stand, eine päpstliche Instruction, das falsche Proceßwesen erkennend, Milderungen in demselben verfügte und eine mehr gerechte Procedur in Gang zu bringen suchte, daß endlich in Rom niemals ein Ketzer hingerichtet, auch keine einzige Hexe verbrannt worden ist. (Vgl. Spedallieri, Analisi dell' esame critico etc. cap. 10 art. 9. § 5.) Und so hat Görres durchaus Recht, wenn er sagt, daß die Päpste „durchgängig mäßigend und mildernd verfuhren."

4. Die „Reformation" als solche hat die Hexenprocesse weder bekämpft noch eine Milderung oder Abschaffung derselben angebahnt. Der öftergenannte protestantische Kirchen-Historiker Kurtz (a. a. O. S. 282) muß gestehen: „Die Reformation des 16. Jahrhunderts brachte leider keine Aenderung in das schauderhafte Treiben, das vielmehr erst im 17. Jahrhundert seinen höchsten Blütestand erreichte." Aehnlich sagt Soldan (a. a. O. S. 2), die gewichtigste protestantische Autorität: „Selbst die Reformation hat dieses Uebel nicht gebrochen. Luther, Zwingli, Calvin, Heinrich VIII. kämpften gegen große und kleine Auswüchse (?) des Pfaffenthums; dem bizarrsten und blutigsten

derselben, dem Hexenprocesse, hat kein Reformator die Maske abgezogen, vielmehr fuhren die Protestanten fort, mit den Katholiken in unsinniger Verfolgungswuth zu wetteifern.“ (Weitere Aussprüche von Protestanten bei Baumgarten a. a. O. S. 23 ff.) Die von dem Protestanten Thomasius (Thes. de crim. mag. § 2, 6, 46, 47) ausdrücklich zugegebene Thatsache, daß die Hexenfurcht und die Hexenverfolgung gerade zur Zeit der Reformation und zwar in protestantischen Ländern heftiger und länger grassirte als in katholischen, hat man verschiedentlich zu lösen gesucht. Die einen finden den Grund dafür zunächst in den antichristlichen Strömungen der Renaissance und der Reformation, insbesondere in dem verderblichen Einfluß des starren römischen Rechtes (Hergenröther, Kirchengeschichte II. S. 653), durch welches das Volk der heimathlichen Rechtskunde entwöhnt, die Processe mit Spitzfindigkeiten in die Länge gezogen, die grausame Tortur verallgemeinert und der heidnische Geist unvermerkt an die Stelle des christlichen gesetzt ward, und dessen Vertreter, die römischen Juristen, in der Hexenverfolgung sich „ungleich verrannter und verblendeter, rücksichtsloser und beharrlicher als die Theologen erwiesen“ (Kurtz a. a. O. S. 282), indem sie fest an den Bestimmungen über die Maleficien hielten und sie mit barbarischer Strenge gegen die Hexen zur Anwendung brachten. (Ueber abergläubische Aerzte vgl. Gerson, opp. I. 203—210.) Ob aber die Meinung selbst protestantischer Schriftsteller (Vgl. Aschbach, a. a. O. II. S. 259) berechtigt ist, daß die Reformation als solche mit dem Glauben an die leibliche Macht des Teufels über die Menschen und die Erde die Grundlage des Hexenprocesses befestigt und diese schroffen Theorien des Systems der Weiterverbreitung des Wahns erheblichen Vorschub geleistet hätten, wollen wir hier nicht des Weiteren untersuchen. Jedenfalls aber verdienen die Auslassungen anderer Gelehrten über den persönlichen Standpunkt und den Einfluß der Reformatoren in dieser

Sache alle Aufmerksamkeit. Wir verweisen hier nur auf einige protestantische Schriftsteller, wie K. A. Menzel (Neuere Gesch. d. Deutschen III. S. 65), Lecky (Gesch. d. Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa), Walter Scott (Demonology and Witchcraft), Pitcairn (Criminal Trials of Scotland), sowie auf die schon genannten Autoren Soldan und Horst.

Von Luther zunächst ist es bekannt, daß er höchst leichtgläubig an Wechselbälge und Teufelskinder, die man ersäufen müsse (Tischreden, A. Ausg. S. 210, 213), an den Bund der Hexen mit dem Teufel glaubte, und daß er mit aller Entschiedenheit die Bestrafung der Hexen verlangte, die er mit eigener Hand zu verbrennen sich bereit erklärte (Vgl. Hist. pol. Bl. Bd. 72, S. 133 ff. und „Luther und das Zauberwesen" Bd. 47, S. 890 — 918). Von Calvin und den Calvinisten sagt Walter Scott ausdrücklich (L. c. Letter 8), daß sie von allen „am unerschütterlichsten an das Vorhandensein der Hexerei glaubten". Beza warf den französischen Parlamenten sogar vor, sie seien zu lässig in der Verfolgung der Hexen. Und so dürfen wir wohl glauben, was derselbe nicht katholische Schriftsteller behauptet, daß, je mehr der Calvinismus in England zugenommen habe, desto größer die Zahl der Hexenprozesse dort geworden sei.

Daß mit der Reformation in Deutschland Aberglaube, Zauberei und Teufelsspuk zugenommen hat, bezeugt u. a. der Protestant Thomasius (Vgl. Rotteck u. Welcker Staatslexikon. VII. S. 5); das zeigt im Näheren Döllinger (Gesch. d. Reformat. II. S. 413, 644), wo (S. 137) auch erzählt wird, wie der Prediger Naogeorgus i. J. 1562 drei Frauen in Eßlingen für Hexen erklärte und bewirkte, daß dieselben gefoltert wurden. Es war derselbe Prediger, der in seinen satyrischen Dichtungen die katholische Kirche auf die schmählichste Weise angriff, so namentlich in seinem „papistischen Reich", worin er die alte Kirche und den römischen Stuhl als einen Pfuhl aller ersinnlichen Laster,

Betrügereien, Thorheiten in theilweise ekelhafter, aber volksthümlicher eindringlicher Weise schilderte. Oefters wurden von den Protestanten katholische Priester für Zauberer und Verbündete des Teufels erklärt (a. a. O. S. 418 f.), beispielsweise der Priester Joachim Niebuhr in Rostock (Schröder, Mecklenburg. Kirch.-Histor. I. S. 225).

Bei dem großen Autoritätsglauben, den Luther und die übrigen Reformatoren so lange bei ihren Glaubensverwandten genossen, ist es leicht begreiflich, daß viel eher aus der katholischen Kirche, als aus dem Schooße des Protestantismus heraus Widerspruch gegen die Epidemie der Hexenprozesse sich erhob. Von vielen dieser wahrhaften Menschenfreunde kennt man nicht den Namen, bekannt dagegen sind der Franziskaner Spina (Fortalitium fidei), der Italiener Vignato (De haeresi), der Canonist Molitor oder Müller zu Constanz, der 1489 ein den Hexenglauben bekämpfendes Buch an den Herzog Sigmund von Tyrol richtete, sodann der Italiener Ponzinibio, der spanische Theologe Martin von Arles und einige andere. Sodann erhob sich 1563 der Katholik Dr. med. Joh. Weyer, Leibarzt des Herzogs von Cleve, in seiner berühmten Schrift: De praestigiis daemonum, mit lauter Stimme gegen das Unwesen. (Vgl. Binz, Dr. Joh. Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. Bonn 1885. — H. Eschbach, Dr. med. Joh. Wier, in den Beiträgen zur Gesch. des Niederrheins. I. Bd. 1886. S. 57—174. Eschbach verwirft mit Recht die von Binz ohne stichhaltige Gründe vorgebrachte Meinung, als sei Weyer in späteren Jahren zum Protestantismus übergetreten.) Des Weiteren erschien dann im katholischen Deutschland, in Trier, ein muthiger Vorkämpfer auf dem Plan, der von den Protestanten vertriebene Priester Cornelius Loos († 1593 zu Mainz) mit seiner Schrift: De vera et falsa magica. Beide Männer erlitten von katholischer wie protestantischer Seite argen Widerspruch und bittere Kränkungen. Gleichwohl fanden sie an zwei Jesuiten muthige Genossen, beziehungsweise Nachfolger

in ihrem edlen Werke, welche, wie K. A. Menzel sagt, bei dem Schweigen aller andern gegen die Unvernunft und Unmenschlichkeit der Zeitgenossen ihre Stimme zu erheben wagten. Der erste war der große katholische Polemiker Ad. Tanner († 1632), der andere der bekannte Friedr. von Spee (geb. 1595, gest. 1635 in Trier), „dieser große Mann“, wie Leibniz ihn nennt, der längere Jahre das Amt eines Beichtvaters der zum Scheiterhaufen geführten Opfer bekleidete und so zum Theil aus eigener Erfahrung in seiner berühmt gewordenen „Cautio criminalis“ (Rinteln 1631) mit schonungsloser Kritik das ganze falsche und ungerechte Prozeßverfahren aufdeckte. (Vgl. Hist. pol. Bl. Bd. 68. — Diel, Fr. v. Spee. Freib. 1872. — H. Cardauns, Friedrich v. Spee. Frankf. 1884.) Charakteristisch für den Verfasser und sein Buch ist folgende Stelle: „Die Vorstellung vom Teufel beherrscht gegenwärtig die Köpfe mehr, als der Gedanke an Gott. Geschieht irgend ein Unglück, gibt es langen Regen, Mißwachs, Dürre, Viehseuchen, Krankheiten, plötzliche Todesfälle, Feuersbrünste u. s. w., so heißt es gleich: das haben die Hexen gethan! Wird einer reich auf ganz natürlichem Wege, so steckt Hexerei dahinter; ist einer sehr fromm, betet er eifrig den Rosenkranz, geht er fleißig in die Kirche, gleich heißt es: der Teufel läßt ihm keine Ruhe. — Je heftiger und ungestümer nun der Richter dareinfährt, um so mehr wird er wegen seines Eifers für Gerechtigkeit gelobt; er läßt das erste beste Frauenzimmer, gegen das irgend ein Gerede aus Dummheit oder Bosheit sich erhob, meist eine reiche Wittwe, aufgreifen; führte sie einen unehrenhaften Wandel, so heißt es: eine Schlechtigkeit steht mit der andern im Bunde; war ihr Leben unbescholten, so sagt man: sie hat hinter der Ehrenhaftigkeit nur ihren Verkehr mit dem Teufel zu verstecken gesucht; leugnet sie, so wird sie auf die Folter gelegt, um sie zum Geständniß zu zwingen. Einen Vertheidiger hat sie natürlich nicht, auch würde es Niemand wagen, sich ihrer anzunehmen, weil er dadurch in den

Verdacht der Zauberei geriethe. Bekennt sie auf die erste Anwendung der Folter sich als schuldig, so wird sie verbrannt; bekennt sie nicht, so werden die Qualen erhöht. Macht sie im höchsten Wahnsinn des Schmerzes ein Geständniß, so fragt man gleich nach den Personen, welche an dem teuflischen Gelage theilgenommen hätten. Diese werden dann sogleich eingezogen und in gleicher Weise behandelt. So kam es, daß an vielen Orten das Feuer auf der Richtstätte nie vollständig erlosch. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand verlieh Schutz. Kinder mit sieben bis neun Jahren wurden ebenso leichtsinnig auf den Holzstoß gesandt, als Alte, die an der Schwelle des Todes standen. So nahm die Zahl der als schuldig Erkannten in entsetzlichem Maße zu, und ganze Dörfer, ganze Landschaften wurden verödet."

Aber erst nach der „Reformation" kam die Hexenverfolgung als epidemischer Wahnsinn in der Gestalt, wie sie Spee hier schildert, zum Ausbruch.

Es war natürlich unmöglich, daß Spee's anonym erschienene Schrift, so kühn, so klar und sieghaft sie auch auftrat, nun mit einem Schlage den so weit und tief gewurzelten Volkswahn aus der Welt geschafft hätte. Aber den geheimnißvollen Bann hat sie doch gebrochen, die Nothwendigkeit und die Mittel zur Rückkehr auch weiteren Kreisen nachgewiesen und so Grund und Anlaß zu weitgehenden Zweifeln, zu Besprechungen und zu weiteren Schriften über die Hexenverfolgung gegeben. Außer diesem moralischen Erfolg hat sie aber auch schon damals einen bedeutenden praktischen Erfolg erzielt, indem Spee's vertrauter Freund, Philipp von Schönborn, später Bischof von Würzburg und dann Kurfürst von Mainz, in seinem Sprengel das bisherige Verfahren gegen die Hexen völlig einstellen ließ.

Den genannten katholischen Gegnern der Hexenprozesse lassen sich noch manche andere hinzufügen: Hermann Löher und Dr. Andreas Schweygel in Rheinbach bei Bonn, der Kölner Dominikaner Johannes

Freylinck, die während des dreißigjährigen Krieges in Gemeinschaft mit den Pfarrern von Rheinbach und Meckenheim in der dortigen Gegend jenem Wahne muthig entgegentraten; insbesondere aber der Pfarrer Michael Stapirius zu Hirschberg im Herzogthum Westfalen. Löher schrieb noch als achtzigjähriger Greis gegen die Hexenprozesse ein Buch von 600 Seiten unter dem Titel: „Hochnöthige unterthänige wehmüthige Klage der frommen Unschuldigen" &c., Amsterdam 1676, in welchem er den Stapirius dem Spee und Tanner zur Seite stellt und aus dessen Schrift 21 „casus" aus den J. 1616—28 mittheilt, in denen dieser ehrwürdige Pfarrer von der Unschuld der Angeklagten sich überzeugt hatte, resp. die Richter zu überzeugen versuchte. (Vgl. Junkmann, Kathol. Stimmen gegen die Hexenprozesse zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, im „Kath. Magazin" III. 589; IV. 297, Münster 1847—48).

Ein Zeitgenosse Spee's aber, der angesehene protestantische Criminalist Benedict Carpzov († 1666), hielt in seiner Schrift: „Practica rerum criminalium", an dem Hexenglauben in dem ganzen Umfange fest, ja er erklärte schon die Leugnung teuflischer Bündnisse für ein höchst strafbares Verbrechen. Carpzov, der bibelfeste Mann, der 55 oder 56 Male die Bibel gelesen, soll 20,000 Todesurtheile gefällt haben (Brockhaus' Convers.-Lex. III. 214). Ein anderer Protestant, der gelehrte Professor Heinrich Pott zu Jena, schrieb sogar ein gelehrtes Werk über den verbotenen Umgang zwischen Hexen und Teufel (De nefando lamiarum cum diabolo coitu). Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts, als das Unwesen seinen Höhepunkt schon überstiegen und bereits zweihundert Jahre hindurch von katholischen Priestern und Gelehrten bekämpft worden war, trat in den Niederlanden der protestantische Theologe Bekker mit seinem Buche: De betooverde Weereld. Amst. 1691, mit Ungestüm gegen den Hexenwahn auf, ward aber wegen seiner cartesianischen Ansichten über die Geister und Dämonen von den niederländischen protestantischen

Theologen scharf angegriffen und seines Amtes entsetzt. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts erhob sich dann der Halle'sche Jurist Christian Thomasius gegen das Hexenwesen (Theses de crimine magiae 1701; Kurze Lehrsätze von dem Laster der Zauberei mit dem Hexenprocesse 1704). Er hatte Dank dem voraufgegangenen erfolgreichen Wirken von katholischer Seite die Genugthuung, die Tortur und die Hexenprocesse in Brandenburg=Preußen allmählich abgeschafft zu sehen. Und scherzhaft hieß es von ihm: Thomasius hat den Frauen das Recht, alt zu werden, wieder erkämpft. Im Uebrigen, was charakteristisch ist, hat das Hexenwesen in der Mark Brandenburg gerade mit der Einführung des Protestantismus seinen Anfang genommen und in der Folgezeit die üppigsten Blüten getrieben. So schreibt der Historiker v. Raumer (Märk. Forsch. Berlin 1841, I. B. S. 238): „Die älteste aktenmäßige Nachricht von Zaubereien (und Hexenbestrafungen) in der Mark ist aus der Zeit Churfürsts Joachim II. (des ersten, 1539 protestantisch gewordenen Fürsten des Landes). Im Jahre 1545 kochte ein Weib im Lande Rhinow bei Friesack eine Kröte, Erde von einem Grabe u. s. w., goß es in einen Thorweg, den ein anderer passiren mußte u. s. w." Des Churfürsten gleichfalls protestantische Schwester, die Herzogin Anna von Mecklenburg, glaubte allen Ernstes von einer Hexe in Gestalt eines schwarzen Ziegenbocks geschädigt zu sein und veranlaßte ihren Bruder gegen eine andere Hexe, welche ihr, der Fürstin, Stücke aus den Hemden geschnitten, damit Zauberei getrieben und sie krank gemacht haben sollte, peinlich zu verhören, wobei die Fürstin selber zugegen war. 1554 wurde in Angermünde ein Weib verbrannt, welches „Jemanden Gift vor die Thüre gegossen" hatte. 1563 ward eine berüchtigte Zauberin in Blankkow bei Wittstock ergriffen, anfänglich wieder freigelassen, später aber doch auf die Tortur gelegt. 1565 trieben zwei Hexen, die „Didesche" und die „Garmasche", in Perleberg ihr Unwesen, und wurden in der Priegnitz mehrere andere verbrannt. So ging es weiter

und noch 1728 wurde trotz Thomasius in Berlin ein Mädchen des „pacti mit dem Teufel" beschuldigt und vom Criminalcollegium zur Strafe „mit dem Feuer oder dem Schwerte" verurtheilt. (Vgl. auch den quellenmäßigen Aufsatz Müller's: „Aberglaube und Reformation in der Mark", S. 24—87 des Berliner Bonifacius-Kalenders für 1875.)

Im Uebrigen ward im Laufe des 18. Jahrhunderts der Glaube an Hexenwesen mehr und mehr erschüttert, zuerst bei den Gelehrten und in gebildeten Kreisen, dann allmählich auch im Volke, so daß um die Mitte des genannten Jahrhunderts auch die Hexenprocesse im Allgemeinen aufhörten. Als letzter Fall in katholischen Landen gilt die Verbrennung der Subpriorin des Klosters zu Unterzell in Würzburg im Jahre 1749. In protestantischen Territorien dauerte das Unwesen noch länger an. So wurde 1750 in Quedlinburg eine Frau wegen Hexerei erwürgt und dann verbrannt, 1776 zu Suffolk in England ein Thierarzt zur Wasserprobe gezwungen, und im Jahre 1783 im protestantischen Glarus eine Magd als Hexe hingerichtet. (S. Schlözer's Staatsanzeiger II. 273—277.) Zu Delden in Holland wurde endlich noch im Jahre 1823 an einem alten Weibe die Hexenprobe versucht (Gesch. des Hexenproc. door Scheltema, Haarlem 1828).

Auf Grund vorstehender Darlegungen dürfen wir entschieden behaupten: Nicht das Christenthum, nicht die Päpste und Priester, nicht die katholische Kirche, auch nicht das Mittelalter ist verantwortlich für den Unsinn der Zauberei und die Greuel des Hexenwahns. Die gegentheilige Behauptung aber ist absurd und lächerlich.

Unseres Erachtens kann überhaupt kein religiöses System, kein Stand und auch kein Zeitalter insbesondere dafür verantwortlich gemacht werden. In dieser Beziehung sagt de Maistre (Lettres de l' inquisition espagnole, lettre II. p. 53) sehr richtig, daß der Hexenwahn zu denjenigen Anklagen gehöre, welche entweder dem ganzen Menschen-

geschlechte oder Niemanden zum Vorwurfe zu machen sind. Interessant ist auch eine dahingehende Auslassung in der freimaurerischen „Gartenlaube“ (1887. Nr. 6. S. 100): „Hexenprocesse in Westafrika“. Reinhold Buchholz, dessen Reisen in Westafrika, aus seinem Nachlasse herausgegeben, erhöhtes Interesse gewonnen haben, seitdem das deutsche Reichsbanner in Kamerun weht, berichtet, daß bei den Negerstämmen der Bakhari und Dualla Hexenprocesse ganz üblich sind.

Die Theologen und Juristen der Reformationszeit, welche sich selbst durch die Greuel solcher Processe schändeten, finden also jetzt Genossen unter den Häuptlingen der schwarzen Männer; der Aberglaube, aus welchem die Hexenprocesse entstanden, hängt also nicht mit dem Christenthum und seiner Lehre vom Teufel zusammen; er scheint aus der Menschennatur selbst, aus ihren Schwächen und Schattenseiten hervorzugehen; sonst würde er sich nicht in allen Zonen finden. — Ist bei jenen Stämmen Jemand gestorben oder erkrankt, so muß ihn durchaus einer behext haben, oder dieser hat, wenn der Tod etwa durch eine Schlange oder ein Krokodil oder einen Leoparden erfolgt ist, das Thier dazu behext . . .“

Am wenigsten haben wir Kinder des 19. Jahrhunderts ein Recht zur Anklage gegen die vergangene Zeit. Oder ist der Irredentismus, der Fenismus, die Socialdemokratie, der Nihilismus, der Magnetismus, der Spiritismus, ja, wenn man will, der Antisemitismus furibundus nicht auch ein weit verbreiteter und sehr gefährlicher Irrwahn, dessen letzte Consequenzen noch nicht gezogen sind?! Nur diejenigen, welche die kirchliche und bürgerliche Freiheit unterdrücken, welche die Religion und den Glauben schwächen und verderben, sind anzuklagen und verantwortlich zu machen. Denn Vernunft und Geschichte lehren, daß da, wo Unglaube und Aberglaube zur Herrschaft kommen, auch der größte Unsinn gedeiht, und Grausamkeit und Verfolgungssucht ihr fruchtbarstes Ackerfeld finden. Dr. X.

---

21. Die kirchliche Inquisition und die Ketzerstrafen

haben seit Anbruch der neueren Zeit und deren Rechtsanschauungen bis zur Gegenwart hin den Gegnern der Kirche einen ganz besonderen Anlaß zu den maßlosesten Entstellungen und giftigsten Verunglimpfungen geboten. Demgegenüber ist es angezeigt, die rechtliche und die historische Seite dieser Frage in Kürze darzulegen und die landläufigsten Lügen hinsichtlich derselben durch geschichtlichen Gegenbeweis zu beseitigen.

Jeder Verein hat das Recht, bestimmte Forderungen an seine Mitglieder zu stellen und im Falle der Nichtbeobachtung letztere zu mahnen, zu warnen, zu strafen und, wenn nothwendig, auszuschließen. Jeder auch nicht christlich, wenn nur vernünftig denkende Mensch muß dieses selbe Recht doch auch der größten Vereinigung, der Kirche, zugestehen und zwar als ein fundamentales Recht, an welches deren Existenz geknüpft ist. Ganz dasselbe ergibt sich aus der einfachen Betrachtung des Wesens der Kirche. Sie ist die von Christus angeordnete Hüterin und Wächterin des depositum fidei, des ihr anvertrauten, bei ihr hinterlegten Glaubensschatzes, und als solche muß sie das Recht und die Macht haben, alle Angriffe auf die Reinheit des Glaubens zurückzuweisen und, wenn solche von ihren eigenen, treulosen Kindern ausgehen, an diesen zu bestrafen.

So hat Christus selber es angeordnet, die Apostel, z. B. ein heil. Johannes (II. 10 f.), ein heil. Paulus (Gal. 1, 8, 9. — I. Cor. 5, 5.), mit aller Entschiedenheit und Strenge es ausgeübt; und die Kirchenväter finden kaum Worte genug, ihren Abscheu vor der Häresie und den Häretikern an den Tag zu legen. Sie nennen letztere Giftmischer und Seelenmörder, Kirchenschänder und Kirchenräuber, wilde Thiere in Menschengestalt, Verfälscher der Wahrheit und wie Diebe sich einschleichende Verbrecher. Alles das ist begreiflich, wenn man das Wesen der Häresie oder Ketzerei

und ihre schlimmen Folgen in's Auge faßt. Die formale, d. h. bewußte, vorsätzliche und hartnäckige Häresie ist eine Sünde wider den hl. Geist, ist offene Empörung gegen Christus und seine Kirche, und für die menschliche Umgebung von verderbnißvoller „überwältigender Kraftwirkung", wie der Apostel Paulus sagt, gleich einem mächtig wirkenden Gifte und einem berauschenden Tranke.

Die Kirche kann die Heiden dulden, weil sie aus Unwissenheit irren, sie kann die Juden dulden als die Zeugen der Wahrheit, aber sie kann nicht die bewußte, hartnäckige Häresie dulden, weil dieselbe das Fundament des gesammten Glaubens untergräbt. Die Kirche verzeiht den Irrthum, aber sie kann nicht dem hartnäckig irrenden Willen sich unterordnen, sie, die Lehrerin der Wahrheit, kann nicht im Frieden leben mit der Häresie, welche nach dem Ausdrucke der Kirchenväter die Wahrheit wissentlich zerfleischt und Christi mystischen Leib, die Kirche, an's Kreuz schlägt. Hieraus erklärt sich die völlige Unduldsamkeit, welche die Kirche in allen ihren Gesetzen gegen die formale Häresie ausgesprochen hat. Hieraus erklären sich die allerdings hart klingenden Ausdrücke, in welchen sie von der Häresie spricht, hieraus auch die strengen Strafen gegen die Häretiker, die Auslieferung derselben an den weltlichen Arm und die Aufforderung an die weltlichen Fürsten, mit dem Gesetz und den Waffen zur Ausrottung der Häresien zu Hülfe zu kommen. Wer sich auf den Standpunkt der Kirche, als der einzigen von Gott gegründeten, zum Heile der Menschen unumgänglich nothwendigen und unfehlbaren Kirche stellt, so sagt Phillips (Kirchenrecht II. 2. Abtheil. S. 448) sehr richtig, kann in jenen Maßnahmen gegen das ihr und dem Heile der ihr anvertrauten Heerde feindlichste Princip unmöglich eine Härte finden.

Die kirchliche Inquisition oder das Glaubensgericht, welches in den ersten christlichen Jahrhunderten in der Form von Warnen, Zurechtweisen und schlimmsten Falls der Ausstoßung aus der Kirche stetig und ohne Widerspruch

sich geltend machte, erhielt seit Constantin dem Großen in Folge der innigen Verbindung zwischen Kirche und Staat insoweit eine Aenderung, als nun die kirchliche Strafe für Häretiker auch bürgerliche Nachtheile, anfänglich die Verbannung, dann auch Leibes- und Lebensstrafen zur Folge hatte. Diese Strafen aber, was wohl zu bemerken ist, wurden nicht von der Kirche, sondern vom Staate und im Interesse des Staates verhängt. Man ging dabei von dem Grundsatz aus, der schon früh (im Cod. Theodos. et Just.) seinen juristischen Ausdruck und während des ganzen Mittelalters, ja selbst seitens der Reformatoren unbestritten seine Anwendung gefunden: „Was gegen die göttliche Religion begangen wird, gereicht zum Verderben Aller;“ und: „Weit schwerer ist die Beleidigung der göttlichen als der irdischen Majestät.“

Man muß diese Punkte sich nothwendig gegenwärtig halten, wenn man das Verfahren der Kirche gegen die Häretiker verstehen und gerecht beurtheilen will. „Wer aber,“ wie Cardinal Hergenröther (Kath. Kirche und christl. Staat. Neue Ausgabe S. 425) sagt, „in die Anschauungen einer andern Zeit vertieft ist, welche die Vergehen gegen die irdische Majestät mit den schwersten Strafen ahndet, Vergehen gegen die Majestät Gottes aber theils ungestraft läßt, theils mit sehr geringfügigen Strafen belegt, das Verbrechen der Blasphemie, das einst Todesstrafe traf, kaum mehr kennt, der hat freilich Mühe, nur einigermaßen diese ältere, allgemein gebilligte und für nothwendig erachtete Gesetzgebung zu begreifen.“

Wir fügen diesem noch eine ähnliche Auslassung Döllingers bei, den ja auch die Protestanten — wenigstens jetzt — als großen Historiker feiern. Derselbe sagt (Kirche und Kirchen S. 50): „Im Mittelalter waren Volk und Fürst Glied der katholischen Kirche, neben welcher keine andere existirte. Alle waren einig, daß der Staat in seiner engen Verbindung mit der Kirche keinen Abfall von derselben dulden, keine neue Religion einführen lassen dürfe, daß jeder

Versuch dieser Art ein Attentat gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung sei. Jede häretische Lehre, die im Mittelalter hervorbrach, hatte, klar ausgesprochen oder in nothwendiger Consequenz, einen revolutionären Charakter, das heißt: sie mußte in dem Maße, als sie zur Herrschaft gelangte, eine Auflösung des bestehenden Staatswesens, eine politische und sociale Umwälzung herbeiführen. Jene gnostischen Secten, die Katharer und Albigenser, welche eigentlich die harte und unerbittliche Gesetzgebung des Mittelalters gegen Häresie hervorriefen und in blutigem Kriege bekämpft werden mußten, waren die Socialisten und Communisten jener Zeit. Sie griffen Ehe, Familie und Eigenthum an. Hätten sie gesiegt, ein allgemeiner Umsturz, ein Zurücksinken in Barbarei und heidnische Zuchtlosigkeit wäre die Folge gewesen. Daß auch für die Waldenser mit ihren Grundsätzen über Eid und Strafrecht der Staatsgewalt schlechterdings keine Stätte in der damaligen europäischen Welt war, weiß jeder Kenner der Geschichte."

„Im Mittelalter waren also Recht und Gesetz in religiösen Dingen für Alle gleich. . . Der König wußte, daß die Trennung von der Kirche ihm unfehlbar seine Krone kosten, daß er sofort aufhören würde, König eines katholischen Volkes zu sein. Nie ist in den tausend Jahren vor der Reformation auch nur der Versuch von einem Monarchen gemacht worden, eine andere Religion, eine neue Lehre in seinem Staate einzuführen, oder sich in irgend einer Form von der Kirche loszusagen."

Die Inquisition hat demnach ihre volle Berechtigung in der allgemeinen Rechtsanschauung ihrer Zeit, sowie in dem Wesen der Kirche und ihrer dadurch gebotenen Stellung zur Häresie. Die Inquisition im eigentlichen Sinne ist nichts anderes als ein Glaubensgericht. Zu ihrer Vertheidigung im Allgemeinen macht der Spanier Rodrigo in seiner Historia verdadera de la inquisicion (Madrid 1876 I. S. 192. Vgl. die Recension des P. Grisar in der Zeitschrift für kathol. Theol. 1879 S. 548 ff.), die

richtige Bemerkung: „Die Inquisition verdient jene Verurtheilung, die man über sie ausgesprochen, nicht, sei es, daß man sie unter legalem oder historischem oder kanonistischem Gesichtspunkte betrachtet. Sie wurde ausschließlich in der Absicht eingeführt, die dogmatische und sittliche Reinheit der Religion zu schützen. Indem der hl. Stuhl diese Tribunale schuf, handelte er kraft seiner Autorität, veranlaßt durch die Bitten der weltlichen Mächte, und in Uebereinstimmung mit Gesetzen, die seitens eben dieser aufgestellt waren. Sein Vorgehen rettete diejenigen vor der Strenge dieser Gesetze, welche sich reuig erwiesen. Durch verschiedene ökumenische und Provincialconcilien, durch katholische Schriftsteller, durch Kirchenfürsten von hervorragender Weisheit, durch Heilige, welche man auf den Altären verehrt, wurde die Einführung der Inquisition gutgeheißen. Und die gläubigen Anhänger der Kirche begrüßten das heilige Officium, indem sie in ihm die einzige Abhülfe gegen den allgemeinen Verfall der Religion erblickten. Nur die Häresie widersetzte sich ihm."

Ueber ihre historische Entwickelung können wir uns kurz fassen. Die Anfänge der eigentlichen Inquisition kann man in dem im Einverständniß mit Friedrich Barbarossa erlassenen Dekrete Lucius' III. (1184) finden, welches gegen die Katharer gerichtet ist. Um diese Zeit wurden von den Synoden und Bischöfen, welche bisher die Untersuchung und Verurtheilung der Häretiker geleitet und die Schuldigen der Staatsgewalt zur Bestrafung überwiesen hatten, besondere Behörden organisirt, die mit dem Glaubensgericht beauftragt waren. Genaue Instructionen für solche Ketzergerichte gab die große Synode von Toulouse nach Beendigung der Albigenserkriege im Jahre 1219. (Hefele, Conciliengeschichte V. S. 873. — Knöpfler, Rohrbachers Universalgeschichte XXIII. S. 65.) Jene Gerichte standen unter der directen Jurisdiction der Bischöfe, waren also bischöfliche Gerichte.

Diese bischöfliche Inquisition wurde bald eine Inquisition der Dominikaner, die durch ihre Predigt die Bekehrung der Häretiker bezweckten und vielfach auch erreichten. Innocenz IV. war es, der (1248) dem Dominikanerorden die Inquisitionsgeschäfte mit besonderer, eigener Gerichtsbarkeit übertrug (Hefele, Der Cardinal Ximenes. 2. Aufl. Tüb. 1851. S. 269).

Wie vordem die bischöfliche, so ward jetzt mehr und mehr die Dominikaner-Inquisition in alle katholischen Länder eingeführt; so in Spanien, Italien, Frankreich, Flandern, Belgien, Holland, Deutschland, Ungarn, Polen.[1])

Bezüglich des Verfahrens der kirchlichen Inquisition unterscheidet P. Weiß (Apologie des Christenthums III. S. 548 ff.) drei verschiedene Klassen von Proceduren. Am mildesten behandelte man die Juden, so lange sie nicht gar zu sehr die Christen ausbeuteten und des gerade von den Päpsten ihnen gewährten Schutzes sich unwürdig machten. Mild war auch das Verfahren gegenüber den gewöhnlichen Häretikern, die man durch Excommunication, höchstens durch Inhaftirung in ihrer Einwirkung auf die Gläubigen unschädlich zu machen suchte. Wir erinnern nur an die Pelagianer, an Gottschalk, Abälard, Gilbert de la Porée und Berengar. Dagegen war das Verfahren gegen solche Häretiker, welche durch ihre Lehren und Angriffe die öffentliche Ordnung störten, streng, mitunter sehr streng. Schon der sonst so milde Augustinus forderte gegen die Donatisten, die Hussiten seiner Zeit, energische Strenge und das Einschreiten der weltlichen Gewalt. Aber diese For-

[1]) Einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß der mittelalterlichen Inquisition bietet die von Douais (Picard, Paris 1885) veröffentlichte Practica inquisitionis haereticae pravitatis des Dominikaners Bernard Guidonis, Inquisitors zu Toulouse (1307—1323.) Nicht nur die Weise des Vorgehens wird in dieser Anleitung für die kirchlichen Gerichte authentisch dargestellt, sondern es werden auch die Zustände der Sekten im 13. Jahrhundert und zu Anfang des 14. beschrieben. (Vergl. Zeitschr. für kath. Theol. Bd. X. (1886) S. 382.)

derung ist wohl begreiflich, wenn man bedenkt, daß jene Ketzer in ihrem wahnsinnigen Fanatismus die öffentliche Ruhe und Ordnung auf's äußerste gefährdeten. Mit Schleudern und furchtbaren Knütteln, die sie mit dem Spottnamen Israel bezeichneten, zogen sie drohend umher; ihr Gruß schon, wenn man ihnen begegnete, ward nach dem Zeugnisse des hl. Augustin (in ps. 132 n. 6.) mehr gefürchtet als das Knurren eines Löwen; wessen sie habhaft werden konnten, den schleuderten sie in's Feuer oder in den nächsten Abgrund (August. unit. eccl. 19, 50), nachdem sie ihm vorher, was ihre Lieblingsheldenthat war, Kalk und Essig in die ausgestochenen Augen gegossen. War es ungerecht, fragt Augustin, gegen solche Feinde aller Sicherheit die Macht der Kaiser anzurufen? Gewiß nicht!

Ebenso wenig ungerecht und unbillig war es, wenn das dritte Concil im Lateran (1179) zum Schutze der Kirche und der Gläubigen die Gewalt der Waffen aufrief gegen die alles verwüstenden, plündernden und mordenden Albigenser (s. d. Artikel). Ganz dasselbe muß zugestanden werden bezüglich des Verhaltens der Kirche und ihrer Organe gegenüber Häretikern wie Arnold von Brescia, den Apostelbrüdern, den Hussiten, den Stedingern u. A.

Oder zeigt etwa die öffentliche Meinung und die Staatsgewalt der Gegenwart lauter Milde und Schonung gegen die Socialdemokraten, die Communarden, Anarchisten, Nihilisten und Dynamitarden? Jene Secten waren aber oft noch schlimmer und gefährlicher als diese.

Dr. X.

---

22. Die Albigenser.

Die Secte der Katharer, (woraus in Deutschland bei den Minnesängern der Name „Ketzer" sich bildete) von ihrem Hauptsitze Albi in der Provence Albigenser genannt, huldigten gleich den alten Gnostikern und Manichäern dem Dualismus der Lehre von zwei ewigen Grundwesen (des

Guten und des Bösen), läugneten die Fundamentaldogmen des Christenthums, verwarfen die Sakramente, den Gebrauch der Gotteshäuser, die Heiligenverehrung, den Unterschied der Stände, schufen eine excentrische Moral, welche natürlich nicht verhinderte, daß die gröblichsten Unsittlichkeiten begangen wurden, ersetzten die Wassertaufe durch die Geistestaufe, das sogenannte Consolamentum, und versetzten sich häufig, um die genossene „Tröstung“ nicht wieder zu verlieren, in die „Endura“, d. h. sie machten durch Hungertod, Vergiftung, Oeffnung der Adern u. s. w. ihrem Leben freiwillig ein Ende. In der katholischen Kirche erschien ihnen Alles als Lug und Trug; sie bekämpften dieselbe durch List und Gewalt und gewannen durch die unsittlichsten Mittel, namentlich in Südfrankreich, immer weitere Verbreitung. Hier hausten die Sectirer wie eine wilde Räuberschaar: sie plünderten Stadt und Land, zerstörten die Kirchen, schändeten die Frauen, traten die heil. Hostie mit Füßen und mordeten Jene, die ihnen nicht Gefolgschaft leisteten. (Vgl. Stolberg-Brischar, Gesch. d. Rel. J. Chr. Bd. 51, S. 224 ff., wo die näheren Belege und auch die hauptsächlichste Literatur angegeben sind. Das Hauptwerk ist das unten angeführte von Schmidt.)

Schon Alexander III. hatte daran gedacht, gegen sie einen Kreuzzug zu organisiren. Unter Innocenz III., der mit vollem Rechte sagte (Ep. i. XI. ep. 28 ad regem Francorum), „die Albigenser seien ärger als die Saracenen,“ kam dies Vorhaben zur Ausführung, nachdem alle Mittel der Güte erschöpft, aller Eifer der Missionäre (St. Dominikus) vergeblich, vielmehr der päpstliche Legat Peter von Castelnau meuchlings ermordet und die Gemeingefährlichkeit der Sekte, wie sie oben (S. 268) Döllinger charakterisirt hat, immer mehr zu Tage getreten war.

Daß in den nun folgenden blutigen Albigenserkriegen (1209—1229) auf beiden Seiten schwere Ausschreitungen und bedauerliche Vorfälle aller Art vorkamen, kann nicht verwundern; aber es ist höchst parteiisch, solche

nur bei den katholischen Kreuzfahrern sehen zu wollen, und lächerlich, der katholischen Kirche solche auf Rechnung zu setzen. Die protestantischen Kirchenhistoriker wie Kurtz (A. a. O. I. 2. Th. S. 215) und, ihnen folgend, die Conversationslexica (z. B. das Meyer'sche), frischen in dieser Tendenz und „zur Illustration der katholischen Grausamkeit" auch das alte Märchen immer wieder auf, als habe der päpstliche Legat P. Arnold von Citeaux bei der Erstürmung von Beziers (1209) „den mordenden Truppen zugerufen: Tödtet Alle, der Herr wird die Seinen schon herausfinden und zu schützen wissen!" Aber das kräftige Wort ist leider eine Geschichtslüge und stammt nach Barthélemy (Erreurs et mensonges historiques, III. Série p. 104) von Cäsarius von Heisterbach, der es obendrein (dialogi miracul. lib. V. cap. XXI) mit einem „dicitur (man sagt)" einführt, während die einheimischen und gleichzeitigen Autoren es nicht kennen. Uebrigens „soll" es auch in der Bartholomäusnacht gesagt worden sein. Charakteristisch ist es, wenn der in protestantischen Kreisen als „kritischer Kirchenhistoriker" so gerühmte Gieseler (Lehrb. d. Kirchengeschichte 3. Aufl. II. 2. Abth. S. 571) für die Wahrheit jenes Dictums des „wüthenden Arnolds des Fürchterlichen", wie er ihn nennt, unkritisch genug auf Cäsarius von Heisterbach sich beruft.

Die Albigenserkriege mit ihrer „Grausamkeit" auf katholischer und ihrem „Heldenmuth" auf sektirerischer Seite sind, wie so manches Geschichtsmärchen, auch von der Muse als Objekt für ihre Darstellung begierig aufgegriffen worden. Aber wie unpoetisch und wie unhistorisch beispielsweise der bedauernswerthe Lenau in seinem epischen Gedicht „Die Albigenser" dieses Thema behandelt hat, haben die Histor. pol. Bl. (Bd. 20 S. 389 ff.) gehörig nachgewiesen. Bei weiteren Studien über diese Frage sei vor der Schrift des Anekdotenkrämers Sismonde de Sismondi (Les croisades contre les Albigeois), welche Protestanten gern an erster Stelle citiren, gewarnt, dagegen auf das von ihnen gar

nicht oder zuletzt citirte aktenmäßige Werk von Schmidt „Histoire et doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois“ (Paris 1849, 2 tom.) verwiesen.

Dr. X.

---

23. Die spanische Inquisition.

Man versteht darunter nicht die im vorletzten Artikel besprochene rein kirchliche Anstalt, welche zuerst in Spanien, dann in alle übrigen katholischen Länder eingeführt und von den Bischöfen, beziehungsweise von den Dominikanern geleitet wurde, sondern eine neue, vielfach anders geartete Inquisition, welche kurz nach Aufhören der ersteren in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, auf Wunsch und Betreiben namentlich der Staatsgewalt in Spanien eingeführt worden ist.

Die spanische Inquisition wurde durch Ferdinand den Katholischen und Isabella von Castilien im Jahre 1478 errichtet und auf deren Bitten von Papst Sixtus IV. in demselben Jahre bestätigt. Der erste Inquisitionshof war der zur Sevilla (1481) eröffnete, der erste Großinquisitor der Dominikaner Thomas Torquemada, einer der berühmtesten Theologen seines Jahrhunderts. Ihr nächster und Hauptzweck ging dahin, das Christenthum und die Nationalität gegen den Alles absorbirenden, unter christlicher Maske sich verbergenden Judaismus zu schützen.

Das Judenthum war von frühester Zeit her gerade in Spanien sehr stark vertreten. Viele der Juden traten zwar aus Klugheit oder Zwang zum Christenthum über, blieben aber im Herzen dem Judenthum ergeben. Diese „neuen Christen“, auch Maranos genannt, drängten sich in alle Aemter und Würden des Staates und der Kirche. Sie hatten zahlreiche Anhänger oder doch Gönner unter den Bischöfen, Canonikern, Aebten, Mönchen, wie auch im königlichen Rathe. Die Adeligen waren durch vielfache

Heirathen mit ihnen verbunden; jüdische Gerichtshöfe urtheilten wider alle Gerechtigkeit über die Christen, das Geld und die Hülfsquellen des Landes waren zumeist in den Händen der Juden und der Maranos, und deren Sucht, immer mehr Proselyten zu machen, überstieg alle Grenzen, so daß die Religion, die Freiheit und selbst die Nationalität der Spanier auf's Aeußerste gefährdet war. Die langverhaltene Wuth der christlichen Spanier erhob sich endlich (1473) gegen die Unterdrücker in einem allgemeinen Aufstande, welcher Brand, Mord und Plünderung im Gefolge hatte. An die Stelle dieser wild tobenden und nichts schonenden Volksjustiz trat dann drei Jahre später die spanische Inquisition mit ihrem geregelten richterlichen Verfahren. (Vgl. Knöpfler, Rohrbacher's Universalgesch. d. kath. Kirche. XXIII. S. 67.) Die Errichtung der Inquisition war in jener Zeit in der That eine gebieterische Nothwendigkeit, wie ihr neuester Geschichtsschreiber Rodrigo (Historia verdadera de la inquisicion. Madrid 1876—78. II. S. 69) sagt, „nicht nur zur Durchführung der gegen die Glaubensedicte bestehenden Gesetze, sondern auch um dem Lande die Einheit des religiösen Glaubens zu wahren, welche die Grundlage der politischen Einheit und der nationalen Größe ist."

Diese spanische Inquisition ist in ihrem Wesen, ihrer Thätigkeit und ihren Folgen von einer tendenziösen und absichtlich fälschenden Geschichtsschreibung über Maß und Gebühr entstellt und verunglimpft worden. Vor allen ist es der „Geschichtsschreiber der spanischen Inquisition", der beklagenswerthe, apostasirte Llorente, welcher durch sein frivoles, verläumderisches Werk „Histoire critique de l'inquisition d' Espagne" (Paris 1818) jenes Institut zu einem wahrhaften Schreckgespenst für das akatholische Publikum umgeschaffen hat. Abgesehen von den tausend Entstellungen im Einzelnen ist schon gleich die Grundanschauung, welche er seinen Lesern über Ursprung und Zweck der spanischen Inquisition vermittelt, eine willkürliche

und grundfalsche. Llorente behauptet nämlich, dieselbe sei von der römischen Curie in Spanien eingeführt und begünstigt worden, und diese habe die staatliche Genehmigung und königliche Protection nur deshalb erhalten, weil der Krone anläßlich der Güterconfiscationen der durch die Inquisition Verurtheilten reichliche Geldsummen zuflossen. Das gerade Gegentheil ist der Fall.

Ranke's Urtheil (Röm. Päpste, I. S. 242 ff.) lautet also: „Es ergibt sich, daß die Inquisition ein königlicher und mit geistlichen Waffen ausgerüsteter Gerichtshof war. Erstens waren die Inquisitoren königliche Beamte. Die Könige hatten das Recht, sie einzusetzen uud zu entlassen; wie andere Behörden unterlagen auch die Inquisitionshöfe den königlichen Visitationen . . . Zweitens fiel aller Vortheil von den Confiscationen dieses Gerichtes dem König anheim . . . Drittens ward hierdurch erst der Staat vollkommen abgeschlossen; der Fürst bekam ein Gericht in die Hände, welchem sich kein Grande, kein Erzbischof entziehen durfte. Wie demnach das Gericht auf der Vollmacht des Königs beruht, so gereicht seine Handhabung zum Vortheile der königlichen Gewalt. Es gehört zu jenen Spolien der geistlichen Macht, durch welche die spanische Regierung mächtig geworden, wie die Verwaltung der Großmeisterthümer, die Besetzung der Bisthümer, — seinem Sinn und Zweck nach ist es vor allem ein politisches Institut. Der Papst hat ein Interesse, ihm in den Weg zu treten, und thut es, so oft er kann. Der König aber hat ein Interesse, es in steter Aufnahme zu erhalten.“ Aehnlich urtheilt Leo (Weltgeschichte II. S. 431): „Isabella wußte durch die Inquisition, die ein ganz von ihr abhängendes, geistliches Institut, gegen Laien und Geistliche zugleich gerichtet war, den Adel und die Geistlichen von Castilien zu beugen.“ Ebenso der Protestant Guizot (Cours d'hist. mod.): „Sie war anfangs mehr politisch als religiös, mehr bestimmt, die Ordnung aufrecht zu erhalten, als den Glauben zu vertheidigen.“ Auch K. A. Menzel (Neuere Geschichte

der Deutschen IV. S. 196) und andere protestantische Historiker halten die spanische Inquisition für eine reine Staatsanstalt.

Das ist auch die Ansicht der meisten katholischen Gelehrten. So sagt Bischof Hefele (Theol. Quartalschrift 1880. S. 306): „Die spanische Inquisition war nicht eine kirchliche, sondern eine staatliche Inquisition, wohl mit kirchlichem Apparate versehen, aber wesentlich von der Staatsgewalt eingesetzt, geleitet und benutzt.“ Dieselbe Anschauung vertritt auch der Cardinal Hergenröther (Kirchengesch. II. S. 137 u. 516). Ferner der gelehrte, und gerade in der Geschichte Spaniens sehr bewanderte Benedictinerpater Pius Gams, zunächst in der von ihm herausgegebenen und mit Noten versehenen Kirchengeschichte von Möhler (Regensb. 1867. II. S. 652), wo er sagt: „Die spanische Inquisition ist kein kirchliches, sondern ein Staatsinstitut, vielmehr ein aus dem Charakter und der geschichtlichen Entwickelung des spanischen Volkes hervorgegangenes Institut, für welches die katholische Kirche nicht verantwortlich zu machen ist“, sodann in seiner Kirchengeschichte von Spanien (III. 2. S. 5—94, die betr. Abhandlung auch separat erschienen unter dem Titel: Zur Gesch. d. sogen. Staatsinquisition, Regensburg 1878). Außerdem Professor Knöpfler in dem von ihm bearbeiteten 23. Bande von Rohrbacher's Universalgeschichte der kathol. Kirche (Münster, 1883. S. 65 ff.) und in einer Polemik gegen Rodrigo und Grisar in den Histor. polit. Blättern (Bd. 90, S. 325—353, und Bd. 91, S. 165—172).

Andere sind freilich anderer Meinung. So bekämpft der genannte spanische Historiker Rodrigo direct Ranke's Urtheil, als sei die Inquisition „ein königlicher, nur mit geistlichen Waffen ausgerüsteter Gerichtshof“. Nach seiner Meinung ist sie gerade umgekehrt ein geistlicher, aber mit königlichen Waffen ausgerüsteter Gerichtshof. Er will sie also auch nicht einfach und ohne Weiteres als

rein kirchliche Anstalt angesehen wissen, sondern als ein *gemischtes Institut*, welches auf der kirchlichen und staatlichen Gewalt zugleich ruhte. Aehnlich P. *Grisar* in seiner Recension des Werkes von Rodrigo (Zeitschr. für kath. Theol. 1879, S. 570 ff.) und P. *Weiß*, welcher in seiner Apologie des Christenthums (Freib. 1884. III. S. 520 Note 3) also urtheilt: Sie ist nicht „ein rein staatliches Institut", sondern „auch unserer Ansicht nach ein nicht unwesentlicher Theil in dem Gebäude eines staatskirchlichen Particularismus, der zwar vielleicht besser ist als der Gallicanismus und der Josephinismus und seine Blutsverwandten, der nun aber gleichwohl sich von dem reinen allgemeinen Kirchenwesen nicht unbedeutend unterscheidet."

Aber wie dem auch sein mag, darin sind *Alle* einig, daß die spanische Inquisition aus ganz besonderen Verhältnissen hervorgewachsen, daß sie von der Staatsgewalt eingeführt und besonders gepflegt ist, daß von dem „staatlichen Arm" alle Urtheile vollzogen worden sind, und daß sie endlich an erster Stelle dem *Staatsinteresse* gedient hat. In dem einen, wie in dem andern Falle ist es demnach *unbillig* und *ungerecht*, die wirklichen oder angeblichen Sünden und Schandthaten der spanischen Inquisition der *katholischen* Kirche auf Rechnung zu schreiben.

Aber wie verhält es sich mit der Wahrheit dieser Anklagen? Es werden deren so viele und so entsetzliche erhoben, daß hier ohne Weiteres der Verdacht *maßloser Uebertreibung* sich nahe legt. So spricht beispielsweise *Herzog's Realencyclopädie für protestantische* Theologie und Kirche (VI. S. 679 ff.) in wahrhaft bluttriefenden Auslassungen von der „schrecklichen Blutarbeit", der „furchtbaren Grausamkeit der Inquisition". Hier und anderswo wird erzählt, wie ein *einziger Mann*, der erste Großinquisitor Torquemada, 114401 Opfer dem Feuer oder der Ehrlosigkeit überliefert habe, wie im Ganzen — genau ausgerechnet — mindestens 341021 Unglückliche dem schandbaren Institut zum Opfer gefallen seien. Ein

wahrhaft Gruseln erregendes Opus hat sodann der „altkatholische“ Publicist Fridolin Hoffmann unter dem Titel „Die Geschichte der Inquisition“ (Bonn, Neusser 1878—1879, 2 Bde.) veröffentlicht.[1]) In diesem tendenziösen Werke, auf dessen Titelblatt das Wort „Inquisition“ sehr bezeichnend in blutrothen Lettern prangt, und dessen Kapitelüberschriften einem Sensationsroman alle Ehre machen würden, sind die gewöhnlichen Entstellungen und horrenden Lügen über die „Inquisition“ wirklich „allgemein faßlich dargestellt“, wie es auf dem Titelblatt heißt. Nur schade, daß selbst die sonst befreundete Kritik das elende Machwerk verurtheilt. So sagt die protestantische „Theologische Literaturzeitung“ von Schürer (1878, S. 235), daß in dem Buche eine Polemik sich breit mache, welche „sonst unter anständigen Männern für nicht erlaubt gilt“. Die gewiß nicht kirchenfreundliche Pariser „Revue critique“ (1878 p. 214) urtheilt dahin, daß die Schrift „nichts weniger als eine historische Arbeit sei, sondern ein

---

[1]) Fridolin Hoffmann erzählt auch unter Grauen von den ungeheuren Niedermetzelungen, deren Opfer die in Piemont ansässigen Waldenser im Jahre 1655 unschuldiger Weise geworden sein sollen. Da dieselbe Geschichtslüge auch sonst noch vielerorts sich breit macht, so sei hier (nach P. Grisar in der Zeitschrift für kath. Theol. 1879 S. 579 Note) Folgendes bemerkt: Die Kunde über jene Ereignisse entnahm man den für Cromwell bestimmten Berichten des waldensischen Predigers Léger. Mit ausgezeichnetem Erfolge hat aber Dr. Melia in der Schrift: The origin, persecutions and doctrines of the Waldenses (London 1870, Toovey) aus den Turiner officiellen Urkunden und anderen Quellen nachgewiesen, daß die Waldenser durch kriegerische Erhebung und Ermordung der Katholiken jenen Kampf provocirt haben, in welchem nicht die viertausend der protestantischen Legende, sondern nur einige hundert Waldenser gefallen sind. Jene Berichte Léger's über katholische Greuelthaten sind, wie die anglikanische Church Times 1870 Nr. 385 p. 255 urtheilte, fortan als „freche Verläumdungen“ (audacious slanders) anzusehen. Die neuesten Arbeiten von G. Claretta (Storia del regno di Carlo Emanuele II.) gelangten zu demselben Resultate.

Erzeugniß der Tagespolemik, hervorgegangen aus Absichten, die mit wissenschaftlicher Unparteilichkeit nicht vereinigt werden können." Die liberale Pariser „Revue historique" faßt ihre vernichtende Kritik in dem Prädicat zusammen „un livre détestable", und Kraus (Kirchengeschichte, 2. Aufl. S. 613) nennt das Hoffmann'sche Buch kurz und gut ein Pamphlet. Aus solchen „Quellen" schöpfen dann die kirchenfeindlichen Broschüren- und Zeitungsschreiber ihre Weisheit.[1]) Die Hauptquelle aber für die Ankläger der Inquisition ist das berüchtigte Buch des Spaniers Llorente „Histoire critique de l'inquisition d' Espagne" (Paris 1818).

Wer war Llorente? Der Sprößling aus einer adeligen Familie Aragoniens (geb. 1756, gest. 1823), ein aufgeklärter Priester und ehrsüchtiger Streber, von den Freimaurern verführt, von einer aufgeklärten Regierung schnell zu den wichtigsten Aemtern befördert, der seine Standes-, Familien- und Nationalehre vergessend an der kirchlich- und politisch-liberalen Umgestaltung seines Vaterlandes arbeitete, den baskischen Provinzen ihre Freiheiten rauben half, sein Vaterland verrieth und sich an den französischen Zwingherrn verkaufte, das Klosteraufhebungsdecret in Vollzug setzte, das säcularisirte Kirchengut zusammenrauben half und verwaltete, sodann aber der Unterschlagung von 11 Millionen angeklagt und später (1814) als Hochverräther verbannt,

[1]) Zur Erheiterung unserer Leser setzen wir den von dem Freimaurer Henne am Rhyn verfaßten Artikel in Kürschner's viel angepriesenem Taschen-Conversationslexikon — unter Beibehaltung der geschmacklosen Abkürzungen — hierher: (S. 714) „Inquisition, Anstlt. d. kath. Kirche z. Verfolg. u. Vertilgg. d. Ketzerei, 1215 d. Bischöfen übertr. 32 u. 33 dch. Domin. 52 m. d. Folter vbdn. 1480 in Span. eingeführt, wo sie am ärgsten wüthete (fast 32000 M. verbrannt). Verdacht genügte z. Feuertode, w. d. weltl. Gerichte aussprechen mußten; i. 18. Jahrh. beschränkt, wurde sie 1814 von Pius VII. hergestellt, wagte ab. keine Verbrenng. mehr; in Dschld. fand sie wenig, i. Engl. kein. Eingg.; die Päpste hab. s. nie förml. aufgeh., überall ab. d. aufgeklärten Regierung." So viel Worte, so viel Unwahrheiten!

nach Paris ging, wo er, von der kirchlichen Behörde von allen geistlichen Amtshandlungen suspendirt, von den Pariser Freimaurerlogen jedoch unterstützt, unsittliche Romane schrieb und neben seiner „Kritischen Geschichte der spanischen Inquisition“ (deutsch von Höck, Gmünd 1819 ff., in vier Quartbänden) auch die „Politischen Portraits der Päpste“ verfaßte, worin er beispielsweise Gregor den Großen den „feilsten Schmeichler“ und Gregor VII. das größte Monstrum und den allerschlimmsten Uebelthäter für die Menschheit nennt. (Vgl. Katholik 1824. S. 1 ff. u. 1827, S. 200 ff.) Dieser Mensch also mit seinen irreligiösen Grundsätzen und seinem äußerst befleckten Charakter, kirchlich und politisch ein Apostat, ist das Orakel für alle Jene geworden, welche aus Haß oder Voreingenommenheit gegen die katholische Kirche in Wort und Schrift über die „berüchtigte spanische Inquisition“ schreiben und sprechen.

Indeß hat das Werk des ganz willkürlich verfahrenden und lügenhaften Spaniers, des ehemaligen Sekretärs der „Inquisition des Hofes,“ eine gründliche Widerlegung erfahren. So namentlich von Hefele in dessen Schrift: „Der Cardinal Ximenes“ (2. Aufl. Tübingen 1851) und in dem Artikel „Inquisition“ in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (V. S. 650—659). Hefele hat dort nicht bloß, wie der Protestant Kurtz (Kirchengesch. 8. Aufl. I. 2. S. 280) schüchtern sagt, „einige irrthümlich übertriebene Angaben Llorente's berichtigt,“ sondern den Charakter und das Verfahren des Mannes an den Pranger stellend die dreisten Anklagen desselben derart als grundlos und verläumderisch nachgewiesen, daß kein ernsthafter Historiker mehr die alten Lügen zu reproduciren wagt.

Llorente geht zunächst darauf hinaus, die spanische Inquisition als eine rein kirchliche, vor allem dem Interesse der Kirche dienende Anstalt hinzustellen. Wir haben diese Hauptlüge bereits genügend zurückgewiesen. Sodann ist es sein Hauptbestreben, das Verfahren der Inquisition so grausam, so blutig und schrecklich, als nur möglich

ist, zu schildern. Hefele erinnert demgegenüber zunächst daran, daß die Inquisition nach dem damals geltenden Grundsatze: „Cujus regio, illius religio“ vorging, was in gleicher oder noch schlimmerer Weise auch in allen protestantischen Ländern geschah, daß das Strafrecht jener Zeiten viel härter und blutiger war als das jetzige, daß die Todesstrafe für Ketzerei damals in allen Ländern und Confessionen — nicht am wenigsten bei den Protestanten, wie aus dem Artikel über die „Protestantische Toleranz“ zu ersehen ist — vollzogen wurde, daß ferner nicht bloß die Ketzer, sondern auch eine ganze Reihe anderer Verbrecher, wie Gotteslästerer, Fleischessünder, Mörder, Aufruhrstifter, Wucherer und Schmuggler, auch Zauberer und Hexen vor der Inquisition zum Verhör und zur Aburtheilung kamen, also die angeblichen oder wirklichen Opfer der Inquisition nicht etwa alle um ihres Glaubens oder Unglaubens willen, sondern wegen gemeiner, bürgerlicher Verbrechen bestraft worden sind.

Des weiteren bringt Hefele (Cardinal Ximenes S. 346), sowie auch Gams (a. a. O. S. 69—84) genaue Nachweise, daß und wie sehr Llorente die Zahl der Opfer lügenhaft übertrieben hat. So ist es eine grobe Unwahrheit, wenn er sagt, daß der (1481) zu Sevilla errichtete Inquisitionshof schon im ersten Jahre 2000 Personen zum Tode gebracht habe. Llorente beruft sich auf Mariana; dieser aber meldet nur, daß unter der ganzen Verwaltung Torquemada's gegen 2000 Personen hingerichtet worden seien. Ueberdies war Torquemada damals (1481) noch gar nicht bei der Inquisition angestellt. Ein weiteres Beispiel! Llorente erzählt zum Beweise des großen Eifers der Inquisition von einem Autodafé zu Toledo am 12. Februar 1486, bei dem nicht weniger als 750 Schuldige gestraft worden seien; aber unter allen diesen ward nicht ein Einziger hingerichtet, und ihre Strafe war nichts als eine öffentliche Kirchenbuße. Ein zweites großes Autodafé fand am 2. April desselben Jahres wieder

zu Toledo mit „900 Schlachtopfern“ statt, und von diesen 900 wurde — kein Einziger mit dem Tode bestraft. Von allen Inquisitionsprocessen, welche uns Llorente aufbewahrt hat, endigten, wie Hefele beifügt, nur äußerst wenige mit dem Tode des Schuldigen, und Niemand wird glauben, daß Llorente gerade die gelindesten Fälle habe aussuchen, die harten dagegen verheimlichen wollen.

Hefele legt dann im Einzelnen dar (a. a. O. Seite 288 ff.), wie das Proceßverfahren viel milder und umsichtiger als bei allen andern Gerichten vor sich ging, wie die Kerker nicht schauerliche Gewölbe, sondern viel freundlicher als in andern Ländern waren, wie die Folter nicht wie bei den übrigen Gerichten wiederholt, sondern nur einmal angewendet werden durfte, wie ferner der von den Verdächtigen und Verurtheilten getragene Sanbenito (saccus benedictus), in Form einer gelben Mönchskutte, nicht das schreckliche Zeichen unauslöschlicher Schande und selbst schon ein Brandmal war, sondern nur als Buß- und Trauerkleidung, als Zeichen der inneren Reue und Zerknirschung galt, wie denn das Tragen solcher Bußgewänder von jeher in der Kirche Sitte gewesen.

Bezüglich des arg mißbrauchten, zumeist nicht ein Mal verstandenen Ausdrucks „Autodafé“ sei noch Folgendes bemerkt: Der kirchenfeindlichen Geschichtsschreibung ist es gelungen, dieses Wort zu einem schauerlichen Schreckgespenst aufzuputzen, als bezeichne es nichts anderes als ein ungeheures Feuer, eine kolossale Schmorpfanne, um welche die Spanier wie Cannibalen herumsitzen, um sich etwa alle Quartale am Rösten und Braten etlicher hundert unglücklicher Ketzer zu ergötzen. In Wahrheit aber steht ein auto da fé mit dem französischen feu in keinerlei Beziehung, sondern bezeichnet seiner Ableitung nach (actus fidei) eine Handlung des Glaubens, die in erster Linie nicht in Brennen und Morden bestand, sondern in der Freierklärung der ungerecht Angeschuldigten oder Wiederversöhnung der Reuigen und Bußfertigen mit der Kirche. Die Hinrichtung war

nur die letzte unerläßliche Consequenz gegen die hartnäckig Verstockten, aber keineswegs die Regel, sondern die Ausnahme. Bei zahlreichen autos da fé brannte gar nichts als die Kerze, welche der Pönitent zum Zeichen des ihm wiederaufgegangenen Glaubens in der Hand trug. (Vgl. Hefele a. a. O. S. 340. Knöpfler a. a. O. S. 68.)

Ueberdies mahnte der römische Stuhl stets zur Milde, er bot vielen Verfolgten Zuflucht und traf strenge Maßregeln gegen falsche Ankläger und Zeugen, so Leo X., Gregor XIII. und Paul III.

Und wie steht es mit der Wahrheit der landläufigen Anklagen über die erbarmungslose Grausamkeit der spanischen Inquisitoren? „Sie waren," sagt Hergenröther (Kirchengesch. II. S. 187), „meistens ganz unbescholtene und pflichttreue Männer." Und anderswo (Kath. Kirche und christl. Staat. Neue Ausg. S. 440): „Die Reinheit der Absichten und das sonst tadellose Leben der spanischen Inquisitoren erkennen selbst ihre grimmigsten Feinde an. H. Th. Buckle, der sicher hier unverdächtig ist, (H. nimmt wohl Bezug auf dessen Gesch. d. Civilisation in England I. Bd. I. Abth. [Leipz. u. Heidelb. 1860] S. 160), Llorente, der Geschichtsschreiber der Inquisition und ihr bitterster Feind, der Zutritt zu ihren Papieren hatte, bezeugen die unbeugsame und unbestechliche Rechtlichkeit der Inquisitoren. Auch Towesend, ein Geistlicher der anglikanischen Kirche, kann die Inquisitoren nicht anklagen, macht vielmehr bei Gelegenheit der Inquisition zu Barcellona das Zugeständniß, daß alle ihre Mitglieder ehrenwerthe Männer und die meisten von ihnen ausgezeichnet menschenfreundlich waren." Um so unverzeihlicher erscheinen demnach die Geschichtslügen über den Großinquisitor Peter Arbues, den die katholische Kirche als einen Heiligen und Martyrer verehrt. (S. d. Artikel.)

Wir haben hier noch einer Geschichtslüge Erwähnung zu thun, welche in den weitesten Kreisen des katholischen Publikums hartnäckig ihre traurige Existenz weiterfristet,

obschon doch ganz offenkundige Thatsachen ihr entgegenstehen. Die Inquisition, so sagt man nämlich, habe damals wie eine düstere, schwarze Nacht, wie schwere Geistesknechtschaft auf Spanien gelastet, so daß sie dem unglücklichen Volke jede freie Bewegung, jede ungezwungene Lebensäußerung verleidete, daß sie wie ein wilder Strom gewesen, der die Blüthen des Wissens und alle geistige Kultur grausam vernichtete. Es ist das eine durchaus irrige, mit der wirklichen Geschichte völlig contrastirende Annahme. Zunächst gesteht selbst Llorente (vgl. Hefele, Kirchenlexikon V. S. 656), daß das spanische Volk in den vielverschrieenen Autodafé's eher Akte der Gnade, als der Grausamkeit sah, weshalb denn auch alle Stände und Geschlechter, die edelsten Männer und Frauen, an solchen Begebenheiten Theil nahmen. Und wie der Spanier Balmes (Protestantismus und Katholicismus I. S. 412 ff.) versichert, war die Inquisition, welche die Macht des Adels und des höheren Clerus in Schranken hielt, beim spanischen Volke ein populäres Institut. Auch sehr hervorragende spanische Gelehrte, wie der weise Hieronymus Blancas, der humanistische Petrus Martyr, der freisinnige Zurita, der heil. Ludwig von Granada (vgl. Hefele, Cardinal Ximenes, S. 355 ff. — Rodrigo a. a. O. II. 152 f.), haben der Inquisition Lob und Anerkennung gezollt. So begreifen wir, daß die bedeutendsten Männer jener Zeit ihr nahe standen, daß so selten vom Volke aus eine Klage gegen sie erhoben wurde, daß die ganz aus dem Leben gegriffene, in gewissem Sinne sehr freisinnige Geschichte der Heldenthaten des sinnreichen Junkers Don Quijote de la Mancha, welche Personen und Zustände des „unglückseligen" Landes mit voller „Preßfreiheit" kritisirt, von der Inquisition keineswegs spöttisch spricht.

Besonders bemerkenswerth ist die Thatsache, daß Spanien gerade während der vollen Herrschaft, während der Blüthezeit der Inquisition auch die Blüthezeit, das goldene Zeitalter seiner politischen und socialen Machtstellung, seiner

Wissenschaft, seiner Kunst und Literatur erlebte. Spanisch war damals, wie später das Französische, die Sprache aller Gebildeten, die Verkehrssprache der Höfe, der Diplomaten. Für Tracht, für Etikette, für Literatur gab Spanien den Ton an. Eine Reise nach Spanien schien fast unerläßlich zur Vollendung der Erziehung eines Jeden, der auf Bildung Anspruch machte. Während der ersten Zeit der Inquisition und später wurden Schulen und Universitäten in großer Zahl errichtet, die Buchdruckerkunst eingeführt, ausgezeichnete Gelehrte aus andern Ländern berufen, die Wissenschaften, namentlich die classischen Studien auf's eifrigste betrieben, und der schönen Literatur von Seiten des Volkes und namentlich auch von der studirenden Jugend eine solche Begeisterung entgegengebracht, daß eine Verordnung erging, die Studirenden sollten nicht mehr als 5 Jahre auf Philosophie verwenden und sodann dem eigentlichen Berufsstudium sich zuwenden.

Eben während dieser Inquisitionsperiode lebten die großen spanischen Historiker Pulgar, Zurita und Mariana, die Dichterheroen Cervantes, Lope de Vega und Calderon. Und ihre Werke, wie diejenigen aller andern Schriftsteller, welche Spaniens Ruhm begründet haben, sind mit Erlaubniß der Inquisition gedruckt worden. (Vgl. Hefele, a. a. O. S. 657. — P. Weiß, a. a. O. S. 325.)

Wir behaupten nicht, daß nun gerade die Inquisition dies goldene Zeitalter der geistigen Cultur Spaniens hervorgerufen habe, wohl aber, daß es eine sehr einfältige, banale Geschichtslüge ist, zu sagen, die spanische Inquisition habe Cultur und Wissenschaft unterdrückt, sie habe wie ein wilder Sturm, wie der giftige Samum die Blüthen alles geistigen Lebens zerknickt und zerstört, oder als „lichtscheues“ Institut das sonnige Land in ägyptische Finsterniß gehüllt.

Auch wollen wir uns nicht zum Lobredner der spanischen Inquisition als solcher aufwerfen; vielmehr verurtheilen wir rückhaltslos allen staatlichen Religionszwang, sofern er

durch die Inquisition vertreten, sowie jeglichen Akt wirklicher Grausamkeit, der in ihrem Namen verübt worden ist. Aber das wollten wir zeigen, daß die spanische Inquisition keineswegs ein solches Ungeheuer, ein solches Schreckgespenst war, wozu Vorurtheil und Parteihaß sie hat stempeln wollen.

Dr. X.

---

24. Der Inquisitor Peter Arbues

gilt bei den Gegnern der katholischen Kirche insgemein als das Prototyp eines Ketzerverfolgers, als der grausamste und blutdürstigste unter den spanischen Inquisitoren. Als solchen haben ihn die Gegner in Wort und Bild gebrandmarkt. Unsere Leser kennen vielleicht das Gemälde von Kaulbach, auf dem die Personen einer verurtheilten Ketzerfamilie mit dem Ausdrucke himmlischer Hoheit und Unschuld, Arbues aber und seine Mönche als wahrhafte Teufel an Fanatismus und thierisch roher Grausamkeit erscheinen. Nach der Augsb. „Allg. Zeitung" (Jahrg. 1871, Nr. 280 Beilage) ward das Bild zu Anfang der siebenziger Jahre in Leipzig ausgestellt unter dem prächtigen Titel: „Peter Arbues von Epila, der Großinquisitor (?) der Jesuiten (!)". Die Aussteller und selbst die Gelehrten jenes Blattes hatten demnach ergötzlicher Weise vergessen, daß Arbues schon im Jahre 1485 starb, bevor also der Gründer des Jesuitenordens geboren wurde. Der schöne Titel lieferte so ungewollt die beste Kritik des historischen Untergrundes des Gemäldes selbst. Zum Ueberfluß erschien auch noch (München 1870) ein eigenes Büchlein von Eberh. Zirngiebl zur Rechtfertigung des Kaulbach'schen Bildes. Gegen diese und andere Angriffe ward von katholischer Seite die tüchtige Schrift veröffentlicht: „Die Martyrer der protestantischen Intoleranz im Vergleich zur spanischen Inquisition. Director Kaulbach gewidmet". (2. Aufl. Augsb. 1870.)

Nicht minder zuverlässig wie jener gehässige Tendenzmaler sind auch die Tendenzhistoriker Hase, Kurz u. A. Letzterer (Kirchengesch. I. 2. Th. S. 280) sagt z. B. von Arbues, „daß er unter Verübung der entsetzlichsten Grausamkeiten seines Amtes mit solchem Zelotismus waltete, daß schon nach 16 Monaten die Zahl derer, die er dem Scheiterhaufen überlieferte, sich auf viele Hunderte belief."

Dieselbe gehässige Geschichtslüge macht sich in einem Buche breit, das für Schülerbibliotheken auch katholischer Gymnasien bestimmt ist. Dieses ganz katholikenfeindlich und ungläubig gehaltene Werk führt den Titel: „Das neue Buch der Reisen und Entdeckungen. — Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen I. Von J. Löwenberg" (Leipzig u. Berlin, Otto Spamer 1881). Darin heißt es (S. 295): „Columbus blieb also ausgeschlossen aus der Gesellschaft der ‚Seligen' und der ‚Heiligen', zu denen Papst Pius IX. noch am 29. Juni 1867 den Großinquisitor Arbues promovirt hat, der, ein Zeitgenosse des großen Entdeckers, viele Tausende auf der Folter gemartert und zu Tausenden auf den Scheiterhaufen getrieben hat." Ferner haben zwei wissenschaftliche „Größen" der Halle'schen Universität sich über den armen „Großinquisitor" hergemacht: Professor Schlottmann, der betrogene Ankäufer der „moabitischen Scherben", hat in seinem „Erasmus redivivus", und sein College Jacobi in der Schrift: „Prof. Schlottmann, die Halle'sche Facultät und die Centrumspartei", den heil. Martyrer Peter Arbues einen Blutmenschen, einen Menschenschlächter, einen Massenmörder genannt, welche Epitheta vom Abgeordneten Götting in seiner zweiten Broschüre über die Gury'sche Moraltheologie einfach reproducirt worden sind.

Solchen Schmähungen gegenüber hat der inzwischen verstorbene Jesuitenpater R. Bauer, ein gründlicher Historiker, in den „Stimmen aus Maria Laach" (Jahrg. 1882 Bd. XXIII. S. 208) folgende Erklärung, beziehungsweise

Aufforderung veröffentlicht: „Arbues trat als Großinquisitor von Arragonien am 19. September 1484 in Function und wurde am 14. September 1485 von den Juden ermordet. Aus dieser ganzen Zeit ist aber keine einzige Hinrichtung bekannt!

Mit welchem Rechte also werfen die Herren mit Schmähungen wie Blutmensch und Menschenschlächter um sich? An den beiden Professoren ist es nun, den Gegenbeweis zu erbringen. Können sie beweisen aus Quellen (nicht aus Pamphleten, nicht aus Llorente, nicht aus Janus, nicht aus Quirinus oder aus der Augsb. „Allg. Ztg.“ oder Kaulbach's Carricaturen), daß Arbues einen Menschen „schlachtete“ oder „schlachten“ ließ, so entbieten wir uns zu öffentlichem Widerruf, wenn sie sich bereit erklären, im Falle des Unvermögens auch ihrerseits einen Widerruf ihrer Behauptung in die „Germania“ von Berlin mit Namensunterschrift einrücken zu wollen.“

Mehr als ein Vierteljahr war darüber verstrichen, aber von Seiten der Hallenser weder der geforderte Beweis, noch auch der Widerruf erschienen. P. Bauer bemerkte nun seinerseits (a. a. O. S. 544): „Wir haben den Verfasser des Erasmus redivivus aufgefordert, zu beweisen, daß der sel. Peter Arbues, den er einen Blutmenschen schalt, einen einzigen Menschen zum Tode verurtheilt habe; wir haben diese Aufforderung ihm persönlich zugeschickt mit Namensunterschrift. Herr Schlottmann hat es vorgezogen, zu schweigen; . . . daß der Herr Professor seinen Irrthum schweigend bekennt, ist zwar schön; aber schöner und ehrenhafter wäre es, öffentliche Falschheiten auch öffentlich zu widerrufen.“

Der Widerruf ist auch bis heute, nachdem (1888) Professor Schlottmann gestorben, noch nicht erschienen, noch weniger freilich der geforderte Beweis. Die Möglichkeit eines solchen ist eben durch die Geschichte und ihr Zeugniß völlig ausgeschlossen. Peter Arbues, 1442 zu Epila als Sprößling einer adeligen Familie geboren, zeichnete sich

in seiner Jugend durch seinen Lerneifer und seine Frömmigkeit aus, widmete sich auf der Universität zu Huesca und zu Bologna mit großem Eifer dem Studium, namentlich der Theologie, und lehrte dann an letzterer Hochschule fünf Jahre lang mit großem Erfolge die Moralphilosophie. Hierauf übernahm er, in sein Vaterland zurückgerufen, ein Canonicat an der Kathedrale zu Saragossa, trat in den Augustinerorden ein, ward zum Priester geweiht und zeigte als Seelsorger und Prediger außerordentlichen Eifer und Erfolg. Am 4. Mai 1484 ward Peter und zugleich mit ihm der Dominikaner Juglar von dem Großinquisitor Torquemada zum Inquisitor für Arragonien ernannt. Eben damals machten die bedrohten Juden und Judenchristen die heftigste Opposition gegen das Institut; insbesondere suchten die Maranos die Güterconfiscation und andere Bestimmungen beim Könige rückgängig zu machen. Da dies nicht gelang, wollte man durch das radicalste Mittel, durch Ermordung der Beamten, des verhaßten Institutes sich entledigen. Nicht so sehr gegen die Inquisitoren, als vielmehr gegen die Inquisition war der Racheplan gerichtet, indem die Verschwörer, welche zur Dingung und Belohnung der Mörder eine förmliche Steuer auf die Juden Arragoniens zu legen wagten, mit der Hoffnung sich trugen, es würde aus Schrecken dann Niemand mehr zur Uebernahme des Amtes sich bereit finden lassen.

In der Nacht vom 14. auf den 15. September 1485 ward die lang geplante Blutthat ausgeführt. Eben als Peter Arbues um die Mitternachtstunde zur Theilnahme am Chorgebet in die Kathedrale von Saragossa sich begeben hatte und auf den Stufen eines Altares knieend sein stilles Gebet verrichtete, wurde er hier, an heiliger Stätte, von den gedungenen Mördern meuchlings überfallen und tödtlich verwundet. Man trug ihn, während die Mörder flohen, in seine Wohnung, wo er nach andächtigem Empfang der hl. Sakramente, seinen Feinden herzlichst verzeihend, unter

Anrufung der heiligen Namen Jesu und Mariä am 17. September, erst 43 Jahre alt, gottselig verstarb.

Die Erregung über die schändliche Blutthat, die Trauer über den Verlust des wegen seiner Weisheit und Tugend hochverehrten Mannes war allgemein und überaus groß. Die Volkswuth gegen seine Mörder und die Verschwörer konnte nur mit äußerster Mühe beschwichtigt werden.

Peter Arbues ward in feierlichster Weise beigesetzt, vom Volke sogleich als Martyrer verehrt, und sein Andenken fortan am 17. September begangen. Am 8. December 1487 ward ihm ein prachtvolles Denkmal errichtet, und bald auch die kirchliche Sanktion für die vom Volke ihm bereits gezollte Verehrung in Rom nachgesucht. Schon 1490 begann der Prozeß; 1537 ward er wieder aufgenommen, nachdem Karl V. 1535 bei Paul III. darum nachgesucht; wie es nachher (1614) Philipp III. bei Paul V. und 1622 bei Gregor XV. that. Erst am 17. April 1663 sprach Alexander VII. die Beatification aus, und nach abermaliger Untersuchung erfolgte 1867 durch Pius IX. die Canonisation. Obschon dieser Prozeß, wie Hergenröther (Kath. Kirche und christl. Staat. N. Ausg. S. 439) sagt, „so genau wie irgend einer geführt worden" ist, hat gleichwohl confessionelle Voreingenommenheit und Parteileidenschaft aus dieser Canonisation Anlaß genommen, nicht bloß gegen die Inquisition, sondern auch gegen Peter Arbues selbst jene häßlichen Anklagen zu erheben oder vielmehr wiederaufzufrischen, wie wir sie oben gehört haben.

Schon die kurze Geschichte seines Lebens und Todes widerlegt die häßliche Lüge, daß er, der gelehrte und fromme Domherr, der in dem jugendlichen Alter von 43 Jahren zur höchsten Trauer seiner Freunde und des ganzen Volkes als das Opfer einer gedungenen Mörderbande sein Leben ließ, ein „blutdürstiger Greis" gewesen sei. Außerdem haben wir gegen die horrende Anklage aus späterer Zeit, daß er ein „Massenmörder" gewesen und „viele Tausende" auf die Folter und den Scheiterhaufen gebracht habe, einen

vollgültigen Gegenbeweis an dem übereinstimmenden Zeugniß gleichzeitiger spanischer Schriftsteller. So weiß Paramo in seinem großen Werke: „De origine et progressu officii sanctae inquisitionis etc. Matriti 1598“ von keiner einzigen Hinrichtung unter Peter Arbues als Inquisitor zu berichten. Mariana (Historia de rebus Hispaniae, 1592) sagt nur von dieser Zeit, daß die über Einige verhängten Todesstrafen (nonnullis irrogata supplicia) schlechte Adelige dazu veranlaßt hätten, eine große Verschwörung zu bilden und dem Inquisitor Nachstellungen zu bereiten. Gams (Kirchengesch. v. Spanien III. 2. S. 27 ff.) möchte diese supplicia als bloß verhängte, aber nicht vollzogene Todesstrafen auffassen; aber wenn wir das auch nicht wollten, so handelte es sich doch immerhin nur um Einige (nonnulli) und nicht um „viele Tausende“. Ein dritter zeitgenössischer Chronist Zurita, der selber Sekretair bei der Inquisition war, erzählt in den Annales de Aragon (1562—80. IV. p. 342), daß Arbues gegen viele eingeschritten sei, die im üblen Rufe gestanden und überdies für das Judenthum eifrigst Propaganda gemacht hätten. Dieses „Einschreiten gegen Viele“ darf und kann aber unmöglich als „Hinrichtung Vieler“ verstanden werden, da aktenmäßig nachgewiesen ist, daß von den Prozessirten durchweg nur ein ganz geringer Theil mit der schwersten, der Todesstrafe, belegt wurde.

Aus der Aussage dieser glaubwürdigen Gewährsmänner, die einzigen überhaupt, die es gibt, folgt also, daß unter Arbues entweder, wie Gams und Bauer meinen, keine einzige Hinrichtung vorgekommen ist, oder daß nur Wenige unter ihm mit der Todesstrafe belegt worden sind. Selbst der gehässige Llorente (l. c. I. p. 188) wagt nur zu sagen: „Sie (die beiden Inquisitoren Arbues und Juglar) verurtheilten einige neue Christen (ils condamnèrent quelques nouveaux chrétiens“).

Nur die Vertreter der „deutschen Kunst und Wissenschaft“, ein Kaulbach, Hase, Kurtz, Löwenberg, Schlottmann,

Jacobi u. A. brachten es über sich, einen mit der Krone des Martyriums geschmückten, heiligmäßigen Mann zu einem „blutdürstigen Greis“, zum „Henker vieler Tausende“, zu einem „Massenmörder“ zu stempeln!

Dr. X.

---

25. Die Doppelehe des Grafen von Gleichen

ist eine früher viel verbreitete und auch jetzt noch von Protestanten vielfach für wahr gehaltene historische Fabel (Döllinger, die Papstfabeln des Mittelalters S. 34). Noch immer besuchen neugierige Touristen den Dom von Erfurt, um dort den Grabstein des Grafen von Gleichen mit seinen zwei Frauen zu sehen und sich die rührend-romantische Geschichte erzählen zu lassen, wie nämlich ein solcher Graf als Kreuzfahrer in den Orient gezogen und von einem türkischen Sultan gefangen genommen sei, hier aber die Liebe der Tochter des Sultans gewonnen, selbige nach Rom geführt und dann, da seine rechtmäßige Gemahlin in Deutschland noch lebte, mit päpstlicher Dispens die christlich gewordene Türkin geheirathet habe, die fortan als zweite Gemahlin in Liebe und Frieden neben der ersten mit dem Grafen gelebt habe. Der Werth dieser Sage für die kirchenfeindlichen Scribenten liegt in dem Momente der „päpstlichen Dispensertheilung“, welche sie natürlich gehörig zu ihren Zwecken ausbeuten.

Charakteristisch ist es, daß nach den neuesten Forschungen jener Sage zuerst schriftlich Erwähnung gethan wird im „Memorial, was Herr M. Bucerus bei Dr. M. Luthern und M. Philipp Melanchthon ausrichten soll, und im Falle, da sie es für gut ansehen, danach weiter an den Churfürsten von Sachsen zu bringen. Datum Melsungen Sonntag post Catharinae 1539.“ Es war aber der bekannte Landgraf Philipp von Hessen, der in diesem „Memorial“ unter anderm auch durch Berufung auf das

Beispiel des Grafen von Gleichen von Luther und Melanchthon zu der beabsichtigten „Doppelehe" die „Dispens" zu erhalten suchte, welche er später auch urkundlich erlangt hat. (Janssen, Gesch. d. deutsch. Volkes III. 403 ff.) Und so hat J. H. von Falkenstein (Analecta Thuringo-Nordgraviensia, zehende Nachlasse S. 312) wohl nicht Unrecht, wenn er sagt, daß jene Fabel von der mit päpstlicher Bewilligung geschlossenen Doppelehe eines Grafen von Gleichen dazu hätte dienen sollen, die Bigamie des Landgrafen Philipp zu entschuldigen.

Damals war die Sage noch sehr dunkel und unbestimmt. Von nun an kommen, wie Schauerte (Die Doppelehe eines Grafen von Gleichen. Frankf. a. M. 1883) an der Hand der bezüglichen Literatur nachgewiesen, schrittweise ganz neue, bestimmte Details hinzu, die aber wie auch der Kern der Sage selbst aller documentarischen Beweise entbehren und ganz augenscheinlich „die Frucht der spielenden Phantasie" sind. Ueberdies, sagt Schauerte (a. a. O. S. 237), „findet man überall Ungewißheit und Widerspruch, mag man die Umstände der Zeit oder die in der Geschichte handelnden Personen, oder die Orte, wo die Ereignisse vorgefallen sein sollen, einer näheren Prüfung und Betrachtung unterziehen." Man kennt nicht den Namen jenes Grafen, nicht die Namen seiner angeblichen zwei Gemahlinnen, nicht das Jahr seiner Gefangennahme, nicht den Papst, der die Dispensation zur Bigamie ertheilt haben soll, noch auch die Urkunde selbst. Und was das Grabmonument im Dome zu Erfurt angeht, so sagt schon Bayle, der scharfe Kritiker (Dict. hist. et crit. Tom. II. Art. „Gleichen"): „Das Monument in Erfurt beweist nichts. Beweist eine männliche Figur zwischen zwei weiblichen eine Polygamie? Kann es unter andern nicht auch zwei nach einander folgende Vermählungen bedeuten? Wie viele lächerliche Märchen gibt es doch, die man mit steinernen Monumenten zu beweisen sich bemüht!" Nun gibt es auch noch gar in demselben Dome und in der nahegelegenen

Severi-Kirche zwei andere Grabsteine, die ebenfalls einen Mann und zwei Frauen darstellen.

Dr. J. H. von Hefner-Alteneck, der Herausgeber des großen Werkes: „Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts nach gleichzeitigen Originalen. 2. Aufl.“, bringt die Abbildungen mehrerer solcher Grabsteine, so im IV. Bande Tafel 229 den Grabstein des Grafen Johann von Werthheim nebst seinen (zwei) Frauen. Mit Bezug auf die fragliche Sage äußert er sich (II. S. 27) also: „Aehnliche Geschichten werden wohl auch von andern Rittern erzählt, wozu meistens nur ihre Grabsteine, auf welchen sie ebenfalls mit zwei Frauen abgebildet sind, Veranlassung geben. Bei jenen hat sich aber sonst immer herausgestellt, daß sie wohl zwei Frauen, allein eine nach der andern hatten, was aber bei Graf Gleichen noch nicht nachgewiesen werden konnte“, weil, so fügen wir hinzu, nicht nur das romantische Geschichtchen, sondern mehr oder weniger auch die Persönlichkeit des romantischen Grafen mythisch ist.

Uebrigens hält auch v. Hefner-Alteneck das Ganze für eine Fabel, indem er die Abbildung des betreffenden Monuments im Erfurter Dome mit folgenden Bemerkungen (II. Taf. 120. S. 27) begleitet: Mit mehr oder weniger Ausschmückung wurde diese Sage (von der Doppelehe des Grafen von Gleichen) in der früheren oder späteren Zeit durch Geschichtsbücher, Gedichte u. s. w. verbreitet; die Geschichtsforscher der neuern Zeit jedoch verneinen diese Begebenheit .... Auffallend ist daran (an dem Monument), daß die Schrift, welche sich auf dem Rande desselben befand, sichtlich mit Sorgfalt in späterer Zeit ringsum herausgemeißelt wurde. Es ist möglich, und nach dem Gesagten nicht unwahrscheinlich, daß diese Randschrift mit dem Inhalt der Sage in Widerspruch stand. Dann liegt die Frage sehr nahe: Ist nicht vielleicht diese „sichtlich mit Sorgfalt“ erfolgte „Herausmeißelung der Randschrift“ zu eben jener „späteren Zeit“

vorgenommen worden, da Landgraf Philipp von Hessen zur Erlangung der Dispens für seine „Doppelehe“ nach einem Präcedenzfalle ausschaute, für dessen historischen Nachweis das Erfurter Monument mit seiner Inschrift ihm nicht hinderlich, vielmehr förderlich sein sollte?

Dem sei nun, wie ihm wolle; es genügt zu constatiren, daß die wirklichen Geschichtsforscher und Kunstkenner jener Periode die so lange geglaubte Geschichte von dem Grafen Gleichen, der mit päpstlicher Dispens zwei Frauen zugleich gehabt, übereinstimmend für eine Sage erklären.

Trotzdem werden die „Wallfahrten“ zum Gleichen'schen Monument im Erfurter Dom so leicht nicht aufhören, und wird der Glaube an die rührende Geschichte in den Köpfen derer wohl auch noch weiter spuken, denen solche Fabeln in den Kram passen. Bei allen Vernünftigen aber ist diese Geschichte, die in ihrer Spitze gegen den hl. Stuhl sich wendet „und zugleich das wider göttliches und menschliches Gesetz verstoßende Verfahren der Reformatoren entschuldigen sollte,“ widerspruchslos als Geschichtslüge gebrandmarkt.

Dr. X.

III. Das „Reformations"-Zeitalter.

26. Die landläufige Darstellung der Reformationsgeschichte

läuft immer mehr Gefahr, ihren bisherigen Credit völlig einzubüßen. Schon im Jahre 1826 schrieb der protestantische Geschichtsschreiber Böhmer: „Die Reformationsgeschichte bedarf einer völlig neuen Bearbeitung, das erkenne ich immer mehr, je eindringlicher ich mich mit den Schriften der Reformatoren selbst, die nach den neueren landläufigen Darstellungen fast in einem mythischen Gewande vor uns stehen, beschäftige". Diese Ueberzeugung hat sich dann immer mehr, auch in protestantischen Kreisen, Bahn gebrochen. Und was Böhmer nicht mehr leisten konnte, haben statt seiner Männer wie Riffel, Döllinger, Jarcke, Jörg, Gfrörer, Gröne, Lämmer, Klopp, Janssen u. A. auszuführen gesucht. Und merkwürdig, gerade seitdem die Enthüllung des Luther-Monuments (1868) in Worms vor sich gegangen, hat uns jedes Jahr auch neue Enthüllungen gebracht über die Person und das Werk dieses Mannes und über Alles, was damit zusammenhängt, Enthüllungen, welche Urtheil und Auffassung über die Reformation, ihren Ursprung, ihre Urheber, ihre Verbreitung und ihre Folgen, wie sie von einer falschen protestantischen Geschichtschreibung bis dahin fast widerspruchslos hingestellt und verbreitet worden sind, in der Hauptsache geradezu auf den Kopf stellen. Das gilt vor Allem

von Joh. Janssen's epochemachender „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters“ (Freib. i. B. 1876 ff.), deren bisher erschienenen fünf Bände bereits in mehr als einem Dutzend starker Auflagen und in verschiedenen Uebersetzungen vorliegen.

Der mächtige Anstoß ist gegeben worden und konnte nicht ohne bedeutende Folgen bleiben. Der ernsten Geschichtschreibung wird es fortan unmöglich, die zu Tage geförderten Resultate zu ignoriren. Man wischt sich mehr und mehr — auch in protestantischen Kreisen — den Traum aus den Augen und fragt sich verwundert, wie es denn möglich gewesen, daß man so leichthin die salbungsreichen Vorträge zeitgemäßer Professoren habe anhören können über die entsetzlich finstere und bodenlos verkommene vorreformatorische Zeit und über die dann neu aufgegangene Sonne von 1517, durch welche erst die religiöse und politische Erleuchtung über Germanien gekommen, und die Macht und die Kraft und die Herrlichkeit der deutschen Nation ihren Anfang genommen haben soll, — wie man so vertrauensselig jene romanhaften Schilderungen habe hinnehmen können, welche die Söldlinge einer parteiischen Historiographie über den „theuren Gottesmann“ und die anderen „Heroen und Heiligen“ der Reformation aller Wahrheit zum Trotz immer wieder auf den Büchermarkt gebracht haben! Der Bann ist durchbrochen, den die Lüge vornehmlich um die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte gezogen. Ein siegverheißender Kampf ist entbrannt gegen die moderne Geschichtsschreibung, welche aus der neueren Geschichte eine phantastische Luftstadt, ein aristophanisches Wolkenkuckucksheim sich zurechtgemacht, das mit unverdrossenem Fleiß aus Dunst und Farbenschimmer, nach Willkür, in den luftigen Höhen ist auferbaut worden. Schon sind die Grundfesten dieses Scheingebäudes der Lüge stark erschüttert, dagegen die Zugänge zu dem wirklichen alten Bau, welche jene sorgfältig versperrt und verschüttet hatte, wieder aufgefunden und geöffnet worden, so daß er nun gleich dem wiederentdeckten

Pompeji auf dem Wege ganz neuer, urkundlicher Forschungen und Nachgrabungen Tag für Tag in hellerem Lichte der erstaunten Welt sich darstellt. Gott Dank! daß nun jene schmachvolle Zeit für die Katholiken vorüber ist, wo sie wie der arme Lazarus unter den Tischen jener Prasser lagen, die in ihr Erbe eingedrungen, und auf einen Brosamen duldsamer Anerkennung neben den Ausfällen von Spott und Hohn zu harren hatten. Die Gerechtigkeit indeß erfordert das Anerkenntniß unsererseits, daß nicht bloß Katholiken, sondern auch redliche Protestanten wacker mitgeholfen haben, die zahllosen Fälschungen in der Geschichte der Reformation und der neueren Zeit aufzudecken und die Wahrheit an den Tag zu bringen.

Interessant ist ein Blick auf die Stellung, welche die Gegner der katholischen Kirche, namentlich die Protestanten, gegenüber dem epochemachenden Geschichtswerke Janssen's eingenommen haben. Wir können kurz sagen: Alle ehrlichen Männer unter ihnen, alle anständigen Organe ihrer Presse und Literatur, haben dem Verfasser Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, wissenschaftlichen Ernst und Ehrlichkeit, dem Werke selbst Gediegenheit und eine große Bedeutung bezüglich der darin zu Tage tretenden neuen Resultate nachgerühmt. So die „Deutsche Reichspost" (1877 Nr. 286), die „Blätter für literarische Unterhaltung" (1877 Nr. 1), der „Beweis des Glaubens" (Gütersloh, 1877, 1. Heft), der „Pädagogische Jahresbericht" (Leipzig 1878), die „Neue Evangelische Kirchenzeitung" (1880 Nr. 4), die Berliner „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" u. v. a.

Nach einer Recension im englischen „Athenäum" vom 6. December 1884 ist Janssen's Buch „zwar mit Fehlern behaftet, aber dennoch bezeichnet es eine Epoche in der historischen Wissenschaft Deutschlands. Es überflügelt bei weitem Ranke's Geschichte Deutschlands seit der Reformation, wie diese ihrerseits Geschichtsbücher von der Art Menzel's in Schatten stellte. Daß die gewöhnliche Erzählung von der

Reformation und von Luther, wie sie in den Werken einer gewissen Klasse protestantischer Theologen sich findet, rein mythisch ist, war eine Thatsache, welche bei jedem Gelehrten, der diese Periode auch nur oberflächlich untersucht hatte, unzweifelhaft feststand. Janssen's Darstellung der Reformation ist mehr als ausreichend, ihr mythisches Ansehen zu zerstören.“

Der Geheime Hofrath von Holst, Geschichts-Professor an der Universität zu Freiburg, nannte in der Eröffnungsrede für seine Vorlesungen im Wintersemester 1884—85 (laut öffentlichen Berichten) das Werk Janssen's eine Macht im deutschen Volke, ja einen mitbildenden Factor in der Cultur-Entwickelung des deutschen Volkes, den Verfasser aber auf seinem Gebiete den gelehrtesten, jedenfalls belesensten Mann, der ein unendlich großes Verdienst um die Geschichte habe, den Begründer einer neuen Epoche in der Geschichtswissenschaft.

Bemerkenswerth, weil aus protestantischer Feder geflossen, ist auch nachfolgende Ausführung in Glagau's „Kulturkämpfer“ 1883. 85. Heft:

„Nicht erst seit dem unseligen „Kulturkampf“, schon weit früher hat man in Deutschland von einer „katholischen“ und von einer „protestantischen“ Wissenschaft gesprochen. Obwohl die katholische Kirche bis zur Reformation anerkannter Maßen vornehmste Pflegerin, ja die eigentliche Trägerin der Wissenschaft war, begann sich in protestantischen Kreisen allmählich die Meinung zu bilden, daß die Katholiken auf wissenschaftlichem Gebiet weit hinter den Evangelischen zurückstehen; daß die „katholische“ Wissenschaft gar nicht mehr den Namen „Wissenschaft“ verdiene, weil sie nicht mehr freie, strenge Forschung, sondern mehr oder weniger dogmatische Befangenheit und tendenziöse Fälschung sei. Quantitativ wie qualitativ mögen in Deutschland die Leistungen der protestantischen Gelehrten und Schriftsteller, welche sich ja in der übergroßen Mehrheit befinden, die desfallsigen Produkte der Katholiken auch thatsächlich sehr

übertroffen haben. Während aber bedeutende Werke protestantischer Autoren, auch wenn sie sich ablehnend und feindlich gegen die katholische Kirche verhielten, auf keinem Gebiete den Katholiken unbekannt blieben, entwickelte sich unter den Evangelischen eine Ueberhebung und Geringschätzung, welche fast Alles, was von katholischer Seite geschaffen wurde, einfach ignoriren ließ.

Unter solchen Umständen mußte es eine besondere Bedeutung gewinnen, wenn man vor etlichen Jahren auch in protestantischen Kreisen von dem Geschichts-Werke eines Katholiken zu reden und darnach zu fragen begann. Es war die „Geschichte des deutschen Volkes" von Johannes Janssen. . . ."

Neben diesen ehrlichen und anständigen Beurtheilern und Kritikern gibt es auch eine Menge Leute vom geraden Gegentheil, protestantische Professoren, Pastoren und Literaten, die nun einmal sich und ihre „gute Sache" nicht anders als durch fortgesetzte Verdächtigung alles Katholischen zu retten wissen. Sie speien Gift und Galle gegen das Janssen'sche Werk, haben aber von dessen Autor selbst die verdiente Züchtigung erhalten, so zwar, daß selbst das „Berliner Tageblatt" (1882 Nr. 203) über dessen Replik „An meine Kritiker" (Freiburg 1882), dahin urtheilt, daß des Verfassers „Ansehen durch die vorliegende Antikritik noch steigen werde, denn jeder Unbefangene müsse zugeben, daß er seine Gegner glänzend abführe". Diese „glänzend abgeführten" Gegner: Köstlin, Ebrard, Baumgarten, Lenz u. A. waren aber noch die nobleren. Es folgte eine ganze Menge von Kämpen, die an Klugheit, Takt und Form weit unter diesen stehen. So hat ein Martin Rode, Licentiat der Theologie, eine maßlos giftige und — lächerliche Schrift losgelassen mit dem Titel: „Bedarf Luther wider Janssen der Vertheidigung?" (Leipz. 1883.) Aber auch er muß wider Willen die Bedeutung des Werkes anerkennen, wenn er sagt:

„Janssen's Geschichtswerk ist eine großartige Einladung zur Conversion an alle gebildeten Protestanten. Schon sind Einzelne dieser Einladung gefolgt, und außer Frage steht: es werden ihr noch mehr folgen“. Darum auf zum Kampfe und die Schwerter gezogen! „Man kann nicht rufen: Friede, Friede, wenn der Feind schon unsere Mauern beschießt. Es steht, wenn nicht Alles trügt, den Kindern der Reformation noch eine Auseinandersetzung mit Rom bevor, möchten wir gerüstet sein und für Einen Mann stehen. „Der Herr erfülle Euch mit Haß wider den Papst!“ Dieses Abschiedswort Luther's von Schmalkalden hat heute noch Sinn und Recht!“ — Jedes Wort eines Commentars zu einem solchen Aufruf erachten wir für überflüssig.

Auch in Amerika ward lustig auf Janssen losgeschlagen. Das lutherische „Familienblatt“, die vielgelesene St. Louiser „Abendschule“, bekämpfte denselben weidlich mit Köstlin'schen Waffen, und fertigte alle Protestanten, welche an Luthers Schimpfen wider den Papst Anstoß nehmen, mit dem billigen Epitheton „gefühlich“ verächtlich ab. Professor Walther in St. Louis, der Hauptführer der Altlutheraner in Amerika, Präsident ihres größten Predigerseminars, hat eine Anzahl der traurigen Holzschnitte Cranach's zur Verspottung des Papstthums mit Luther'schem Text neu herausgegeben. Eine in New-York erschienene englische Broschüre trägt den liebenswürdigen Titel: „Der papistische Geschichtsschreiber Janssen, vom bösen Geiste besessen.“

Alsbald hatte auch der Berliner Professor Hans Delbrück in den von ihm und H. v. Treitschke herausgegebenen „Preußischen Jahrbüchern“ (Juniheft 1884) eine ähnliche Entdeckung gemacht. Der Glaube an die Existenz des Teufels ist sonst in dieser Zeitschrift nicht vertreten, aber bezüglich Janssen's kommt er zur Geltung. Dessen Werk, sagt Delbrück, „ist nichts als eine ungeheure Lüge, jene eigentliche Kunst des Fürsten der Finsterniß, welche

das Angesicht der Wahrheit anzunehmen weiß und ihre höchsten Triumphe erficht, wenn sie unter die Reihe der Jünger einen Judas einschwärzt". Delbrück ist auf wissenschaftlichem Gebiete eine obscure Größe, gebahrt sich aber als einen Hauptvertreter der echten Wissenschaft und erklärt in deren Namen, Janssen verdiene „Verachtung", jedoch nicht „schweigende" Verachtung. Das Werk „mit schweigender Verachtung zu strafen, wäre ein verhängnißvoller Fehler. Denn das ungeheure Lügenwerk ist eine Leistung ersten Ranges unter dem Gesichtspunkte der Politik"; es ist ebensowohl ein Zeichen wie ein Schritt vorwärts auf der Bahn des von Neuem in eine Epoche der aufsteigenden und wachsenden Macht eingetretenen Ultramontanismus. Zu den Bedürfnissen des Ultramontanismus aber gehören „Fälschungen". „Janssen ist ein Falschmünzer"; man sollte ihm eigentlich die Ohren abschneiden! Bis zu solchen wissenschaftlichen Vorschlägen sind unseres Wissens andere Kritiker des Werkes noch nicht gegangen. Delbrück aber stellt, empört über Janssen's Charakteristik Ulrich's v. Hutten, ernsthaft die Frage, ob nicht „etwa Jemand dabei etwas von der Stimmung Hutten's verspüren sollte, als er jenen beiden Dominicanern die Ohren abschnitt".

Da hat es denn doch der Poet und ehemalige Ministerialrath W. Jordan gelinder gemacht, indem er den gefürchteten Historiker in seinem „Roman aus der Gegenwart": „Die Sebalds," in der Person des Helden „Dr. Marpinger" verspottet.

In bitterbösem Geiste schreibt auch der in Berlin erscheinende „Evangelisch-Kirchliche Anzeiger" gegen den „päpstlichen" Geschichtsschreiber Janssen und sein Werk. Dieses und das Schreiben Leo's XIII. bezüglich der Förderung der Geschichtswissenschaft hat dem Oberhofpredigerblatt den willkommenen Anlaß zu den allergewöhnlichsten Schimpfereien gegeben. Es ruft (Nr. 83, 1883) den ganzen Heerbann des streitbaren Protestantismus zum Kampfe wider dieselben in die Schranken: „Das vergessene Schwert der protestan-

tischen Heroenzeit (?) aus der Scheide gezogen, nicht um Luftstreiche zu thun, sondern den übermüthig gewordenen Feind auf's Haupt zu schlagen! Der heilige Zorn der protestantischen Nothwehr gegen das apokalyptische Rom muß entbrennen!“ Und voller Freude begrüßt das saubere Organ den in Magdeburg zusammengetrenen Verein „deutscher Gelehrten, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Reformationsgeschichte aus den Akten und Urkunden zu erforschen und das Ergebniß in populärer Form allgemein zugänglich zu machen.“ Wie wenig wissenschaftlich und wahrhaftsgetreu aber dieser „Verein für Reformationsgeschichte“ in seinen bisherigen etwa ein ganzes Dutzend zählenden Publicationen seine Aufgabe gelöst hat, beweist das Urtheil eines sonst befreundeten Kritikers in der gewiß unverdächtigen Sybel'schen „Historischen Zeitschrift“ (1886. 55. Bd. S. 295 ff.) Dort wurden nämlich die ersten fünf Vereinsschriften in so scharfer, abfälliger Weise besprochen, daß die Redaction sich genöthigt sah, dem hart hergenommenen „deutschen Gelehrten“ die bittere Pille durch eine begütigende „Nachschrift“ zu versüßen.

Im Uebrigen wird auf katholischer wie auf ehrlich protestantischer Seite die ernste Forschung auch über das Reformationszeitalter ihren Fortgang nehmen und der Wahrheit den endlichen Sieg verschaffen. Ueber einige der bereits an's Licht geförderten Resultate werden unsere Leser im Folgenden das Nöthige erfahren.

Dr. X.

---

27. „Reformatoren vor der Reformation“. „Vorläufer der Reformation“.

Der protestantische Historiker Friedrich Böhmer schreibt (Fontes rer. germ. Geschichtsquellen Deutschlands II. S. IX.):

„Selbstanklage über Schwächen war jenen Zeiten [des Mittelalters] nicht so fremd als vielen unter uns, und reformatorische

Bestrebungen, die jedoch weder den Glaubensgrund ändern, noch die Kirchenverfassung umwerfen wollten, reinigten fortwährend die Kirche."

Wie zu allen Zeiten hat es auch im Mittelalter Mißbräuche und Schäden gegeben, aber ebenso auch Männer, welche sich darüber tadelnd ausgesprochen haben, und im Mittelalter geschah dies durch die frömmsten und edelsten Männer um so entschiedener und offener, je inniger und lebendiger der katholische Glaube war. Beachten wir ferner, daß damals nur ein Glaube herrschte, der Manchen gar Manches zu sagen gestattete, was sie unter andern Verhältnissen gewiß entweder verschwiegen oder doch in glimpflicherer Form vorgebracht haben würden. Hausgenossen können sich ernste Vorhaltungen machen, aber nimmermehr werden sie es in Gegenwart Anderer thun. Wenn daher jene Männer gegen die Mißbräuche und Gebrechen auftraten, so geschah dies nicht nur ohne Schaden, sondern vielmehr zum allgemeinen Nutzen. Was hat man aber auf protestantischer Seite aus diesen Männern zu machen gesucht? Man hat sie zu „Zeugen der Wahrheit", d. h. zu Zeugen des Protestantismus Luther's, zu „Vorläufern der Reformation", zu „Reformatoren vor der Reformation" gestempelt. Wahrlich, ein h. Bernhard, ein sel. Thomas von Kempen und wie alle die heiligen und seligen Männer heißen, die gegen die Mißbräuche und Fehler ihrer Zeit geeifert haben — sie würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie erführen, welchen Mißbrauch man mit ihren Schriften getrieben hat. Es würde zu weit führen, alle zu nennen, so wie die wahrhaft absonderlichen Gründe anzugeben, aus denen sie von den Protestanten zu den Ihrigen gezählt werden. Es wird genügen, durch zwei Beispiele das Verfahren zu kennzeichnen, bezw. darzuthun, wie eifrig die Protestanten nach „Vorläufern der Reformation" gesucht haben. Unkel schreibt über Berthold von Regensburg (Seite 25): „Seine schlichte Gläubigkeit und streng kirchliche Gesinnung ist auch von protestantischer Seite unumwunden anerkannt worden. Doch

mochte ihn dies nicht ganz vor der zweifelhaften Ehre bewahren, mit so manchen Andern als Vorläufer der Reformation für den Protestantismus in Anspruch genommen zu werden. Jedem unbefangenen Leser Berthold's kann es freilich nur ein Lächeln abnöthigen, wenn da als eigenthümlich bedeutsam hervorgehoben wird, daß er mehr als das Römische das allgemein Christliche betone, auch die Heiligen in auffallender Weise vernachlässige, und daß er freimüthig die bei der Ablaßpredigt und beim Wallfahrten unterlaufenden Mißbräuche tadele. Daß Berthold sich nicht veranlaßt sehen konnte, seinem Publikum Controverspredigten zu halten, ist ja klar; daß er die Heiligen nicht vernachlässigt hat, beweisen, um von den deutschen Predigten abzusehen, die 125 [hundertfünfundzwanzig!] Predigten im Rusticanus de Sanctis und die 75 im Commune Sanctorum Rusticani.[1]) Gegen die Unterstellung aber, daß er die Ablässe und Wallfahrten an sich mißbillige, verwahrt er sich selbst entschieden: »Das rede ich nicht darum, daß ich St. Jakob [zu Compostella] seine Pilgrime entführen möchte, da wäre ich zu krank [gering] zu (I. 493)«; »dafür wäre er mir zu hoch, ich rede es um der Gerechtigkeit willen« (I. 459). Er empfiehlt sogar öfters das Wallfahrten und den Gebrauch der Ablässe als gottgefällige Bußübungen.“

Berthold von Regensburg, der „Völkerlehrer“, „der größte Redner unseres Volkes“, schaute vor seinem Tode noch das Ende der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“: er starb am 15. Dezember 1272, nachdem wenige Monate vorher Rudolf von Habsburg den deutschen Thron bestiegen. Sieben Jahre früher war der größte christliche Dichter geboren: Dante Alighieri (Mai 1265). Dante war Politiker, auf dessen Stimmung die Zustände seiner Zeit großen Einfluß ausgeübt haben. In den Städten Italiens, vor allen in Florenz, der Vaterstadt des Dichters, befehdeten sich

---

[1]) Rusticanus, d. h. Landprediger, war die übliche Bezeichnung für Berthold.

in wüthendem Hasse die Welfen und Ghibellinen. Dante's Partei erlag; er mußte in die Verbannung wandern 1302. Drei Jahre später begann die Periode von Avignon oder die sogenannte babylonische Gefangenschaft, d. h. die Zeit, in der der Sitz des Papstes nicht in Rom, sondern in Avignon war. Voll Unmuth über sein Schicksal, voll Unmuth über das Schicksal Italiens und der Kirche irrte Dante unstät umher bis an sein Lebensende (14. Sept. 1321). Strenger als alle hat er Gericht gehalten über Personen und Zustände. Trotzdem findet sich bei ihm kein einziges Wort, weder in seinem unsterblichen Gedichte „Göttliche Comödie", noch in seinen übrigen Schriften, welches berechtigte, ihn zu einem „Vorläufer der Reformation" zu stempeln. Hören wir ihn selbst. Petrus war „der Erstling seiner Statthalter, den Christus hinterlassen" (Paradies XXV. 15), „Rom ist die heil'ge Stätte, allwo der Erbe sitzt des größern Petrus" (Hölle II. 23. Der „größere" heißt Petrus in Bezug auf seine Nachfolger, wie Philalethes, Dante's Göttl. Com. I. 11 mit Recht bemerkt), der Papst ist „unseres Herrn Jesu Christi Stellvertreter und Petri Nachfolger, dem wir nicht so viel wie Christo, sondern so viel wie Petro schuldig sind" (De monarchia III. Dante's prosaische Schriften. Ueberſetzt von Kannegießer. Leipzig 1856. II. 62), „der höchste Hirt" (Par. VI. 17), „in Wahrheit der Schlüsselträger des Himmelreichs" (qui vere est claviger regni coelorum. Mon. III. Kannegießer II. 60), „das Haupt der Welt" (Fegef. VIII. 131). Das Heil wird nur in Vereinigung mit der Kirche gefunden, die ihren Mittelpunkt hat: „Wo sich dem Salze mischt der Tiber Welle". (Fegef. II. 101. Brief an die Cardinäle vom J. 1314. Kannegießer II. 202).

„Wahr ist es, wer dahinstirbt in dem Banne
Der heil'gen Kirch', ob er bereut am End' auch,
Muß dreißigmal so lange Zeit dann auswärts
Von diesem Felshang bleiben, als er früher
In seinem Trotz verharrt ist, wenn nicht solche
Bestimmung durch ein fromm Gebet verkürzt wird." (Fegef. III. 136.)

Weil Dante den Papst Bonifacius VIII. als den Urheber seiner Verbannung ansah, versetzte er ihn in die Hölle (XIX.) Aber wie urtheilt er über die Missethat, welche die Schergen König Philipps IV. des Schönen an Bonifacius VIII. in Anagni (8. März 1303) verübten?

„Daß künft'ger Frevel kleiner schein' und vor'ger,
Seh' ich die Lilj' eindringen in Alagna [Anagni],
Und im Statthalter Christum selbst gefangen.
Ich seh' zum zweiten Mal ihn dort verspottet,
Seh' Gall' und Essig wiederholt und zwischen
Lebend'gen Schächern ihn getödtet werden.
Ich seh' den neueren Pilatus, grausam,
So daß ihm dies nicht gnügt, nein, sonder Freibrief
Er gier'gen Segels einfährt in den Tempel.“ (Fegef. XX. 85.)

(Die Lilie, bekanntlich das Symbol in dem Wappen der französischen Könige, bedeutet Frankreich. Die Worte von dem Tempel sind eine Anspielung auf die durch Philipp IV. den Schönen, „den neueren Pilatus“, bewirkte Aufhebung des Templerordens im J. 1312.) Kann es wohl eine höhere Auffassung der päpstlichen Würde geben, als sie hier Dante ausspricht, und zwar gerade bei dem Träger dieser Würde, dem der Dichter persönlich abhold war? Wie urtheilt dagegen Luther und sein Anhang über den Papst!

Wie wenig man berechtigt ist, Männer wie den gewaltigen Savonarola u. A. zu „Reformatoren vor der Reformation“ zu machen, ist bei Gelegenheit der Feier der Enthüllung des Luthermonuments in Worms (25. Juni 1868) von Rouard de Card u. A., besonders trefflich aber in der Schrift: „Das Luthermonument im Lichte der Wahrheit. Mainz, 1868“, nachgewiesen worden, die unter dem Titel: „Kirche oder Protestantismus? Mainz, 1883“ wieder erschienen ist. Wie man es fertig bringt, aus dem allerdings leidenschaftlichen, aber erzkatholischen Dante einen „Reformator vor der Reformation“ zu machen, dafür ein Beispiel. Der protestantische Prediger (in Essingen, Württemberg) Dr. R. Pfleiderer, der in seiner neuen Ausgabe der Streckfuß'schen Uebersetzung (Leipzig, Reclam 1876) überall „reformatorische Gedanken“, „wahrhaft prophetische Stellen mit reformatorischer Divination“ 2c. sucht resp. findet, so

z. B. Fegefeuer XXXIII. 45, Paradies IX. 139—142, — Pfleiderer sagt in der Erklärung der Stelle im Paradies V. 76:

Das alt' und neue Testament ist dein,
Der Kirche Hirt ist Führer ihren Söhnen,
Und dieses gnügt zu eurem Heil allein.
[Avete il vecchio e il novo testamento,
E il pastor della Chiesa che vi guida:
Questo vi basti a vostro salvamento.]

— „Dante weist auf die h. Schrift als sichere Norm und auf Christum den wahren Kirchenhirten — eine Stelle von reformatorischer Bedeutung“. Hier ist die heil. Schrift wie in jedem katholischen Katechismus als die Quelle des Glaubens aufgeführt, die im kirchlichen Lehramt ihre Ergänzung und Erklärung findet. Der pastor della Chiesa ist, wie Dante oft genug zu erkennen gibt, der, zu dem Christus gesprochen: Weide meine Schafe! „Der wahre Kirchenhirt“ im Gegensatz zu einem andern ist eine Erfindung Pfleiderer's. So wird Dante zum „Reformator vor der Reformation“ durch Taschenspielerei. Drei Verse weiter sagt Dante, gewiß nicht als „Reformator vor der Reformation“:

Thut nicht dem Lamm gleich, das der Mutter Brust
Aus Einfalt läßt, im Uebermuth vergebens
Den Weg sich sucht nach seiner eignen Lust.

Und ebenso bekundet es ihn gewiß nicht als „Reformator vor der Reformation“, daß er in die Hölle versetzt „alle, die Aergerniß und Schisma ausgesät im Leben“ (XXVIII. 35. Vgl. XXXIV. 60).

Aus der Wolke von Zeugnissen mögen die angeführten genügen. Schließen wir mit zwei Stellen, in denen Dante sich selbst kennzeichnet. Indem er in der mehr „besprochenen als gelesenen“ Schrift „Ueber die Monarchie“ erklärt, er wolle mit denen, die aus Eifer für die Kirche das Amt der Monarchie nicht unmittelbar von Gott ableiteten, streiten, fügt er hinzu: „mit jener Ehrfurcht, die ein frommer Sohn seinem Vater und seiner Mutter schuldig ist, fromm gegen Christus, fromm gegen die Kirche, fromm gegen den Hirten,

fromm gegen Alle, die sich zur christlichen Religion bekennen, zum Besten der Wahrheit“. Er endigt seine Untersuchung und damit seine Schrift mit der Erklärung: „Enthüllt ist die Wahrheit jener letzten Untersuchung, welche die Frage betraf, ob das Ansehen (auctoritas) der Monarchie von Gott oder von einem Andern unmittelbar abhange. Das Ergebniß der letzten Untersuchung ist freilich nicht so strenge zu nehmen, daß der Römische Kaiser (Princeps) nicht in gewisser Art dem Römischen Papste (Romano Pontifici) unterworfen sei, da die vergängliche Glückseligkeit doch in gewisser Hinsicht auf die ewige Glückseligkeit sich mitbezieht (ordinetur). Deshalb möge der Cäsar (Caesar) dem Petrus jene Ehrfurcht erweisen, welche der erstgeborene Sohn dem Vater zu erweisen schuldig ist, damit er, durch das Licht der väterlichen Gnade erleuchtet, tugendreicher den Weltkreis durchstrahle, dem er von Jenem allein zum Vorstand ernannt worden, der aller geistlichen und weltlichen Dinge Lenker ist.“ (Kannegießer II. 65 u. 91. Philalethes III. 70 f. „Man sieht“, bemerkt Letzterer mit Recht, „wie Dante bei aller seiner freisinnigen Ansicht über Kirche und Staat stets bemüht ist, streng innerhalb des kirchlichen Lehrbegriffes zu bleiben, und darum wohl nicht mit späteren Erscheinungen in eine Linie zu stellen sein dürfte“.)

„So durfte Dante“, schreibt Hettinger (Die Göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter dargestellt. Ein Beitrag zu deren Würdigung und Verständigung. Freiburg, 1880. S. 564), „voll Zuversicht durch den Mund Beatrice's von sich sagen:

> Die Kirche hat, die Streitende, begabter
> An Hoffnung keinen Sohn, wie's in der Sonne
> Geschrieben, die all unsre Schaar bestrahlet. (Par. XXV. 52.)

Und der Malerfürst [Raphael] hat der Ueberzeugung der katholischen Welt den schönsten Ausdruck gegeben, indem er seiner [auf Veranlassung des Apostolischen Stuhles unternommenen und vollendeten] Disputa ihn neben Thomas von Aquin und Bonaventura stellt“. Fügen wir hinzu, was

ein anderer neuerer Danteforscher, und zwar wie Pfleiderer ebenfalls protest. Prediger und ein eben so erbitterter Feind des Papstthums und der katholischen Kirche, Scartazzini (Dante Alighieri, seine Zeit, sein Leben und seine Werke. Frankfurt a. M. 1879. S. 267), gegen den „Nachweis, der Sänger der göttlichen Komödie sei ein vorprotestantischer Protestant, er gehöre zu den sogenannten Reformatoren vor der Reformation, weßhalb der Protestantismus berechtigt sei, ihn zu seinen Vorkämpfern zu zählen“, schreibt: „Gewiß mit Unrecht. Denn wohl eifert er gegen Päpste und Klerus seiner Zeit, wohl schüttet er mit Bitterkeit oft seinen ganzen heiligen Zorn über die in der damaligen Kirche herrschenden Mißbräuche aus. Allein der Eifer gegen die Personen ist noch lange keine Verwerfung des Institutes selbst, und auch wer für dieses begeistert ist, kann, seiner Begeisterung unbeschadet [vielmehr gerade deswegen], auf das Erbittertste über die herrschenden Mißbräuche sich erzürnen und in glühenden Worten diesen Zorn äußern. Hat auch der Dichter über die Päpste seiner Zeit ein furchtbar strenges Gericht ergehen lassen und sie zu ewigen Höllenqualen verurtheilt, so folgt daraus keineswegs, daß er zugleich auch, wie die späteren Reformatoren, die ganze Idee des Papstthums verworfen habe. Vielmehr gehört dieselbe, wie wir bald sehen werden, schlechthin zu seinem System. Das System eines akatholischen Dante würde und müßte zu dem des wirklichen Dante den ausgesprochensten Gegensatz bilden. Und wenn des Dichters reine Seele auch noch so sehr gegen die Mißbräuche eifert, die in der damaligen katholisch-päpstlichen Kirche herrschten, so eifert er doch eben so sehr und vielleicht mehr noch gegen die, welche um dieser Mißbräuche willen von der Kirche sich trennten und Spaltungen verursachten. Auch für einen Luther, einen Melanchthon, einen Zwingli, einen Calvin und wie die übrigen Reformatoren heißen, wären in Dante's Sinne glühende Särge im sechsten Kreise seiner poetischen Hölle bereitet.“

Die Kirche und ihre Oberhäupter haben zu allen Zeiten jeden Tadel über wirkliche oder vermeintliche Gebrechen geduldet, mochte dieser noch so scharf bald in ernsten, strafenden Worten, bald in Sang und Sage verlauten. „Rom ist es,“ erklärte der päpstliche Legat Aleander im J. 1521 auf dem Reichstage zu Worms, „das denselben Bernhard [von Clairvaux] canonisirte, der es bei Lebzeiten in seinen Schriften so bitter getadelt hat.“ (Hettinger S. 561.) Die Kirche und ihre Oberhäupter haben die Freiheit und den

Freimuth stets anders verstanden, als die meisten weltlichen Herrscher; ja, sie haben sogar die Schriftsteller und Dichter, welche ihnen die abscheulichsten Schandthaten angedichtet, mit Stillschweigen behandelt. Mochte z. B. Gregor VII. von einem Benzo als ein wahres Ungeheuer der Unsittlichkeit hingestellt sein: Gregor VII. schwieg. (Benzonis libri VII commentariorum de reb. Henrici IV. Mencken scr. rer. Germ. I. 957, Pertz, M. G. XI. 591. Vgl. Krebs, Heinrich's IV. Entführung von Kaiserswerth nach Köln durch Erzbischof Anno II. Köln 1857 S. 25. Dessen Deutsche Geschichte III. 47. Selbst Schlosser, Weltgeschichte II. 682, nennt das Werk Benzo's eine „Schandschrift“ und den Verfasser einen „Schuft“. Trotzdem ist Benzo Vielen bis auf den heutigen Tag noch immer ein „Quellenschriftsteller.“) Aber die Protestanten haben nicht das Recht, für sich auszubeuten, was die Kirche und ihre Oberhäupter stets geduldet. Ein gewiegter Beurtheiler schreibt über Dante (Wetzer und Welte, Kirchen-Lexikon III. 35): „Die beliebte protestantische Auffassung, die in dem die Mißstände der Kirche rügenden Dichter einen Vorläufer ihrer Reformation sieht und es sich mit der Ansicht von einem Katholicismus bequem macht, der kein Wort der Kritik eigener Zustände, sondern nur blinde Zufriedenheit mit Allem, was in seiner Kirche zur Erscheinung kommt, äußern dürfe, scheint ganz zu vergessen, daß Dante nicht mehr that, als vor ihm die Minnesänger Deutschlands und die Troubadoure Frankreichs in ihren »Rügeliedern«; daß man mit gleicher Befugniß den hl. Bernhard von Clairvaux (besonders in den libbr. de consideratione) und die hl. Katharina von Siena [† 1380], ja sogar die Väter von Trient in ihren reformatorischen Sitzungen zu ihren Heroen zählen dürfe; daß Dante's Eiferstimme nie kirchliche Censuren erfahren, daß endlich Cicero's Wort auf solche Deutungen sehr zweckmäßig seine Anwendung finden: Chrysippus Orphei, Hesiodi Homerique fabellas accommodare vult ad ea, quae ipse de diis immortalibus dixerit, ut etiam veterrimi poetae, qui haec ne suspicati quidem sint, Stoici fuisse videantur. De nat. deor. I. 15.“

Zürnet, aber sündiget nicht! heißt es im vierten Psalm. Gerecht war der Zorn, in welchem zu allen Zeiten die edelsten Männer die Sünden der Welt, die Mißbräuche und Gebrechen rügten und bekämpften, aber sie forderten nicht auf zum Aufruhr gegen die weltlichen und kirchlichen Gesetze, nicht zu Raub und Todtschlag, nicht zu Verwüstung und Zerstörung; sie forderten auf zur Uebung der christlichen Tugenden, sie selbst leuchteten in diesen voran als Muster, sie wurden dadurch wahre Reformatoren: sie zürnten, aber sie sündigten nicht. Nur der ist ein wahrer Reformator, der zuerst und vor allem die Reformation an sich selbst beginnt und vollzieht. Daß es solche Reformatoren in allen Jahrhunderten gegeben und daß durch sie eine Reformation auf allen Gebieten, in Kirche und Welt, stets stattgefunden hat, lehrt die Geschichte auf jedem Blatte, lehren die Concilien wie die Schriften des Mittelalters. Zürnet, aber sündiget nicht! Es ist eine unbestreitbare, durch die Geschichte bestätigte Thatsache, daß die, so am lautesten über die Fehler ihrer Zeit geschrieen bezw. gezürnt haben, — wir erinnern nur an einen Ulrich von Hutten — am wenigsten dazu berechtigt waren; daß namentlich der Ruf „Reformation der Kirche“ für Viele das Feldgeschrei war, nur um ihre Absichten zu verhüllen. Dieses Geschrei ist niemals wüster erschollen und niemals hat sich dasselbe als Lüge so kraß documentirt, wie auf dem sogenannten Baseler Concil (1431—1449). Und doch hatte es auch einen Mann in seinen Reihen, der an Begeisterung für Kirche und Reich, an Kenntnissen und Frömmigkeit, aber auch an Freimuth, mit Einem Worte an Befähigung keinem seiner Zeitgenossen nachstand: Nikolaus von Cues (geb. 1401, † 1464). Der Sohn schlichter Bürgersleute, ein Kind der Rheinlande, die damals, wie ehedem, so noch immer das Kernland des Reiches bildeten und in deren Schoße Alles vorhanden war, was die Zeit Gutes und Böses hatte, zeigte er durch sein Leben und Wirken, auf welchem Wege allein die Beseitigung der Uebelstände und Schäden möglich

war. Reformation, nicht Revolution war sein Ziel, und um die Reformation zu beginnen und auszuführen, fing er zunächst bei sich selber an, wurde er ein Vorbild für Hoch und Niedrig, für die Hirten wie für die Herde, ein Reformator in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Es war gewiß eine weise Fügung der Vorsehung, daß sie dem Reiche einen solchen Mann sendete. Glücklich die Zeit, die sich eines solchen Mannes erfreut: sie darf einer besseren Zukunft entgegenschauen! „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern“! Thörichtes Geschrei. Als wenn die Fürsten und Völker wie zu allen Zeiten so auch damals nicht alle Ursache gehabt hätten, sich selber an Haupt und Gliedern zu reformiren; denn was ist die Kirche Anderes, als die Vereinigung der Gläubigen, der Fürsten und Völker! Ihre Reformation schließt jedes Mal in sich eine Reformation der Kirche. Nikolaus von Cues war einer der größten Männer nicht nur seiner Zeit und seines Volkes, sondern aller Zeiten und aller Völker: in ihm vereinigten sich alle Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes, wie in Wenigen vor ihm und nach ihm. Zu dem Wesen eines Reformators gehören Sittenreinheit, Duldung (Toleranz), Selbstverleugnung, Demuth, Strenge gegen sich selbst, gründliche Kenntniß der Wissenschaften: Nikolaus von Cues besaß dieses Alles in höchstem Maße. Er war ein Reformator seiner selbst, ein Reformator der Kirche und des Reiches, ein Reformator der Wissenschaften; er gereicht seiner rheinischen Heimath, dem deutschen Vaterlande und der Kirche, er gereicht der Welt zu unsterblichem Ruhme. Rheinland und Westfalen sind die Wiege des Reiches. Von dort aus wurde die Finsterniß des Heidenthums verscheucht, das Licht des Christenthums und damit Gesittung und Wohlstand jenseits der Elbe, der Oder und Weichsel verbreitet. So war es das ganze Mittelalter hindurch, und am Ende desselben, nachdem in Böhmen ein Revolutionär, ein Czeche, Johann Hus, als „Reformator“ sich aufgespielt hatte, erscheint ein Deutscher als wahrer

Reformator in Nikolaus von Cues. Ob Gott mit der Sendung dieses Mannes dem deutschen Volke einen Fingerzeig geben wollte? Nikolaus von Cues war das Vorbild eines Reformators. Welch ein Unterschied zwischen ihm und seinem Vorgänger, dem „Reformator“ Hus! Welch ein Unterschied zwischen Nikolaus von Cues und seinem Nachfolger, dem „Reformator“ Luther! Zürnet, aber sündiget nicht! — (Vgl. Scharpff, Der Cardinal und Bischof Nicolaus von Cusa. Mainz 1843. Düx, Der deutsche Cardinal Nicolaus von Cusa u. die Kirche seiner Zeit. Regensb. 1847. Grube, Histor. Jahrb. der Görres-Gesellschaft. I. 393 ff.)

Dr. Y.

---

28. Das Wiederaufleben der Wissenschaften und Künste.

soll von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, um 1450 beginnen. Sprechen wir zunächst von dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Versteht man darunter, wie es wirklich geschieht: die Kenntniß und Verbreitung der Literatur des heidnischen Alterthums sei vordem nicht vorhanden gewesen, so ist keine Bezeichnung unwahrer als diese; es bedarf nur eines Blickes in irgend einen Geschichtschreiber oder Chronisten — der Theologen und Philosophen, eines Thomas von Aquin, eines Albertus von Köln, eines Dante nicht zu gedenken —, um so zu sagen auf jeder Seite diese Behauptung widerlegt zu finden. Es sollte doch nachgerade jedem gebildeten Deutschen bekannt sein, daß Roswitha von Gandersheim (um 980) schon zur Zeit der Ottonen ihre lateinischen Comödien dichtete, um den Nonnen an Stelle der schmutzigen römischen Komiker bessere Sachen in die Hand zu geben. Sämmtliche Classiker, Dichter und Prosaiker, werden fortwährend genannt oder mit ihren eigenen Worten vorgeführt. Und nun die Handschriften, durch welche uns die Werke des Alterthums erhalten sind. Wem verdanken wir sie? Dem unausgesetzten, eifrigen Studium derselben.

Daß wir sie nicht alle noch besitzen — wer verschuldet das? Vor allem die Revolution gegen die Kirche. Nur das kann zugegeben werden, daß mit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Anwendung der alten Sprachen der classischen Form sich mehr näherte. Die Zeiten sind vorüber, wo selbst vorurtheilslose Gelehrte die Sprache der Vulgata oder die Sprache der Diplomaten, Philosophen und Theologen des Mittelalters verspotten zu dürfen glaubten. Heute weiß man, daß der h. Hieronymus († 420) allerdings nicht das Latein des Cicero schrieb, obgleich seine Sprache sehr klar und kräftig ist, daß er das Latein schrieb, wie es in seiner Zeit Volkssprache war, und jeder Diplomatiker von Fach schätzt die Geschäftssprache unserer alten Documente als eine dem juridischen Bedürfnisse durchaus entsprechende, die auch der Gewandtheit, ja der Schönheit keineswegs entbehrt. Vergleicht man mit dem Latein des h. Thomas von Aquin die stereotype Blumenlese aus classischen Autoren, womit im 16. Jahrhundert auch das kleinste Briefchen so vollgepfropft wurde, daß vor lauter Wörtern kaum die Worte zu finden sind, so ist das Latein des h. Thomas der Art, daß einem der Vorzug der humanistischen Literatur doch manchmal sehr zweifelhaft wird. Größere Gewandtheit, größere Correctheit und Fülle des Ausdrucks wurde allerdings vielfach erreicht, aber auch das Edelste und Höchste verloren. Mit der Form nahmen die Humanisten, mit welchem Namen die begeisterten Freunde der heidnischen Literatur bezeichnet werden, auch den Geist des Alterthums in sich auf. Während ihre Vorfahren mit demselben Eifer dem Studium des Alterthums sich widmeten und dasselbe förderten, thaten sie es in christlichem Sinne. Ganz anders die Humanisten. Statt des Weltheilandes erhoben sie den Jupiter auf den Thron, statt Golgathas feierten sie den Parnaß, statt des Himmels den Olymp, statt des Christenthums pflegten und verbreiteten sie ein neues Heidenthum. Auf dem Gebiete der Kunst, der redenden wie der bildenden, ist dieser Classicismus längst als Zopf abgethan. Wenn man auch mit

Dank die grammatische und stilistische Errungenschaft der Humanistenzeit anerkennt, so hat man doch die einseitige Ueberschätzung jener Literaten als Schwäche empfinden gelernt.

Die Heimath dieser Humanisten war Italien, unter dessen Fürstenhöfen und Städten vor allen Florenz. Der liberale Protestant Prof. Dr. Weber in Heidelberg († 10. Aug. 1888) schreibt in seinem „Lehrbuch der Weltgeschichte" (Die erste Auflage erschien 1846 in einem dicken Bande; im Fortgang der Zeit sind aus dem einen zwei dicke Bände geworden, die jetzt in 20. Auflage vorliegen; also alle zwei Jahre eine neue Auflage!):

„Ein classisches Latein verdrängte die barbarische Sprache der Scholastiker und das Mönchslatein des Mittelalters. . . . Aber nicht bloß das entartete Kirchenthum erlitt durch die neue Bildung einen heftigen Stoß, sondern auch die christliche Religion und Moral. Die Anhänger der platonischen Weisheit (Akademie) und die der aristotelischen Philosophie (Peripatetiker), die zwei feindliche Parteien bildeten, vergaßen das Evangelium und die christliche Weltanschauung über den Lehren ihrer Meister, und aus Bewunderung und Nachahmung der Denk- und Redeweise des Alterthums fanden die gelehrten Cardinäle und Prälaten endlich Gefallen an heidnischen Vorstellungen und Ansichten und überließen die Lehren des Christenthums dem ungebildeten Volke, dem die heidnische Weisheit nicht zugänglich war, und das sich in demselben Grade dem Aberglauben hingab, wie jene in Unglauben versanken. Mit der Gleichgültigkeit gegen das Evangelium (Indifferentismus) ging der Verfall der Moral und Tugend bei den höheren Ständen Hand in Hand. Eigennutz und Selbstsucht ward die Quelle alles Thuns, weltliche Klugheit wurde allein geachtet. So entstand jene sittliche Verworfenheit, die der florentinische Staatsmann und Geschichtschreiber Macchiavelli († 1527) in seinem »Fürsten« der Welt enthüllt hat."

Wir haben an diesem Bilde nichts Wesentliches auszusetzen. Aber derselbe Verfasser fährt fort:

„Italien wurde nunmehr die Pflanzschule für ganz Europa. Gelehrte und Künstler zogen schaarenweise aus allen Ländern dahin und brachten die Schätze der Weisheit und Kunst nach Frankreich, England, Deutschland u. s. w. zurück. Bald traten allenthalben zwei Parteien einander feindlich gegenüber, die für die neue Wissenschaft kämpfenden Humanisten und ihre für die Beibehaltung des Alten eifernden und als Obscuranten gebrandmarkten

Gegner mit dem Dominikanerorden an der Spitze. Die Humanisten aller Länder standen, ohne Rücksicht auf Geburt oder Vaterland, mit einander in innigem Verband. Das Latein, das damals die allgemeine Sprache der Gelehrten und Diplomaten war, erleichterte den Verkehr und das Verständniß, ein lebhafter Briefwechsel, der die Stelle der Zeitungen vertrat, unterhielt die Verbindung, die literarischen Erscheinungen steuerten auf Ein Ziel los und wurden von den Humanisten aller Nationen als Gemeingut betrachtet. Was konnte die altkirchliche Partei einer solchen Macht entgegenstellen? Ihre barbarische Sprache und spitzfindige Wortphilosophie konnte vor dem eleganten Latein und der gesunden Weltweisheit der Humanisten nicht bestehen und ihr blinder Eifer und ihre Verketzerungssucht erlagen ohnmächtig unter dem Spotte und den witzigen Satiren der Neuerer; die geistige Versunkenheit der Mönche, die Unsittlichkeit so vieler Kleriker, das weltliche Treiben der Prälaten bot manche Blöße zum Angriff. Dieser geistige Kampf hatte eine Veränderung der ganzen Denkweise zur Folge. Während aber in Italien, Frankreich und England die hochgestellten Gelehrten die neue Weisheit als Sondergut ihres Standes betrachteten und sie in aristokratischer Vornehmheit dem Volke vorenthielten, drang sie in Deutschland, wo der Bürgerstand im Besitze der Bildung war und die Religion tiefere Wurzeln hatte, in den Kern des Volkes ein und ging aus der Gelehrtenstube ins Leben über, und während dort die Humanisten der Kirche und Geistlichkeit spotteten, dem Volke aber seinen Glauben und Aberglauben ließen, ward in Deutschland die ganze Nation zur Betheiligung an dem geistigen Kampfe zugezogen und dadurch eine Umgestaltung aller Verhältnisse in Kirche und Staat herbeigeführt."

Das ist doch ein ganz anderes Bild über denselben Gegenstand. Italien die Pflanzschule für ganz Europa, und trotzdem in Frankreich, England, Deutschland u. s. w. nichts von den üblen Früchten, vielmehr das Gegentheil! Dort erlitt durch „die neue Bildung" die christliche Religion und Moral einen heftigen Stoß, wurde das Evangelium und die christliche Weltanschauung vergessen, hier brachte „die neue Wissenschaft," „die neue Weisheit" eine gesunde Weltweisheit, hier führten „die Neuerer" einen geistigen Kampf und „steuerten in diesem geistigen Kampfe auf Ein Ziel los." Aber auf welches Ziel? Auf die Vernichtung „des Alten," das heißt, wie der ganze Inhalt ergibt, auf die Revolution gegen die Kirche. Warum wird das nicht

offen ausgesprochen? Dort „entstand jene sittliche Verworfenheit, die Machiavelli in seinem »Fürsten« der Welt enthüllt", sagen wir richtiger: empfohlen hat, in jenem berüchtigten, im J. 1515 zuerst gedruckten Buche, in welchem er lehrte, wie und daß mit allen, selbst den abscheulichsten Mitteln (Treubruch, Meineid, Scheinheiligkeit, Mord, Verrath ꝛc. ꝛc.) unbeschränkte Fürstenmacht zu gründen und zu erhalten sei; hier nichts davon. Wir wollen es ergänzen. In Frankreich, England, Deutschland u. s. w., vor allem in Deutschland, „wo der Bürgerstand im Besitze der Bildung war," fand Machiavelli die thätigsten Schüler durch „das Wiederaufleben der Wissenschaften." Mit ihm erfolgte „eine Veränderung der ganzen Denkweise", die „Umgestaltung aller Verhältnisse in Kirche und Staat", d. h. die Theorie Machiavelli's wurde von den Revolutionären in Kirche und Staat in die Praxis übersetzt.

Ja, es war eine neue Bildung, eine neue Wissenschaft, welche in der Mitte des 15. Jahrhunderts auftauchte: ihr Ziel war die Vernichtung der Kirche; dieses Ziel wurde zwar nicht erreicht und wird nie erreicht werden; was erreicht wurde, war zunächst die confessionelle Spaltung, dann der Untergang der Freiheit und die Herrschaft des monarchischen Absolutismus mit den frivolen Eroberungs- und Raubkriegen und der Schmach des Landesverraths deutscher Fürsten und deutschen Bürgerthums, war ferner die Herrschaft des frivolsten aller Grundsätze: Cujus regio, ejus religio, d. h. Wem das Land gehört, der bestimmt die Religion. Aber weiter. Gegen das Mittelalter wird von seinen Gegnern namentlich der Vorwurf erhoben, der Klerus habe die volksthümliche oder „nationale" Literatur nicht gepflegt, dieselbe vielmehr zu unterdrücken gesucht. So unbegründet auch dieser Vorwurf ist, so begründet dagegen ist die Thatsache, daß die sogenannten Humanisten mehr wie alle Andern der volksthümlichen Literatur das Grab bereitet haben. Den Beweis dafür sowie die Widerlegung jenes Vorwurfs liefert sowohl die

Literaturgeschichte, als auch die Geschichte der Sprache. Wie hätte es auch anders sein können? Als Alleinbesitzerin des „Wortes Gottes“ las die „Reformation“ nur die Bibel; als Erbin des Humanismus haßte sie die volksthümliche Literatur der Vorfahren, weil dieselbe von der „Finsterniß“ des Mittelalters bedeckt war, trieb sie neben den wüsten Zänkereien unter ihren Häuptern nur „die alten Sprachen,“ Latein und Griechisch. (Vgl. „Luther ist nicht der Gründer der (deutschen) Volksschule.“)

Aber nicht nur der volksthümlichen Literatur, sondern auch der volksthümlichen oder nationalen Kunst wurde das Grab bereitet. (Vgl. darüber „Das »finstere Mittelalter.«“)

Dr. Y.

---

29. Die Tadler der Vergangenheit.

Am 27. August 1880 schrieb die „Kölnische Zeitung“ (Nr. 238, II. Bl.): „Alle namhaften Blätter — am trefflichsten die „Schlesische Ztg.“ — treten für eine glänzende und dauernde Sedanfeier ein. Wir schließen uns ihnen aus vollem Herzen an. Ein Volk, das seine Vergangenheit nicht ehrt, hat keine Zukunft.“ (Die K. Z. hat die Worte gesperrt gedruckt.) Ein altes Sprichwort drückt dasselbe also aus: „Ein schlechter Vogel, der sein Nest beschmutzt!“ In keinem Lande gibt es so viele solcher Vögel, wie in Deutschland. Wie in einer Düngergrube suchen „die gelehrten Historiker“ jede Made hervor, unbekümmert um den blühenden Garten, der sie umgibt. Jedes tadelnde Wort über Kaiser und Könige, über Kirche und Reich, welches im Mittelalter geschrieben worden, ist ihnen ein Evangelium, während sie sonst von dem Evangelium wenig oder gar nichts wissen wollen. Die Klagen und Nachrichten über die Ausartung der Zeit sind so alt wie die Welt und eben so alt wie die Lobredner der Vergangenheit; unter Anderen kennt schon das Alte Testament (Eccles. 7, 11) wie das classische Alterthum den

laudator temporis acti. (Horat. Ars poet. 169 ff.) Was das Mittelalter betrifft, so gibt es drei Classen von Schriftstellern, bei denen sich solche Schilderungen finden. 1. Die erste Classe bilden die Strengen, die Buß- und Sittenprediger, die wahren Reformatoren in Kirche und Reich, ein h. Bernhard von Clairvaux, ein Cäsarius von Heisterbach, ein Dante, ein Nikolaus von Cues, um nur einige aus der zweiten Hälfte des Mittelalters zu nennen. 2. Die zweite Classe bilden die scandal- und schmähsüchtigen Naturen, die an Allem etwas zu nergeln suchen und natürlich auch finden, so z. B. die Geschichtschreiber Luitprand (um 950), Matthaeus Paris († 1259) und Theoderich von Niem († 1477). Aber wie jene, greifen auch diese nicht die Glaubenslehre an; sie gehen nicht darauf aus, die sittlichen und socialen Bande zu zerstören. 3. Die dritte Classe sind die sogenannten Reformatoren, die revolutionären Weltverbesserer, die auf den Umsturz alles Bestehenden hinzielen und die ursprüngliche christliche Kirche wiederherstellen wollen, ohne die Tugenden der ersten Christen zu üben, die statt Demuth Trotz, statt Liebe Haß, statt Entsagung Genußsucht, statt Selbstverleugnung Hochmuth verbreiten. Als Repräsentanten dieser Classe brauchen nur die Husiten genannt zu werden.

Lobredner der Vergangenheit gibt es bei allen Völkern, nur nicht bei den Deutschen, wenigstens nicht bei dem größten Theile derselben: bei ihnen gibt es nur Tadler der Vergangenheit, Vituperatores temporis acti. Der Protestant Hellwald schreibt in seiner dem Prof. Häckel in Jena gewidmeten „Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart" (S. 419 erste Aufl.):

„Seit hundert Jahren hat die Beurtheilung des Mittelalters drei Stadien durchlaufen: ein bekämpfendes, ein bewunderndes, ein verstehendes. Die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts [richtiger wohl die Zeit seit der „Reformation"] hatte ein Interesse daran, das Mittelalter möglichst herabzusetzen; die Zeit wollte derart ihrer eigenen Vollkommenheit inne werden. Man suchte zusammen, was ernste Satyriker, was begeisterte Prediger des Mittelalters ihren

Zeitgenossen Schlechtes nachsagten; alle Klagen über sittlichen Verfall wurden herbeigeholt. Man schilderte die mittelalterlichen Verfassungen und Rechtsordnungen und hatte leichte Mühe zu beweisen, daß sie den Staatszweck wenig erfüllten, — die Begriffe Feodalismus und Faustrecht bezeichneten das Aergste, was sich ein gebildeter Politiker vorstellen konnte. Man wies darauf hin, daß eine Menge nützlicher Erfindungen nicht gemacht waren, daher Industrie und Bequemlichkeit des Lebens sehr im Argen lag. Man glaubte vollends gewonnen Spiel zu haben, wenn man den Zustand der Religion und Wissenschaft prüfte; man konnte die blindeste Ergebung in die Autorität, den crassesten Aberglauben verzeichnen, der Stand der Naturwissenschaften war der niedrigste, die Philosophie nicht productiv, die Philologie war ärmlich bestellt, die Alles beherrschende Theologie konnte nicht zur Befreiung der Geister führen. So urtheilte man noch Ende des vorigen Jahrhunderts.[1]) Kaum ein Dutzend Jahre später hatte sich bereits ein großer Umschwung der Ansichten vollzogen und das Mittelalter einen ganz anderen Sinn gewonnen. Die romantische Schule sah ein glänzendes Lichtmeer von blendender Pracht dort, wo man früher nur dunkle Schattenmassen erblickt hatte. Gegenüber diesen beiden Standpunkten, gegenüber Abscheu und Verehrung, Verdammung und Anbetung, gibt es aber noch einen dritten, den Standpunkt des Verstehens, des Begreifens, der objectiven historischen Durchdringung, — den Standpunkt der Gerechtigkeit. Wir werden weder lauter Schatten noch lauter Licht erblicken, auch für uns ist der mittelalterliche Zustand ein Zustand relativer Unvollkommenheit, auch wir können die Bezeichnung der Nacht für das Mittelalter acceptiren. Aber es ist eine helle, eine glänzende Nacht, in der unzählige Sterne mit theils mildem, theils kräftigem Lichte leuchten.“[2])

Der Culturhistoriker Alexander Kaufmann schreibt (‚Cäsarius von Heisterbach. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Köln, 1862,‘ S. 101):

---

[1]) „Theilweise selbst noch heute, so z. B. Kolb, Culturgeschichte II. Bd“ fügt Hellwald in einer Note hinzu. Auch hier möchten wir weitergehen. Hat doch, abgesehen von vielen andern Dingen, das „Lutherjahr“ an Schriften und Reden dargethan, daß die Kolben noch eben so zahlreich und streitfertig sind, wie zur Zeit der „Reformation.“

[2]) Wie Hellwald in einer Note bemerkt, „leitete mit diesen Betrachtungen Prof. Dr. W. Scherer [nachmals in Straßburg, dann in Berlin, †1887] s. Vorlesungen über altdeutsche Literatur an der Wiener Universität 1870 ein.“ Der Vergleich des Mittelalters mit einer „sternenhellen Nacht“ stammt übrigens von Uhland.

„Hätten Cäsarius und diejenigen seiner Zeitgenossen, welche sich offen über die Gegenwart aussprachen, ahnen können, daß kommende Geschlechter ihre Mittheilungen als Anklagen wider die gesammte Richtung der Zeit benutzen würden: sicher wären sie in ihren Äußerungen vorsichtiger gewesen oder hätten wenigstens durch gehörige Vorbehalte künftigen Mißbrauch zu verhüten gesucht." Ferner (S. 125): „Das Bild, welches Cäsarius von dem äußern Leben und Treiben seiner Zeitgenossen entwirft, ist kein erfreuliches. Man darf aber bei culturgeschichtlichen Schilderungen und Schlußfolgerungen nie vergessen, daß Unregelmäßigkeiten stets ins Auge fallen, während Regel und Ordnung, als das Natürliche und Selbstverständliche, unbeachtet mit Stillschweigen übergangen werden. Ist überhaupt Vorsicht im Urtheil eine der ersten Pflichten und Bedingungen eines Geschichtschreibers, so tritt diese Pflicht doppelt in den Vordergrund, wo von Wenigen auf Viele, von Einzelnen auf eine ganze Nation geschlossen werden soll. Zudem war Cäsarius ein so strenger Sittenrichter, daß wohl kein Jahrhundert unserer Geschichte es wagen dürfte, sich einem solchen Kritiker mit dem Wahne zu nähern, die Schaale seiner Vorzüge und Trefflichkeiten falle schwerer ins Gewicht, als die der vorhergegangenen und der kommenden Jahrhunderte."

Die Tadler der Vergangenheit handeln aber um so ungerechter, als ihr Treiben zugleich einseitig ist. Oder ist es nicht Thatsache, daß dasselbe sich nur auf das Mittelalter beschränkt, daß, während sie ihren Vorfahren nur Schlechtes nachsagen, sie in der Geschichte des Alterthums z. B. die Griechen und Römer nicht genug feiern können? Da wird nicht von der allgemein herrschenden Unsittlichkeit, nicht von schlechten Staatseinrichtungen, nicht von der furchtbaren Sklaverei, nicht von Raub und Todtschlag, nicht von Aberglauben mißfällig gesprochen. Da werden die Griechen und Römer als die gebildetsten und edelsten Völker, ihre Führer als die größten Tugendhelden vorgeführt. Kurz, das Leben der Griechen und Römer erscheint eben so glorreich und preiswürdig, wie das unserer Vorfahren im Mittelalter kleinlich und verächtlich. Das heißt doch, mit verschiedenem Maße messen.

Veröffentlichen die Einen einen Wust von tendenziös ausgebeuteten Citaten, hier in trockener Zusammenstellung, dort in schöner Darstellung, als wahrheitsgetreue, „quellen=

mäßige" Geschichte, so verfahren Andere kürzer, indem sie aus den Machwerken ihrer Vorgänger den Extract ziehen und als „Geist der Geschichte" vorführen. Woher stammt und was zeigt dieser Geist? Er stammt aus der gewöhnlichen Rumpelkammer, welche die Historiker seit der „Reformation" eingerichtet haben, er zeigt dieselben Personen und Thaten, welche die „Reformation", d. h. „die Denk- und Gewissensfreiheit" bewirkt haben, er geht ebenfalls nur darauf aus, darzuthun, daß vor der „Reformation" auf allen Gebieten, in Kunst und Wissenschaft, die tiefste Finsterniß herrschte.

Aber was meldet der Geist der Wahrheit? Ohne uns auf das Einzelne einzulassen, hier nur die eine Thatsache: mit Bieneneifer, mit den größten Geldopfern sammelt man die Ueberreste der Kunst des Mittelalters, Bilder, Gefäße, Stickereien und Webereien; aber nicht nur das: man stellt sie aus, man beschreibt sie in Büchern und gibt Abbildungen von ihnen, aber auch das nicht allein: man preist sie als Muster, man gründet Institute, wie es z. B. in dem Prospecte für die im Jahre 1883 zu Düsseldorf eröffnete Kunstgewerbeschule heißt: „um unter dem Vorbilde der alten Meister deutsche Handwerksarbeit wieder zur alten technischen Tüchtigkeit und zu künstlerischer Vollendung heranreifen zu lassen." Und trotzdem spricht man von dem finstern Mittelalter, und trotzdem und trotz alledem geschieht das in den meisten Lehr- und Lesebüchern, insbesondere aber in der Tagespresse. Die Tagespresse macht sich doppelter Lüge schuldig, indem sie an der einen Stelle („Kunst und Literatur" oder „Vermischtes" ꝛc.) die Kunsterzeugnisse des Mittelalters preist, in dem politischen Theile desselben Blattes die landläufigen Phrasen über „das finstere Mittelalter" wiederkaut und die Söhne des Vaterlandes mit Verachtung gegen ihre Vorfahren erfüllt. Nil discordius mendacio.

Die Tadler der Vergangenheit sind eben so begeisterte Lobredner der Gegenwart. Anders war es im Mittelalter. Wir kennen keinen Geschichtschreiber, keinen Mann der Wissenschaft, der mit Verachtung auf seine Vorgänger schaute.

Im Gegentheil: immer finden wir das Lob der früheren Zeiten, immer heißt es, daß früher die Menschen besser waren, daß die Wissenschaft in höherer Achtung stand 2c. So lobenswerth diese Behandlung der Gegenwart ist, insofern sie Bescheidenheit und Demuth bekundet und zur Besserung und Vervollkommnung antrieb, so ist sie auf der andern Seite beklagenswerth. Haben doch in ihr vielfach jene Schilderungen der Verderbniß in Kirche und Reich, im öffentlichen und Privatleben ihre Quelle. Wie wenig aber von solchen Schilderungen zu halten ist, wird, abgesehen von den Thaten und Schöpfungen der einzelnen Jahrhunderte, schon dadurch bewiesen, daß derartige, meist allgemeine, bloß in einigen Worten bestehende Auslassungen über die Gegenwart in jedem Jahrhundert, ja in jedem Jahrzehnt vorkommen, d. h. selbst in den Zeiten, die als die besseren von den Nachkommen gepriesen und empfohlen werden.

Am schlimmsten ist das 15. Jahrhundert, das Jahrhundert vor der „Reformation", verurtheilt worden. Im Jahre 1855, also zwanzig Jahre vor dem Geschichtswerke von Joh. Janssen, erschien in Leipzig ein gelehrtes Buch unter dem Titel: „Der Bildercatechismus des fünfzehnten Jahrhunderts und die catechetischen Hauptstücke in dieser Zeit bis auf Luther, mitgetheilt und erläutert von Johannes Geffcken, Doctor der Theologie und Prediger zu St. Michael in Hamburg." Geffcken war strenggläubiger, entschiedener Lutheraner, wie neuerdings Prof. Dr. Wilh. Krafft in der Festschrift der protestantischen Facultät in Bonn „Ueber die deutsche Bibel vor Luther und dessen Verdienste um die Bibelübersetzung," 1883, S. 11 sagt: „der gründlichste Forscher neuerer Zeit auf dem Gebiete der deutschen christlichen Erbauungsliteratur vor der Reformation." Geffcken schreibt S. 3:

„Je mehr man mit dem 15. Jahrhundert unbekannt war, desto leichter war es, dasselbe gründlich gering zu schätzen. Die unendliche geistige Arbeit des 15. Jahrhunderts, auf die allein schon die wunderbare Entfaltung der Buchdruckerkunst hinweist ... blieb größtentheils unerkannt. Die Wiedererweckung der classischen

Studien von Italien aus, die Entwicklung der Universitäten, die Männer, die man Vorläufer der Reformation, oder Reformatoren vor der Reformation genannt hat, waren es, worauf allein die Aufmerksamkeit sich richtete . . . Aber der Gesichtspunkt »Reformatoren vor der Reformation« ist nur ein einzelner, nicht allein berechtigter, wir treffen im 15. Jahrhunderte viele Männer an, denen die großen reformatorischen Gedanken des 16. Jahrhunderts fern lagen, und die doch in ihrer Weise trefflich und nach dem Maße ihrer Kräfte eifrig wirkten. Solche treue Arbeit, wie sehr sie auch durch den Geist der Zeit bestimmt und gehemmt wurde, darf aber nicht übersehen werden. Die Vorurtheile, welche, wenn von dem fünfzehnten Jahrhundert die Rede ist, sich zu erkennen geben, sind erklärlich genug. Zunächst bedarf es nur einer sehr geringen Mühe, um aus den angesehensten Schriftstellern desselben die bittersten Klagen über ihre Zeit zusammenzustellen. Solche Blumenlesen sind auch schon oft gemacht, und pflegen nicht leicht in einer Geschichte der Reformation als Einleitung zu fehlen. Auch ist es gewiß genug, daß jene Zeit an schweren Uebeln litt . . . . Was nun die Klagen, wie wir sie im 15. Jahrhundert vielfach vernehmen, betrifft, so muß man doch sagen, daß solche Klagen nicht eben das schlimmste Zeichen für eine Zeit sind, daß eine Zeit, die lebhaft empfindet, was ihr fehlt, und das schmerzlich beklagt, immerhin besser ist als eine Zeit, die sich selbstgefällig an den gegebenen Zuständen genügen läßt. Und in welcher Zeit haben denn eindringlicher und schärfer edle Männer die Stimme der Klage erhoben, als in der folgenden, in dem Zeitalter der Reformation, und in dieser vor Allen Männer wie Luther und Melanthon. Döllinger hat neuerdings, zwar mit großem Geschick und großer Gelehrsamkeit, aber mit noch größerer Ungerechtigkeit, (Die Reformation, 3 Bde. Regensb. 1846—48, 8) ein Bild der Reformation nach lauter solchen, in edlem Unwillen entworfenen, düstern Schilderungen gezeichnet, und neben den Stimmen schmerzlicher Klage über die Unvollkommenheit der evangelischen Kirche, wie sie sich den Blicken der Reformatoren darstellte, die Stimmen heiliger und frommer Freude an der wiedergewonnenen evangelischen Freiheit eigenwillig überhört. Wir haben ein Recht, uns über solche Ungerechtigkeit zu beschweren, aber würden wir nicht eines ähnlichen Unrechts uns schuldig machen, wenn wir ein Bild des 15. Jahrhunderts nur nach jenen Stimmen der Klage uns entwerfen wollten? Es ist vielmehr unsere Pflicht, durch genaue geschichtliche Erforschung zur unbefangenen Beurtheilung und Darstellung der Zustände jener Zeit zu gelangen. Der Vorurtheile, die man gewöhnlich zur Betrachtung der Zeit vor der Reformation hinzubringen pflegt, der halbwahren oder ganz falschen Vorstellungen, welche den Hintergrund so mancher

Reformationsgeschichte bilden, sind besonders vier. Es gab, so meint man (meinte es wenigstens bis vor nicht langer Zeit), vor Luther gar kein deutsches Kirchenlied, die heilige Schrift war unter den Geistlichen, wie viel mehr unter dem Volk, gänzlich unbekannt, in deutscher Sprache so gut als nicht vorhanden, deutsch gepredigt ward wenig oder gar nicht, und ebenso fehlte es an einem Catechismus." So Geffcken.

Bis zur Zeit Luthers wurde die Vergangenheit geehrt, die Gegenwart getadelt; mit Luther trat das Gegentheil ein. Es ist wahr: „in der Zeit der Reformation erhoben Männer, und in dieser vor allen Männer wie Luther und Melanchthon eindringlicher und schärfer", als es jemals geschehen war, „die Stimme der Klage" über ihre Zeit; aber es ist doch nur die Klage über „die Unvollkommenheit der evangelischen Kirche," d. h. über ihr eigenes Werk, über die Folgen ihrer „Reformation," und zu dieser Klage hatten sie wahrlich alle Ursache, und Döllinger wird mit Unrecht von Geffcken angeklagt. Es ist eine Unwahrheit, daß Döllinger nur nach lauter solchen düstern Schilderungen ein Bild der Reformation gezeichnet habe: er läßt vielmehr als Belege derselben auch die Thatsachen reden. Doch sei dem wie ihm wolle: wie die „Reformatoren" in ihren Schriften („die Stimmen heiliger und frommer Freude an der wiedergewonnenen evangelischen Freiheit") bezeugen, lobten sie sich eben so selbstgefällig, schmähten sie ebenso, ja noch eindringlicher und schärfer, die Vergangenheit, schalten sie auf „die Finsterniß zur Zeit vorhin" (ein von Luther wiederholt gebrauchter Ausdruck), so daß von ihnen das Wort gilt, welches Walther von der Vogelweide von sich gesagt hat: „Ich war so voll des Scheltens, daß mein Athem stank." (Lachmann 28). Und wie sie, so ihre Nachfolger bis in unsere Tage. Der unbefangene Beurtheiler der Geschichte wird sich darüber nicht wundern. Das Schimpfen auf die Vergangenheit einerseits, die Selbstgefälligkeit, die Selbstberäucherung anderseits lag in dem Wesen der „Reformation." Alle Revolutionäre haben diese Eigenschaften in ähnlicher

Weise bethätigt. Dieses Schelten über die Vergangenheit ist eben so psychologisch begründet, wie es dem Werke der „Reformatoren" förderlich erscheinen mußte. Die sogenannten Reformatoren mußten, wenn sie nicht jeder sittlichen Anschauung bar und ledig waren, vor sich selbst und vor der Welt ihr Werk rechtfertigen, und konnten es nicht anders, als indem sie die Rechtfertigung in der Verkommenheit der Kirche suchten. Die Reaction gegen den Bruch mit der ganzen Vergangenheit konnte nicht ausbleiben; je quälender sie das Gewissen aufrüttelte, um so willkommener mußte jeder Vorwand ausgebeutet und aufgebauscht werden, den die Zeit bot. Wie wollten ferner die Neuerer Andere zum Abfall bringen, ohne immer und immer wieder die bisherigen Zustände als unhaltbar zu schildern? Eben um des Besseren willen sollte ja das Schlechte verlassen werden. So ist also diese Beschmutzung der Vergangenheit damals wie heute eine unabweisbare Nothwendigkeit, der sich die Revolution nicht entziehen kann, wenn sie nicht ihre Berechtigung aufgeben will. Mit der Anerkennung der geschichtlichen Wahrheit verurtheilt sich der Protestantismus.

Dr. Y.

---

30. Luther ist nicht der Vater des deutschen Kirchenliedes.

In seiner Aufzählung der „Vorurtheile", mit denen man die Zeit vor der Reformation betrachtet, schreibt Geffcken S. 5:

„Es gab, so meint man (meinte es wenigstens bis vor nicht langer Zeit), vor Luther gar kein deutsches Kirchenlied. . . . Wie würden wohl die Theologen noch zu Anfang dieses Jahrhunderts gestaunt haben, wenn sie, was von deutschen geistlichen Liedern aus der Zeit bis auf Luther in den vortrefflichen Werken von Philipp Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, 2. Auflage, Stuttgart 1848, in 4., und Hoffmann von Fallersleben, Das deutsche Kirchenlied bis auf Luther, 2. Auflage, Hannover 1854, in 8., gesammelt uns vorliegt, mit einem Blick hätten übersehen können."

So wird also selbst von protestantischer Seite dieses Vorurtheil abgefertigt; und wenigstens in wissenschaftlichen und religiös unbefangenen Kreisen darf sich dasselbe nicht mehr breit machen. Protestanten, die nicht ganz verbohrt sind, bezeichnen daher auch Luther nicht mehr als Vater des deutschen, sondern nur noch des „evangelischen Kirchenliedes". (So in dem Aufruf der protestantischen Gegner des Protestantenvereins, „der Getreuen des Consistorial- und Pastoral-Regiments", zur Lutherfeier in Wittenberg, Sept. 1883.) Letzteres kann ihnen zugestanden werden, wobei ihnen dann überlassen bleibt, wie sie den Söhnen des Vaters ihren Geschäftsantheil zukommen lassen. Aber woher die Meinung „der Theologen", daß es vor Luther gar kein deutsches Kirchenlied gab? Die Nachfolger Luthers haben zur Rechtfertigung der „Reformation" alle Schriftsteller des Mittelalters, die ein tadelndes Wort über irgend ein Uebel oder über einen Mißbrauch ausgesprochen, durchstöbert und als „Zeugen der Wahrheit" vorgeführt. Wenden wir diese Thatsache auf das deutsche Kirchenlied an. Hätten sie ebenso die Schriften des Mittelalters über Gesang und Musik ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt oder nur die vor dem J. 1524 erschienenen Sammlungen und Einzeldrucke geistlicher Lieder mit einem Blick übersehen, ja, hätten sie nur die Schriften Luthers studirt: jenes „Vorurtheil" wäre nicht aufgetaucht. Daß dies geschehen, was ergibt sich daraus? „Die Theologen" kannten entweder nicht einmal die Schriften ihres Luther, oder sie haben absichtlich die Wahrheit verschwiegen, beziehungsweise gegen die Wahrheit Geschichte gemacht.

Gesang und Tonkunst oder Musik sind zwei innig verwandte Künste, Bruder und Schwester; sie haben nicht nur mit der Einführung des Christenthums unter den Deutschen freundliche Aufnahme, sondern auch zu allen Zeiten treue und sorgfältige Pflege gefunden. Wie hätte es auch anders sein können? Unter Gesang war der Heiland in die Welt gekommen: die ersten christlichen Sänger waren

die himmlischen Heerschaaren. Er selber sang mit seinen Jüngern, bevor er mit ihnen zum Oelberg ging (Matth. 26, 30). So hatte der Gesang die höchste Weihe erhalten. Mit der Pflege desselben wurde zugleich eine hohe Absicht verbunden und erreicht. Jedes Volk liebt Gesang; von den alten Deutschen berichtet es schon Tacitus (Germ. 3). Der Gesang ist ebenso wie das Wort, ja noch mehr als dieses, eine Sprache. Freud und Leid erschallt in den Tönen; was Worte nicht zu sagen vermögen: im Gesange ergießt sich die ganze Seele. Ein feiner Beurtheiler aller Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten sagt sehr treffend (‚Aachener Sonntagsbl.‘ v. 21. Oct. 1883, Beilage zu der Zeitung ‚Echo der Gegenwart‘): „Die Schrift ist eine Stimme, welche wir mit den Augen »hören,« ebenso wie die Musik eine Schrift ist, die wir mit den Ohren »lesen«.“ Der Gesang war wie Predigt und Schulunterricht ein Mittel hier der Bekehrung der Heiden, dort der Erhaltung und Förderung des christlichen Lebens unter den Gläubigen. Diese fühlten und fanden sich in dem Gesange als innige Vereinigung, als christliches Volk. Darum war das Singen stets ein Hauptgegenstand des Unterrichts.

Jeder Schüler weiß, daß Karl d. Gr. auf Gesang und Musik sehr viel hielt und in Metz und Soissons zur Ausbildung von Gesanglehrern zwei Hauptgesangschulen gründete. Ihnen folgten bald andere im Innern Deutschlands. Die Schulen an den Sitzen der Bischöfe wie in den Klöstern Fulda, Reichenau, Hirschau, St. Emmeram in Regensburg, Prüm, Corvey pflegten neben den Wissenschaften eben so eifrig Gesang und Musik. Wie die Concilien und die Satzungen der Volksschule bezeugen, mußte außer im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religionslehre auch im Singen Unterricht ertheilt werden. Verweilen wir zunächst in St. Gallen. Wie in allen Klöstern war auch hier, wie für die deutsche und andere Sprachen, für die bildenden Künste u. s. w., eine besondere Classe für

Gesang und Musik; diese beiden Künste, namentlich das Kirchenlied, beschäftigte die Mönche vorzugsweise. Vor allem aber sind drei Männer als Dichter und Sänger ausgezeichnet, die drei innigen Freunde Ratpert, Tutilo und Notker. Ratpert dichtete Lieder, welche fast alle abendländische Kirchen sangen, sowie sein deutscher Lobgesang auf den h. Gallus († 646) allenthalben im Munde des christlichen Volkes war. Tutilo († 912), der griechischen und lateinischen Sprache kundig, ein trefflicher Redner, Schnitz- und Metallarbeiter, Maler und Baumeister, besonders aber ausgezeichnet durch seine Kenntnisse in der Musik, sowie durch seine schöne Stimme, dichtete und componirte ebenfalls. Als Dichter und Musiker überragte indeß Beide Notker, mit dem Beinamen der Stammler, weil er etwas mit der Zunge anstieß († 912). Wie die beiden Genannten, war auch er von Königen und Fürsten, von Bischöfen und Aebten gesucht und geliebt. Von seinen zahlreichen Werken sind leider die meisten, unter andern auch das „Ueber die Musik und Symphonie" (De musica et symphonia), verloren gegangen. Notkers Grabschrift lautet:

„Notker, des Vaterlands Zier und Lehrer erhabener Weisheit,
Er, dess' sterblich Gebein hier im Grabe nun ruht,
Ledig der Bande des Fleisches am sechsten des Monats Aprilis,
Eilt' er zu himmlischen Höh'n, froh von Gesängen begrüßt."

Notkers Zeitgenosse, der bekannte Geschichtschreiber Regino von Prüm († 915), verfaßte unter andern Schriften eine „Ueber die musikalische Wissenschaft" (De harmonica institutione). Er nennt dreierlei Instrumente, erstens Streichinstrumente: Lyra, Cither, Harfe &c., zweitens Blasinstrumente: Flöten, Sack- und Hirtenpfeifen, Orgeln &c., drittens Schlaginstrumente: Cymbeln und Pauken. „Es ist allgemein bekannt," sagt er, „wie oft ein lieblicher Gesang jähzornige Gemüther bezwungen, wie viel Wunderbares er in körperlichen und geistigen Bedrängnissen gewirkt hat. Als den König Saul der böse Geist quälte, ergriff David die Harfe und beschwichtigte durch seine süßen und lieblichen

Weisen den trotzigen Sinn des Königs. Was soll ich vom Propheten Elisaeus erzählen? Als er vom Könige um etwas befragt wurde und einsah, daß er zur Stunde den prophetischen Geist nicht besaß, ließ er sich einen Harfenspieler kommen, und nachdem dieser eine Zeit lang vor ihm gespielt hatte, kam der Geist des Herrn über ihn, und er prophezeite.“

„Hucbald, ausgezeichnet in den Wissenschaften, berühmt durch seine Schriften, war auch ein vorzüglicher Musiker und componirte viele Lieder auf Heilige,“ schreibt die Chronik von St. Elnon, und wie Sigebert von Gemblours sagt: „nach einer süßen und regelrechten Melodie.“ Ihm wird auch das aus jeder Literaturgeschichte bekannte Ludwigslied zugeschrieben. Hucbald, Leiter der St. Amandus-Klosterschule zu Elnon im Hennegau, verfaßte ebenfalls mehrere musikalische Schriften: „Ueber die musikalische Wissenschaft“ (De harmonica institutione), „Ordnung der Töne“ (Ordo tonorum), „Ueber das Maß der Orgelpfeifen“ (De mensura organicarum fistularum), „Ueber das Gewicht der Glocken“ (De cymbalum ponderibus), „Kurze Darlegung der Psalmentöne“ (Commemoratio brevis de tonis et psalmis modulandis). Er ist der Erfinder der Linien und Schlüssel und der erste Harmoniker. Hochbetagt, starb er im J. 930. Seine Grabschrift lautet:

„Hier schläft Hucbald im Grab, eine Taub' ohne jegliche Galle;
Lehrer und Blüte und Zier des Klerus sowohl, wie der Mönche.
Er, deff' Namen verkündet in jeglichem Striche der Erde:
Ihm entstammender heiliger Sang und andere Großthat.“

Berno, Benedictinermönch in Prüm, dann durch Kaiser Heinrich II. den Heiligen Abt des Klosters Reichenau und als solcher nach vierzigjähriger Thätigkeit daselbst gestorben (1048), widmete seine „Vorrede zur Regel der Töne“ (Prologus in tonarium) dem Erzbischof Pilgrim von Köln und schrieb außerdem „Ueber die verschiedene Modulation der Psalmen und anderer Gesänge“ (De varia psalmorum atque cantuum modulatione) und „Ueber die melodische

Verschiedenheit der Töne". Ferner werden ihm zugeschrieben eine Abhandlung „Ueber Musikinstrumente" und ein Tractat „Ueber Messung des Monochords". Wie als Schriftsteller war Berno eben so thätig und bedeutend als Dichter und Componist. Dasselbe gilt von seinem Schüler, dem allbekannten Geschichtschreiber Grafen Hermann von Veringen, mit dem Beinamen Contractus oder der Lahme († 1057). Hermann war Theolog, Philosoph, Astronom, Redner und Musikus, der griechischen, lateinischen und arabischen Sprache kundig und auch in der hebräischen nicht unwissend, wie Trithemius berichtet. „In der Anfertigung von Uhren wie von musikalischen und mechanischen Instrumenten war ihm Keiner gleich", sagt Berthold, der Fortsetzer seines Geschichtswerks. Seine Schriften, von denen manche leider verloren gegangen sind, erstreckten sich auf alle Gebiete. Unter seinen musikalischen Schriften steht oben an die „Ueber die Musik", in welcher er lehrt, erstens: einen Gesang regelrecht zu componiren, zweitens: richtig zu beurtheilen, drittens: ordentlich zu singen. Seine Lieder componirte er selbst. „Von ganz besonderer Lieblichkeit, Anmuth und Zartheit", sagt Schubiger (Die Sängerschule St. Gallens v. 8.—12. Jahrh. S. 100. Einsiedeln 1858), „waren jene Gesänge erfüllt, die er der Mutter unseres Herrn weihte. Schon als Knabe und Jüngling fühlte er sich nach dem Zeugnisse seiner Biographen voll kindlicher Ehrfurcht zu ihr hingezogen: sie hatte er zur besonderen Beschützerin seines Lebens erkoren und ihrem Beistande seine Fortschritte auf der Bahn der Wissenschaft zugeschrieben. Darum weihte er auch in der Folge die schönsten und ansprechendsten seiner Tongedichte ihrer Verehrung: Gesänge, deren Kunstwerth man zu seiner Zeit schon so hoch schätzte, daß man die Behauptung aussprach, die heilige Jungfrau habe sie ihm selbst in die Feder dictirt. Wäre Hermann auch einzig der Verfasser und Tonsetzer der beiden Antiphonen »Salve regina« und »Alma redemptoris«, so hätte er sich dadurch ein unver-

gängliches Denkmal in den Annalen des katholischen Kirchenliedes gesetzt.“

Einer der bedeutendsten Schriftsteller über Musik und Gesang war der um dieselbe Zeit lebende Johannes der Scholastiker von Trier durch seine Schrift: „Kurze Abhandlung über die Regeln der Musikkunst“ (Micrologus de disciplina artis musicae). (Die große Bedeutung dieses Mannes, über dessen Leben Näheres nicht bekannt ist, zeigt ausführlich Bäumker in seiner Schrift „Zur Gesch. der Tonkunst in Deutschland“ 2c. Freib. 1881. S. 69—81.) Von den beiden Zeitgenossen Abt Wilhelm von Hirschau († 1091) und Aribo Scholasticus verfaßte Jener Abhandlungen „Ueber die Musik“ und „Ueber die Musik und deren Töne,“ Dieser, über den ebenfalls Näheres nicht bekannt ist, eine Schrift „Ueber die Musik“, die er dem Bischof Ellenhard von Freisingen (1052—1078) widmete. „Daß die Musik“, sagt Aribo u. a. „auf die Sitten einwirkt, wird dadurch bewiesen, daß jedes Alter, jedes Geschlecht an derselben sich erfreut. Es wird wohl nicht rein ein Märchen sein, daß Orpheus mit der Lyra den Pluto besänftigt hat, da wir ja auch lesen, daß David durch sein Harfenspiel die dämonische Wuth des Saul beschwichtigt habe. Ist nicht auch der Sänger Arion dadurch der Todesgefahr entgangen, daß er mit seinem Gesange die Delphine heranlockte und auf einem derselben sich rettete!“

Als musikalischer Schriftsteller überragte alle seine Vorgänger Magister Franco von Köln († 1247) durch seine Abhandlung: „Ueber die Musik und den Mensuralgesang“ (De musica et cantu mensurabili). Erklärt und zeigt er auch, daß die Mensuralmusik bereits vor ihm erfunden worden, so ist er es doch, der „das zu seiner Zeit vorliegende Material, dasselbe ordnend, berichtigend und vervollständigend, zu einem zusammenhängenden Systeme gestaltete, welches noch lange die Basis der betreffenden Lehre bleiben konnte“, wie vor Jahren Heimsoeth schrieb (Aschbach, Kirchenlexikon II. 814), oder wie neuerdings Bäumker schreibt: „der in

seinem System den Grund gelegt hat zu dem herrlichen, der größten Mannigfaltigkeit fähigen Wunderbau unserer heutigen mehrstimmigen Musik." Erwähnen wir aus dem folgenden Jahrhundert nur Hugo Spechzhart (1285 [86] bis 1359 [60], Kaplan in seiner Vaterstadt Reutlingen und nach dieser gewöhnlich Hugo von Reutlingen genannt, der nicht nur durch eine Chronik und Grammatik in Versen (Speculum grammaticale metricum), sondern auch als theoretischer und praktischer Musik- und Gesanglehrer sich hervorgethan hat. Den Uebergang in das 16. Jahrhundert und den Schluß möge Adam von Fulda bilden. Dichter und Componist, vollendete er am 14. November 1490 eine Abhandlung über Gesang und Musik. Wie die meisten seiner Vorgänger klagt er über den Verfall dieser Künste und hält er ihnen eben so eine Lobrede. „Die Jünglinge", sagt er, „müssen vor allen Dingen, wie ein alter Philosoph will, in der Musik unterrichtet werden, damit sie nicht anderen, leichtsinnigen Vergnügungen sich hingeben. Er erinnert an den großen Nutzen, den die Pflege der Musik dem Staate und seinen Leitern bringen könne . . . Papst Innocenz [VIII.], die Tradition seiner Vorgänger hochhaltend, ehrt und unterstützt die Musiker, wie und wo er nur kann. Alle Päpste waren, wenn nicht selbst Musiker, doch Musikfreunde, und überhäuften die ausübenden Künstler mit Gunstbezeugungen und Geschenken. Was Kaiser, Könige und Fürsten dafür gethan, ist bekannt." Im Jahre 1512 erschien: „Ein ser andechtig Christentlich Buchlein aus hailigen schrifften und Lerern von Adam von Fulda in teutsch reymen gesetzt. Wittenburgk[1]) durch Symphorian

---

[1]) „Wittenburg [einige Stunden westlich von Hildesheim], lateinisch castrum album (cf. Bode bei Leibnitz II. 413), ist jetzt Domäne, seine schöne aus der Zeit der Reform herstammende Kirche wird halb zum protestantischen Gottesdienst, halb als Scheuer benutzt. cf. Lüntzel, Gesch. der Stadt und Diöcese Hildesheim II. 669, wo auch die herrliche Lage Wittenburgs näher hervorgehoben ist." Grube, Johannes Busch, Augustinerpropst zu Hildesheim. Ein

Reinhart. 36 Blätter in 8. Gereimte Vorrede Wolff Cyclops von Czwickau und fünf Gedichte von Adam von Fulda.“ Sein Gedicht: »Ach hilff mich leid vnd senlich klag« ging in die lutherischen Gesangbücher über. (So Gödecke, Grundriß ꝛc. S. 147. Kehrein, Kath. Kirchenlieder ꝛc. I. 35. Der Text aus vorlutherischer Quelle, einem Mainzer Liederbuch v. J. 1513, findet sich bei Bäumker, Das kath. deutsche Kirchenlied, B. II. Nr. 256. Der älteste Druck aus protestantischer Zeit steht im Zwickauer Enchiridion 1528.)

Luther war ein Freund des Gesanges und der Musik, aber weder Dichter noch Componist. Wie andere Schüler hatte er in Mansfeld „die christlichen Gesänge fein fleißig und schleunig gelernt“ und „ist in Magdeburg wie manches ehrlichen und wohlhabenden Mannes Kind nach Brod gegangen und hat sein panem propter Deum geschrieen“. Daß er auch in Eisenach „eine Zeit lang vor den Thüren sein Brod ersang“ und sich die Unterstützung der Frau Cotta erwarb, ist allbekannt. „Zu der Zeit“, sagt Luther ferner, „als in der Kirche das Fest von der Geburt Christi gehalten wurde, sind wir auf den Dörfern von einem Haus zum andern gegangen und pflegten mit vier Stimmen die gewöhnlichen Psalmen vom Kindlein Jesu, geboren zu Bethlehem, zu singen“. Neben dem Gesange pflegte Luther die Musik. „Musicam habe ich allezeit lieb gehabt“, sagt er, und dies bezeugt nicht nur sein Lobgedicht auf die „Frau Musica“, sondern auch seine Schriften. So heißt es in den Tischreden: „Musica ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger macht. Singen ist die beste Kunst und Uebung .... Sie verjagt den Geist der Traurigkeit, wie man am König Saul sieht .... Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie macht feine, geschickte Leute. Mun muß Musicam von Noth wegen in den Schulen behalten; und ein Schulmeister muß

katholischer Reformator des 15. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. 1881. S. 275. „Von diesem Wittenburg sollte der äußere Anlaß zur weitgehenden Reform im Sachsenlande ausgehen.“ Grube 49.

singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Könige, Fürsten und Herren müssen die Musicam erhalten; den großen Potentaten und Regenten gebührt, über guten freien Künsten und Gesetzen zu halten". Aber wie in dem Lobgedichte, spricht er auch in der Lobrede nichts Neues aus: dieselben Gedanken und Beispiele hatten längst vor ihm Andere fast mit denselben Worten ausgesprochen: Regino von Prüm und Adam von Fulda liefern den Beweis dafür.

Im Jahre 1524 erschien zu Wittenberg die erste kleine Liedersammlung, das Wittenberger Gesangbüchlein; es enthielt nur acht Lieder. Im Jahre 1535 erschien ein Gesangbuch, welches 37 Lieder enthielt; die Ausgabe von 1540 brachte 120 Lieder. In der Vorrede zu der Ausgabe von 1535 sagt Luther:

„Nu folgen etliche geistliche Lieder, von den Alten gemacht. Diese alten lieder, die hernach folgen, haben wir auch mit aufgerafft, zum zeugnis etlicher fromen Christen, so für vns gewest sind, jnn dem grossen Finsternis der falschen lere, auff das man ja sehen müge, wie dennoch allezeit leute gewesen sind, die Christum recht erkand haben, doch gar wunderlich jnn dem selbigen erkentnis, durch Gottes gnade, erhalten."

Im J. 1542 erschien: „Christliche Gesang Lateinisch vnd Deudsch, zum Begrebnis. D. Martinus Luther." In der Vorrede sagt Luther:

„Zu dem haben wir auch zum guten Exempel die schönen Musica oder Gesänge, so im Babstumb in Vigilien, Seelenmessen und Begräbnissen gebraucht sind, genommen, der etliche in dies Buch drucken lassen, und wollen mit der zeyt derselben mer nehmen. Der Gesang und die Noten sind köstlich, schade wäre es, daß sie sollten untergehen. Gleichwie auch in allen andern Stücken thun sie [die Katholiken] es uns weit zuvor, haben die schönsten Gottesdienste, schöne herrliche Stifte und Klöster .... Also haben sie auch wahrlich viele treffliche schöne Musica oder Gesang, sonderlich in den Stiften und Pfarrhen ... Doch ist nicht dieß unsere Meinung, daß diese Noten so eben müssen in allen Kirchen gesungen werden; ein jegliche Kirche halte ihre Noten nach ihrem Buch und Brauch .... Es ist umb Veränderung des Textes und nicht der Noten zu thun."

Ebenso erklärt Luther, daß man im Papstthum feine Lieder gesungen habe: „Der die Hölle zerbrach und den leidigen Teufel überwand ꝛc., Item: Ein Kindelein so löbelich; Nu bitten wir den heiligen Geist". Ferner heißt es in dem größeren Lutherischen Gesangbuch, dem sogenannten Böhmischen („Kirchengesänge, darinnen die Hauptartikel des christlichen Glaubens kurz verfaßt und ausgelegt sind, itzt abermals von neuem durchsehen und gemehrt." 1566. Die erste Ausgabe erschien 1531.):

„Darnach haben auch etliche fromme Christen aus den alten Lehren schöne geistliche Lieder gedichtet in ihren Sprachen, welche unsere Väter, nachdem ihnen Gott sein Licht aus der Finsterniß hat herfür leuchten lassen, in die böhmische Sprache gebracht haben; daneben auch selbs viel tröstliche Gesänge, auf alle Fest durchs ganze Jahr, von allen Artikeln des Glaubens gemacht, welche in den Kirchenversammlungen nun mehr über die hundert Jahr nicht ohne Frucht zu Gottes Ehren gesungen werden. Sie [Hus und Luther] haben aber die alten Kirchenmelodeyen, weis und noten beibehalten, weil sie köstlich sind und der Christenheit in Brauch kommen, auch viel dieselbigen gern hören und singen; die Text aber hat man, wo er ungereimt und abgöttisch gewesen, entweder gebessert oder aber hinweggethan."

Der Protestant Schauer schreibt (Geschichte der bibl.-kirchlichen Dicht- und Tonkunst und ihrer Werke. Jena, 1850. S. 312.):

„Was that Luther zunächst als Dichter für das Kirchenlied? 1) übersetzte er alte lateinische Gesänge und biblische Psalmen in das Deutsche, und ahmte die letzteren nach; 2) verbesserte er schon verdeutschte, oder ursprünglich deutsche Gesänge; 3) brachte er biblische Stellen in deutsche Reime; und 4) dichtete er ganze neue Lieder für die Kirche." Derselbe Schriftsteller erklärt auf Grund seiner Forschungen von den 37 Liedern des Gesangbuchs aus dem J. 1535 nur sechs als Originallieder Luthers, d. h. solche, die keine Umarbeitung oder Uebersetzung von Psalmen und Bibelstellen, von lateinischen oder älteren deutschen Liedern sind, wie z. B. „Eine veste Burg ist unser Gott" Psalm 46, „Mitten wir im Leben sind", Notkers Media in vita, „Komm heiliger Geist, Herre Gott", Veni sancte spiritus, „Herr Gott dich loben wir", Te deum laudamus, „Vom Himmel hoch da komm ich her" u. s. w. (Ueber Luthers Liederdichtungen vgl. Bäumker, Kirchenlied I. S. 19 ff.)

Wie Luther auf dem theologischen Gebiete, in der Bibelübersetzung, der Prädestinationslehre ꝛc. auf den Schultern Anderer stand, so hat er auf dem Gebiete des Kirchengesanges alte Lieder „mit aufgerafft“ bezw. „geendert und Christlich corgyrit.“ Aber ebenso suchte und fand er auch hier Helfershelfer, deutsche Poeten und Dichter, „die ihre andächtige und geistliche Gesänge setzen und einrichten möchten.“ So schrieb er an Spalatin:

„Ich bin willens, nach dem Beispiel der Propheten und Altväter deutsche Psalmen für das Volk zu machen, nämlich geistliche Lieder, damit das Wort Gottes sich auch durch den Gesang unter den Leuten erhalte. Wir suchen also überall Poeten .... Ich aber habe keine so hohe Gabe, daß ich das, was ich wünsche, vermöchte.“

Die Poeten und Dichter meldeten sich schockweise. Daher schrieb später Witzel († 1573):

„Es ist in Germanien schier kein Pfarrer oder Schuster in Dörfern also untüchtig, der ihm nicht selbst ein Liedlein oder zwey bei der Zeche macht, das er mit seinen Bauern zur Kirche singt.“

Luther selbst schrieb in der Vorrede zum Gesangbuch vom J. 1535:

„Es sind auch christliche Lieder durch Andere zu dieser Zeit gemacht; weil derselben viele sind und zum mehrsten Theile nicht sonderlich viel taugen, habe ich sie nicht alle wollen in dies Gesangbüchlein setzen, sondern die besten daraus geklaubet und sie hernach gesetzt.“

Bernhart, s. Z. General-Superintendent in Stuttgart, meint (Vorrede zu der Schrift von Götz, Beiträge zur Geschichte der Kirchenlieder, Stuttgart 1784):

„Wie sollte ein so geschäftiger Mann mit Liederdichten, mit Compositionen und Noten sich haben abgeben können, der auf der hohen Schule sein wichtiges Amt hatte, eine Menge Schriften herausgab, von allen Orten her mit Fragen, Briefen und Gutachten angelaufen ward? Luther hat eigentlich im ersten Gesangbuch [1524] bloß das erste, das mit seinem Namen bezeichnet war, nämlich »Nu frewt euch lieben Christen gemein« gemacht. Die andern waren von Sperato und einigen Unbekannten.“

Ferner in Bezug auf das Gesangbuch von 1535:

„Bisher hat Niemand daran gezweifelt, daß er von den bekannten Liedern: »Erhalt uns Herr bei deinem Wort« und »Eine

veste Burg ist unser Gott« Verfasser sei; die Gründe aber sind nichts weniger als apodiktisch.“

Derselbe Schriftsteller schreibt Folgendes:

„Es ist sonnenklar zu erweisen, daß kein einziges Gesangbuch von Luther herausgegeben worden, wo nicht von Anderen Lieder dabei waren, und Luthers einige wenige Lieder auszusuchen ist eine lautere Unmöglichkeit, da die ältesten Originalien fehlen, auch sein Name bei vielen Gesängen stund, die offenbar älter waren als Luther selbst. Sein Name wurde beigesetzt, weil er sie aufgenommen, gesammelt und herausgegeben hat. . . . Gewinnsüchtige Buchdrucker haben seinen Namen den Liedern, so sie herausgaben und mit andern vermehrten, häufig beigesetzt, um ihrer Waare desto besseren und schleunigeren Absatz zu verschaffen.“

Was von dem Texte, gilt noch mehr von der Melodie: Luther hat zu keinem einzigen Liede die Melodie oder wie wir jetzt zu sagen pflegen, die Composition geliefert. „Die musikalische Thätigkeit Luthers“, schreibt Bäumker, Tonkunst S. 146, „beschränkt sich darauf, daß er ältere, gregorianische Choralmelodien zusammenstellte und mit Geschick und Geschmack neuen Texten anpaßte. Er selbst hat keine Melodieen erfunden, ist also weder Symphonetes, wie man sich ausdrückte, d. i. Componist, noch ein Phonaskus, d. i. Melodieerfinder. Die drei Lieder, welche man ihm in letzter Zeit noch zu vindiciren suchte, sind: »Wir glauben all’ an einen Gott«, »Jesaia dem Propheten das geschah« und »Eine veste Burg ist unser Gott.«“ „In Bezug auf die erste Melodie hat nun Meister [Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen. Freiburg 1862. I. 29] handschriftlich nachgewiesen, daß sie bereits hundert Jahre vor der Reformation existirte. [Bäumker zeigte weiter, Kirchenl. I. 366, daß die Melodie ursprünglich einem lateinischen Gesange „Credo in Deum patrem omnipotentem“ angehörte.] Die Melodie des zweiten Liedes ist, was die erste Zeile angeht, dem Sanctus des lateinischen Chorals im V. Ton entnommen. Die übrigen Säze bestehen aus lauter Choralmelodieen im V. Ton, wie ich das in den Monatsheften für Musikgeschichte (Berlin, Jahrgang 1880 Nr. 1.) noten=

getreu [durch Nebeneinanderstellen der Melodieen] nachgewiesen habe. Das letzte, sogenannte Reformationslied enthält in noch auffallenderer Weise nur Melodieen aus dem Gloria und Credo im V. Ton [Monatshefte für Musikgesch. Berlin 1880. Nr. 10.] [Die lutherischen Geschichtschreiber] Sleidanus [† 1556] und Chyträus [† 1600] haben also recht geurtheilt, wenn sie in Bezug auf die Melodieen von Luthers Liedern von einem »Hinzufügen der Melodie« und »Ausschmücken mit Melodieen« sprechen. Luther selbst hat sich auch nirgendwo in seinen Schriften die Melodie irgend eines Liedes zugeschrieben. Er bekennt, daß er in diesen Dingen Dilettant sei." Dasselbe gilt von dem Texte.

Ueber Bäumkers Nachweise schreibt der Protestant R. Eitner, Redacteur der Monatshefte für Musikgeschichte, 1886 Nr. 4:

„Ich kann den Vorwurf nicht theilen, den man dem Herrn Verfasser darüber macht, Luther seine Compositionsgabe abzustreifen; im Gegentheil müssen wir ihm dankbar sein, daß er uns auf die Quellen zurückführt, aus denen Luther schöpfte."

Ferner der Protestant Frhr. v. Liliencron in der Allgem. Zeitung 1886 Nr. 187 Beilage S. 2739:

„Da ich eben die »feste Burg« berühre, will ich zugleich der hochinteressanten Entdeckung Bäumkers gedenken, daß die dem Text an Herrlichkeit ebenbürtige Melodie auf Tonreihen des Gregorianischen Gesanges beruht. Die Sache hat einigen Staub aufgewirbelt, obwohl kaum zu begreifen ist, wie man ihre Richtigkeit bestreiten kann, wenn man die von Bäumker zusammengestellten Tonreihen scharf ins Auge faßt."

„Das Wort Christi wohne reichlich in euch; in aller Weisheit belehret und muntert einander auf mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern, mit Dankbarkeit Gott in eurem Herzen lobsingend," schreibt der Apostel Paulus (Kol. 3,16. Eph. 5,19.), und in der Apostelgeschichte (2,47) heißt es: „Sie sangen Gott Loblieder und waren beliebt bei dem ganzen Volke." Mit der Kirche entstanden jene Schöpfungen christlicher Begeisterung, die das Herz nicht nur jedes Christen, sondern auch jedes Kunstsinnigen ent=

zücken, jene Hymnen und Lieder, die schon allein die Göttlichkeit der Kirche bezeugen. Ist ihr Text allerdings lateinisch, so war darum ihr Inhalt dem Volke doch nicht fremd. Wer heutzutage in einer katholischen Kirche diesen Gesängen beiwohnt, wird sofort bekennen müssen, daß sie Gemeingut sind. Wie viel mehr kann dies vom Mittelalter gesagt werden, wo nicht nur das Lateinische nicht so unbekannt, sondern auch für den Unterricht im lateinischen Kirchengesange eifriger als heute in jeder Weise gesorgt wurde. Aber wollte man auch spotten, daß das Volk Lieder gesungen habe bezw. singe, ohne ihren Inhalt zu verstehen: schlägt man sich damit nicht selbst? Was verstehen denn viele Sänger von den deutschen Liedern, die sie bei Familien- und sonstigen Festen, in Concerten und Theatern vortragen? Der Text ist ihnen Nebensache, und doch lauscht man der Aufführung mit der größten Theilnahme, und bringen die Lieder in den Mund des Volkes. Die Töne sind es, in welche die Zuhörer einstimmen, das Ohr ist es, durch welches ihre Sprache zu ihnen redet und sie mit Freude oder Trauer erfüllt.

Gleichwohl wurde auch das deutsche geistliche Lied frühe gepflegt. So sagt einer der ältesten Dichter, Ottfried von Weißenburg (um 870), Verfasser des „Krist“ (Evangelienharmonie): „ich wil thaz wir Christus sungun in unsara zungun“, womit er offenbar geistliche Lieder bezeichnete; sie sind aber untergegangen. Bekannt ist, daß sein Zeitgenosse Ratpert von St. Gallen das (ebenfalls nicht mehr bezw. nur noch in einer später verfaßten lateinischen Uebersetzung vorhandene) St. Galluslied dichtete, „damit das Volk es singe“ (populo canendum). Erhalten dagegen ist das (erst in neuerer Zeit veröffentlichte) Petruslied, sowie Uebersetzungen mehrerer lateinischer Gesänge, z. B. des Te deum laudamus. In seinem Berichte über die Kreuzzugspredigt, welche der h. Bernhard im J. 1146 am Rheine hielt, schreibt dessen Begleiter, der Mönch Gottfried, an den Bischof von Constanz: „Als wir die deutschen Gegenden verlassen hatten, hörte euer Gesang: »christ uns genade«

auf, und niemand war da, der zu Gott gesungen hätte. Das romanische Volk nämlich hat keine eigenen Lieder nach Art eurer Landsleute, worin es für jedes einzelne Wunder Gott Dank darbrächte." Als die Krieger Kaiser Rothbarts in Italien in den Kampf bei Tusculum (1167) zogen, stimmte Erzbischof Christian von Mainz das Lied an, welches die Deutschen zu singen pflegten: „Christ, der du geboren bist." Ebenso verbreitet war das Marienlied, welches Bischof Heinrich von Basel in der weltgeschichtlichen Schlacht auf dem Marchfelde (1278) anstimmte: „Sant Mari, muter unde meit, All unsriu not si dir gekleit!", sowie die Kreuzfahrer in der Schlacht bei Akka (1291), von welchem Liede aber nur diese beiden Verse erhalten sind. In der Schlacht bei Turon (1189) sangen die Kreuzfahrer das Pilgerlied: „Daz helfe uns daz heilge grap, daz helfe uns daz gotes grap." Erwähnt seien ferner die Osterlieder: „krist sich ze marterenne gab", „an dem österlichen Tage" und „christ ist erstanden"; das Pfingstlied: „nu bitten wir den heiligen geist"; das Himmelfahrtslied: „christ fuor gen himile"; die Weihnachtslieder: „ein kindelein so loebelich" und, „er ist gewaltic unde stark"; das Heiliggeistlied: „komm heilger geist herre got." Die meisten dieser Lieder hat Luther „mit aufgerafft", natürlich „gebessert"; von dem Liede „ein Kindelein so loebelich" sagt er: „Es muß freilich der heilige Geist den, der diesen Gesang gemacht hat, also zu singen gelehrt haben. Es habe ihn gemacht wer da wolle, so hat ers wohl getroffen, nämlich daß Christus das Kindlein allein unser Trost sei; welches große treffliche Worte sind und die man billig mit ganzem Herzen sollte aufnehmen." Wann und von wem diese und andere erhaltene Lieder gedichtet worden und wie viele andere noch vorhanden waren, ist bisher in Dunkel gehüllt.

Aus den uns näher liegenden beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters ist uns eine größere Anzahl geistlicher Lieder erhalten. Als Dichter seien nur genannt:

Heinrich von Meißen genannt Frauenlob († 1318), der Dominicaner Johannes Tauler († 1361), der Pfarrer Konrad von Queinfurt († 1382), der Mönch Johann von Salzburg (1445), Heinrich von Laufenberg, Priester in Freiburg und Straßburg (1450), der allbekannte Sebastian Brant (1458—1521), Johann Böschenstein (1472—1536). Was sie und Andere theils an eigenen Liedern, theils an Umarbeitungen lateinischer geschaffen haben, wird hier nicht näher vorgeführt, da ihre bekanntesten Lieder in den Lehr- und Lesebüchern der deutschen Literaturgeschichte mitgetheilt oder doch erwähnt werden. Wenden wir uns vielmehr zur Beantwortung der Frage: Wurde das deutsche geistliche Lied auch in der Kirche gesungen? Die Antwort lautet: Der lateinische Choralgesang war, wie er es heute noch ist, der liturgische Gesang; in der Lesemesse, vor und nach der Predigt, sowie bei verschiedenen Festen wurden deutsche Lieder gesungen. Daß Luther den lateinischen Choralgesang beibehielt, bezeugen seine Schriften an vielen Stellen. So z. B. lautet eine Vorschrift: „Darnach trete ein wohlgestimmter Knabe vor das Pult in ihrem Chor und singe allein die Antiphon oder den Tract: Domine non secundum; nach demselben ein anderer Knabe den Tract: Domine ne memineris, und darauf der ganze Chor: Adjuva nos Deus, alles Dinge, die man in der Fasten im Papstthum gesungen hat.“ Der Protestant Rambach (Luthers Verdienst um den Kirchengesang S. 91.) sagt: „Luther empfand das Würdevolle, Erhebende und bei aller seiner Einfachheit Kunstvolle des (lateinischen) Choralgesanges so sehr, daß er um seinetwillen den Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienste beibehalten wissen wollte.“

Daß in allen Kirchen das Volk deutsch gesungen, bekunden ganz bestimmte Nachrichten. So z. B. schreibt Florenz Diel, seit 1491 Pfarrer an St. Christoph in Mainz: „An den Sonntagen nach Ostern bis Christi Himmelfahrt wird vor und nach der Predigt dreimal der Gesang »Christ ist erstanden« vom Prediger angestimmt und

vom Volke fortgesetzt." Dazu kommt die Thatsache, daß nach Erfindung der Druckkunst viele Kirchenlieder als Anhang zu Gebetbüchern, Agenden, Handpostillen und weltlichen Liederbüchern, sowie auf fliegenden Blättern erschienen. Erwähnt sei nur der „Ortulus Anime. Dyses büchlein ein wurtz gart ist der sel" 2c., von welchem fünf Straßburger (1503, 1507, 1508, 1509, 1513), zwei Nürnberger (1516, 1518), eine Pariser (1518), zwei Baseler Auflagen (1520, 1523) bekannt sind. Die erste Liedersammlung Luthers erschien im J. 1524; als bereits vor dem Jahre 1524 erschienen sind achtunddreißig Sammlungen und Einzeldrucke nachgewiesen.

Geben wir zum Schluß, was in neuester Zeit die in Berlin erscheinende „Allgemeine Deutsche Musik-Zeitung", im Verein mit zahlreichen Autoritäten auf dem musikalischen Gebiete herausgegeben und redigirt von dem Protestanten Otto Leßmann, nachdem sie vorher (Nr. 28 S. 239) über das Lied „Eine feste Burg" in Kürze sich ausgesprochen, über Luther als Dichter und Componisten schreibt:

Allgemeine Deutsche Musik-Zeitung, zehnter Jahrgang Nr. 45. 9. November 1883.

„Luther und die Musik. Zum 10. November 1883, dem 400jährigen Geburtstage Martin Luthers. Von Otto Leßmann."

„Es ist eine alte Erscheinung, daß das Volk solchen Persönlichkeiten, die auf irgend einem Gebiete zu einer populären Autorität heranwachsen, alle Eigenschaften andichtet, welche die Autorität zu einer möglichst umfassenden, unantastbaren gestalten. Das Volk fragt nicht seinen einmal erkorenen Lieblingen gegenüber nach dem wirklichen Sein, sondern es ist bereit, einen Schein zu erfinden, vor dessen Glanze alle Fehler und Unvollkommenheiten erbleichen, und der eine Fülle von Vorzügen hervorhebt, die in der That oft gar nicht vorhanden sind, die aber nach der Vorstellung des Volkes vorhanden sein könnten. Auf diese Weise entstehen Legenden um das Andenken bedeutender Menschen, die, mit der kritischen Sonde geprüft, sich eben nur als Dichtungen, als Wahn herausstellen."

„Zu allen großen Eigenschaften Martin Luthers hat die Tradition auch diejenige einer bedeutenden schöpferischen Begabung für Musik überliefert, allein man darf nach den Ergebnissen der neueren Lutherforschung die alte Legende von Luthers Bedeutung

als Componist in das Reich der Erfindungen verweisen. Positive Nachrichten über die Urheberschaft Luthers an irgend einer Choralmelodie sind nicht vorhanden. Selbst das bedeutendste der Luther zugeschriebenen Kirchenlieder, das kraft- und prachtstrotzende »Eine feste Burg«, das Luther 1530 in Coburg gedichtet und componirt haben soll, ist nach einer handschriftlichen Bemerkung des Reformators auf einem seiner »Stimmbücher« kaum als sein geistiges Eigenthum, — so weit es sich um die Musik handelt — anzusehen, vielmehr dürfte der Urheber dieser Melodie Luthers Freund, der Torgauer Cantor Johann Walther sein, der dem »theuren Mann Gottes« eine handschriftliche Sammlung geistlicher Lieder verehrte, in welcher die erste Niederschrift jener herrlichen Melodie sich vorfindet. Luther hat jene alte Notirung des Liedes mit folgender Aufschrift versehen:

»Hat myr verehret meyn guter Freund
Herr Johann Walther,
Componist Musice
zu Torgaw
1530
Dem Gott Gnade. Martinus Luther«.

„Aus dem Umstande, daß Luther eine wahrhafte Begeisterung für die edle Tonkunst hegte, welche letztere er »zunächst der Theologie« schätzte, aus den ferneren Umständen, daß er sang, die Flöte blies und die Laute schlug, daß er in seinen Tischreden und in Briefen keine Gelegenheit vorübergehen ließ, die Pflege der Tonkunst als »Gott gefällig und dem Teufel gefährlich« zu empfehlen, daß er ein gutes musikalisches Gedächtniß hatte und an den »schönen, lieblichen Mutetten und Stücken« von Senfl und Josquin de Près (Jodocus Pratensis, Kapellmeister am Hofe Maximilians I.) Wohlgefallen empfand, daß er im eigenen Hause schlecht und recht den mehrstimmigen Gesang mit seinen Söhnen und Gästen übte, aus allen diesen Umständen haben Lutherforscher schließen wollen, daß Luther ein in der praktischen Musik wie in der Setzkunst [Composition] gleich bewanderter Musiker gewesen sei, und daß es deswegen nicht unmöglich sei, Luther habe einige seiner einfachen Choralmelodien selbst erfunden. Ueber die Behauptung dieser Möglichkeit ist man jedoch trotz allem nicht hinausgekommen. Daß Luther an der Einrichtung einer ganzen Anzahl von Kirchenliedern für den lutherischen Gottesdienst und der Gesänge für die deutsche Messe betheiligt gewesen ist, daß er mit Musikern von Fach wie Ludwig Senfl, Georg Rhau, Conrad Rumpff, Johann Walther, Wolf Heinz u. a. eifrig verhandelt hat über die Gestaltung des Kirchengesanges, ist unzweifelhaft, und nach dem Zeugniß Johann Walthers hat Luther auch »von ihm selbst die Choral Noten octav toni der Epistel und Sextum Tonum dem Evangelio geordnet«,

»hat auch die Noten über die Episteln, Evangelia und über die Worte der Einsetzung des wahren Leibes und Blutes Christi selbst gemacht«, allein es handelte sich hierbei offenbar nur um responsorienartige, psalmodirende Tonfolgen, die einen Anspruch auf die Benennung »Composition« kaum erheben dürften".

„Wahrscheinlich hat sich Luthers compositorische Thätigkeit für den Kirchengesang darauf erstreckt, daß er vorhandene, katholische Kirchenlieder mit neuen Texten versah, beziehungsweise einzelne dieser Melodieen zu seinen Liedern einrichtete. Notorisch ist eine Reihe von solchen Luther zugeschriebenen Liedern längst vor der Reformation vorhanden gewesen, wie z. B. die Melodieen zu »Gott sei gelobet und gebenedeiet«, »Komm heilger Geist, Herre Gott«, »Mitten wir im Leben sind«, »Gelobet seist Du Jesu Christ« u. a., die in den Choralbüchern von Kuhnau und Gebhard als von Luther bestimmt herrührend mitgetheilt worden sind. Einige Melodieen des Lutherschen Choralbuches sind unverändert aus früherer Zeit von Luther übernommen worden, an andern ist die Umbildung aus lateinischen Vor-Lutherschen Liedern nachzuweisen, wie z. B. die Melodie »Jesus Christus unser Heiland« augenscheinlich einem älteren Wallfahrtsgesange »In Gottes Namen fahren wir« entlehnt ist, der 1525 in dem dritten Oleari'schen Gesangbuche vorkommt und noch 1610 einer zu Cöln herausgekommenen Sammlung alter katholischer Kirchengesänge angehört. Die Melodie »Der du bist drei in Einigkeit« ist ein altes Lied »O lux beata Trinitas«, und die beiden Melodieen »Christum wir sollen loben schon« und »Komm Gott Schöpfer, heiliger Geist« sind den lateinischen Gesängen »A solis ortus cardine« und »Veni creator spiritus« entnommen. Auch die Lieder »Nun komm der Heiden Heiland« und das »Herr Gott, Dich loben wir« sind unschwer die erstern auf den Hymnus »Veni redemtor gentium«, letztere auf das »Te deum laudamus« zurückzuführen. Luther hat die letztere Melodie nicht zu ihrem Nachtheile ein wenig verändert, indem er den etwas starren Tonfolgen des Originals einige gefälligere substituirte."

„Gleichviel nun, ob Luther als Componist von Kirchenliedern anzusehen ist oder nicht, sein Verdienst um die Neugestaltung des Kirchengesanges ist außer Frage, und daß er die Musik für berufen hielt, im Gottesdienste eine wichtige Rolle zu spielen, ist ebenso zweifellos, wie die wahrhaft rührende Liebe, die er selbst für die Tonkunst hatte. »Musicam«, sagt er selbst in seinen Tischreden 68, »habe ich allzeit lieb gehabt«, u. s. w.

Folgt Luthers Lob auf die „Frau Musica". So die Musikzeitung, deren Darstellung nach Form und Inhalt im Ganzen der Wahrheit entspricht. In einem wesentlichen Punkte jedoch ist der Verfasser, wenn auch nicht auf dem

alten, so doch auf einem neuen Irrwege. Die Schrift Bäumkers vom J. 1881: „Zur Geschichte der Tonkunst“ muß ihm wohl unbekannt gewesen sein; sonst wäre er wohl nicht zu der Ansicht gekommen, daß „der Cantor J. Walther der Urheber des Liedes »Eine feste Burg« sein dürfte“. Wie dem aber sein mag: was der Verfasser für seine Ansicht vorbringt, ist nicht stichhaltig. Mit der Aufschrift bezw. dem Stimmbuch verhält es sich nämlich nach einer Mittheilung Bäumkers also. Die Aufschrift „Hat myr verehret“ rc. findet sich nicht bei dem Liede „Eine feste Burg“, sondern auf dem ersten Blatt des sog. Luthercodex. Dann folgen 137 Nummern lateinischer und deutscher Gesänge in der Tenorstimme. Unter Nr. 81 steht das Lied „Eine feste Burg“ (in der Tenorstimme). Wir haben hier einen einzelnen Stimmband einer Sammlung mehrstimmiger deutscher und lat. Gesänge von den verschiedensten Componisten vor uns, den Walther dem „theuren Mann Gottes“ zum Geschenk gemacht hat. Das beweist die Aufschrift, weiter nichts. Wer der wirkliche Urheber des Liedes ist, steht für jeden Kenner der neueren Lutherforschung bezw. jeden Unbefangenen fest. — Zu Vorstehendem sei noch die Notiz gestattet, daß die Bemerkung irrig ist, die Melodie „Jesus Christus unser Heiland“ sei augenscheinlich einem älteren Wallfahrtsgesange entlehnt. Vielmehr hat das von Luther nach älteren Vorlagen gemachte Lied von den h. 10 Geboten „Dies sind die h. zehen Gebot“ die Melodie des Wallfahrtsliedes „In Gottes Namen fahren wir“. Vgl. Bäumker, Kirchenlied I. S. 576 unten. Die Melodie „Jesus Christus unser Heiland“ ist eine andere. Vgl. daselbst Nr. 380. Schließlich fügen wir hinzu: Seine Liebe zu Gesang und Musik hatte Luther mit seinen Vorfahren und Zeitgenossen gemein; sein Verdienst um die Neugestaltung des Kirchengesanges bezieht sich nur auf das „protestantische Kirchenlied“, besteht nur in der „Einrichtung katholischer Kirchenlieder für den lutherischen Gottesdienst“.

Es ist also unwahr, was bis vor nicht langer Zeit geschrieben und gesagt wurde und Manche noch heute schreiben und sagen: „Vor Luther gab es gar kein deutsches Kirchen-

lied, Luther ist der Vater, der Schöpfer des deutschen Kirchenliedes", oder: „Vor der Reformation gab es in Deutschland zwar geistliche Lieder, aber deutsche keine, welche in der Kirche wären gesungen worden". Luther kann nur insofern der Schöpfer genannt werden, als er so zu sagen Alles, was von seinen Liedern wirklichen Werth hat, aus dem unerschöpflichen Brunnen der katholischen Kirche geschöpft hat. Was aber ferner den Vater Luther und seine Söhne betrifft, so sagt über deren Leistungen Bone (Aschbach, Kirchenlexikon III. 832) sehr treffend: „Die alten Lieder ganz wegzuwerfen, ging nicht an; dafür waren sie zu tief ins Volk gewurzelt; es wurde daher geändert, und namentlich die heilige Maria möglichst beseitigt. Durch alles dieses fiel das Kirchenlied, diese edle Pflanze geweiheter Stunde, unter die Hand der Reflexion und der Absicht, und man muß sich nur nicht scheuen, es geradezu auszusprechen, daß damals wohl an extensiver Masse, aber nicht an wahrem poetischen Werthe und vor allem nicht an kirchlichem plastischen Typus das Kirchenlied einen großen Fortschritt machte."

(Das deutsche Kirchenlied vor der Reformation, mit alten Melodieen, von Dr. B. Hölscher. Münster 1848. Geschichte der christl. Kunst, Poesie, Tonkunst, Malerei, Architektur und Sculptur, von Joh. Neumaier. Schaffhausen 1856. Katholische Kirchenlieder, Hymnen, Psalmen, von J. Kehrein. Würzburg 1859 ff. 4 Bde. Zur Geschichte der Tonkunst in Deutschland von den ersten Anfängen bis zur Reformation, von W. Bäumker. Freiburg 1881. Vgl. dazu „Urania", Nr. 6, 1882, S. 94 f. Das katholische deutsche Kirchenlied, von S. Meister. I. B. Freiburg 1862. Das kath. deutsche Kirchenlied, von W. Bäumker. I. B. 1886. II. B. 1883. Freiburg. Ueber das letztgenannte Werk schreibt das erzprotestantische „Literarische Centralbatt von Zarncke" in Leipzig 1884 S. 221:

„Der allgemeine Theil des Buches hat seine Hauptbedeutung in dem Nachweise, daß das deutsche Kirchenlied nicht ein Product

der Reformation ist. Diese namentlich auf Wackernagels Darstellung gestützte Ansicht muß jetzt als ein für allemal widerlegt gelten, da Bäumker deutsche Lieder in der katholischen Kirche nicht blos in einigen vereinzelten Fällen constatirt, sondern auch überzeugend klar stellt, daß über das Verhältniß des deutschen Liedes zur Liturgie in der vorreformatorischen Zeit allgemeine Bestimmungen herrschten“.)

Dr. Y.

---

31. Luther hat nicht „die Bibel unter der Bank hervorgezogen“, er ist nicht „der erste Bibelübersetzer der Deutschen“.

In den höheren Schulen (Gymnasien ꝛc.) wird die Deutsche Literaturgeschichte vorgetragen, in zahllosen Lehr- und Lesebüchern werden Proben aus der ältesten Zeit bis zum Ende des Mittelalters mitgetheilt. Da werden vorgeführt die gothische Bibelübersetzung von Ulfila, die Evangelienharmonieen Tatians, Ottfrieds von Weißenburg, der Heliand, die althochdeutsche Uebersetzung und Erklärung der Psalmen und anderer lyrischer Stücke des Alten und Neuen Testaments von Notker Labeo u. s. w., ferner die Glossen, deren es von keinem andern Buche so viele gibt, wie von der Bibel. Daß außer diesen und einigen andern allbekannten Ueberresten aus der ältesten Zeit bezw. der ersten Hälfte des Mittelalters noch viele andere Werke dieser Art vorhanden waren: wer möchte, angesichts der durch hundertfältige Thatsachen beglaubigten eifrigen literarischen Thätigkeit jener Zeit, daran zweifeln? Die meisten sind spurlos verschwunden, einige nur noch dem Namen nach bekannt, über andere nur allgemeine Nachrichten erhalten. Glücklicher sind wir bezüglich der zweiten Hälfte des Mittelalters. Aus dieser Zeit besitzen wir nicht nur in den Werken der Dichter und Prosaiker zahlreiche Beweise für die allseitige Verbreitung der Bibel, sondern auch eine große Anzahl von Uebersetzungen theils der ganzen Bibel, theils einzelner Stücke derselben; einige sind nach ihrer Auffindung in den letzten

Jahren gedruckt worden, die meisten ruhen noch ungedruckt in den Bibliotheken, und außer diesen gibt es ohne Zweifel noch manche, von deren Dasein Niemand etwas weiß. Seitdem in neuerer Zeit die Gelehrten ihre Aufmerksamkeit der Geschichte der deutschen Sprache gewidmet haben, ist auch, was an handschriftlichen Uebersetzungen der Bibel in Staatsbibliotheken und Privatbesitz sich befindet, von ihnen verzeichnet, beschrieben und gewürdigt worden. Die zerstreuten Arbeiten sind mit großem Fleiße zu einem Ganzen verbunden und mit neuen Nachforschungen vermehrt in der Schrift: „Zur Geschichte der Deutschen Bibelübersetzung vor Luther nebst 34 verschiedenen deutschen Uebersetzungen des 5. Kap. aus dem Evangelium des hl. Matthäus. Von J. Kehrein. Stuttgart 1851."

„In der Zeit der Blüte deutscher Poesie," schreibt Kehrein S. 20, „vergaß man nicht die Beschäftigung mit der heiligen Schrift. Und als diese Blüte allmählich abstarb (14.--15. Jahrh.), beschäftigte man sich um so angelegentlicher mit diesem heiligen Buche, wie die zahlreichen Uebersetzungen beweisen, gleichsam als sollte im Voraus der später aufgekommene und oft wiederholte Vorwurf, die Bibel sei im Staube vergraben, widerlegt werden." Kehrein gibt ein Verzeichniß der zu seiner Zeit handschriftlich erhaltenen resp. bekannten Uebersetzungen und Auslegungen. Mit Weglassung der weiteren Mittheilungen (Beschreibung, Proben ꝛc.) möge hier eine Aufzählung derselben folgen. I. Kleinere Theile des Alten Testaments. 1. Uebersetzung und Auslegung der Psalmen aus dem 14. Jahrh. zu München; 2. elf Handschriften der Psalmen in Wien, drei aus dem 14., acht aus dem 15. Jahrh., die meisten lateinisch und deutsch, eine deutsche mit der Jahresangabe 1456, eine andere mit Musik und der Jahresangabe 1477; 3. Psalmen und andere poetische Stücke der Bibel aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh. in Salzwedel (Privatbesitz); 4. Uebersetzung einiger Bücher des Alten Testaments, unvollständig, beginnt mit dem 6. Capitel des Prologus zur Genesis und endet mit

dem 20. Cap. des Buches der Richter, aus dem 15. Jahrh. in Wien; 5. Sieben Uebersetzungen und Auslegungen der zehn Gebote, drei aus dem 14., vier aus dem 15. Jahrh., (zwei mit der Jahresangabe 1453 und 1464) in Wien. II. Kleinere Theile des Neuen Testaments. 1. Fünf Lectionarien mit den Evangelien und Episteln, zwei aus dem 14., drei aus dem 15. Jahrh. (eine mit der Jahresangabe 1410), in Wien; 2. die sonntäglichen Perikopen, aus dem 14. Jahrh., in Neisse (Gymnasialbibliothek); 3. drei Uebersetzungen des Missale und Lectionariums, zwei aus dem 14., eine aus dem 15. Jahrh. (1457), in Wien; 4. vier Uebersetzungen und Auslegungen des Vaterunser, zwei aus dem 14., zwei aus dem 15. Jahrh. (eine mit der Jahresangabe 1457), in Wien. III. Größere Theile der Bibel. 1. Das Evangelium des h. Johannes aus dem 14. Jahrh. in Wien; 2. die Offenbarung des h. Johannes vom J. 1465 in Wien; 3. die Offenbarung des h. Johannes, ein Gedicht von mehr als 3000 Versen, aus dem 15. Jahrh., in Wien; 4. deutsche Postilla oder Auslegung der Evangelien, aus dem 14. Jahrh. in Wien; 5. Evangeliarium mit der Jahresausgabe 1385; 6. die Offenbarung des h. Johannes; 7. Stücke aus den Briefen des h. Paulus, die beiden letzteren wahrscheinlich aus dem 15. Jahrh., alle drei im Besitz des Pfarrers Hasak in Weißkirchlitz bei Teplitz (Böhmen); 8. Evangelien durch das ganze Jahr, aus dem 13.—14. Jahrh.; 9. Evangelien durch das ganze Jahr; 10. Evangelien durch das ganze Jahr, aus dem 14.—15. Jahrh.; 11. Handschrift aus dem 15. Jahrh.; 12. Harmonia Evangeliorum mit der Jahresangabe 1367. Die fünf letztgenannten Handschriften befinden sich in München. IV. Uebersetzungen des Neuen Testaments und der ganzen Bibel. 1. Uebersetzung des Neuen Testaments vom J. 1351, in der königl. Bibliothek zu Stuttgart; 2. die sogen. Kaiser-Wenzel-Bibel in Wien, „eine große, prachtvolle, mit vielen Miniaturen gezierte Deutsche Bibel, welche Kaiser Wenzel (reg. 1378—1400) hat anfertigen lassen". (Ueber

diese Bibel wird weiter unten noch Einiges folgen.) 3. Deutsche Bibel, der 1. Theil 1446, der zweite 1464 geschrieben, in Wien; 4. Uebersetzung der Evangelien durch Mathias von Behaim „clusenern zu Halle“ vom J. 1343, auf der Leipziger Universitätsbibliothek; 5. Uebersetzung des ganzen Neuen Testaments aus dem Anfang des 15. Jahrh., in der Gymnasialbibliothek zu Freiberg in Sachsen; 6. Bibelübersetzung vom Jahre 1472 in Zürich; 7. „Bibel Alten Testamentes“ und „Bibel Neuen Testamentes,“ Deutsch (1532), beide mit herrlichen Initialen, Arabesken, großen und kleinen Bildern reich geschmückt, beide ursprünglich in der kurfürstlichen Bibliothek zu München, seit der Einnahme Münchens 1632 in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha.

Es bedarf wohl keines Nachweises, daß diese Uebersetzungen nicht die einzigen waren bezw. durch neue Funde seitdem vermehrt worden sind; letztere hier anzuführen, erscheint eben so überflüssig, da die obigen Angaben den hinreichenden Beweis liefern, daß selbst vor Erfindung der Buchdruckerkunst die Bibel nicht unter der Bank lag.

Um das Jahr 1450 wurde von Johannes Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden. Der erste Druck war die (lateinische) Bibel. Von Luthers Uebersetzung erschien zu Wittenberg im J. 1522 das Neue Testament, die ganze h. Schrift im J. 1534. Vor Luthers Uebersetzung waren gedruckt bezw. sind erhalten achtzehn Uebersetzungen, und zwar 14 in ober- oder hochdeutscher, 4 in nieder- oder plattdeutscher Sprache. Die 14, von denen die fünf ersten ohne Angabe des Druckortes und des Druckjahres erschienen, sind: 1. Mainz, Joh. Fust und Pet. Schöffer 1462 (?), Straßburg, H. Eggesteyn 1466 (?); 2. Straßburg, Joh. Mentel 1466 (?); 3. Augsburg, Jod. Pflanzmann 1475 (?); 4. Nürnberg, Andr. Frisner und Joh. Sensenschmid zwischen 1470—1473; 5. Augsburg, Günth. Zainer, um 1470; 6. Augsburg, G. Zainer 1477; 7. Augsburg, Ant. Sorg 1477; 8. Augsburg, Ant. Sorg 1480; 9. Nürnberg, Ant. Koburger 1483; 10. Straß-

burg, ohne Angabe des Druckers 1485; 11. Augsburg, Hans Schönsperger 1487; 12. Augsburg, H. Schönsperger 1490; 13. Augsburg, Hans Otmar 1507; 14. Augsburg, Silvan Otmar 1518. Die vier niederdeutschen sind: 1. Köln, H. Quentell 1480 (?): 2. Köln, H. Quentell (?); 3. Lübeck, Steffen Arndes 1494; 4. Halberstadt 1522.

Wie Kehrein bemerkt, werden außer den sogenannten vierzehn ältesten gedruckten Bibelübersetzungen noch mehrere andere angeführt, deren Vorhandensein jedoch nicht erwiesen sei. Er erwähnt folgende: Nürnberger Ausgaben von 1477, 1490, 1518, Augsburger von 1483, 1494, 1510, Straßburg 1510, Basel 1517, also noch acht. Wie Hasak in seinem sehr schätzenswerthen Buche: „Der christl. Glaube des deutschen Volkes beim Schlusse des M. A., dargestellt in deutschen Sprachdenkmalen, oder 50 Jahre der deutschen Sprache im Reformationszeitalter vom J. 1470 bis 1520. Regensb. 1868," Vorrede S. VII. mittheilt, besitzt er selbst die deutschen Bibeln vom J. 1470 [wohl die Nürnberger 1470—1473 ?], 1477, 1480, 1483, 1485, 1487, 1490, 1507, 1518, 1521, also zehn Ausgaben, und zwar eine, 1521, die von Kehrein nicht aufgeführt wird. Wer möchte überhaupt zu sagen wagen, daß nicht noch andere Uebersetzungen vorhanden waren, wenn er der Thatsache gedenkt, daß nicht nur vor Luther, d. h. vor, sondern sogar nach Erfindung der Druckkunst unzählige Werke verloren gegangen sind? Wie viele Bücher haben z. B. noch in unserer Zeit „den Büchertisch geziert", von denen heute keine Spur, nicht einmal der Titel erhalten ist! Wer erinnert sich nicht, um bei der Bibel zu bleiben, z. B. der Uebersetzung derselben von van Eß? Wo finden sich jetzt noch Exemplare dieser Uebersetzung, wo wird ein solches nach einigen Jahrzehnten sich finden? Einen neuen Beitrag zu dem Obigen liefert neuerdings das Buch: „Der Codex Teplensis, enthaltend »Die Schrift des newen Gezeuges [Testaments]«. Aelteste [?] deutsche Handschrift, welche den im XV. Jahrhundert gedruckten deutschen Bibeln zu Grund

gelegen. München, Huttler 1881 und 1882", über welches Professor Hundhausen im Literar. Handweiser von Hülskamp Nr. 308 u. a. berichtet: „Das Prämonstratenserstift Tepl bei Marienbad in Böhmen besitzt in dem bisher wenig bekannten Codex Teplensis eine das ganze Neue Testament in deutscher Sprache enthaltende Pergamenthandschrift aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. In dem »Vorläufigen Vorwort« zur Publication unseres Codex wird die Vermuthung ausgesprochen, daß uns in demselben eine Abschrift der neutestamentl. Uebersetzung der großen und prachtvollen, mit vielen Miniaturen gezierten deutschen Bibel, die Kaiser Wenzel gegen Ende des 14. Jahrh. anfertigen ließ, erhalten sei. Die berühmte Kaiser-Wenzel-Bibel befindet sich gegenwärtig in der Hof- und Staatsbibliothek zu Wien, wo sie indeß nur noch bis zum Propheten Ezechiel vorhanden ist. Außer dem Tepler Codex existiren allerdings noch mehrere und zum Theil wohl ältere oder hinsichtlich ihrer Ausstattung ungleich schönere handschriftliche Uebersetzungen des ganzen Neuen Testaments in deutscher Sprache aus dem 14. und 15. Jahrh. So in Augsburg, wo sich deren drei, darunter eine vom Jahre 1350, befinden; ferner in Stuttgart, Wien, Freiberg, Oldenburg, Basel, Zürich und sehr wahrscheinlich auch noch an einigen andern Orten. Die Tepler Handschrift aber erhält dadurch ein besonderes Interesse und einen besondern Werth, daß die in ihr gegebene Uebersetzung der ersten und damit zugleich allen vor Luther gedruckten deutschen Bibeln zu Grunde gelegen und wohl indirect auch noch auf die folgenden deutschen Bibelübersetzungen des 16. Jahrh. mehr oder minder influirt hat." (Folgt die Aufzählung der vor Luther veröffentlichen, erhaltenen Bibelübersetzungen.) „Die Frage, wie gerade die in dem Codex Teplensis vorliegende Uebersetzung zu der Ehre gelangt ist, dem ersten Bibeldruck in deutscher Sprache zu Grunde gelegt zu werden, bleibt vorerst ungelöst. Sollte die oben bereits angezogene Vermuthung, daß uns in dem Tepler Codex die neutestamentl.

Uebersetzung der Kaiser-Wenzel-Bibel erhalten ist, der Wirklichkeit entsprechen, so würde dies allerdings einiges Licht auf die Frage werfen. Denn es darf wohl angenommen werden, daß von der berühmten Wenzel-Bibel unmittelbare und mittelbare Abschriften in größerer oder geringerer Zahl gemacht und in verschiedenen Gegenden Deutschlands verbreitet wurden. Der Codex liest sich, wenn man nur erst an die ungewohnte und uns mitunter seltsam und sonderbar klingende Sprache sich etwas gewöhnt hat, in hohem Grade ansprechend. Die, selbstverständlich nach der Vulgata gearbeitete Uebersetzung ist zumeist sehr concis, die Sprache voll Ueberzeugung, Kraft und Innigkeit. Eine eigenthümliche Kraft und Schönheit liegt namentlich in der Wortstellung und überhaupt im ganzen Satzbau, in der häufigen Anwendung des Particips, in vielen Ausdrücken, Wortformen und Constructionen. Oefters begegnen wir Worten und Ausdrücken, in denen der Gedanke des Originals einen ungleich volleren, reicheren und tieferen Ausdruck findet, als in den entsprechenden Wendungen unserer modernen deutschen Bibelübersetzungen, und bezüglich derer wir nur beklagen können, daß sie unserer modernen Sprache ganz verloren oder in andere abgeleitete und abgeschwächte Bedeutungen übergegangen sind“.

Dem „Lit. Handweiser“ zufolge bezeichnet das protestantische „Literaturblatt für german. und rom. Philologie“ von Behaghel und Neumann 1881 Nr. 11 die Veröffentlichung des Codex Teplensis als „eine sehr dankenswerthe“ und als „einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der vorlutherischen Bibel“, mit dem Wunsche, dieselbe möge „den Anstoß dazu geben, daß die schwer erklärbare, aber nicht hinwegzuleugnende fast völlige Nichtbeachtung, welche der gedruckten vorlutherischen Bibelübersetzung von Seiten der Germanisten bisher zu Theil geworden, derjenigen Aufmerksamkeit und Beachtung Platz macht, welche dieses Uebersetzungswerk als hervorragendste Aeußerung des Strebens nach deutschem Bibelwort vor Luther und als eine fast

noch gar nicht benutzte, aber in verschiedener Beziehung sehr ergiebige Quelle für die Kenntniß der deutschen Sprache des ausgehenden Mittelalters in vollstem Maße verdient." (Vgl. dazu die neuesten höchst interessanten Schriften von Dr. Fr. Jostes: „Die Waldenser und die vorlutherische deutsche Bibelübersetzung." 1885 und „Die Tepler Bibelübersetzung. Eine 2. Kritik." 1886. Münster, Schöningh.)

Außer den deutschen Uebersetzungen der ganzen Bibel gab es Uebersetzungen einzelner Theile derselben, wie der Evangelien und Episteln, deren fünfundzwanzig, der Psalmen, deren elf bis zum J. 1513 erhalten sind; solche enthielten ferner die Postillen oder Plenarien, deren von 1470 bis 1520 neunundneunzig bis jetzt bekannt sind. „In desseme boke", sagt die 1484 in Magdeburg erschienene niederdeutsche Postille, „vindestu alle prophecien epistolen unde ewangelia . . . und iewelik ewangelium hefft sine glose (Erklärung) mit vil guter lere der hilligen schrift. Und is ein nutte (nützlich) bok alle den gennen (denjenigen), de (die) de hilge schryft vnde latin nit gantzliken vornemen (vernehmen, verstehen) und de (die) de tyd (Zeit) nit wollen hebben, dat se studiren mogen die hillighe schryft te latine". Das Titelblatt der Baseler Postille vom J. 1514 lautet: „Das Plenarium oder Ewangely buoch: Summer vnd Winterteyl, durch dz gantz jar in einen yeden Sontag, von der zeyt [de tempore] vnd von den Heiligen [de Sanctis]. Die ordnung der Meß, mitsampt irem Introit oder anfang. Gloria patri, kyrie eleyson, Gloria in excelsis, Collect oder gebet, Epistel, Gradal oder bußwyrklich gesang, Alleluia oder Tract, Sequenz und Proß. Ewangely mitsampt einer vor nie bey unß gehörten Gloß. . . . Das Patrem oder Glaub. Offertorium, Secreta, Sanctus, Agnus Dei, Commun, Complend, vnd Ite missa est oder Benedicamus Domino u. s. w." (Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche, zunächst in Deutschland, bis zum J. 1520. Köln, 1879. S. 29—33 u. 80—83. Vereinsschr. der Görresgesellsch.)

Zur Verbreitung der h. Schrift in alle Schichten des Volkes diente ferner die sogenannte Armenbibel, Biblia

pauperum, bildliche Darstellungen (Bilderbücher), gewöhnlich 40 bis 50, „in welchen die alttestamentliche Vorbereitung und neutestamentliche Vollendung des Erlösungswerkes in tiefsinniger Weise zum Ausdruck gelangt. Jedes einzelne Bild ist derartig angeordnet, daß um die Darstellung eines Geheimnisses aus dem Leben Jesu sich vier Prophetenbilder gruppiren, deren Spruchbänder die bezüglichen Weissagungen enthalten; links und rechts erscheinen alttestamentliche Vorbilder, deren Beziehung auf Christus in größerer Legende erläutert wird. Was in der Liturgie der Kirche und den Schriften der Väter als Typik des alten Bundes überliefert wurde, hat das Mittelalter in diesem Bildercyklus in einheitliche Ordnung gebracht und mit ihm der Belehrung und Erbauung reiches Material geboten.“ Diese bildlichen Darstellungen, als deren Erfinder der h. Ansgar († 865) bezeichnet wird, wurden wiederholt und erweitert in Sculpturen, Metallarbeiten, Glasmalereien u. s. w. (Weiteres liefern Streber, Freiburger Kirchen-Lexikon II. 776, Janssen, Gesch. des deutschen Volkes I. S. 33.)

Daß zu allen Zeiten dem Volke die Bibel bekannt, daß sie Gemeingut desselben war, bekunden nicht nur die noch erhaltenen „Sprachdenkmäler“ und die vielen noch ungedruckten Schriften, nicht nur die gleich nach Erfindung der Druckkunst zahlreich erschienenen Uebersetzungen, sondern auch das gesammte Leben des Volkes, die Profan- und kirchliche Literatur in Poesie und Prosa, die Baukunst, die Sculptur, die Malerei. Finden sich in den Chronisten allenthalben Citate aus der h. Schrift: wie viele erst in den Erbauungsbüchern, deren Zahl enorm war! Welch' große Kenntniß der h. Schrift bekunden ferner die Dichter, des größten, des Dante, nur zu gedenken, dessen unsterbliches Gedicht doch wahrlich nicht als das Werk eines einsamen, nicht in seiner Zeit lebenden Mannes zu betrachten ist: was von ihm, gilt auch von den deutschen Dichtern. Und nun die Schöpfungen der Kunst, die Altäre, die Ante-

pendien, die Wandmalereien, deren so zu sagen alle Tage neue entdeckt werden — sind nicht alle diese Werke eben so zahlreiche Zeugnisse dafür, daß die h. Schrift allgemein bekannt war? Endlich und vor allem die geistlichen Spiele (die Weihnachts-, Passions- und Osterspiele ꝛc.), diese wahren Volksfeste! Indem durch sie einerseits die h. Schrift oder Bibel dem Volke fortwährend dramatisch vorgetragen wurde, liefern sie anderseits den Beweis, wie bekannt sie demselben war. Denn wie hätte das Volk, Hoch und Niedrig, Reich und Arm, vom Fürsten bis zum Bettler, diesen Spielen, die oft mehrere Tage vom Morgen bis zum Abend dauerten, mit der freudigsten Theilnahme, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beiwohnen können, wenn es nicht mit der h. Schrift vertraut gewesen wäre! Die Bibel war nicht nur durch Schrift und Wort dem Volke bekannt: sie war in Fleisch und Blut des Volkes übersetzt.

Luther hat also die Bibel nicht unter der Bank hervorgeholt, er ist nicht der erste Bibelübersetzer der Deutschen. Aber noch mehr: seine Uebersetzung ist auch keine selbständige. Der Protestant Rud. v. Raumer hat bereits vor Jahrzehnten in seinem allseitig hochgeschätzten Buche: „Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der Deutschen Kirche. Stuttgart, 1845“ S. 420 nachgewiesen:

„Wenn Luther die Bibel ins Deutsche übersetzt, so übersetzt er sie aus einer christlichen Sprache in die andere. Alle wesentlichen Ausdrücke des christlichen Glaubens findet er in seiner Muttersprache schon vor, eine Unmasse von biblischen Wendungen und Gedanken sind schon seit Jahrhunderten eingebürgert. Er arbeitet demnach im willkommensten Stoff. Was die fünf Jahrhunderte, vom 7. bis zum 11ten, in dieser Hinsicht geleistet hatten, bildet den Boden, aus dem Luthers Bibelübersetzung erwachsen ist. Denn jene Jahrhunderte haben den größten Theil des Sprachstoffs zubereitet, in welchem Luther arbeitet“.

Ebenso hat bald darauf der Protestant Hopf in seinem Buche: „Würdigung der Luther'schen Bibelverdeutschung mit Rücksicht auf ältere und neuere Uebersetzungen. Nürnberg, 1847“ erklärt, „daß auch Luther aus den ältern Ueber-

setzungen schöpfte“, daß „es auch nicht an sichern Spuren der Benützung seiner Vorgänger sowohl in einzelnen Ausdrücken, als in ganzen Sätzen fehlt“, und „aus Beispielen darzuthun gesucht“, daß er namentlich die Nürnberger Uebersetzung vom J. 1483 benutzte. Trotzdem und trotzdem daß er keine Handschriften, sondern nur die drei Uebersetzungen Augsburg 1477, Nürnberg 1483 und Augsburg 1518 vor sich hatte, behauptete Hopf zum Schluß: „Luther ist der Bibelübersetzer der Deutschen“, wobei freilich das Wörtchen „erste“ fehlt. Aber wenn auch Luther nicht ausdrücklich der erste der Zeit nach genannt wird, so soll er doch auch das nach wie vor dadurch sein, daß seine Vorgänger so „auffallende Mängel“ haben, daß sie nicht in Betracht kommen. So blind macht der Haß gegen „Rom“. Da sind doch diejenigen Protestanten offener — wenn auch nicht wahrheitsliebender —, welche auf Hopf bezw. auf seinen Zopf nicht anbeißen, sondern, unbekümmert um die Thatsachen der Geschichte auch in diesem Punkte, unablässig behaupten, singen und sagen: Luther war der erste Bibelübersetzer der Deutschen.

„Die Biblia war im Papstthum den Leuten unbekannt“, hat Luther gesagt. So steht es u. a. in den Tischreden (Ausgabe von Irmischer 1854 I. S. 35), und seitdem wird das Wort bis auf den heutigen Tag nachgesprochen von gebildeten und ungebildeten Protestanten. Heißt es doch sogar in dem im Juni 1883 zur Errichtung eines Lutherdenkmals in Berlin von der „Elite der Wissenschaft“ erlassenen Aufruf: „Luther hat die Schätze des biblischen Christenthums unserem Volke wiedergegeben“. Wir wissen, wie es sich damit verhält. Zum Schluß lassen wir noch zwei Forscher aus dem protestantischen Lager Zeugniß ablegen. Der Prediger Geffcken schreibt S. 5:

„Ein anderes Vorurtheil, mit welchem man die Zeit vor der Reformation betrachtet, ist dies, daß man meint, die heilige Schrift war damals unter den Geistlichen, wie vielmehr unter dem Volke gänzlich unbekannt, und in deutscher Sprache so gut als nicht vorhanden. Man hat da einige Aeußerungen von Luther und

Matthesius, die gewiß ihre eigenen Lebenserfahrungen ausdrücken, fälschlich dazu benutzt, um die Zustände von ganz Deutschland zu schildern. Nun aber war die Gegend, in der Luther und Matthesius aufwuchsen, hinter andern Theilen Deutschlands in geistiger Beziehung weit zurück, und die Erfahrungen, die in seiner Jugend ein armer Bettelmönch machte, sind noch nicht geeignet, den Bildungszustand des ganzen deutschen Volkes zu bezeichnen. Jedenfalls liegen uns in den Werken des 15. Jahrhunderts die unzweideutigsten Zeugnisse dafür vor, daß eine genauere Bekanntschaft mit der Schrift durchaus keine Seltenheit war. Nehmen wir z. B. Sebastian Brant (und wie viele Andere werden in diesem Buche [von Geffcken] genannt werden), so würde wohl in unsern Tagen ein Jurist[1]) nicht geringe Aufmerksamkeit erregen, wenn er eine so genaue Schriftkenntniß zeigte, als Brant fast in jeder Zeile seines Narrenschiffes offenbart. Freilich wurden die Kirchenväter, die Scholastiker und das kanonische Recht mit nicht geringerem Eifer studirt, und oft das Schriftwort nicht unbefangen, sondern nur nach hergebrachten gezwungenen Auslegungen verstanden, nicht die Ursprachen waren es, in denen man die Schrift las, sondern entweder lateinisch (sowohl die Vulgata als die Ausgaben fontibus ex graecis) oder deutsche Uebersetzungen nach der Vulgata. Sie wurde aber doch gelesen, und es ist nicht zu sagen, welchen Einfluß auch in dieser Beziehung die Buchdruckerkunst gehabt, und wie sie der Reformation vorgearbeitet hat. Welch einen Leserkreis setzen 98 Ausgaben der ganzen lateinischen Bibel voraus, die nur bis 1500 von Hain Nr. 3031—3128 verzeichnet werden, wobei man immer zu bedenken hat, daß eine fertige Kenntniß der lateinischen Sprache und leichter Gebrauch derselben viel gewöhnlicher war, als jetzt. War jemand irgendwie gebildet, so war er auch des Lateinischen so mächtig, daß er die lateinische Bibel mit Leichtigkeit lesen konnte. Wer nicht des Lateinischen völlig mächtig war, ward als ein Unwissender verspottet, wie Brant deshalb sagt: . . . Aber auch die deutschen Bibeln des fünfzehnten Jahrhunderts darf man gar nicht so gering anschlagen, als dies unter uns noch immer geschieht. Freilich ist es das Leichteste von der Welt, in kurzer Zeit ein langes Verzeichniß von Fehlern anzufertigen, welche sich sowohl in den hochdeutschen als in den niederdeutschen Ausgaben finden, und die meist von dem zu wörtlichen Wiedergeben des Lateinischen herrühren. Aber wenn man diese Uebersetzungen für ganz und gar ungeschickte Arbeiten hält, die gar

[1]) Brant (Brandt), geb. 1458 † 1521 zu Straßburg, war bekanntlich Jurist und wurde auf Empfehlung Geilers von Kaisersberg Stadtschreiber in seiner Vaterstadt. Kaiser Maximilian ernannte ihn zu seinem Rath und zum Pfalzgrafen.

keinen Einfluß auf das Volk gehabt hätten, und aus denen in Luthers Uebersetzung nichts übergegangen wäre, so ist man doch in großem Irrthume. . . . Was die geschichtlichen Bücher, besonders bekanntere Stellen, was die sonntäglichen Evangelien und Episteln betrifft, so finden wir, daß sich schon im 15. Jahrhunderte eine Art deutscher Vulgata gebildet hatte, die Luther oft nur wenig zu verändern nothwendig fand. Daß das Zusammentreffen Luthers mit der alten Uebersetzung nicht ein zufälliges sein könne, werden schon ein paar Stellen beweisen. . . . Wer nur ein altes Evangelien- und Epistelbuch zur Hand nehmen will, kann die Beweise auf allen Seiten antreffen.“

„Aber, wird man fragen, wurden denn diese deutschen Bibeln auch von dem Volke gelesen? Freilich nicht in dem Maße, wie 50—60 Jahre später, als die einzelnen Bücher der Schrift in zahllosen Originalausgaben und Nachdrucken in jedermanns Hände kamen. Aber mit Ketten in irgend einem Schranke eines Klosters angefesselt, darf man sich diese Bibeln doch auch nicht denken. Zunächst zeigen die zahlreichen Holzschnitte, mit denen die meisten dieser Ausgaben geschmückt waren, daß sie das Volk anziehen sollten, und schon das Anschauen der bildlichen Darstellungen der heiligen Geschichte wird man nicht gering anschlagen dürfen. Dann aber sind uns auch über das Lesen der deutschen Bibeln Zeugnisse genug aufbehalten. Der Herausgeber der Cölner Bibel sagt in seiner Einleitung, die Bibel sei mit großer Innigkeit und Ehrfurcht und (werdycheit) von jedem Christenmenschen zu lesen. Die Gelehrten, meint er, sollen sich der lateinischen Uebersetzung des Hieronymus bedienen, aber die ungelehrten, einfältigen (simpel) Menschen, sowohl geistliche als weltliche, sollen gegen den Müssiggang, der eine Wurzel aller Sünden ist, dies gegenwärtige Buch der Bibel in deutscher Uebersetzung gebrauchen, um sich gegen die Pfeile des höllischen Feindes zu schützen. Darum habe ein Liebhaber menschlicher Seligkeit aus gutem Herzen die Uebersetzung der heiligen Schrift, die schon vor manchen Jahren gemacht sei, auch in geschriebenen Exemplaren in vielen Klöstern und Conventen vorhanden sei, auch lange vor dieser Zeit [1470—1480] im Oberlande und in einigen Städten »beneden« (unten) gedruckt und verkauft sei, mit großem Fleiß und schweren Kosten in der löblichen Stadt Cöln gedruckt. Die, welche die deutsche Bibel lesen, sollen es unterthänig thun, und was sie nicht verstehen, ungeurtheilt lassen, überhaupt die Bibel im Sinne der über die ganze Welt verbreiteten römischen Kirche verstehen. Aehnlich spricht sich der Herausgeber der Lübecker Bibel 1494 aus . . . Nikolaus Rus, [Priester in Rostock, Magister und Baccalaureus formatus Theologiae, „ein scharf und tief eingehender, gewaltiger Prediger,“ Geffcken II. 163], ermahnt, das, was er aus der Schrift angeführt, in der Bibel

selbst nachzulesen. . . . Der Strasburger Johann Schott in der Vorrede seiner Christlich Walfahrt, Strasburg 1509, 4. (XXI.) verweist seine Leser an die weitere Belehrung »der deutschen Bibeln.« Wie sehr zu Sebastian Brants Zeiten die Bibel verbreitet sein und gelesen werden mußte, geht schon aus den ersten Zeilen seines [1494 erschienenen] »Narrenschiffs« hervor:

All lant synt yez voll heilger geschrifft,
Und was der selen heil antrifft,
Bibel, der heilgen Väter ler,
Und ander der gleichen bücher mer,
In masz, das ich ser wunder hab,
Das nyemant bessert sich darab.“

Zum 10. November des „Lutherjahres“ 1883 erschien in Bonn eine Schrift in gr. 4 unter dem Titel: Sacram memoriam Dr. Martini Lutheri Germaniae Reformatoris ab ordine Theologorum evangelicorum in aula maxima universitatis pie recolendam indicit Guil. Lud. Krafft Theol. Dr. Inest eiusdem dissertatio: Ueber die Deutsche Bibel vor Luther und dessen Verdienste um die Bibelübersetzung. Krafft beginnt mit dem Satze: „Gleich von Anfang, als die germanischen Völker mit dem Christenthum in nähere Beziehung traten und durch das Christenthum zur Cultur gelangten, machte sich bei ihnen das Bedürfniß geltend, die geoffenbarte göttliche Wahrheit aus den schriftlichen Urkunden des A. und N. Testament vermittelst der Muttersprache in verständlicher Weise zu schöpfen, und unmittelbar für das gesammte Volksleben wie für den Einzelnen anwenden zu können.“ Mit Ulfila beginnend, führt er die „zur Befriedigung dieses Bedürfnisses“ dargebotenen bekannten Arbeiten vor. Was die Uebersetzungen der Bibel betrifft, so zeigt auch Krafft (S. 5), daß sie, abgesehen von der mundartlichen Verschiedenheit und Correcturen der Herausgeber oder Drucker, wodurch an die Stelle antiquirter Ausdrücke und Wendungen gebräuchlichere gesetzt wurden, „doch alle eine Art deutscher Vulgata bilden, wie dies auch bei den Plenarien, Episteln und Evangelien der Fall ist.“ Er zeigt ebenfalls, daß „bestimmte Zeugnisse“, daß die Predigten, die uns in hoch- und nieder-

deutscher Sprache bis zum Anfange des 16. Jahrh. erhalten sind, daß die reichhaltige Literatur des 14. und 15. Jahrh., die sich auf die christlichen Hauptstücke bezieht, „ebenso den Beweis liefere, wie die Bekanntschaft mit der deutschen Bibel weit verbreitet war.“

Dem Worte Kraffts zufolge (S. 9) hatten „Luthers deutsche Schriften [über das Vater-Unser, die 7 Bußpsalmen ꝛc.] im Volke allgemein das Verlangen nach einer Uebersetzüng des N. T., ja der ganzen Bibel erweckt. Luther selbst fühlte sich dazu mächtig angetrieben. Die Zeit und Muße fand er während des Exils auf seinem Patmos, der Wartburg, wo er Ende November oder Anfang December 1521 die Uebersetzung des N. T. begann, die er für das Wichtigste und Leichtere hielt. In der kurzen Zeit von drei Monaten, bis zum März 1522, hatte er seine Arbeit schon beendet. Schon im Sept. 1522 war der Druck des N. T. vollendet. Es erschien ohne Luthers Namen unter dem kurzen Titel: Das Newe Testament. Deutzsch. Vuittenberg. Mit einer unbeschreiblichen Begeisterung wurde diese erste Ausgabe des N. T. von Jedermann im Volke, wofür Luther sie nach einer Einleitung bestimmt hatte, aufgenommen und so bald verkauft, daß schon im Dec. 1522 eine zweite erschien, an die Luther bereits sorgfältig die bessernde Hand gelegt hatte.“ Das N. T. erschien in einzelnen Theilen von 1523 bis 1534, in diesem Jahre mit dem A. T. zusammen als: „Biblia, das ist die gantze Heilige Schrift, deudsch. Mart. Luther. Wittenberg.“ 1539 unternahm Luther „eine gründliche Revision mit seinen Gehülfen“ (S. 10). Wie diese betrieben wurde, erzählt uns Joh. Mathesius, Luthers Schüler und Tischgenosse: »Wenn nun Doctor (Luther) zuvor die ausgangen Bibel übersehen und daneben bei Juden und fremden Sprachkundigen sich erlernet und sich bei alten Teutschen von guten Worten erfragt hatte, kam Dr. Martin Luther in das Consistorium (den Freundeskreis) mit seinen alten lateinischen und seinen neuen deutschen Bibeln, dabei er

auch stetigs den hebräischen Text hatte. Herr Philippus brachte mit sich den grekischen Text. D. Creutziger neben der hebräischen die chaldäische Bibel. Die Professores hatten bei sich ihre Rabbinen, Dr. Pommer hatte auch einen lateinischen Text für sich, darin er sehr wohl bekannt war.«“

Uebergehend „zur Beantwortung der wichtigen Frage, ob Luther die frühere deutsche Bibel gekannt und den Sprachschatz derselben berücksichtigt habe, führt Krafft (S. 11) vor, wie Hopf und Geffken „erst in neuerer Zeit der allgemein verbreiteten Ansicht, als ob Luther keinen Gebrauch von den früheren deutschen Uebersetzungen gemacht, entgegengetreten“ sind. Da aber Beide „leider nur vorübergehend auf die Frage eingehen“, geht Krafft näher auf dieselbe ein. Zunächst liefert er eine gleichzeitige Angabe aus einem latein. Brief Luthers an Amsdorf v. 13. Jan. 1522, „aus der bestimmt hervorgeht, daß Luther die früheren deutschen Uebersetzungen wirklich gekannt habe.“ Nachdem er dann daran erinnert, wie „er früher nachgewiesen“, daß diese Uebersetzungen weite Verbreitung im Volke gefunden, daß dieselben eine Art deutscher Vulgata bildeten, schreibt er (S. 12): „Wenn wir die fast unglaubliche Thatsache festgestellt haben, daß Luther im J. 1522 in der kurzen Zeit von ungefähr drei Monaten das ganze N. T. übersetzt hat, während er noch durch andere schriftliche Arbeiten in Anspruch genommen war, so wird die Erklärung dafür einfach dadurch gegeben, daß bereits ein großer Vorrath von brauchbarem biblischem Sprachstoff vorhanden war, den er verwerthen konnte.“ Endlich gibt Krafft auf sechs Seiten (13—18) „eine Anzahl n. t. Stellen aus der älteren deutschen Bibel, denen die lutherische zur Seite gestellt ist“, nach deren Mittheilung er bemerkt: „Wer diese Parallelen mit einander vergleicht, der wird wohl keinen Zweifel mehr hegen, daß das Zusammentreffen Luthers mit der Bibel des 15. Jh. kein zufälliges ist. Daß Luther auch noch später dieselbe im Auge behalten hat, läßt sich aus den vielen Ver=

besserungen seiner Uebersetzung, mit denen er bei jeder neuen Ausgabe eifrig beschäftigt war, entnehmen. In zahlreichen Fällen kehrt er später zu dem älteren Wortschatz wieder zurück, den er bei der ersten Ausgabe des N. T. verlassen hatte." Krafft läßt S. 18: „dafür einige wenige, aber schlagende Beispiele aus dem ersten Evangelium zeugen." (Alle in Vorstehendem wie in Folgendem gesperrt gedruckten Worte finden sich so bei Krafft.)

Wie verhält es sich nun mit der „Uebersetzung" Luthers? Worin bestehen dessen Verdienste? Luther schöpfte aus den früheren Uebersetzungen, wie er für das Kirchenlied aus dem Brunnen der kath. Kirche geschöpft hat. Krafft schreibt S. 19: „Es gereicht Luther zum größten Verdienst, daß er auf den griechischen Grundtext zurückgegangen, den deutschen Wortschatz zunächst im N. T. wesentlich berichtigt, dann aber auch mit seiner Genialität bedeutend vermehrt hat. Im A. T. ist der Abstand der lutherischen Uebersetzung von der deutschen Bibel besonders in den poetischen und prophetischen Büchern oft so groß, daß man keine Uebereinstimmung mehr bemerken kann. Für jene Bücher hielt sich Luther mit der größten Gewissenhaftigkeit an den hebräischen Grundtext, der ihm oft viel zu schaffen machte, wie sein bekannter Ausruf beweist, als er mit der Uebersetzung der prophetischen Bücher beschäftigt war: »Ach Gott! wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden; wie streuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen und dem groben Deutschen nachfolgen!« S. 21. In den Psalmen und prophetischen Büchern gaben Luther die parallelen Glieder der Verse vielfach Gelegenheit, den Text zu berichtigen und zu bereichern."

Von Luthers Bibel erschienen natürlich immer neue Ausgaben. Da er bekanntlich jede „eifrig revidirte und corrigirte", wichen sie vielfach von einander ab. In Folge dessen entstand schon frühe das Bedürfniß einer Revision seiner Uebersetzung, der Wunsch nach einer „Originalausgabe", „der Wiederherstellung des echten Luthertextes", einer lutherischen „Vulgata für Kirche, Schule und Haus" als „Hauptlesebuch des Volkes". Aber es kam nicht dazu, vielmehr zu einer völligen Verwirrung, indem jede Bibelanstalt oder Bibelgesellschaft ihren eigenen revidirten Text druckte. Endlich wurden in neuerer Zeit hervorragende Gelehrte mit

jener Aufgabe beauftragt: elf „namhafte“ Theologen arbeiteten vier Jahre an der Revision des Neuen, siebenzehn nicht weniger als zehn Jahre an der des Alten Testaments. Das Ergebniß aller Bemühungen wurde dann 1883 zu Luthers Geburtstag fertiggestellt und allen Sachkundigen zur Prüfung vorgelegt. Seitdem ist „die revidirte Lutherbibel“ oder „Probebibel“ ein Hauptstreitpunkt der Protestanten in Versammlungen und in der Presse; ihre Auslassungen und Referate lehren, wie Luther „den deutschen Sprachschatz“ und „den Text berichtigte und bereicherte“. So erklärte u. A. auf der Pfingstconferenz des lutherischen Vereins im Minden-Ravensberger Land 1885 (Reichsbote Nr. 153) der Prediger Greve aus Wiedenbrück: „Wenn Luther von der Uebersetzung der Vulgata abgewichen sei, so habe er doch dazu seine besonderen Gründe gehabt; die wörtliche Uebersetzung sei ihm dann nicht deutsch, nicht rund und verständlich gewesen. Er habe dann in die Uebersetzung wer weiß wie oft zugleich die Auslegung hineingefügt. [Folgen hierfür einige Beispiele aus dem A. T.] . . . In vielen der so ausgestoßenen Stellen zeige sich gerade die Hand des Meisters, der mit großer Freiheit und doch nach seinem inneren Gesetz die Uebersetzung gestalte.“ — In dem Streite über das Unternehmen hatte die „Bremer Kirchenvertretung“ den reformirten Prediger Dr. theol. Schwalb mit einem Referat betraut, welches 1884 als „Kritik der revidierten Lutherbibel“ erschien und in der Köln. Zeitung (Nr. 138. III. Bl. 19. Mai 1885) eingehend besprochen wurde. Dr. Schwalb, dem der Recensent „umfassende Gelehrsamkeit, namentlich ungewöhnliche Kenntniß der alttestamentlichen Sprache und Gebräuche, kritischen Scharfsinn, geniale Auffassung, frommes Gemüth, weiten Horizont, namentlich aber unerschütterlichen, unbeugsamen, unbestechlichen Wahrheitssinn“ zuschreibt, — Schwalb „findet an der Probebibel recht wesentliche Mängel“, „fünf Hauptfehler“; so sind nach ihm „in sehr beträchtlicher Anzahl Uebersetzungsfehler an vielen für das religiöse Denken und Leben wichtigen Stellen

stehen geblieben, sehr mißverständliche, ja manche das geschlechtliche Leben betreffende, durchaus unanständige, rohe Ausdrücke beibehalten. . . . Alle diese einzelnen Behauptungen werden mit äußerst interessanten Belegen bewiesen.“ Schlimmere Fehler kann man kaum einer Bibelübersetzung vorwerfen. Angesichts dieser Fehler, die doch Krafft als Dr. theol. und Professor kennen mußte, angesichts ferner seiner eigenen Mittheilungen klingt es mehr wie seltsam, wenn er trotzdem S. 21 schreibt: „Luthers Bibelübersetzung ist die Krone der früheren, Jahrhunderte lang fortgesetzten Bestrebungen, die göttliche Wahrheit in der hl. Schrift in ein echt deutsches Gewand einzukleiden. Seine Schriftsprache sollte für Jedermann im Volke verständlich sein, der deutsch lesen oder wenn er lesen hörte, verstehen konnte.“ S. 23: „Fast in jedem Jahrzehnt folgten neue Ausgaben, in denen das Volk immer wieder daran erinnert wurde, daß es die deutsche hl. Schrift vor Allem dem würdigen Vater Doctor Martin Luther verdanke.“

Zum Schluß eine Bemerkung über die zur Zeit Luthers erschienenen katholischen Uebersetzungen. Von Emser in Dresden erschien das N. T. 1527, von Dietenberger 1534 und Eck 1537 die ganze Bibel. Luther sagte, Emser habe mit seinen Kälbern gepflügt. „Wir haben ja gesehen den Sudler in Dresen [Dresden], (ich will seinen Namen nicht mehr nennen), der bekennet, daß mein Deutsch süße und gut sey und sahe wohl, daß ers nicht besser machen konnte, und wollte doch zu Schanden machen; fuhr zu und nahm vor sich mein neu Testament, fast von Wort zu Wort, wie ichs gemacht habe, und thut meine Vorrede, Glossen und Namen davon, schrieb seinen Namen, Vorrede und Glossen dazu, verkaufte also mein Testament unter seinem Namen.“ Krafft (S. 23) erklärt sich kurz „für die Richtigkeit dieser Worte Luthers“. Weiter sagt er, daß Dietenberger „im Ganzen nichts Anderes als Luthers Uebersetzung brachte, die im A. T. an einzelnen Stellen mehr der Vulgata angepaßt war, im N. T. der emserschen, also indirect

der lutherischen entnommen war. . . . Im A. T. hat sich Eck an die Vulgata und die alte deutsche Bibelübersetzung gehalten, so daß man sich um fünfzig Jahre zurückversetzt findet. . . . Im N. T. schließt er sich an Emser an. . . . Das Gute, was das N. T. von Dr. Eck enthält, stammt indirect von Luther, das Verfehlte direct von Emser her." Von allen drei gilt, was Dr. Wedewer in Wiesbaden über Dietenberger (Freib. Kirchenlex. III. Sp. 1740) schreibt: „Von protestantischer Seite trafen Dietenberger wegen seiner Uebersetzung die heftigsten Anfeindungen; z. B. er habe gar kein Griechisch und Hebräisch verstanden, er habe Alles von Luther und Emser abgeschrieben und dergl. Allein für seine ausgedehnte Kenntniß des Griechischen hat er in seinen Streitschriften gegen Luther Beweise genug gegeben, und seine Kenntniß des Hebräischen war für die Bibelübersetzung ausreichend. Das Urtheil über die Abhängigkeit seiner Bibelübersetzung aber muß nunmehr ein anderes werden, nachdem Professor Krafft in der Festschrift der Bonner evangelisch-theologischen Facultät zum Lutherfest 1883 urkundlich festgestellt hat, daß Luthers Bibelübersetzung durchaus auf den älteren katholischen Bibelübersetzungen beruht. Der in diesen schon im 9. Jahrh. bestehenden Tradition hat auch Dietenberger sich angeschlossen, und so kommt es, daß er mit Luther in vielen einzelnen Ausdrücken und Wendungen zusammengetroffen ist. Es darf fernerhin nicht mehr, wie auch von katholischer Seite geschehen ist, wiederholt werden, Dietenberger habe die lutherische Uebersetzung stark benutzt oder sie lediglich nach der Vulgata umgestaltet." (Von Wedewer ist jüngst erschienen: Joh. Dietenberger. 1475—1537. Sein Leben und Wirken. Freiburg, 1888. 499 S., ein Werk, welches die verdienstvolle Thätigkeit und Bedeutung dieses bisher kaum gekannten Mannes ebenso allseitig in helles Licht stellt, wie es die wissenschaftliche Tüchtigkeit des Verfassers glänzend bekundet.)

Luther hat also nicht die Bibel unter der Bank hervorgeholt, er ist nicht der erste Bibelübersetzer der Deutschen. Wer das Gegentheil behauptet und lehrt, macht sich der Lüge schuldig. Dr. Y.

---

32. Die katholische Kirche hat das Bibellesen nicht verboten.

Beweisen die zahlreichen Uebersetzungen, daß Luther die Bibel nicht unter der Bank hervorziehen mußte, so beweisen sie auch, daß dieselbe dem Volke nicht verboten war. Enthält das Alte Testament Vieles, dessen Lectüre nicht Jedem zu empfehlen ist, so das Neue Testament Manches, wovon die Apostel selbst erklärt haben, daß es „schwer zu verstehen sei, was die Ungelehrten und Unbefestigten verdrehen — zu ihrem eigenen Verderben. Ihr denn, Brüder, die ihr dies zum voraus wisset, hütet euch, daß ihr nicht durch den Irrthum der Unbesonnenen hingerissen werdet und von eurem festen Stande abfallet." So der hl. Petrus II. 3, 16, 17 über die Briefe des hl. Paulus. Hatte und hat die von Gott gestiftete Kirche das Lehramt, so hatte und hat sie auch das Recht der Auslegung der hl. Schrift als der Grundlage der Glaubenslehre, und dieses Recht haben alle gläubigen Katholiken zu allen Zeiten willig anerkannt. So verkündet der unsterbliche Dante:

„Bewegt, ihr Christen, euch gewicht'g'ren Schrittes,
Seid nicht der Feder gleich, die jeder Wind treibt,
Und glaubt nicht, daß euch jedes Wasser wasche.
Ihr habt das Alt' und Neue Testament ja!
Der Kirche Hirten habt ihr, der euch führet!
Daran laßt euch zu eurem Heil genügen.
Wenn schnöde Habgier euch ein Andres zuruft,
Dann Männer seid, nicht unverständ'ge Schafe,
Daß unter euch der Jud' euch nicht auslache."
(Paradies V. 73—81. Vgl. S. 303.)

Selbst der protestantische Theologe Samuel Werenfels, Prediger an der Französischen Kirche zu Basel (geb. 1657, † 1740), schrieb seiner Zeit: „Die Bibel[1]) ist das Buch, in welchem Jeder seine Glaubenssätze sucht und Jeder seine

[1]) Hic liber est, in quo quaerit sua dogmata quisque:
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

Glaubenssätze auch findet.“ Wie wahr dieses Wort ist, bezeugt nicht nur die Kirchen-, sondern auch die Profangeschichte durch die zahllosen Secten, die seit Anbeginn der Kirche bis heute für ihre die sittlichen und socialen Bande auflösenden Lehren auf die Bibel sich berufen haben. Oder haben nicht die Bilderstürmer ihre fanatische Wuth, die Adamiten und Wiedertäufer — der heutigen Mucker nicht zu gedenken — die scheußlichste Unsittlichkeit, Wyklef und Hus ihre grundstürzenden politischen Ideen — haben nicht alle diese und die andern „Gottesleute“ ihre Umtriebe aus der Bibel „begründet“? Die katholische Kirche hat stets vor dem willkürlichen Bibellesen gewarnt und ihre Auslegung zur Bedingung gemacht; sie hat ferner nur unter ihrer Autorität erschienene Bibeln gestattet. Sie hatte und hat aber dazu nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht. Ein Bibelverbot hat sie niemals erlassen. Was würde auch, zumal seit Erfindung der Buchdruckerkunst, ein Bibelverbot bedeuten, da ja unter ihrer Autorität zu allen Zeiten viele Uebersetzungen erschienen sind?

Luther hat die Bibel in seinem Sinne ausgelegt und hielt, wie alle seine Vorläufer, Wyklef, Hus ꝛc., seine Auslegung für die allein richtige; er legte sich also dasselbe Recht bei, welches die Kirche besitzt, indem er die Concilien und die Kirchenväter verwarf; er machte sich ohne Concil zum unfehlbaren Papst. Dasselbe thaten seine Zeitgenossen, die „großen Reformatoren“ Calvin und Zwingli, sowie die „kleinen Reformatoren“ Carlstadt, Thomas Münzer ꝛc. Die wüsten Streitigkeiten, die darob unter diesen „Reformatoren“ entbrannten und nicht nur zu den heftigsten Schriften, sondern auch zu Verfolgungen und Kämpfen führten, wie sie das „finstere, rohe und fanatische Mittelalter“ nicht gräulicher aufweist, sind zu bekannt, als daß sie hier noch weiter berührt zu werden brauchten. Aber hat nicht Luther selbst auch die Folgen des willkürlichen Bibellesens sogar „prophezeit“? Vernehmen wir von seinen vielen Auslassungen nur einige, entnommen dem Büchlein:

„Merkwürdige Prophezeihungen des ehrwürdigen, von Gott erleuchteten Mannes Doctoris Martini Luther, die zukünftige Verachtung und Verfälschung des göttlichen Worts, das Papstthum, den Einfall der Türken in Deutschland, die Zukunft Christi, den jüngsten Tag und die Herrlichkeit des ewigen Lebens betreffend. Mit einer Einleitung herausgegeben von einem Freunde göttlicher Wahrheit. Leipzig, 1829:“ [1])

„Also gehet es jezt zu unsern Zeiten, am ersten, da das Evangelium anging, da war es eine liebliche Predigt, da wollte alle Welt Christen seyn, niemand war dawider, da man anfing, Mönche, Pfaffen und Nonnen anzugreifen, die Messe zu tadeln, pfui da fallen sie dahin, als die Blätter von den Bäumen, darnach als man auch begunt mit Gottes Wort zu strafen, da verfolget man das Evangelium noch mehr, und begunte je länger je mehr abzunehmen. Der Teufel feiret noch nicht, darum erweckt er so viel Secten und Rotten. Wie viel haben wir bisher der Secten gehabt? Da einer hat nach dem Schwert gegriffen, ein anderer hat das Sacrament angegriffen, etliche die Taufe. Der Teufel schläfet nicht; er wird des Dinges noch viel mehr machen, siehet sich um, und befleißiget sich, daß er es dahin bringe, daß keine rechte Lehre in der Kirche bleibe, und wird es (ist zu besorgen) dahin bringen, daß, so man das ganze

[1]) Wie der Herausgeber in der Einleitung S. 13 bemerkt, hat er „diese Weissagungen theils aus den Werken Luthers selbst, theils aus einem jetzt selten gewordenen Büchlein entlehnt: Hundert und zwanzig Prophezeiungen, oder Weissagung, des ehrwürdigen Vaters Herrn Doctoris Martini Luthers, von allerlei straffen, so nach seinem Tod über Deutschland von wegen desselbigen großen, und vielfältigen Sünden kommen solten. Aus seinen Büchern zusammengezogen, und welche Lateinisch geschrieben verdeutscht durch M. Petrum Glaser, Kirchendiener zu Dresden. Im Jahr 1557. Eine zweite Sammlung gleichen Inhalts hat Georg Walther veranstaltet: Prophezeihungen Doctor Martin Luthers, aus dessen andern Schriften zusammengetragen durch Magister Georg Walther, Prediger zu Halle, in Sachsen. Abgedruckt am Ende der Tischgespräche, Leipz. Ausgabe vom J. 1700.“

Deutschland aus, durch und durch ginge, daß man keinen rechten Predigtstuhl wird finden können, da das Wort Gottes rein gepredigt werde, er unterstehet sich's mit aller Macht, daß er keine Lehre lasse aufkommen, denn er kann es nicht leiden." (S. 40: „In der Kirchen-Postille, über das Evangelium des 21. Sonntags nach Trinitatis.")

„Ich habe leider Sorge, wir werden mit unserer schweren Undankbarkeit verdienen, daß auch etliche unter uns werden auftreten, und diesen Artikel von der Auferstehung öffentlich leugnen. Darum ist wohl noth, daß wir mit Ernst und herzlich ohne Unterlaß bitten, daß nur der Predigtstuhl rein bleibe, damit wir solch Jammer überkommen [überstehen], oder ja aufhalten. Denn derselbige kann noch wohl widerstehen allerlei Irrthum, und der ganzen Welt Bosheit tragen. Wer zu bekehren ist, der werde bekehrt, wer nicht will, der fahre hin, so bleiben doch etliche. Wo aber eine Finsterniß über die ganze Welt gehet, daß der Christen wenig ist, und die Predigstüle dazu mit unnützen, schädlichen Predigern bestellt; so wird nicht lange außen bleiben, ja unversehens hereinbrechen, Donner, Blitz und alle Plage, falsche Lehre, ehe wir es gewahr werden, und wir werden solche Prediger müssen leiden, die weder von diesem noch von andern Artikeln etwas halten, die werden uns verführen durch solche lose Geschwätze und Vernunft." (S. 41 f. „Daß falsche Lehrer unter uns öffentlich den Artikel von der Auferstehung verläugnen werden. Ueber das 15. Capitel der ersten Epistel an die Corinthier.") „Es werden nun kommen, und sind bereit schon vorhanden, die nicht gläuben werden, daß Christus sei von den Todten auferstanden, noch sitze zur Rechten Gottes, und was mehr von Christo im Glauben folget. Die werden dem Faß den Boden ausstoßen, und des Spiels ein Ende machen, denn damit wird der ganze Christus untergehen. Und wird die Welt nichts halten von dem zukünftigen Leben. So ist denn Christus nicht mehr. Denn wer das zukünftige Leben nicht hoffet, der darf Christi ebenso wenig, als die

Ruhe des Paradieses hoffen, weil Christi Reich nicht ist, noch sein kann auf Erden.“ (S. 42 f. „Daß Lehrer kommen werden, die da nicht gläuben, daß Christus sey von den Todten auferstanden. In dem Gebet-Büchlein.“)

Ueber das Verbot der Kirche, die Bibel in nicht geprüften Uebersetzungen zu lesen und dieselbe willkürlich auszulegen, gibt es mehrere ausführliche Schriften; man vergleiche z. B. die trefflichen Aufsätze von Weihbischof Baudri in dem Kirchenlexikon von Aschbach I. 726 und von Cardinal Wiseman in der Sammlung seiner kleinen Schriften, Köln, Bachem I. B. S. 1 ff.

Die Bibel ist auch ein Gesetzbuch. Wo wäre ein Staat zu finden, der es erlaubte, ein Gesetzbuch, z. B. den Code Napoleon, nach Gutdünken zu übersetzen und sich nach Bedürfniß privatim auszulegen? Wenn das im gewöhnlichen bürgerlichen Rechte nicht erlaubt ist, um wie viel weniger in der Grundlage alles Rechtes?

Für viele Protestanten ist es noch immer ein feststehender Satz, daß die katholische Kirche im Mittelalter dem Volke die Bibel vorenthalten habe. „Sei ja doch in dem Kloster, in welchem Luther als Mönch lebte, die Bibel an einer Kette befestigt gewesen. Wenn damit bewiesen wäre, daß die Kirche dem Bekanntwerden des Wortes Gottes widerstrebt habe, so würde, wie mit Recht bemerkt wird, (Kölnische Volkszeitung 308. I. Bl. 1883.) derselbe Vorwurf auch den Landgrafen Philipp von Hessen, den Hauptkämpfer für das „reine Evangelium“ treffen; ja, man müßte sogar sagen, daß derselbe ein Feind der Wissenschaft gewesen sei. Hat er doch 1564 befohlen, daß in der Universitätsbibliothek zu Marburg sämmtliche Bücher angeschmiedet werden sollten. „Damit die Bücher nit verruckt werden, so sollen sie aller an Ketten geschmidt, und eynem yeden Professori und Studioso vergont werden, in solche Bibliothecam zu gehen, doch das keine Bücher privatim davon getragen noch verlauhen, auch keine bletter daraus geschnitten werden.“ Zu Gunsten der Bibel, die doch an

dieser „Pflanzstätte evangelischer Erkenntniß"[1]) unmöglich fehlen konnte, wird keine Ausnahme gemacht; sie wird also gleichfalls „an Ketten geschmidt" worden sein. Daß übrigens die Bibel, wie manches andere kostbare Buch, mit Ketten angeschmiedet war, hatte, wie jeder Kenner der alten Zeit wissen sollte, eben seinen Grund in dem materiellen Werthe und der Werthschätzung dieser Schriften. Man wollte sie vor Dieben bewahren, deren es damals unter den Gelehrten ebenso gab, wie auch heutzutage.

Uebrigens gehört der Vorwurf, die katholische Kirche verbiete das Lesen der Bibel, zu jenen Controverspunkten, die zu endlosen und unfruchtbaren Zänkereien führen, wenn man nicht auf die ersten Gegensätze der Glaubensregel zurückgeht. Der katholischen Kirche ist die h. Schrift Gottes Wort; die Auslieferung der h. Bücher (traditores) galt in der Epoche der Christenverfolgung als Apostasie. Aber sie ist nicht einzig und allein Gottes Wort; sondern die mündliche Ueberlieferung unter Obhut des von Jesus Christus eingesetzten Lehramtes ist älter als das erste Buch des Neuen Testamentes und besteht ergänzend und erklärend neben der h. Schrift bis ans Ende der Tage. Den Protestanten dagegen ist die h. Schrift allein Glaubensquelle, und jedem von ihnen steht es frei, nach eigenem Ermessen aus dieser Quelle die Glaubenswahrheiten zu entnehmen. Daher ist der Gebrauch der h. Bücher auf beiden Seiten sehr verschieden. Der Protestant muß nach seiner

---

[1]) Germania sacra. Ein topographischer Führer durch die Kirchen- u. Schulgeschichte deutscher Lande. Von K. J. Böttcher, evang.-luth. Pastor. Leipz. 1874. S. 531.: „Marburg war die erste (1527, von Philipp dem Großmüthigen gestiftete, mit den Einkünften aufgehobener Klöster dotirte) Universität, die ohne päpstliches Privilegium ins Leben trat, und auf der auch kein canonisches Recht gelehrt ward. Das wichtigste Institut der Universität war das Seminarium theologicum, in welchem der Protestantismus einen zweiten Mittelpunkt neben Wittenberg erhielt. Auf der hiesigen Universitätsbibliothek unt. Anderem drei alte Manuscripte des canonischen Rechts."

Lehre in den Verordnungen der Kirche über den Gebrauch der h. Schrift eine Beeinträchtigung sehen, wo der Katholik nichts Anderes als Hochachtung gegen Gottes Wort und heilsame Schranken gegen Mißbrauch und grundgefährlichen Irrthum anerkennt. Die Geschichte hat auch hier ihr Urtheil gesprochen, laut und vernehmlich für jeden, der es hören will. Der Protestantismus ist in weiten Gebieten bis zur Leugnung der Inspiration und Echtheit fast aller h. Bücher fortgeschritten, und die Faust Luthers, die schwer auf dem ehernen Bibelbuche zu Worms lastet, ist zum Symbol heilloser Vergewaltigung der Bibel geworden. Dagegen ist der katholischen Kirche der gesegnete Weihrauch, den der Diakon beim Hochamte dem Evangelium darbringt, ein bedeutsamer Ausdruck der heiligen Verehrung, mit welcher die h. Schrift in allen ihren Theilen bewahrt, erklärt und nutzbar gemacht wird. Es sei nur erinnert an das Brevier, welches zum allergrößten Theile aus Worten der h. Schrift besteht, und im Laufe des Kirchenjahres alle Bücher des Alten und Neuen Bundes in den Kreis des Gebetes und der Betrachtung zieht; es sei erinnert an die hh. Franziscus und Karl Borromäus, welche die heil. Schrift auf den Knieen liegend studirten. Und was würde einem katholischen Professor der Exegese geschehen, wenn er auch nur ein Capitel eines alttestamentlichen Buches so behandeln wollte, wie Luther den Brief Jacobi? Die katholische Kirche braucht den Vergleich wahrlich nicht zu scheuen. Es geht mit diesem Vorwurfe ähnlich, wie mit der Lehre vom h. Abendmahl. Der Protestant rühmt sich, mehr zu haben, da er nicht nur die Hostie, sondern auch den Kelch nimmt; in Wahrheit aber sind beide nach seinem eigenen Glauben des göttlichen Inhaltes beraubt; wogegen der Katholik beide gleich verehrt und in der h. Hostie allein schon den ganzen Christus mit Gottheit und Menschheit, mit Leib und Seele wahrhaft, wirklich und wesentlich anbetet und genießt. Der Katholik steht auf, wenn er das h. Evangelium lesen oder singen hört, bezeichnet sich mit dem

h. Kreuzzeichen und gelobt Gehorsam; der Protestant unterwirft das Wort seiner persönlichen Kritik — Johann Bockelson mit demselben Rechte wie Terstegen, Goethe ebenso wie v. Gerlach — und vielen ist es nicht mehr Gottes Wort, sondern nach dem Ausdruck eines bekannten protestantischen Theologen, des Dr. Hanne, „rein menschlich entstanden," und „kommen in ihm vielfach menschliche Irrthümer und Schwächen vor."

Die katholische Kirche hat — man sehe die betreffenden Verordnungen an — die Bibel nicht verboten, sondern willkürliche und entstellende Uebersetzungen in der Landessprache; sie hat sie nicht Allen verboten, sondern je nach den Zeitumständen denen, welche der erforderlichen wissenschaftlichen und religiösen Bildung entbehren, um sie ohne Gefahr lesen zu können. Die beste Vertheidigung der Kirche in diesem Punkte ist der Wortlaut der Verordnung, die Papst Pius VI. (1560—1565) im Anschluß an das Concil von Trient erließ: „Da es nach der Erfahrung offenkundig ist, daß, wenn die h. Schriften in der Volkssprache allenthalben ohne Unterschied zugelassen werden, mehr des Schadens als des Nutzens entsteht wegen der Vermessenheit der Menschen, so sei es in dieser Sache dem Urtheile des Bischofs oder Inquisitors anheimgestellt, daß sie mit Rath des Pfarrers oder Beichtvaters das Lesen der von katholischen Verfassern übersetzten Bücher in der Landessprache Jenen erlauben können, von denen sie wissen, daß sie aus dieser Lesung keinen Schaden nehmen, sondern im Glauben und in der Frömmigkeit gefördert werden." (Conc. Tridentinum ed. Bisping p. 380.)

Aber besteht denn auf protestantischer Seite nicht dieselbe Ansicht über das Bibellesen? In der (S. 361) erwähnten „Kritik der revidierten Lutherbibel" bespricht Schwalb 18 ff. besonders eingehend „die für uns durchaus unanständige, unerträgliche Rohheit mancher das geschlechtliche Leben betreffenden Bibelstellen und biblischen Ausdrücke."

Er macht darin eine Bemerkung über das Bibellesen, die auch der Recensent der Köln. Ztg. für bedeutend genug hielt, um sie wörtlich wiederzugeben: „Schwalb ist der Ansicht, daß die Bibel in ihrer jetzigen Gestalt nicht in die Hände von Kindern und auf den Familientisch gehört. Hochangesehene Schulmänner, z. B. Wiese, Dittes und viele andere, stimmen ihm darin bei. »Es ist ein Frevel«, heißt es [bei Schwalb], »ein arger, kaum durch unsere Gedankenlosigkeit und religiöse Trägheit zu entschuldigender Frevel, daß wir die Bibel, so wie sie ist, unsern Kindern einhändigen, sie im Hause, in der Schule, im Religionsunterricht von unsern Kindern lesen und frei durchblättern lassen. Für diesen Frevel sind aber weder die biblischen Schriftsteller noch Luther irgendwie verantwortlich. Denn Jene haben nicht für Kinder, sondern für die Elite ihrer Zeitgenossen geschrieben, und Luther hat für Kinder nicht seine verdeutschte Bibel, sondern seinen kleinen Katechismus herausgegeben.« Die Seite, mit welcher Schwalb diese Ansicht begründet, ist allerdings sehr kräftig und rücksichtslos, aber, wie wir glauben, für seinen Zweck unumgänglich nothwendig. Auch sie ist nicht für Kinder und Jungfrauen, sondern für ernste, denkende Männer geschrieben, die nach reiflicher Ueberlegung und Kenntniß alles Materials über eine sehr wichtige Frage entscheiden sollen.“

Beachten wir die Namen Wiese und Dittes. Wiese ist der bekannte, strenglutherische Geheimrath, 1852—75 im preußischen Unterrichtsministerium Referent für das protestantische Gymnasial- und Realschulwesen, Dittes der liberal-protestantische frühere (1868—81) Director des „Pädagogiums“ in Wien, der unabläßig durch Schriften und in Versammlungen an der Entchristlichung der Schule arbeitet. (Ueber die zahlreichen Schriften dieses Mannes, dessen Standpunkt überall „der rationalistische und nihilistische“ ist, s. Stöckl's Geschichte der Pädagogik S. 7 u. 446.) Beide „und viele andere“ stimmen mit Schwalb überein. Da ist wohl die Frage berechtigt, die damals in

der kathol. Presse gestellt wurde: was sind das für Gründe, welche von diesen „hochangesehenen" Protestanten gegen das planlose Bibellesen der ungebildeten Laien, insbesondere der Jugend, angeführt werden? Es sind dieselben, welche von der katholischen Kirche immer geltend gemacht, von protestantischer Seite aber auch stets als „banale und verlogene Scheingründe" bezeichnet worden sind. Der Aberglaube, als dürften die katholischen Laien die h. Schrift überhaupt nicht lesen, ist in protestantischen Kreisen noch sehr verbreitet. Schwalb's Erörterungen, welche an die anstößigen Stellen der Lutherbibel anknüpfen, enthalten für den denkenden Protestanten einen deutlichen Fingerzeig, wie das Wort des Herrn: „Forschet in der Schrift" nicht aufzufassen ist.

Dr. Y.

---

33. Es ist nicht wahr, daß „vor Luther wenig oder gar nicht deutsch gepredigt wurde".

Der lutherische Prediger Geffcken schreibt S. 10 ff.:

„Ein drittes Vorurtheil ist die Meinung, als sei im 15. Jahrhundert nur sehr selten deutsch gepredigt worden. Zu diesem Vorurtheil hat der Umstand Veranlassung gegeben, daß wir allerdings sehr wenig gedruckte deutsche Predigten aus jener Zeit haben, und der handschriftlichen mögen, soweit meine Erfahrung reicht, auch nicht viel mehr sein. Und doch ist die Meinung, als habe man in jener Zeit das Volk in der Kirche nur mit Messelesen und Ceremonien unterhalten, gründlich falsch. Man hat nämlich übersehen, daß die Fülle von lateinischen Predigten, die wir gedruckt und handschriftlich aus dem 15. Jahrhundert noch besitzen, zum bei weitem größten Theile gar nicht dazu bestimmt waren, lateinisch gehalten zu werden, auch nie lateinisch gehalten worden sind, sondern daß die Prediger das lateinisch ausarbeiteten, was sie dem Volke nachher deutsch predigen wollten, und daß sie oder Andere es vorzogen, die lateinischen Ausarbeitungen, vielleicht noch mit gelehrten Citaten und Zusätzen, drucken zu lassen, vornämlich zum Besten andrer Prediger, die daraus Stoff und Gedanken schöpfen sollten."

Nachdem Geffcken dies an den Predigten Geilers von Kaisersberg ausführlich gezeigt hat, fährt er fort:

„Ist das aber etwa nur eine Eigenthümlichkeit des originellen Mannes? Nein, es ist die ganz allgemeine Sitte der damaligen Zeit. Zwar uns fällt es schwer, uns in eine solche Weise hinein zu versetzen, daß der Prediger zuerst lateinisch denke und seine Gedanken aufschreibe, um nachher deutsch zu predigen, und doch war es so, was uns nicht Wunder nehmen kann, wenn wir erwägen, daß die Bildung der Geistlichen eine durchaus lateinische war, daß sie die Kirchenväter, die Scholastiker, die heil. Schrift selbst und die Werke ihrer Zeitgenossen in lateinischer Sprache lasen, sowie sie in lateinischer Sprache ihre Briefe schrieben. Als merkwürdiges Beispiel dieser Sitte tritt uns am Ende dieser Epoche noch Luther selbst entgegen, der seine ersten Predigten nicht deutsch, sondern lateinisch ausgearbeitet, und sie auch lateinisch herausgegeben hat. Erst einige Jahre später übersetzte ein Anderer B. S. M. diese Predigten ins Deutsche (Basel 1520), und es heißt am Schlusse dieser Ausgabe ausdrücklich: »in tütsch zuo ersten gedruckt.« Luther hat diese Predigten selbst niemals deutsch herausgegeben. Mit dieser Sitte, die Predigten, die in der Landessprache gehalten werden sollten, lateinisch zu schreiben, und die, welche in der Landessprache gehalten waren, lateinisch drucken zu lassen, hängt nun eine Reihe von Büchern jener Zeit zusammen. Zunächst die lateinisch-deutschen Wörterbücher für Prediger [folgen nähere Angaben.] Auch fehlte es schon damals, außer den Predigten berühmter Lehrer, nicht an Sammlungen [folgt ebenfalls Näheres] . . . . Die Sitte, die Predigten lateinisch zu entwerfen, hat auch nicht auf ein Mal und plötzlich aufgehört. Von dem ersten lutherischen Pastor an der St. Jacobi-Kirche in Hamburg, Johann Fritz († 1545), werden noch auf unserer Bibliothek lateinische handschriftliche Predigtentwürfe mit beigeschriebenen deutschen Bibelstellen aufbewahrt. Auch der zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebende Senior Johann Schellhammer († 1620) pflegte noch seine Predigten lateinisch aufzuschreiben, wie ein Manuscript von seiner Hand auf unserer Bibliothek zeigt. Als Ueberrest dieser Sitte können wohl die lateinischen Dispositionen angesehen werden, die wir noch viel später in gedruckten Predigten antreffen . . . .“ [1])

---

[1]) Im Jahre 1615 erschien: B. Alberti Magni Ratisbonensis Episcopi de S. Ordine Praedicatorum Sermones in dominicas festaque per annum: doctis et indoctis, iuxta summis ac infimis percommodi: Recogniti et ex prototypo reproducti opera R. P. F. Joan. Andreae Coppenstein Magdalensis, s. ord. praedic. theologi. Moguntiae typis Joannis Albini. Der Schluß des „Prologus B. Alberti Magni in Sermones de dominicis per annum“ p. 2 lautet: „Hi etiam, qui hoc opusculum sunt suscepturi, de sermonum prolixitate non conque-

„Der Umstand also, daß wir aus dem fünfzehnten Jahrhunderte nur sehr wenig gedruckte deutsche Predigten haben, darf uns nicht zu dem Schlusse verleiten, als sei in jener Zeit überhaupt nur selten in der Landessprache und namentlich deutsch gepredigt worden. Vielmehr wird man nach unbefangener Würdigung aller Zeugnisse schließen müssen, daß in jener Zeit mindestens eben so häufig gepredigt wurde, als in unsern Tagen, und daß der Besuch der Predigt den Christen auf das Ernsteste zur Pflicht gemacht ward. Geiler predigte oft eine Reihe von Tagen nach einander. In allen Beichtspiegeln jener Zeit wird das Versäumen der Predigt als eine schwere, ja, wenn es aus Verschmähung geschieht, als eine Todsünde angesehen. Gerson [† 1429, über die zehn Gebote, dessen „Opusculum tripartitum de praeceptis decalogi, de confessione et de arte moriendi“ übersetzt mit einer Vorrede von „Johann Geiler von Keiserzberg“ unter dem Titel „Der dreieckicht Spiegel“ u. s. w. Strasburg o. J. (1510)] ermahnt, das Gotteswort am Sonntag zu hören, es »sündigen schwerlich, die da hindren die predigen.« Der Spiegel des Sünders [gedruckt um 1470] sagt ausdrücklich: »Hast du an dem Feiertag in deinem Hause Knaben oder Mädchen gehabt und die nicht zur Kirche geführt, so sie mannbar sind, das ist das Mädchen bei zwölf und den Knaben bei vierzehn Jahren, also daß sie nicht eine ganze Messe und Predigt gehört haben: sie mögen sich, noch du dich, von er Todsünde nicht entschuldigen, denn es ist ein jeder solcher Mensch schuldig, eine ganze Messe und Predigt mit fleißigem Aufmerken und andächtigem Herzen zu hören.« Lanzkranna von Wien [Steph. Lanzkranna, Propst zu St. Dorothea in Wien ‚Die Hymelstraß‘, Ausb. 1484] macht es zur Pflicht, daß der Christ nach der Messe auch bei der Predigt bleibe und sie fleißig höre, er räth, was man in der Predigt gehört habe, im Hause aufzuschreiben. Die Lübecker Beichtbücher erklären die Versäumung des Sermons [Predigt] aus Verschmähung für eine Todsünde. Wer des Sonntags nicht die ganze Predigt hören will, den soll man in den Bann thun. Nicolaus Rus tadelt die Langschläfer, welche die Messe und Predigt versäumen. Die sind den Thieren zu vergleichen, welche vor der Predigt aus der Kirche laufen“ u. s. w.[1])

rantur. Poterunt enim, si eis placuerint, una vice vel unum vel duo membra populo pronunciare et caetera in tempus posterum referre. Man beachte oben im Titel „doctis et indoctis, summis ac infimis“ und im Prologus „populo pronunciare“. Also deutsch und nicht lateinisch.

[1]) Berthold von Regensburg führt als Kennzeichen der Ketzer an, daß sie den Sonntag nicht feiern; scharf rügt er die Vernachlässigung des Gottesdienstes und unziemliches Betragen in der

Geffcken schließt seine Ausführung mit den Worten:

„Machen wir uns nun mit dem Inhalte der lateinischen Predigten bekannt, so werden wir uns freilich zu hüten haben, zu meinen, daß alle die scholastischen Distinctionen, die den gelehrten Lesern bestimmt waren, auch dem Volke seien vorgetragen worden, aber immer werden wir sagen müssen, daß die Mehrzahl der Predigten voll von abergläubigen Legenden waren (namentlich die zahlreichen Sermones de Sanctis) und daß das Schriftwort, mit dem sich die Prediger aber durchaus nicht unbekannt zeigen, in ihnen vielfach gebrochen und getrübt erscheint. Wie anders ward es, als Luther den scholastischen Distinctionen und den ungereimten Legenden entsagte; und das Wort Gottes allein in der Predigt zur Geltung brachte. Es kam aber darauf an, zu zeigen, daß es an Eifer, deutsch zu predigen, schon im 15. Jahrhundert nicht gefehlt habe, daß die deutsche Predigt nicht etwa eine Ausnahme, sondern eine feststehende allgemeine Sitte war.“

Also „schon“ im 15. Jahrhunderte soll es nicht an Eifer gefehlt haben, in der Landessprache und namentlich deutsch zu predigen, soll die deutsche Predigt nicht etwa eine Ausnahme, sondern eine feststehende allgemeine Sitte gewesen sein. Nein, schon das ganze Mittelalter hindurch war die Predigt in der Landessprache bezw. die deutsche Predigt eine feststehende allgemeine Sitte. Und wie hätte es auch anders sein können! Der Vorwurf, daß vor Luther wenig oder gar nicht deutsch gepredigt worden, ist so ungeheuerlich, daß er bei dem „Reformator“, der bekanntlich starke rhetorische Uebertreibungen liebte, nicht befremden kann. Daß man aber auch später und sogar noch heute immer und immer wieder als geschichtliche Thatsache behauptet, es sei nicht in der Volkssprache gepredigt worden, läßt sich nur aus unbegreiflicher Gedankenlosigkeit oder aus Uebelwollen erklären. So schreibt noch im Jahre 1879 Scartazzini („Dante Alighieri, s. Leben, s. Wirken, s. Zeit“ S. 50):

Kirche; er wendet sich gegen diejenigen, die, um ins Wirthshaus zu gehen, nicht das Ende der Messe abwarten können, so „daß ihnen der Segen hinten auf den Nacken wird“, ferner gegen die klugen Leute, die da meinen, sie brauchten keine Predigt zu hören, denn sie wüßten schon alles, was der Prediger sagen wolle; es sei nichts anderes, als: laß' das Böse und thu' das Gute. Unkel S. 6 und 35.

„Der christliche Cultus hatte in der Messe nicht nur seinen Mittelpunkt, sondern ging in derselben nahezu völlig auf. Gründliche Kirchenhistoriker ziehen es sogar in Zweifel, ob zu dieser Zeit überhaupt in der Landessprache gepredigt wurde. Doch scheint dies, in Italien wenigstens, allerdings der Fall gewesen zu sein, aber die Predigt hatte ihren erbaulichen und belehrenden Charakter verloren und war zu einer Comödie herabgesunken.“ Wie wäre die eingreifende Wirksamkeit der Kirche im Mittelalter — man denke an die Kreuzzüge, an den Einfluß des hl. Franziscus, an die Opferwilligkeit des Volkes bei den Dombauten — zu erklären, wenn nicht durch häufige Predigten, durch überaus populäre Predigten? Zumal in einer Zeit, wo es keine Presse gab und die Kunstgebilde noch nicht durch die verschiedenen Reproductionsmittel schnelle und allgemeine Verbreitung fanden. Nehmen wir ein Beispiel aus Italien, was wir um so eher dürfen, als damals die gemeinsame lateinische Bildung überall gleichartig wirkte und die italienischen Universitäten nicht weniger, wenn nicht sogar noch mehr, auch von Deutschen besucht wurden: wo hat ein Redner, ein Prediger so kräftig auf sein Publikum eingewirkt wie Savonarola († 1498), und wie wenig ist von seinen Predigten aufbewahrt? Wie wenige, magere Predigtskizzen haben wir von dem h. Antonius von Padua († 1231), von dem hl. Vincentius Ferrerius (geb. 1357, † 1419)! Wie dort, so bei uns. Sehr beachtenswerth sind auch in dieser Beziehung die Concilienbeschlüsse, von denen einige folgen mögen. Aachen 801: „An allen Sonn- und Festtagen soll der Priester predigen.“ Aachen 813: „Es soll stets gepredigt werden, und so, daß es das Volk verstehen kann. Die Bischöfe sollen die Homilien in die Landessprache übertragen.“ Mainz 847 unter Rabanus Maurus: „Jeder Bischof soll eine Homiliensammlung anlegen und diese soll Jeder deutlich übersetzen in rusticam romanam aut theodiscam, damit alle verstehen können, was gepredigt wird.“ (Ebenso bereits 813 zu Tours.) Synode zu Gran (Ungarn)

1114: „An allen Sonntagen muß in den größeren Kirchen das Evangelium und die Epistel, in kleineren das Symbolum und Vaterunser erklärt werden." Trier 1227: „Die Priester sollen das Volk unterrichten über die Todsünden überhaupt und die gewöhnlichsten Todsünden insbesondere, als: Diebstahl, Wucher ꝛc., ferner über die Glaubensartikel und die zehn Gebote. Unwissende Priester dürfen nicht predigen, und müssen anwesend sein, wenn gelehrtere Männer in ihren Gemeinden predigen." Apt bei Avignon 1365: „Jeder Bischof muß seine Untergebenen zwingen, daß sie die göttlichen Gebote beobachten, zur Pfarrmesse kommen und das Wort Gottes anhören."

Erwähnen wir nur die Namen einzelner Männer, deren Predigten entweder noch erhalten sind oder von denen berichtet wird, daß sie als Prediger großen Ruf besaßen: David von Augsburg († 1271), Berthold von Regensburg († 1272), Nikolaus, aus Straßburg gebürtig und längere Zeit Lesemeister der Dominicaner in Köln, Eckhart († 1326), Johann Tauler († 1361), Heinrich Suso (1300—1365), Johann Ruysbroeck (1293—1381), Gerhart Groot († 1384). (Ueber diesen wahrhaft großen Mann bezw. Prediger und Reformator liefert Ausführliches die neuerdings erschienene Schrift: „Gerhard Groot und seine Stiftungen. Von Dr. Karl Grube. Köln 1883." Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft.) Von Berthold von Regensburg schreibt Unkel („Berthold von Regensburg," S. 61): „Als Sprachdenkmal nehmen die Predigten des »besten Prosaikers der mittelhochdeutschen Literaturperiode« einen sehr hervorragenden Platz in der Literaturgeschichte ein und erfreuen sich, unter Anderem auch wegen ihrer Wichtigkeit für die Erforschung der syntaktischen Gesetze des Mittelalters, großer Aufmerksamkeit von Seiten der Philologen. (Professor J. Resch hat in dem Jahresberichte der Ober-Realschule in Leitmeritz vom Jahre 1880 den ersten Theil einer geschätzten Abhandlung »Zur Syntax des Berthold von Regensburg« veröffentlicht.) J. Grimm wurde durch die Kenntnißnahme der Predigten

Bertholds veranlaßt, die bis dahin allgemein festgehaltene Ansicht, daß die deutsche Prosa erst nach dem dreizehnten Jahrhundert durch die Mystiker ausgebildet worden sei, aufzugeben und dieses Verdienst den Franciscanerpredigern zuzuerkennen. (Wiener Jahrb. d. Lit. Bd. 32. S. 253. Siehe auch Gervinus, Geschichte der poet. Nat.-Lit. II. Ausgabe II. Theil S. 118.)“ Ueber Eckhart schreibt Greith (Die deutsche Mystik im Prediger-Orden von 1250—1350. Freib. 1861. S. 62): „Eckhart ist als der erste anzusehen, der die deutsche Sprache zur Sprache der Wissenschaft ausbildete, indem er sie auf die Theologie und Philosophie anwendete und durch neue Wortschöpfungen sie bereicherte, wenn der vorhandene Sprachschatz ihm zur Bezeichnung seiner eben so neuen als tiefen Gedanken keine passenden Ausdrücke gewährte. Darin erwarb er sich im Weitern noch das Verdienst, daß er, vor unsern neuern Philosophen sich vortheilhaft auszeichnend, die Bezeichnungen für philosophische Begriffe nicht in einer fremden Sprache suchte, obgleich er durch seine ganze Bildung auf das Lateinische hingewiesen war, in welcher Sprache er die Philosophie mündlich und schriftlich gelehrt hatte, sondern vielmehr sich bestrebte, seiner Muttersprache eine ganz neue Welt der Darstellung zu eröffnen. Welche Schwierigkeiten er dabei zu besiegen hatte, ist aus dem Umstande zu entnehmen, daß ihm noch Niemand auf dem wissenschaftlichen Gebiete den Weg gebahnt hatte und er Alles erst schaffen mußte. Keiner der früheren deutschen Prediger und Schriftsteller konnte ihm hierin von wesentlichem Nutzen sein, da sie keine wissenschaftlichen Gegenstände behandelten. Um desto größere Bewunderung verdient aber Meister Eckhart, da es ihm wirklich gelang, eine wissenschaftliche Sprache zu begründen, die sich in den folgenden Jahrhunderten besonders durch seine Schüler zur höchsten Blüthe entwickelte.“ Ein solcher war Johann Tauler; von ihm sagt Dieringer (Aschbach, Kirchen-Lexikon

III. 310): „Bis zur Stunde ist Tauler von keinem deutschen Kanzelredner übertroffen worden.“

Daß nur sehr wenige deutsche Predigten erhalten sind, wer könnte sich darüber wundern? Abgesehen von den allgemeinen Ursachen, in Folge deren so viele Denkmäler der Literatur verloren gegangen sind, kommt bezüglich der Predigten noch der besondere Umstand in Betracht, daß die Predigt überhaupt zur Aufbewahrung meist gar nicht bestimmt, daß sie nur eine Schöpfung für den Tag ist, nicht selten nur meditirt und mündlich ausgeführt wird. Dazu kam im Mittelalter die Sitte der Zeit. Wie schon Geffcken (S. 11) berichtet, haben wir von Geiler von Kaisersberg eine ganze Reihe von Bänden lateinischer Predigten, die aber nie von ihm gehalten sind, sondern nur die Concepte waren, die er entwarf, wenn er deutsch predigen wollte. Geiler selbst sagt, er habe sein Leben nicht mit lateinischen, sondern mit deutschen Reden an das Volk hingebracht. Die meisten deutschen Predigten, die wir von ihm haben, sind in der Kirche von Andern, namentlich von seinem Schwestersohn Peter Wickram und dem Franciscaner Johannes Pauli nachgeschrieben oder zu Hause aus der Erinnerung aufgezeichnet worden, die übrigen aus dem Lateinischen übersetzt. Das war aber die ganz allgemeine Sitte nicht nur der damaligen, sondern auch der Zeit vor Geiler von Kaisersberg. So wird von Berthold von Regensburg, von dem 393 lateinische Predigten erhalten sind, berichtet, daß einzelne seiner Zuhörer seine Predigten entweder sogleich oder aus dem Gedächtnisse aufzeichneten, daß er selbst nur lateinische Skizzen zu denselben anfertigte. Unkel (Berthold v. Regensb. S. 20.) schreibt: „Ueber die Fragen nach dem Ursprunge der deutschen Predigtsammlungen und dem Verhältnisse der deutschen Predigten Bertholds zu seinen lateinischen herrschte lange so große Ungewißheit, daß Wackernagel sogar den Gedanken äußert, ob nicht der deutsche und der lateinische Berthold zwei Personen seien. Jakob [Die lateinischen Predigten des sel. Berthold, Regensb. 1880.]

hat diese Fragen im Ganzen schon richtig beantwortetet, ihre volle und gültige Lösung aber haben sie durch den von dem Minoriten P. Fidelis a Fanna entdeckten (von P. Zeiler in der Liter. Rundschau 1881 Nr. 3 veröffentlichten) Prolog zu den Sonntagspredigten gefunden. [Der Prolog, bemerkt Unkel unter dem Texte, „scheint den Forschern noch wenig bekannt geworden zu sein", weßhalb derselbe von ihm ebenfalls mitgetheilt wird.] In diesem Vorwort klagt Berthold nämlich darüber, daß seine Predigten von wenig unterrichteten Zuhörern seien aufgezeichnet worden, wobei viele Irrthümer sich eingeschlichen hätten. Er habe sich dadurch genöthigt gesehen, seine Predigten selbst niederzuschreiben, damit nach diesen lateinischen Aufzeichnungen die deutschen Nachschriften berichtigt werden möchten, und die Irrthümer nicht unter das Volk kämen. War das nun zwar der nächste Grund, der Berthold wider seinen Willen zum Schreiben veranlaßte, so verband sich damit doch auch der Wunsch, andern Predigern ein homiletisches Hülfsmittel darzubieten. Daher die öfters vorkommenden Fingerzeige, wie eine Predigt am besten für die Kanzel einzurichten, und die häufigen Verweisungen auf andere Stellen, wo der betreffende Gegenstand weitläufiger behandelt sei; daher auch in den lateinischen Reden mehr gelehrter Apparat, fleißigere Quellenangabe und ausgiebige Benutzung der Spruchpoesie. Sie sind eben, wie die Homilien des Cäsarius von Heisterbach, Materialienpredigten. Daß sie auch dem Bruder Berthold selbst, wenn nicht als Concepte, doch als Grundlage und Vorarbeit für den deutschen Predigtvortrag gedient haben, ist zwar nirgendwo gesagt, aber bei einer Vergleichung der lateinischen mit den deutschen Predigten unverkennbar. Die Uebereinstimmung ist stellenweise eine wörtliche."

Lassen wir hier noch zwei katholische Schriftsteller reden. Unkel schreibt in dem Vorwort zu seiner Schrift über Berthold von Regensburg: „Seit vielen Menschenaltern wurde sein Name nicht mehr genannt; vergessen waren die Wohlthaten, die er zur Zeit des größten poli-

tischen und moralischen Niederganges [des sogen. Interregnums] dem Vaterlande erwiesen hatte; der Staub von Jahrhunderten bedeckte in den Bibliotheken die schriftlichen Denkmale seiner wunderbaren Redegabe.“ Von Tauler schreibt Lindemann (Gesch. der deutschen Literatur. Freib. 1873, S. 304.): „In dem brausenden Sturm der späteren Streittheologie [der sogen. Reformation], unter dem schallenden Lärm der Controverspredigten wurde Tauler vergessen.“ Dieses Wort Lindemanns gilt von allen Predigern des Mittelalters.

Schließlich zu den Sätzen Geffckens die Bemerkung, daß seit Geffcken untern Andern der Protestant R. Cruel eingehend (Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter. Detmold 1879. 663 S. gr. 8.) nachgewiesen hat, daß nicht nur im 15. Jahrhundert, sondern im Mittelalter überhaupt sogar mehr als jetzt gepredigt wurde und „daß niemals ein deutscher Prediger vor einer weltlichen Gemeinde seiner Landsleute lateinisch gepredigt hat“, „daß die Sprache der öffentlichen Predigt in Deutschland von Anfang an und allzeit deutsch gewesen.“ Ein sehr empfehlenswerther, an neuem Material reicher Beitrag ist die von Stiftsvicar Dr. Linsenmayer herausgegebene „Gesch. der Predigt in Deutschland von Karl d. Gr. bis zum Ausgange des 14. Jahrh. München, 1886.“

„Laßt uns unseren vorigen Jammer ansehen, und die Finsternis, darinnen wir gewest sind. Ich acht, daß Deutschland noch nie so viel von Gottes Wort gehöret hat, als jetzt. Man spürt ja nichts in den Historien davon.“ So Luther u. a. in der „Vermahnung an die Ratsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen errichten.“ Freilich, in den Historien wird nicht gemeldet, wie durch alle Zeiten Welt- und Klostergeistliche, gottbegeisterte Männer, die durch Gelehrsamkeit und Redegabe, durch Tiefe der Gedanken und praktische Behandlung derselben hoch über Luther stehen; wie, um nur einiger zu gedenken, lange vor ihm Johannes Tauler, Berthold von Regensburg, wie zu

seiner Zeit Joh. Veghe, Geiler von Kaisersberg in Deutschland Gottes Wort verkündet haben.[1]) Die Historien sagen nichts davon, weil sie nur auffallende und ungewöhnliche Ereignisse, nicht aber das erzählen, was aller Orten landesüblich war und tagtäglich geschah. Luther hat es gesagt, „daß vor ihm Finsternis gewest ist“, und wie die Schüler jenes Philosophen des heidnischen Alterthums mit dem Worte: „Er hat es gesagt“ jeden Ausspruch ihres Lehrers als unumstößliche Wahrheit bezeichneten, so folgen ihnen bis auf den heutigen Tag die Anhänger Luthers. „Er selbst hat es gesagt“ ist für sie gleich Gottes Wort oder Evangelium. Aber wenn auch „in den Historien nichts davon zu spüren ist“: die Schriften und Predigten, von denen glücklicher Weise noch gar manche erhalten sind, lehren das Gegentheil. Luther, der Augustiner-Mönch und gelehrte Professor in Wittenberg, kannte, wie seine Schriften bezeugen, die Literatur der Vorzeit. Sein Ausspruch ist daher eine bewußte Unwahrheit, und derselben Unwahrheit machen sich mit ihm diejenigen schuldig, die noch heute sagen und lehren, vor Luther sei wenig oder gar nicht deutsch gepredigt worden.

---

[1]) Joh. Veghe, geb. c. 1430 zu Münster, Fraterherr, † 1504. Näheres über diesen bis vor kurzem vergessenen Prediger findet sich in: „Joh. Veghe, ein deutscher Prediger des 15. Jahrhdts. Von Franz Jostes. Halle 1882.“ Bald darauf sind auch die Predigten Veghes zum ersten Male herausgegeben worden von Fr. Jostes, LVI. 468 S. Halle, Niemeyer. 12 M. Geiler, geb. 1445, † 1510, hat in neuester Zeit einen Biographen und Herausgeber seiner Werke gefunden in Dr. Ph. de Lorenzi, Domcapitular: „Geilers von Kaisersberg ausgewählte Schriften. Trier, 1881—83 4 Bde.“ Geiler ließ nichts drucken außer der Oratio in synodo Argentinensi 1482.

Dr. Y.

34. Luther hat nicht die neuhochdeutsche Sprache geschaffen.

In den Lehranstalten wie in den Lehrbüchern wird die Geschichte der deutschen Literatur gewöhnlich in folgende drei Hauptperioden eingetheilt: 1) die althochdeutsche von den ältesten Zeiten bis 1150; 2) die mittelhochdeutsche von 1150 bis 1500 oder 1520; 3) die neuhochdeutsche von 1500 oder 1520 bis zur Gegenwart. Als den Anfang der dritten Periode pflegt man die „Reformation“ zu bezeichnen, wobei dann Luther als „der Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache“ gefeiert wird. Wie es sich in Wahrheit mit dieser landläufigen Behauptung verhält, mögen zunächst nur zwei protestantische Zeugen der Gegenwart, dann Luther selbst darthun.

Ueber Luther und die neuhochdeutsche Sprache schrieben die streng lutherischen ‚Hessischen Blätter‘ Mitte Nov. 1883:

„Schon öfters haben wir Anlaß genommen, auf das Wort unseres großen Schlieffen zu verweisen, des Feldherrn, Gelehrten und Staatsmannes [Martin Ernst Graf von Schlieffen, preuß. Generallieutenant und kurhessischer Staatsminister, geb. 1752, gest. 1825], daß ein gierig aufgegriffener Wahn kaum jemals dem großen Haufen sich entwinden lasse. So wird dann auch das Märchen, daß Luther die neuhochdeutsche Sprache begründet habe, sein munteres Dasein, aller Aufklärung und Berichtigung zum Trotze, noch fürder fristen. — Da es nirgends im Leben Stillstand gibt, so ist eben die alte Unrichtigkeit, gegen die schon Wieland aufgetreten, auch immer weiter gediehen und üppiger gewuchert. Bislang beschied man sich noch bei der Behauptung, daß *innerhalb* des Neuhochdeutschen Luther düringisch-meissnischer Färbung zu vermehrter Geltung verholfen habe. Es ist Solches ja auch, *nur* in ganz bedingtem und *geringem* Maße, der Fall gewesen; weder unser Vocalismus noch unser Consonantenstand sind düringisch-meissnisch oder sogen. obersächsisch — hinwider stellt

unser Neuhochdeutsch allerdings in seinen geraumen Flexionen sich näher zu den binnendeutschen Mundarten (also auch zum Niederhessischen) gegenüber den knapperen, kürzer geschürzten süddeutschen Mundarten. — Heute läßt man sich mit solchem Zugeständnisse, seitens geschichtlicher Grammatik, schon gar nicht mehr genügen. — »Luther hat das Neuhochdeutsche erfunden und zwar an einem Tage mit einem Schlage; er hat es erschaffen!«. Also belehrte Herr von Treitschke am 7. November [1883] in einer Vorlesung, die er zu Darmstadt hielt, seine Zuhörer. Der Vortrag war überhaupt in all' seinen Theilen ein Ausfluß bekannter Träumereien und geflissentlicher Irrthümer des großen Geschichtsfablers, dem dann auch das Mißgeschick widerfuhr, daß ein zahlreicher Aufbruch noch während der Rede stattfand."

„Halten wir uns hier nur an die sprachgeschichtliche Seite. Welch harmlose, kindlich befangene Vorstellung über das Wesen einer Sprache gehört dazu, über ihr Wachsthum durch so und so viele Geschlechtsfolgen, wenn Jemand vermeint: ein Einzelner vermöge Hand um kehrt, und künstlich, willkürlich eine Sprache zu schaffen!"

„Wahrscheinlich etwa, wie Herr v. Treitschke Geschichte zimmert."

„Und solch schales Zeug wird dem wissenschaftlich gebildeten (!) deutschen Volke geboten! — Man sollte sich billiger Weise mindestens fragen: ja was hat denn Luther selber als Jüngling geredet und wie hat er zuvor sich mit seinen Landsleuten verständigt, ehe er dann auf der Wartburg das Neuhochdeutsch erfand? Man lese doch nur einmal die kaiserliche Zuschrift und Vorladung, dann Luthers Erklärungen zu Worms, endlich das Deutsch seiner eigenen Bibelübersetzung — und prüfe, ob darin auch nur ein nennenswerther mundartlicher Unterschied erscheine. Wirklich unwesentlich ist die Abweichung unter einander. Gleiches gilt von der Sprache Melanchthons, Zwinglis, des Dr. Eck u. s. w. Es ist eben das Deutsch kaiserlicher Kanzleien."

„Man muß damit nicht verwechseln, wenn jene Männer, der Murner und Andere sich gelegentlich und bewußter Maßen in ihren Mundarten vernehmen lassen; solches hat auch Luther gethan, der zu Zeiten in seinen Tischreden ein anderes Deutsch, denn in der Bibel und im Katechismus handhabet. Schrieb er z. B. hier »auf pfeifen«, so spricht er dort »uf pfifen.« Jenes ist die österreichische, dieses die düringische Form. —“

„Was wohl überhaupt in den zahllosen Festesreden am 10. November durch ganz Deutschland an Blüthen und Früchten des heitersten Stiles geleistet sein mag, in sprachgeschichtlicher, gottseliger, kirchlicher, staatsmännischer Hinsicht — wer will's ermessen und wägen? Es hat ja aber auch wirklich weiter keinen Zweck! Die Feier, die sich jeder nach seinem Geschmacke mundgerecht machte, mußte eben ausgestanden werden, und sie ist es.“

„Indem wir dies schreiben, fällt uns ein Zeitungsblatt in die Hände: »Luther und Heine«. Darin heißt es: »Mit Bezug auf Luthers Bibel-Uebersetzung sagt Heine: Luther gab uns nicht bloß Freiheit der Bewegung, sondern auch das Mittel der Bewegung; dem Geiste gab er nämlich einen Leib. Er gab dem Gedanken auch das Wort. Er schuf die deutsche Sprache. Dies geschah, indem er die Bibel mit der ihm von Gott verliehenen wundersamen Kraft aus einer todten Sprache, die gleichsam schon begraben war, in eine andere Sprache übersetzte, die noch gar nicht lebte.«“

„Nun, solch' blühendem Unsinn gegenüber erscheinen allerdings die Auslassungen des Herrn v. Treitschke noch wie im Flügelkleide der Unschuld.“ [Heine hatte nichts anderes gelernt und hat daher nur den alten Unsinn wiedergekaut.]

„Was hat das deutsche Volk eigentlich vor dem Jahre 1525 geredet? Man sieht aber, wohin es führt, wenn man der urtheilslosen Menge eine Andeutung bietet; solch' wissenschaftlicher Brocken bleibt unverdaut. Aus der Mücke

bescheidener Wahrheit wird der Elephant des albernsten Humbugs."

So die ‚Hessischen Blätter'.

In der Vorrede zu dem berühmten „Deutschen Wörterbuch" der Protestanten W. und J. Grimm, einem „Nationalwerk", begonnen im Jahre 1854, heißt es Sp. XVIII: „Die hochdeutsche Sprache zerfällt in drei Perioden. Zur althochdeutschen rechnen wir ihre frühesten Denkmäler ungefähr vom siebenten bis zum elften Jahrhundert, zur mittelhochdeutschen die vom zwölften bis in die Mitte des fünfzehnten; es ist nothwendig, beide unter einander wie von der neuhochdeutschen zu sondern, weil die Formen der althochdeutschen Sprache voller und edler als die der mittelhochdeutschen sind, diese aber an Reinheit die unsrigen weit übertreffen . . . Daß bald nach 1450 mit Erfindung der Druckerei eine neue Welt in den Wissenschaften anhebt, bedarf keiner Ausführung. Erst mit dem Jahr 1500, oder noch etwas später mit Luthers Auftritt den neuhochdeutschen Zeitraum anzuheben ist unzulässig, und Schriftsteller wie Steinhöwel, Albrecht von Eib, Niclas von Wile, ja Keisersberg, Pauli und Brant, die doch schon ganz seine Farbe tragen, würden ihm damit entzogen. Seit Luther steigt nur die Fülle und freiere Behandlung der Literatur." [Heinrich Steinhöwel, Arzt in Ulm; von Eib, Domherr zu Bamberg und Würzburg, † 1475; Nik. von Wyle, Schulmeister in Zürich, Rathschreiber in Nürnberg, Stadtschreiber in Eßlingen, zuletzt Kanzler des Grafen Ulrich von Würtemberg, um 1478; Geiler von Kaisersberg, der allbekannte Prediger in Straßburg, † 1510; Joh. Pauli, Franziscaner in Straßburg, der geistesverwandte Zeitgenosse Geilers und Verfasser des Volksbuchs „Schimpf und Ernst"; Seb. Brant, der Verfasser des „Narrenschiffs", † 1525.]

Luther selbst sagt (Tischreden, Ausgabe von Aurifaber 1567, S. 52, Ausg. von Irmischer 1854, B. VI. S. 313.):

„Ich kann weder Griechisch noch Ebreisch, ich will aber dennoch einem Ebreer und Griechen ziemlich begegnen. Aber die Sprachen machen für sich selbst keinen Theologen, sondern sind nur eine Hülffe. Denn soll einer von einem Dinge reden, so mus er die Sache zuvor wissen und verstehen. Ich habe keine gewisse,

sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen Deutschen Sprache, das mich beide, Ober- und Niderlender, verstehen mögen. Ich rede nach der Sechsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige im Deutschland. Alle Reichstedte, Fürstenhöfe schreiben nach der Sechsischen und unsers Fürsten Canzeley. Darumb ists auch die gemeinste Deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Churf. Friedr. II. zu Sachsen 2c. haben im Römischen Reich die Deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen. Die Merckische Sprache ist leichte. Man merckt kaum das ein Mercker die Lippen reget, wenn er redet. Sie übertrifft die Sechsisch.“[1])

So der gesunde Menschenverstand, die Wissenschaft und Luther selber. Trotzdem und alledem wird Luther als der Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache nicht nur von dem großen Haufen der liberalen und conservativen Protestanten, sondern sogar von Koryphäen der Gelehrsamkeit noch immer vorgeführt. Statt vieler Beispiele nur eins aus der jüngsten Zeit. Zur Feier des 400jährigen Geburtstags Luthers beschloß eine Versammlung im Rathhause zu Berlin, „ein Lutherdenkmal in der ersten Hauptstadt der evangelischen Christenheit“ zu errichten, wählte zu diesem Zweck „ein aus allen Berufskreisen und allen kirchlichen Parteirichtungen bestehendes Comité“ und erließ einen Aufruf, in welchem es heißt: „Luther hat die Sprache unserer Zeit geschaffen, deren schönste Blüten die herrlichen Werke unserer großen Dichter sind.“ Als Mitglieder des Comités und Unterzeichner des Aufrufs finden wir u. A. die „berühmten“ bezw. „weltberühmten“ Professoren Gneist, Dubois-Reymond, Pfleiderer, Mommsen, v. Treitschke, Droysen, Virchow und Aegidi, den weiland Professor und als „der erste der lebenden deutschen Historiker“ gefeierten v. Sybel (seit 1875 Director der preußischen Staatsarchive), die Prediger bezw. Hofprediger Brückner, Kögel, Lisco und Hoßbach. Daß der

---

[1]) Hasak, der in s. Buche ‚Der christl. Glaube des deutschen Volkes beim Schlusse des Mittelalters‘ durch Auszüge aus ca. neunzig geistlichen Volksbüchern in einem Bilde die Entwickelung der deutschen Prosa anschaulich macht, zeigt dadurch, daß „Luthers Sprache keine reinere ist, als die seiner Zeit.“

Protestant Grimm, als der größte deutsche Sprachforscher gerade von seinen Glaubensgenossen gefeiert, längst nachgewiesen hat, daß Luther nicht die Sprache unserer Zeit geschaffen, ja, daß Luther selbst dies ausdrücklich erklärt hat — das scheinen jene Koryphäen der Wissenschaft noch immer nicht zu wissen, oder sie ignoriren es absichtlich. Kein Wunder, daß die urtheilslose Menge der Protestanten das Märchen immer weiter erzählt: sie hört und lernt ja nichts Anderes. Aber wie soll man urtheilen über die Wahrheitsliebe und Wissenschaft solcher Lehrer?

Dr. Y.

---

35. Luther ist nicht „der Gründer der (deutschen) Volksschule", nicht „der Reformator des Schulwesens".

In protestantischen Geschichts- und Lesebüchern heißt es, Luther sei der Gründer der deutschen Volksschule, die Volksschule datire erst von der Reformation, vor der Reformation sei für den Unterricht des Volkes gar nichts gethan worden. Diese Behauptung ist eben so unwahr und ungeheuerlich wie die, daß vor Luther in der Landessprache nicht oder nur selten gepredigt worden sei. Was ist unter Volksschule zu verstehen? Das Wort gehört der neueren Zeit an; was man aber darunter versteht, ist zu allen Zeiten bei allen Völkern dagewesen: es ist die Schule, in der die ersten Anfangsgründe, Lesen, Schreiben und Rechnen, ertheilt wurden, und die wir heute Elementarschule zu nennen pflegen. Was z. B. die Römer betrifft, so weiß das Jeder, der das Gymnasium durchgemacht hat, schon aus Horaz. Dieselbe Schule hatte das Mittelalter, und es mußte sie haben, denn ohne Elementarunterricht ist der höhere Unterricht, ist wissenschaftliche Bildung unmöglich. Hatte aber das Mittalter außer den gelehrten Geistlichen nicht auch gebildete Laien, Edelleute und Bürger, Juristen, Senatoren,

Kaufleute &c., welche wissenschaftlich gebildet waren? Wer das bestreiten wollte, würde sich entweder lächerlich oder der Lüge schuldig machen. Woher hatte Luther seine Elementarkenntnisse erhalten? War etwa „der vom Geiste Gottes geführte,“ „der vom heiligen Geiste geleitete Reformator,“ wie ihn der Berliner Hofprediger Baur (jetzt Generalsuperintendent der Rheinprovinz) bei dem Lutherfeste zu Erfurt im August 1883 feierte, vom h. Geiste so geleitet, daß er ohne Elementarunterricht die wissenschaftliche Bildung, die Höhe der Bildung seiner Zeit, besaß? Wurde er etwa wie die Apostel vom h. Geiste erfüllt, in verschiedenen Sprachen zu reden?

Die christliche Volksschule ist so alt wie das Christenthum. Unzertrennlich von der Verkündigung des Evangeliums war die Schule: sie war die nothwendige Ergänzung der Predigt, wie diese ein Hauptmittel zur Ausbreitung und Erhaltung der Lehre Jesu Christi, zur Einführung derselben in die Sitten und in das Leben des Volkes. Das Lehramt war zugleich ein Apostolat, ein Seelsorgeamt. Blühten in dem römischen Reiche aller Orten Unterrichtsanstalten, so bedurfte es für sie nur einer Umgestaltung im christlichen Geiste, und diese erfolgte ohne große Schwierigkeit. Anders in den Ländern, die der römischen Herrschaft nicht unterworfen waren, anders vor allen in Deutschland. Hier fanden sich keine Anknüpfungspunkte; hier mußte von Grund aus aufgebaut werden, in der That eine Arbeit, welche die größten christlichen Tugenden herausforderte: die größte Entsagung und die hingebendste Liebe, und diese Tugenden erheischten um so größere Opfer, als das Land und die Leute gleich rauh und uncultivirt waren. Dieses Werk, eins der schwierigsten und herrlichsten, welche die Geschichte aufzuweisen hat, vollbrachte die Kirche.

Die Kirche ist die Mutter der Schule, und wie zu allen Zeiten so hat sie in allen Ländern die Schule gehegt und gepflegt, getreu dem Worte des Heilandes, alle Völker zu lehren, getreu seinem Beispiele: „Lasset die Kleinen zu

mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes." Vernehmen wir aus der Masse der Zeugnisse nur einzelne. Unter der Herrschaft der Merovinger verordneten die Synoden von Orange und Valence (in der Dauphiné) im Jahre 529, daß die Seelsorgsgeistlichen an ihren Seelsorgsitzen Schulen für die Kinder des Volkes errichten sollten. Auf dem sechsten allgemeinen Concil zu Constantinopel im J. 680 wurde verordnet, alle Priester sollten an den Orten, wo sie die Seelsorge ausübten, in Dörfern und Weilern (per villas et vicos) Schulen errichten, um die Kinder der ihrer Seelsorge anvertrauten Gläubigen in den für sie nothwendigen Kenntnissen zu unterweisen. Die Synode zu Neuching (unweit München) im J. 772 unter Herzog Thassilo bestimmte, jeder Bischof solle in der Stadt eine Schule errichten und einen weisen Lehrer anstellen, welcher nach der römischen Ueberlieferung unterrichten, Lection geben und das auch nicht Geschriebene lehren könne. Wie Bischof Theodulf von Orleans im J. 797, so verordnete Bischof Arbyton von Basel († 821): „Die Priester sollen in Dörfern und Weilern Schulen halten (habeant), und wenn ihnen ein Gläubiger seine Kleinen (parvulos) zum Erlernen der Wissenschaften (literas) übergeben will, so sollen sie sich nicht weigern, dieselben aufzunehmen, sondern sie mit der größten Liebe unterrichten und nichts von ihnen annehmen, ausgenommen was ihnen die Eltern aus Liebeseifer freiwillig anbieten." Zu derselben Zeit, im Jahre 826, erklärte das Concil zu Rom unter Papst Eugen II.: „Wir vernehmen, daß in einigen Orten keine Lehrer sind und der Unterricht vernachlässigt werde. Daher befehlen wir, daß an allen Bischofssitzen und in den diesen unterstellten Pfarrgemeinden, sowie an andern Orten, an welchen sich die Nothwendigkeit ergibt, Lehrer und Unterweiser angestellt werden, welche in den freien Künsten und den Heilslehren fleißig unterrichten." Das elfte allgemeine Concil zu Rom (1179) unter Papst Alexander III. verordnete: „Da die Kirche Gottes sowohl

für die leiblichen als auch für die geistigen Bedürfnisse ihrer unbemittelten Kinder, wie es einer guten Mutter zukommt, zu sorgen gehalten ist, so soll, damit es den Armen, die auf elterliche Unterstützung nicht rechnen können, nicht an Gelegenheit fehle, lesen zu lernen und Fortschritte zu machen, an jeder Kathedralkirche dem Magister, der die Kleriker und die armen Schüler unentgeltlich zu unterrichten hat, ein hinreichendes Beneficium zugewiesen werden, auf daß so die Lehrenden keine Noth leiden und den Lernenden der Weg zur Erlangung von Kenntnissen offen stehe. Auch an anderen Kirchen und Klöstern soll das Erforderliche geschehen. Für die Erlaubniß zu lehren aber darf keine Bezahlung oder Abgabe verlangt und die nachgesuchte Erlaubniß zum Unterrichten keinem Tüchtigen versagt werden. Wer gegen dieses Verbot sich verfehlt, wird seines kirchlichen Einkommens verlustig erklärt." So nur einige Zeugnisse bis zum zwölften Jahrhundert, welche darthun, daß und wie sehr die Päpste und Bischöfe, die Concilien und Synoden die Schule förderten. Die folgenden Jahrhunderte standen ihren Vorgängern nicht nach.

Vereint mit den kirchlichen Oberhirten und durch sie bewogen, erhoben die weltlichen Fürsten, was jene verordnet oder empfohlen hatten, zum Gesetz für alle Unterthanen. So ergingen die Gesetze oder Capitularien Karls des Großen, daß in den einzelnen Klöstern und Bisthümern Schulen errichtet werden sollten (787), daß Canoniker und Mönche nicht nur Kinder der Freigeborenen, sondern auch der Unfreien um sich versammeln sollen, um sie im Lesen, Schreiben, Psalmengesang und in der Grammatik zu unterrichten (789), daß Jeder seine Kinder zur Schule schicken und daß diese mit aller Sorgfalt dieselbe so lange besuchen sollten, bis sie genügend unterrichtet seien (802). Wie der Vater, verordnete der Sohn, Ludwig der Fromme, überall, wo es noch nicht geschehen, Schulen zu gründen. Was damals geschaffen worden, wurde von den Nachkommen nicht nur als heiliges Vermächtniß bewahrt, sondern auch mit

wahrhaft bewunderswerthem Eifer durch Stiftungen mit Geld und Gut vermehrt. Die Schule war das ganze Mittelalter hindurch eine der liebevollsten Sorgen der Kirche, der Fürsten und des Volkes: für sie waren keine Opfer zu groß, und daß sie nicht vergebens gebracht waren, zeigten die herrlichen Früchte.

Ein lehrreiches Beispiel, wie in Deutschland die Schule eingeführt wurde, gewähren die Ostseeländer. Wie die alten Deutschen waren die slavischen Preußen nebst den benachbarten Völkerstämmen Heiden und als solche eben so erbitterte Feinde des Christenthums wie des Friedens: wie weiland die Sachsen verheerten sie die Nachbarländer, wie jene wurden auch sie mit Waffengewalt unterworfen. Aber auch hier kamen mit den Männern des Schwertes die Männer des Kreuzes, um die Götzendiener zu Kindern Gottes umzubilden. Hier geschah auf kleinem Gebiete und in schnellerer Folge, was in Deutschland im Großen sich vollzog und längere Zeit erforderte: die Sieger brauchten nur die Erfahrungen der Vergangenheit zu befolgen. Und so geschah es. Waren früher die Benedictiner in der Gründung von Schulen thätig gewesen: die Cisterzienser setzten die Arbeit fort. An die Cisterzienser reihten sich die Franciscaner und Dominicaner. Wie sie ihre Sendung von Rom erhielten, so von dort die größte Unterstützung. Papst Honorius III. forderte die Bischöfe und Gläubigen Deutschlands, Polens und Schwedens auf, den Bischof Christian (1215—1245) mit den nöthigen Mitteln zu unterstützen. „Es ist durchaus nothwendig," schrieb der Papst, „Schulen für die preußischen Knaben zu errichten, damit sie zur Bekehrung ihrer Volkes lernen, wirksamer als Fremdlinge (advenae) zu predigen und das Evangelium zu verkündigen." Papst Innocenz IV. erließ (1246) an die Vorsteher der Klöster die Aufforderung, der Schwesterkirche in Preußen, Livland und Esthland, die gar großen Mangel an den nöthigen Büchern habe, von dem Ueberfluß der ihrigen zu spenden oder für sie Bücher schreiben und

ihnen das mangelnde Schreibmaterial zukommen zu lassen. Der päpstliche Legat Wilhelm von Modena, eben so thätig wie weise in der Bekehrung der Heiden, übersetzte den Donat, das allbekannte Schulbuch, in die preußische Sprache. Wie Bischof Christian, so sorgte für Errichtung von Schulen dessen Nachfolger Wilhelm von Apeldern (Apelern, Aplern bei Rinteln?), erst Domherr in Bremen, dann päpstlicher Legat, später Erzbischof von Livland und Preußen, der Stifter des Ordens der Schwertbrüder, der Gründer der Stadt und des Bisthums Riga, der Apostel von Livland. Mit der Einrichtung der Diöcesanverwaltung und der Gründung von Städten und Dörfern entstanden überall Schulen. Es ist derselbe Gang der Dinge, wie er vor Zeiten zwischen Rhein und Elbe und dann darüber hinaus erfolgt war. Es war nur die Wiederholung einer alten Satzung, wenn Bischof Hermann von Ermland (1338 bis 1350) in den Statuten für die Städte die Bürger auffordert, ihre Kinder zur Frömmigkeit zu erziehen und sie in den Schulen Lesen, Schreiben, Singen und Rechnen lehren zu lassen, und ebenso wenig Neues liefert die Mittheilung, daß in den Acten der Stadt Braunsberg die Vormünder oft ermahnt werden, ihre Mündel zur Schule zu halten. Alle diese Nachrichten bestätigen nur die Thatsache, daß die Schule als eine der wichtigsten Anstalten betrachtet und gepflegt wurde.

(Ueber die Ostseeländer vgl. Krebs, Deutsche Geschichte III. 520 ff. Eine kurze Geschichte des Unterrichtswesens in Ermland im Mittelalter enthält das Braunsberger Gymnasialprogramm von Dir. Prof. Braun vom J. 1865, eine auf eingehenden literarischen Studien und ungedruckten archivalischen Nachrichten beruhende Arbeit.)

Die Schulen des Mittelalters waren Kathedral- oder Dom- und Stiftsschulen, Pfarr- oder Kirchspielsschulen (Stadt- und Dorfschulen) und Klosterschulen. Jene waren die älteren, die Pfarr- oder Kirchspielsschulen die jüngeren; beiden gleichzeitig entstanden die Klosterschulen. Die Ausbreitung des Christenthums erforderte Mitarbeiter des Bischofs,

denen bestimmte Bezirke, Gaue oder Gemeinden, als Pfarr- oder Kirchspiel zugewiesen wurden; sie spendeten das Wort Gottes und die heiligen Sacramente, sie waren die Schulhalter. Da das Kirchspiel immer größer und die Arbeiten des Pfarrers immer zahlreicher wurden, so erhielt er nachmals einen Gehülfen für die Schule. Dieser Gehülfe war ursprünglich wohl nur ein Geistlicher. So verordnete die Synode zu Nantes im Jahre 895, „daß jeder Seelsorgsgeistliche einen Kleriker bei sich haben solle, damit dieser ihn bei Abhaltung des Gottesdienstes unterstütze, Schule halte und die Pfarrgenossen ermahne, ihm Kinder zum Erlernen des Glaubens zur Kirche zu schicken, wo er sie selbst darin unterweise." Im Fortgange der Zeit erscheint als Gehülfe für die Schule, namentlich in den Dörfern, der Küster (custos), Cantor oder Glöckner (campanarius, campanator). So heißt es in den Beschlüssen der Synode zu St. Omer im J. 1183: „Da die Schulen zur Heranbildung aller derjenigen dienen, denen einmal die Leitung der weltlichen und geistlichen Angelegenheiten in Staat und Kirche obliegen soll, so befehlen wir, daß in allen Städten und Dörfern die Pfarrschulen, wo sie zerfallen, wiederhergestellt, wo sie noch erhalten sind, mehr und mehr gepflegt werden. Zu dem Ende sollen die Pfarrer, Behörden und angesehenen Gemeindeglieder dafür besorgt sein, daß den Lehrern, wozu auf dem Lande die Küster verwendet zu werden pflegen, der nöthige Unterhalt verschafft werde. Die Schule aber soll in einem passenden Hause in der Nähe der Pfarrkirche eingerichtet sein, damit einerseits die Lehrer vom Pfarrer und den Notabeln leichter beaufsichtigt, anderseits die Schüler in die Uebungen der Religion bequemer eingeführt werden können." (Luther sagte später in den Tischreden: „Die Schule muß das Nächste bei der Kirche sein.") Die älteste bekannte Nachricht über die Einrichtung einer solchen Schule, die darum auch wohl Küsterschule genannt wurde, hat sich durch eine Verordnung des Erzbischofs Engelbert II. von Köln vom J. 1270 erhalten, die in neuester Zeit in dem

Pfarrbuche des in der Diöcese Paderborn gelegenen Dorfes Bigge bei Brilon entdeckt worden ist. (Seibertz, Urkundenbuch zur Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen. Arnsberg 1839—54. B. I. S. 579).

In edlem Wetteifer und in innigem Vereine mit der Kirche entstanden im dreizehnten Jahrhundert mit dem Aufblühen der Städte die sogenannten Stadt- oder Rathsschulen (scholae senatoriae), die sich indeß nur dadurch von den bisherigen Schulen unterschieden, daß die Stadtobrigkeit die Schule unterhielt und die Anstellung der Lehrer (Patronat) besaß; im Uebrigen standen sie unter Aufsicht der Kirche, wie sie denn auch erst nach eingeholter Erlaubniß des Bischofs gegründet und nach der Kirche benannt wurden, zu deren Bezirk sie gehörten. Nichts ist geschichtlich unwahrer, als die Behauptung, die Stadtschulen seien aus dem Streben nach Unabhängigkeit von der Kirche, aus Opposition gegen die Kirche hervorgegangen, wie dies z. B. früher Cramer, in neuester Zeit Kaemmel behauptet hat. (Cramer, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters. Stralsund 1842. S. 246. Kaemmel, Gesch. d. deutschen Schulwesens im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit. Leipzig 1882. S. 265.) Die Unwahrheit ergibt sich nicht nur aus einer unbefangenen Behandlung der Zeugnisse und Thatsachen, sondern ist auch wiederholt dargethan worden, so unter Andern von Meister und Stöckl. (M. Meister, Die deutschen Stadtschulen und der Schulstreit im Mittelalter. Ein Beitrag zur Schulgeschichte des Mittelalters, Programm des Gymnasiums zu Hadamar, 1868; Stöckl, Lehrb. der Geschichte der Pädagogik. Mainz 1876. S. 156 ff. Ueber Kaemmels Tendenz, Vorurtheile, unhaltbare bezw. romanhafte Behauptungen und Unkenntniß katholischer Einrichtungen vgl. die Recension von Norrenberg im Liter. Handw. von Hülskamp, Nr. 326, Sp. 774.)

Hatten die Dom-, Stifts- und Klosterschulen für die Elementarfächer eine untere Classe, auch kleine Schule (parva schola) genannt, so fügten die meisten Städte ihren Schulen eine höhere Classe für die lateinische Sprache hinzu, die große Schule. Eine solche für den Elementarunterricht und die lateinische Sprache bestehende Schule hieß daher

auch wohl lateinische Schule oder, weil sie auch im Trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) unterrichtete, Trivialschule. Wir haben da dieselbe Erscheinung wie bei den Dom-, Stifts- und Klosterschulen: die Elementarschule oder kleine Schule verschwindet vor der großen oder lateinischen Schule, wie denn überhaupt die moderne Bezeichnung Elementarschule oder Volksschule nicht gekannt war, obgleich diese Schule in Wirklichkeit vorhanden war, weil sie vorhanden sein mußte. Gibt es doch Thatsachen, die aus der Natur der Dinge sich von selbst ergeben, und dazu gehört vor Allem die Elementarbildung.

Daß die Landes- oder Volkssprache seit den ältesten Zeiten eifrig gepflegt wurde, geht nicht nur daraus hervor, daß jedes bekehrte Volk seine Sprache behielt, sondern es versteht sich auch so zu sagen von selbst. Wie hätten die Glaubensboten ein fremdes Volk bekehren können, wenn sie nur in ihrer Sprache gepredigt und unterrichtet hätten! Aber die Pflege der Volkssprache wird auch durch Verordnungen ausdrücklich bestätigt; sie bekunden „die althochdeutschen Denkmäler", die homiletischen und katechetischen Schriften, die Glaubensbekenntnisse, Gebete und Beichtformeln, die Bibelübersetzungen, die Glossen und Erklärungen zur Bibel und andern Werken, die Erzeugnisse der Poesie, so die Evangelienharmonieen, der Heliand, das Ludwigslied. An die ersten Jahrhunderte reihten sich die folgenden. In seiner Muttersprache lernte, betete und sang das Volk in Stadt und Land, in den weiten Hallen der Kirche wie in den engen Räumen des Hauses, in der Schule wie in Gottes herrlicher Natur. Leider ist der Nachwelt nur Weniges davon erhalten, Weniges im Verhältniß zu dem, was der stets sprudelnde Quell, was die schöpferische Kraft des Volksgemüthes in christlicher Begeisterung und Liebe für Schule und Haus geschaffen hat. Aber das Wenige genügt zur Erhärtung der Thatsache: die Pflege der Volkssprache ist so alt wie die Kirche; durch die Kirche hat die Volkssprache ihre schönste Ausbildung erhalten.

Ein tüchtiger Kenner des Schulwesens im Mittelalter, Prof. Meister in Hadamar, schreibt („Die deutschen Stadtschulen und der Schulstreit im Mittelalter“ S. 3): „Daß überall, wo allmählich ein geordnetes Pfarrsystem organisirt wurde, bei den einzelnen Pfarrkirchen auch für den Jugendunterricht Sorge getragen wurde, wenn dies nicht durch Dom-, Kloster- und Stiftsschulen geschehen war, die sich ja auch mit dem Elementarunterrichte befaßten, läßt sich schon aus den oben erwähnten Bestimmungen der Kaiser, Concile und Bischöfe schließen, wenn es nicht aus der Natur der Sache von selbst hervorginge. Wenn sich nun aber für das Dasein von Pfarrschulen bis zum zwölften Jahrhundert bis jetzt kaum besondere urkundliche Belege auffinden ließen, so ist dieses durchaus noch kein Beweis, daß es wirklich keine gegeben habe, zumal da man diese Schulen als besondere Anstalten gewöhnlich gar nicht erwähnte, weil sie überall als mit der Kirche verbunden und zu ihr gehörend weder selbständig waren, noch eine feste Dotation hatten. Ueberdies sind tausend und tausend Urkunden besonders im Bauern- und im dreißigjährigen Kriege durch Verwüstung der Klöster und Stifter zu Grunde gegangen, und selbst die einfachsten Pfarregistraturen auf dem Lande sind vielfach der Plünderung nicht entgangen und reichen oft kaum in den Anfang oder die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinauf.“ Ueber das Bisthum Ermland schreibt Braun S. 6: „So wie nun an die Kathedralkirche sich die Kathedralschule anschloß, ebenso waren mit den entstehenden Parochieen zugleich Pfarrschulen gegründet worden. Gleich nach seinem Einzuge in die Diöcese hatte Bischof Anselmus mit dem deutschen Orden über Anstellung und Absetzung der Schulmeister unterhandelt und gesteht in einem Schreiben von 1251 dieses Recht dem Orden zu in demjenigen Theile seiner Diöcese, welcher zum Ordensterritorium gehörte. Es geht hieraus hervor, daß es damals schon Volksschulen gab, als noch kaum die Städte Elbing (1237) und Braunsberg (1255) erbaut waren; was

man auch daraus folgern kann, daß die bald darauf erfolgte Gründung der Kathedralschule nicht hätte erfolgen können, wenn es nicht schon früher Volksschulen gegeben hätte. Nun waren aber Elbing und Braunsberg die ersten Parochialkirchen im Ermlande, wo also bereits vor der Gründung der Kathedralschule Pfarrschulen bestanden haben müssen, wiewohl in den Documenten die Pfarrschule in Elbing erst 1300, die Schule in Braunsberg erst 1403 zum ersten Male erwähnt wird. In den alten Documenten ist überhaupt von den Schulen selten die Rede, weil diese integrirende Theile der Kirche waren, und die Lehrer nicht also wie die Pfarrer feststehenden Landbesitz hatten, sondern auf einen bestimmten Zeitraum für ein bestimmtes jährliches Honorar in Sold genommen wurden." Wenn Voigt, Geschichte Preußens V. 386, VI. 755 behauptet, „daß selbst zu den Zeiten des Hochmeisters Winrich von Kniprode [1351 bis 1382] sich noch keine Spuren von Schulen auf den Dörfern finden," so bemerkt dagegen mit Recht Braun S. 7: „Es folgt hieraus aber keineswegs, daß es auch keine gegeben habe," eine Bemerkung, die noch für viele andere Dinge gilt. Indem Braun den bekannten Erlaß des Papstes Eugen II. vom J. 826 citirt, bemerkt er ferner: „Demnach ist nicht denkbar, daß der Unterricht der Jugend von den Pfarrern sollte vernachlässigt worden sein," was dann weiter nachgewiesen wird.

Stöckl (Gesch. der Pädagogik S. 119) schreibt: „Die Bemühungen der Kirche hatten denn auch den besten Erfolg. Schon vor 1124 bezeugte der berühmte Abt Guibert von Nogent, daß sich in Frankreich keine Stadt und kein Flecken finde, woselbst nicht eine Schule offen stünde. Und im Jahre 1576, also 450 Jahre später, betheuert der Bischof Claudius von Evreux abermals, daß vor den Wirren der »Reformation« in seinem Sprengel keine Pfarrei von einiger Bedeutung ihrer eigenen Schule und besonderer Stiftungen zu dieser Schule entbehrt habe; nach der »Reformation« sei es allerdings anders geworden. Im Jahre 1378 unter=

richteten in Paris bloß an den Pfarrschulen 41 Lehrer; zu Köln gab es im Jahre 1400 acht, zu Breslau achtzehn Pfarrschulen. Der [protestantische] Geschichtschreiber Palacky [in Prag, † 26. Mai 1876], welcher sich beim Durchsuchen böhmischer Urkunden aus dem Ende des vierzehnten und dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts der Mühe unterzog, alle zufällig vorkommenden Lehrer zu notiren, macht die Mittheilung, daß die Diöcese Prag um das Jahr 1400 zum mindesten 640 Schulen besaß. In der Periode, von welcher Palacky redet, zerfiel Deutschland in 63 Bisthümer. Viele davon hatten einen ausgedehnteren Umfang, standen auf höherer Culturstufe und umschlossen mehr große Städte, als das Gebiet von Prag. Nehmen wir indeß an, es habe trotzdem keine Diöcese mehr als 640 Schulen unterhalten, so ergibt sich desungeachtet für Deutschland die Summe von etwa 50,000 Volksschulen. Wir müssen hierbei noch bemerken, daß auch die Anstalten für den höheren Unterricht, die Kloster-, Dom- und Stiftsschulen [sowie die Stadtschulen], mit dem Elementarunterricht begannen, wodurch die Zahl der Elementarschulen im Mittelalter sich als noch viel größer herausstellt. Wie man da noch von einer Vernachlässigung der Volksschule im Mittelalter sprechen könne, entzieht sich allem Verständniß, und kann nur aus blinder Parteileidenschaft erklärt werden."

Wie außer dem gesunden Menschenverstand die wahre Geschichte lehrt, ist also Luther nicht der Gründer der Volksschule. Aber Mancher wird vielleicht sagen: „Nun, auf die Worte kommt es nicht an; sie sind nicht so strenge zu nehmen. Luthers Verdienst bleibt doch insofern bestehen, als die Volks- oder Elementarschule durch ihn eine große Verbesserung und Verbreitung erhielt," oder wie es in dem Aufruf der Mitglieder des Protestantenvereins zur Lutherfeier 1883 hieß, als „Luther der größte Vertreter des deutschen Protestantismus ist, in dessen Principien die neue Entwicklung des Schulwesens gegründet ist." Bescheidener sprachen die Gegner des Protestantenvereins, „die Getreuen

des Consistorial- und Pastoral-Regiments:“ in ihrem Aufruf wurde nur „sein Verdienst um die Volksschule“ angeführt. Aber wie mit dem „Gründer“ ist es mit „der neuen Entwickelung des Schulwesens“ und „seinem Verdienst um die Volksschule“ gleich Null. Wir fragen: Hat Luther etwa einen neuen Schulplan aufgestellt? Hat er eine neue Methode zur Erleichterung des Unterrichts geschaffen? Weder Luther selbst, noch einer seiner Mitarbeiter hat etwas hinterlassen, was darauf hinweist, und bisher haben die eifrigsten Forscher auf dem Gebiete des Schulwesens, die scharfsinnigsten Combinationen nichts zu Tage gefördert, was zum Beweise oder auch nur zur Unterstützung einer bejahenden Antwort jener Fragen dienen könnte.

Luther war ein begeisterter Freund der Schule. „Wenn Schulen zunehmen,“ erklärte er u. A., „so steht es wohl und die Kirche bleibt rechtschaffen. Junge Schüler und Studenten sind der Kirche Samen und Quellen. Um der Kirche willen muß man christliche Schulen haben und erhalten. Gott erhält die Kirche durch die Schulen.“ Aber diese Begeisterung bot doch nichts Neues dar: dieselbe Begeisterung hat die katholische Kirche für alle Schulen, für die niederen wie für die höheren, zu allen Zeiten documentirt und bethätigt; diese Begeisterung ist das Einzige, worin Luther von der Kirche nicht abgefallen ist. Wir fragen weiter: Wie stand es aber mit der Bethätigung bezw. mit dem Erfolge? Hat Luther in der Förderung des Schulwesens Großes geleistet? Auch hier lautet die Antwort verneinend. Enoch Widemanns Stadtchronik von Hof (Janssen Gesch. des deutschen Volkes II. 300, Kellner, Erziehungslehre I. 240) berichtet: „Um das Jahr 1525 fingen die Schulen an zu fallen, so daß fast Niemand mehr seine Kinder in die Schule schicken und studiren lassen wollte, weil die Leute aus Luthers Schriften so viel vernommen, daß die Pfaffen und Gelehrten das Volk so jämmerlich verführt hätten, daher denn Jedermann der Pfaffen Feind ward, daß man sie verhöhnte und vexirte, wo man konnte.“

Und Veit Dietrich von Nürnberg († 1549), Luthers Schüler, Tischgenosse und Amanuensis, Prediger an der St. Sebaldskirche (Böttcher, Germania sacra. S. 253, 720 und 967), klagt: „Gleichwie dort [in der katholischen Kirche] des Gebens kein Maß noch Ende gewesen, also will jetzund Niemand den Seckel aufthun, noch mit einem Heller den armen Kirchen, den zerfallenen Schulen, den armen, nöthigen, bedrängten Leuten helfen, so doch die große Noth uns vor der Thüre steht, daß zu besorgen, wo reiche Leute nicht dazu helfen und seine junge Knaben mit ihrer Hilfe zum Studiren fördern, unsere Nachkommen werden vom Worte wegkommen.“ Luther selbst erklärte, früher habe man keine größere Sünde gekannt, als daß ein Lehrer seine Schüler vernachlässige, und man habe für Klöster, Stifte und Schulen reichliche Gaben gespendet, jetzt lasse man allenthalben die Schulen zergehen. „Ich habe nun viel gepredigt und geschrieben, daß man in Städten sollt gute Schulen aufrichten, damit man gelehrte Männer und Weiber aufzöge, daraus christliche gute Pfarrherrn und Prediger würden und das Wort Gottes reichlich im Schwang bliebe; so stellt man sich so faul und lässig dazu, als wollte jedermann verzweifeln an der Nahrung und zeitlichem Gut, daß mich dünkt, es will dahin kommen, daß Beide, Schulmeister, Pfarrherr und Prediger werden müssen vergehen und sich zu Handwerk oder sonst wegthun, daß sie das Wort fahren lassen und sich des Hungers erwehren.“ (Sämmtl. Werke B. 41 S. 131 ff. Hamburger Briefe. Berlin 1883 S. 903.)

Luther bezw. die „Reformation“ interessirte sich vorzugsweise für die Mittelschule. Die Mittelschule des Mittelalters (Dom-, Stifts- und Klosterschule sowie die spätere Stadtschule) hatte außer den alten Sprachen auch die deutsche gepflegt. Luther und seine Mitarbeiter pflegten nur die alten Sprachen, zum Schaden der deutschen Sprache und zum Schaden der christlichen und deutschen, oder wie heute der welsche Ausdruck lautet, der „nationalen“ Gesinnung. Im Jahre 1524 schrieb Luther seine Vermahnung

an die Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollten. Er wies zunächst darauf hin, daß man soviel für Wege, Dämme ꝛc. thue, um so mehr aber auch der Jugend gedenken solle, die bisher in den Klöstern nichts gelernt habe, jetzt aber besser und leichter lernen könne, weil es nicht an tüchtigen Lehrern fehle (?) . . . „Braucht man doch zum weltlichen Regiment tüchtige und wohl gebildete Leute, wo aber sollen solche in Zukunft herkommen ohne Schulen? Sage man doch nicht, daß die alten Sprachen unnütz seien, und daß man sich mit dem Deutschen allein behelfen könne. Die alten Sprachen sind nütze, die hl. Schrift zu verstehen, weßhalb der Teufel wohl roch, daß durch ihr Studium sein Reich verlieren werde. So lieb uns das Evangelium ist, so fest lasset uns an den Sprachen halten. Die Sprachen sind die Scheide, darin das Wort Gottes, dies Messer des Geistes stecket, sie sind der Schrein, darin man dies Kleinod trägt. Als nach der Apostel Zeit die Sprachen aufhörten, nahmen auch Glauben und Evangelium ab. Ein christlicher Lehrer muß sprachkundig sein, sonst kann er das Wort Gottes nicht auslegen und irret, wie St. Augustinus und Andere geirret haben. St. Bernhard ist ein Mann von großem Geiste gewesen, aber siehe, wie oft er mit der h. Schrift (geistlich) gespielt und sie falsch gedeutet hat.“ Wenn die Brüder Waldenser die Sprachen verachten, so kann sie Luther deßhalb nicht loben Er meint, er hätte auch wohl können fromm sein und in der Stille recht predigen; aber den Papst und die Sophisten und das ganze antichristliche Regiment würde er ohne die Sprachen nicht haben besiegen können.

In demselben Jahre arbeitete Luther auch einen Schulplan aus, welchen er durch Spalatin dem Kurfürsten von Sachsen vorlegen ließ. Dieser Plan findet sich nicht mehr, und Luther selbst erwartete keinen großen Erfolg davon. Sein Freund Melanchthon scheint ihn für seine Schulordnung vom Jahre 1528 benutzt zu haben. Diese

ist jedoch ziemlich kurz. Er spricht darin von drei Haufen, d. h. Abtheilungen der Kinder (Knaben). Der erste soll Lesen lernen und zwar im Handbüchlein, das Vaterunser, den Glauben und Gebete. Dann wird flugs zum Lateinischen geschritten und empfohlen, Vocabeln zu lernen, daneben auch zu schreiben und zu singen. Der zweite Haufen lernt Grammatik (lateinische), tractirt Aesops Fabeln, lernt einzelne Gespräche (lateinische) des Erasmus [von Rotterdam 1467—1536] und Sentenzen der Poeten. „Kein größerer Schaden allen Künsten mag zugefügt werden, sagt Melanchthon bei dieser Gelegenheit, wenn die Jugend nicht wohl in der Grammatik geübt wird. Einen Tag in der Woche sollen die Kinder auch die christliche Unterweisung lernen. Es soll der Schulmeister den ganzen Haufen hören, also, daß einer nach dem andern aufsage das Vaterunser, den Glauben und die zehn Gebote. Auf eine andere Zeit sollen diese Stücke auch einfältig und richtig ausgelegt werden. Daneben sollen die Knaben auch noch etliche leichte Psalmen auswendig lernen. Auch das Evangelium des Matthäus soll grammatice exponirt werden. Der dritte Haufe soll Nachmittags in der Musik geübt und hiernach sollen Virgil und Ovids Metamorphosen gelesen werden, auch Ciceros Briefe und dessen Werk von den Pflichten. Zur Uebung in der Grammatik soll man construiren lassen, im Decliniren üben und die Redefiguren merken. Vormittags soll man bei der Grammatik bleiben, und wenn die Knaben in der Etymologie und Syntax wohl bewandert sind, auch zur Metrik schreiten und im Versmachen üben. Ist die Grammatik genugsam geübt, so soll man zur Dialektik und Rhetorik übergehen. Auch soll alle Woche einmal Schriftliches, als Briefe oder Verse, gefordert werden. Die Lehrer müssen die Knaben fleißig anhalten, lateinisch zu reden und selbst mit den Schülern so viel wie möglich in dieser Sprache verkehren.“ (Kellner Erziehungslehre I. 248. Ausführlicher Stöckl Gesch. der Pädagogik, S. 215 f.)

In seinem Visitationsbüchlein von demselben Jahre

1528 erklärt Melanchthon: „Erstlich sollen die Schulmeister Fleiß ankehren, daß sie die Kinder allein Lateinisch lehren, nicht Deutsch oder Griechisch oder Hebräisch, wie etliche bisher gethan, die armen Kinder mit solcher Mannigfaltigkeit beschweren, die nicht allein unfruchtbar, sondern auch schädlich ist.“ Insofern diese Forderung eine Ueberbürdung zu vermeiden bezweckte, war dieselbe berechtigt; aber daß auch nicht Deutsch gelehrt werden sollte, war doch eben so einseitig wie undeutsch.

Melanchthon wurde und wird als Praeceptor Germaniae (Lehrmeister Deutschlands) gefeiert. Wie jener Grundsatz in die Praxis eingeführt bezw. mit welcher Einseitigkeit er durchgeführt wurde, und welche Früchte daraus hervorgingen, mögen u. a. zwei protestantische Zeitgenossen darthun. Der Schlesier Valentin Friedland (1490—1556), oder wie er sich nach seinem Geburtsorte nannte: Trotzendorf, führte in die Schule zu Goldberg die Verfassung der alten Republik ein, indem er dieselbe in sechs Classen, jede in Tribus theilte, aus den Schülern Oekonomen für Aufrechthaltung der Hausordnung, Ephoren für die Aufsicht bei Tische und Quästoren bestellte, letztere mit der Aufgabe, den pünktlichen Besuch des Unterrichts zu überwachen, die Faulen anzuzeigen, Themata zu stellen, über welche bei Tische in lateinischer Sprache disputirt werden mußte; indem er ferner einen Schülermagistrat oder Schülersenat ernannte mit einem Consul, zwölf Senatoren und zwei Censoren, die monatlich wechselten und von den Tribus gewählt wurden. An der Spitze des Regiments stand er als Dictator perpetuus. Alle Schulacte fanden in lateinischer Sprache statt, und ein Lobgedicht auf die Anstalt konnte deshalb in Wahrheit sagen, „daß die Muttersprache unter den Knaben verstummt sei“. Ein anderes Lobgedicht auf den Rector Trotzendorf selbst rühmte diesem nach: „So hat er Allen die römische Sprache eingegossen, daß es für schimpflich gehalten wird, deutsch zu sprechen, daß man selbst Knechte und Mägde Latein sprechen hört und Goldberg nach

Latium versetzt glaubt.“ Mit dem Tode Trotzendorfs verfiel bald die Schule, „so daß sich kaum hundert Jahre später in demselben Goldberg, dessen Knechte und Mägde Latein gesprochen hatten, nur noch ein einziger Bürger fand, der ein Brieflein oder eine Bittschrift machen konnte. (Pinzger, Val. Friedland Trotzendorf. Hirschberg 1825. Kellner I. 254 ff., Stöckl 222 ff.) Dasselbe Ziel verfolgte und förderte Johannes Sturm, geboren 1507 zu Schleiden in der Eifel, Rector in Straßburg 1538—1583 und dort gestorben 1589. Er erklärte es für „einen allgemeinen Uebelstand (publicum et commune malum), daß die Knaben nicht von Kindesbeinen an Lateinisch hörten, und preist deshalb die Kinder der alten Römen glücklich. Lehrern und Schülern war daher verboten, deutsch zu sprechen, und das Spiel wurde nur unter der Bedingung gestattet, das man sich dabei der lateinischen Sprache bediene.“ Die Schule, welche aus zehn Classen bestand, lehrte fast nur Latein und Griechisch. Deutsches Lesen und Rechtschreiben fiel ganz weg, in den acht untern Classen auch Rechnen; Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften wurden nicht betrieben. „Sturms Begeisterung für die Sprache Roms grenzt an Narrheit, wenn er gelegentlich im Uebermaße des Selbstgefühls sagt: Im Schreiben, Commentiren, Declamiren und Sprechen glaube ich uns nicht bloß als Nachtreter der Meister zu erblicken, sondern als solche, welche es der besten Zeit Athens und Rom gleichthun!“ (Kellner I. 258. Näheres über Sturms Schulplan bei Stöckl 225 f.)

Das war die durch Luther bewirkte „neue Entwickelung des Schulwesens“: die Muttersprache wurde verleugnet und unterdrückt. Die Früchte dieser Entwickelung sind im Fortgange der Zeit gereift: das Volk nahm nicht zu an Kenntnissen und Bildung, die deutsche Sprache wurde so barbarisch, daß die meisten Schriften aus den folgenden Jahrhunderten heute kaum zu verstehen sind.

(Außer den Werken von Kellner und Stöckl sind zu empfehlen ‚Geschichtliche Notizen über Volksschulen vom 9. bis 14. Jahrh.

Gesammelt von H. Schonlau. Paderborn 1885‘, ‚Gesch. des Unterrichtswesens in Deutschl. von d. ältest. Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrh. Von Franz Ant. Specht. Stuttg. 1885‘, für die Geschichte der Stadtschulen die auf reichem urkundlichen Material beruhende ‚Geschichte der Schulen im alten Herzogthum Geldern. Ein Beitrag zur Geschichte des Unterrichtswesens Deutschlands und der Niederlande. Von Friedr. Nettesheim. Düsseldorf 1879—1882‘; als kurze Uebersicht ‚Das Volksschulwesen im Mittelalter. Von Dr. H. J. Schmitz‘. Frankfurter Broschüren 1881.)

In dem Aufruf des Protestanten-Vereins zur Lutherfeier im Jahre 1883 heißt es: „Luther hat jenes Nationalgefühl wachgerufen, dessen letzte Frucht das neue Deutsche Reich ist; er hat die Sprache unserer Zeit geschaffen, deren schönste Blüthen die herrlichen Werke unserer großen Dichter sind. [Vergl. den Artikel: „Luther ist nicht der Gründer der neuhochdeutschen Sprache.“] Er ist der größte Vertreter des deutschen Protestantismus, in dessen Principien neben der religiösen Tiefe die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung auf allen Gebieten [?], die neue Entwickelung des Schulwesens, die Gleichheit Aller vor dem Gesetz [siehe die Ausnahmegesetze gegen die Katholiken!], die Entfesselung aller wirthschaftlichen Kräfte [Vgl. damit Luthers Klagen über den Wucher rc.], die Ausbildung der politischen und bürgerlichen Selbstverwaltung [?] gegründet sind.“ Hört man diese und andere Stimmen von Protestanten, — z. B. die Herren von der „Lutherstiftung“, welche gleichzeitig wieder die Behauptung in die Oeffentlichkeit geschleudert, daß Luther „das Schulhaus neben die Pfarre setzte“ — so gibt es kein Verdienst: Luther hat es besessen; keine Gründung: ihm ist sie zu verdanken. Luther aber hat, wie das der Dichter von „Dreizehnlinden“, F. W. Weber (Gedichte S. 153) vortrefflich ausdrückt, nur *Eins* gegründet:

„Deutschland war krank im Süden und Norden,
Wär' aus sich selbst wohl gesund geworden;
Da kam ein Arzt ihm überzwerch,
Das war der Doctor von Wittenberg,
Der schnitt es frischweg in zwei Halben.

Begonnte darauf zu baden und salben
Die Kreuz und Quere Zoll für Zoll
Mit starken Sprüchen, das konnt' er wohl:
Indeß das Kranke ward immer kränker.
Darauf die Denker und Völkerlenker,
Die salbten und badeten wechselweis,
Das thun sie noch mit großem Fleiß
Und pflastern und nähn die getrennten Glieder:
Wird doch kein heiles Deutschland wieder."

Dr. Y.

---

36. Revolution — nicht Reformation

war die im sechszehnten Jahrhundert sich vollziehende Glaubensspaltung.

Das Christenthum hatte im Mittelalter die Völker des christlichen Europa zu einer großen Familie unter einem väterlichen Haupte vereint. In dieser christlichen Republik herrschte das Gesetz Christi und feste Ordnung in der Familie, in den Innungen, in den Gemeinden, in den Staaten. Der Ackerbau, der Handel, die Industrie blühte, Kunst und Wissenschaft hoben sich immer mehr, und die Zukunft berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, — wäre nicht die Neuzeit mit ihrem völlig anders gearteten Charakter hereingebrochen.

Die schon vorhandenen Keime der Zerstörung wuchsen mächtig empor, alte und neue Stürme zeigten sich auf dem Plan. Neue Einrichtungen, an sich vielfach wohlthätig, erschütterten die altgewohnte Ordnung. Die Einführung des Postwesens, die Auflösung des Ritterthums, die Erfindung des Schießpulvers, die Errichtung stehender Heere, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung neuer Welttheile, das Wiederaufleben der altklassischen Literatur mit ihrem specifisch heidnischen Geiste, die Begründung des monarchischen Absolutismus in England und den romanischen Staaten, die Schwächung der Königsgewalt in Polen, Ungarn

und bei den germanischen Völkern, — Alles das brachte die Geister in Gährung, erregte den Hang zum Neuen und Mißtrauen gegen das Alte, rüttelte an bewährten Institutionen, weckte neue Bedürfnisse, schuf Unzufriedenheit, erhöhte die Selbstsucht und den Werth des Individuums gegenüber der Communität, rief einen ungeordneten Freiheitsdrang hervor, deckte mehr oder weniger verborgene Schäden schonungslos auf, vergrößerte dieselben, verminderte die Achtung und das Vertrauen gegenüber geistlicher und weltlicher Obrigkeit und erschütterte das Prinzip der Autorität.

Jene Epoche an der Grenzscheide des Mittelalters und der Neuzeit kündet so eine neue stürmische Aera an, sie trägt die Keime der religiösen, politischen, socialen Empörung in ihrem Schoße, sie ist auf allen Gebieten ein dem Umsturz zustrebendes, revolutionäres Zeitalter. (Vgl. Hergenröther, Kirchengesch. II. S. 240 ff.)

In diese wildgährende, leicht entzündbare Masse warf dann Luther den brennenden Zündstoff religiöser Empörung, und so ward zuerst und seiner Natur nach am heftigsten der Brand der religiösen Revolution entfacht. Das, und nichts anderes ist die fälschlich sogenannte Reformation. Sie hat die große christliche Republik zerstört, die Glaubenseinheit gespalten, die alte Ordnung zertrümmert, kurz: auf allen Gebieten das unterste zu oberst gekehrt. Der Protestant Droysen sagt merkwürdiger Weise, aber richtig von ihr also: „Es hat nie eine Revolution gegeben, die tiefer aufgewühlt, furchtbarer zerstört, unerbittlicher gerichtet hätte. Wie mit einem Schlage war Alles gelöst und in Frage gestellt, zuerst in den Gedanken der Menschen, dann in reißend schneller Folge in den Zuständen, in aller Zucht und Ordnung. Alles Geistliche und Weltliche zugleich war aus den Fugen, chaotisch.“ (Gesch. der preuß. Politik 2. B. S. 14 ff.) Er nennt sie eine „Revolution in entsetzlichster Gestalt“, aus welcher „furchtbare Zerrüttungen und Verwirrungen entstanden“.

So denken auch nicht wenige Protestanten. Der General=

Superintendent Dr. Carus bestätigt diese immerhin interessante Thatsache bei Gelegenheit der empfehlenden Besprechung einer einschlägigen Schrift (Ph. Jonas, Revolutionär oder Reformator? Was war Luther? Eberswalde 1883), indem er (Neue preuß. Ztg. 1883, Nr. 244 Beilage) sagt: „Der alte und immer von Neuem auftauchende, leider auch manche schwache Seelen in der evangelischen Kirche beirrende Vorwurf, als trage das Werk unseres Reformators einen revolutionären Charakter, wird hier einer gründlichen Beleuchtung unterzogen.“ Letztere Behauptung ist wohl nur ein Scherz des Herrn General-Superintendenten. Die Schrift ist im Gegentheil sehr oberflächlich und einseitig, und wir zweifeln, ob sie auch nur eine von den „manchen schwachen Seelen in der evangelischen Kirche“ zufriedenstellen wird. Man vergleiche daneben nur die den gegentheiligen Standpunkt vertretenden (Frankfurter) Broschüren: Ibach, Der Socialismus im Zeitalter der Reformation (1880) und Zimmerle, Reformation und Revolution (1881), welche im Anschluß an Janssen bearbeitet sind. Gründlicher waren denn doch die bezüglichen Ausführungen Stahl's in der bekannten Schrift: „Der Protestantismus als politisches Princip“ (1883), welche aber in Döllinger's Schrift: „Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat“ in einer auch von gegnerischer Seite anerkannt trefflichen Weise ihre geschichtliche Widerlegung fanden.

Schon 1851 hatte die Civiltà cattolica das in Frage stehende Kapitel in mehreren Artikeln mit der Ueberschrift: „Historischer Begriff des letzten Jahrhunderts (1750—1850) oder: Die politische Phase des Protestantismus in Europa“ gründlich beleuchtet, insbesondere nachgewiesen, daß die Reformation oder der Protestantismus, kraft des ihm eigenthümlichen Princips der Ueberhebung über die Autorität, in seiner Weiterentwickelung nothwendig zur Revolution auf dem Gebiete der Religion, der Philosophie und der Politik führt, wie die Geschichte namentlich des vorigen und jetzigen Jahrhunderts gezeigt hat. Die ge-

nannten Aufsätze erschienen 1854 auch in deutscher Uebersetzung mit hinzugefügten verwandten Aufsätzen von J. v. Radowitz und zwar gleichfalls als „Antwort" auf Stahl's vorhin genannte Schrift. — Neuerdings hat W. Hohoff unter dem Titel: „Protestantismus und Socialismus (2. Aufl. Paderborn 1882)" das Verfahren Döllinger's und der Civiltà verbindend, eine geschichtsphilosophische Uebersicht über die Entwickelung des protestantischen Princips geliefert und im Jahre 1887 das verdienstvolle Werk: „Die Reformation seit dem 16. Jahrh. im Lichte der neuesten Forschung" veröffentlicht, worin er „immer an der Hand und mit den eigenen Worten der angesehensten protestantischen und liberalen Autoren, der competentesten und unverdächtigsten Stimmführer" den revolutionären Charakter der Reformation in ihrer Weiterentwickelung, in ihren Folgen, speciell auf dem socialen Gebiete bis zur Evidenz klargelegt.

Zum Schlusse erinnern wir an eine sehr charakteristische Thatsache, die der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Es war bei Gelegenheit des letzten Lutherjubiläums (1883), als die radicalen Blätter Deutschlands, Frankreichs und namentlich Italiens den Reformator nicht nur als den Vorläufer und den Patriarchen des Freidenkerthums, sondern als den Bahnbrecher des auf der Souveraineität des einzelnen Individuums beruhenden Revolutionsprincips offen hinstellten und feierten. Die orthodoxen Protestanten mögen das bedauern, aber sie können das Recht dazu Jenen nicht bestreiten; denn in ihrem Princip war die Reformation nichts anderes als Revolution. Dr. X.

---

37. Die Reformation und die kirchlichen Mißbräuche

werden noch immer von gelehrten und ungelehrten Akatholiken in ungerechtfertigter oder doch übertriebener Weise in ursächlichen Zusammenhang gebracht, so daß es wohl die Mühe lohnt, demgegenüber ein paar Sätze aufzustellen, deren Richtigkeit schwerlich mit Grund bestritten werden kann:

1. Die durch die Reformation herbeigeführte Trennung von der alten katholischen Kirche kann durch die Mißbräuche allein moralisch unmöglich gerechtfertigt werden. Jedes auch noch so ehrwürdige und heilige Institut, das mit der schwachen, zum Bösen geneigten menschlichen Natur zusammenhängt, kann eben auch von schwachen, bösen Menschen mißbraucht und entehrt werden. Die uralten Institute der Ehe, der Familie, des Königthums u. s. w., sind sie nicht im Laufe der Jahrhunderte durch zahlreiche Mißbräuche befleckt worden? Aber wem fiele es ein, um dieser willen, und wären sie auch noch so groß, jene Institute als in ihrem Wesen selbst entehrt und vernichtet anzuklagen und zu verwerfen? Gewiß, auch die große göttliche Institution der Kirche, welche nach ihrer unteren Seite an der Erde haftet und in der gebrechlichen Menschheit ihr Substrat hat, kann in ihrem Heiligsten mißbraucht werden und hat thatsächlich viele und große Mißbräuche im eigenen Schoße zu beklagen gehabt. Wer aber dieser Mißbräuche wegen, und wären sie noch tausendmal zahlreicher und größer, die katholische Kirche verwerfen, sich um deretwillen von ihr trennen wollte, der müßte also folgerichtig und noch weit mehr auch Ehe, Familie und Königthum bekämpfen und verwerfen. Wenn nun aber ein solches Beginnen für moralisch durchaus ungerechtfertigt, ja für frivol allgemein anerkannt wird, so leisten diejenigen der „Reformation“ wahrlich einen schlechten Dienst, welche die durch sie herbeigeführte Verwerfung der katholischen Kirche und der völligen Trennung von ihr vornehmlich oder allein im Hinblick auf die kirchlichen Mißbräuche gerechtfertigt wissen wollen. Aber

2. Thatsächlich ist auch die Trennung „nicht wegen der Mißbräuche in der Kirche erfolgt“, sagt Döllinger (Kirche und Kirchen p. XXXI.) mit Recht, „denn die Pflicht und Nothwendigkeit, diese Mißbräuche abzustellen, ist immer in der Kirche anerkannt worden, und nur die Schwierigkeit der Sache und die mitunter sehr

berechtigte Furcht, daß mit dem Unkraut auch der Weizen ausgerauft werden möchte, haben die wirkliche, in der Kirche und durch sie vollbrachte Reformation eine Zeitlang verzögert. Trennung wegen der bloßen Mißbräuche im kirchlichen Leben verwerfen auch die protestantischen Kirchen als frevelhaft. Um der Lehre willen ist also die Trennung erfolgt, und die allgemeine Unzufriedenheit des Volkes, die Schwächung der kirchlichen Autorität durch die vorhandenen Mißbräuche hat nur den neuen Lehren leichteren Eingang verschafft." Gewiß, die Reformation hat nicht bloß gegen die Mißbräuche sich gekehrt, sie hat an der göttlichen Institution der Kirche selbst und an ihrem Dogma sich vergriffen, sie hat die Existenz der Braut Christi angegriffen, die doch nach göttlicher Verheißung nie, also auch damals nicht, im Irrthum sich befinden konnte. Man darf Luther's Wort nicht vergessen, das also heißt: „Ich habe des Papstes Wesen, Substanz und Lehre angegriffen. Ich habe nicht moralia oder nur die Mißbräuche angefochten, sondern dem Papst stracks nach der Gurgel und Kehle gegriffen und habe solches nun zwenzig Jahre getrieben gar redlich, also daß seine Autoritet und Gewalt in der Kirche durch den Geist des Mundes des Herrn gefallen und zu Grunde gegangen ist, und der Papst gar keinen Schutz mehr hat noch einige Hoffnung, denn nur zu dem weltlichen Schwert" (Tischr. Leipzig. Ausg. S. 322).

3. Die kirchlichen Mißbräuche zur Zeit der Reformation sind von einer parteiischen Geschichtschreibung theils erdichtet, theils über Gebühr übertrieben worden. Wir haben an anderer Stelle dies in einzelnen Punkten nachgewiesen. Hier sei nur im allgemeinen bemerkt, daß nach der Darstellung der landläufigen Geschichtschreibung jene Mißbräuche zu einer dicken, düsteren Wolke sich verdichten, die schon Jahrhunderte lang, das ganze Mittelalter hindurch, unheilschwanger und verderbenbringend über der Menschheit gehangen. Und so ist denn in prote=

stantischen Kreisen jene Lüge zum Axiom geworden, daß erst mit der Reformation die erlösende Sonne über die Völker aufgegangen sei. Vorher, so heißt es, herrschte Aberglauben und düsterer Geisteszwang, nach ihr das lautere Wort der Wahrheit und Geistesklarheit; vor ihr die Knechtung der Vernunft und des freien Denkens, nach ihr Gedanken- und Geistesfreiheit; vor ihr Rohheit in der Sprache, in Dichtung und Kunst, nach ihr die Blüthe der Sprache und Poesie und die von ihr wiederbelebte Antike; vor ihr religiöser Verfall und Zuchtlosigkeit der Sitten, nach ihr frisches fröhliches Glaubensleben und evangelische Frömmigkeit; vor ihr sociale Noth, Druck und Elend, nach ihr Freiheit und Selbständigkeit der Völker, der Gemeinden und Individuen.

Das sind die Grundfarben, mit denen seit Jahrhunderten das Gemälde der Geschichte unseres Volkes vor der Reformation gezeichnet worden. Aber der Katholik ist überzeugt, daß es trügerische Farben sind, und manche wahrheitsliebende protestantische Forscher, wie Böhmer, Leo, K. Ad. Menzel u. A., haben ihn darin bestärkt. Bezüglich des der Reformation unmittelbar voraufgehenden und am meisten verlästerten Jahrhunderts haben katholischerseits unter Andern Möhler (Ges. Schrift. II. S. 1—33), Gröne (Tüb. Quartalschr. 1862. S. 1—33) und neuerdings Janssen und Knöpfler (Rohrbachers Universalgesch. der kath. Kirche. 23. Band in deutscher Bearbeitung. Münster 1883) auf Grund der Quellen doch ein ganz anderes Urtheil gewonnen.

So zeigt, um hier die auch in protestantischen Kreisen viel verbreitete „Geschichte des deutschen Volkes" u. s. w. von Janssen zu nennen, deren erster Band die erfreulichsten Resultate auf dem Gebiete des religiös sittlichen Lebens, der Wissenschaft und Kunst, des Volksunterrichts und namentlich auch der Volkswirthschaft Resultate, die auf unwiderleglichen Daten beruhen und bezüglich deren selbst manche literarische Widersacher Janssens gestehen, daß mit

Offenlegung derselben gegenüber der landläufigen protestantischen Darstellung jener Periode der geschichtlichen Wahrheit in der That ein Dienst erwiesen sei. So schrieb im Herbste 1883 die liberale „Straßburger Post" bezüglich des I. Bandes: „Janssen läßt sich an der landläufigen Auffassung nicht genügen, die sich bisher von jener viel umdichteten Geschichtsperiode in beiden confessionellen Hemisphären gebildet hatte . . . Man fühlt es dem Buche überall nach, daß der Verfasser nur aus dem Bestreben handelt, die Wahrheit zu erforschen und von der Zeit seit dem Ausgang des Mittelalters ein zutreffenderes Bild zu geben, als das bisher vorhanden war. Daß er solch' ein Bild vielfach auch wirklich bietet, . . . haben wir bereits in unserer Besprechung hervorgehoben. Besonders über die culturellen, literarischen und volkswirthschaftlichen Zustände bringt der Verfasser eine unschätzbare Fülle charakteristischen, sorgfältig gesichteten Stoffes bei und eröffnet vorurtheilsfreiem Studium eine ergiebige Quelle geschichtlicher Wahrheit und Klarheit." — Der in Berlin erscheinende „Liter. Merkur" (3. Jahrg. Nr. 4) urtheilt also: „Janssen läßt ein Bild jener vergangenen Tage vor uns entstehen, das an Objectivität und diplomatischer Treue Nichts vermissen zu lassen scheint." — Endlich heißt es in den Berliner „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft" (1880, S. 606): „Bevor er mit der Geschichte Maximilian's I. beginnt, entwirft Janssen das Bild von dem Leben der Deutschen in der Zeit des Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit — das vollständigste und getreueste, das bis jetzt geboten worden ist."

Da wäre es wahrlich an der Zeit, daß die protestantischen Historiker das Kapitel über die „bodenlose Rohheit und Verkommenheit und die zahllosen Mißbräuche der vorreformatorischen Zeit" in ihren Collegienheften und Büchern einer gründlichen Revision unterwürfen.

Dr. X.

---

38. Tetzel und sein „Ablaßkasten".

Wie viele solcher Kästen existiren sollen, darüber sind die Romandichter noch nicht einig. Es werden aber derartige Raritäten noch in verschiedenen Sakristeien protestantischer Kirchen Sachsens und der Mark Brandenburg für Geld und gute Worte gezeigt, und das gläubige Philisterium betrachtet sie als einen unumstößlichen Beweis dafür, daß die katholische Kirche zu den Zeiten Tetzels dem Grundsatz gehuldigt habe:

„Wenn das Geld im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Feg'feuer springt."

Der größte der aufbewahrten „Ablaßkästen" dürfte der zu Jüterbog (bei Wittenberg) sein. Derselbe hat einen so großen Umfang, daß darin ein Pferd mit Reiter, selbst wenn dieser das im protestantischen Dome zu Brandenburg aufbewahrte „Portemonnaie des Riesen Goliath" — eine riesige Tasche — sich umgeschnallt hätte, bequem Platz haben würde. Die mit starken Eisenbändern beschlagene Truhe scheint selbst unserm ernsten Leopold von Ranke in dem Maße imponirt zu haben, daß er im Hinblick auf sie S. 308 B. I. seiner „Reformationsgeschichte" (in den neuern Auflagen S. 208) schrieb: „In Jüterbog sammelte sich die Menge um den Dominicaner Johann Tetzel, der von allen Ablaß-Commissaren wohl die schamloseste Zunge hatte. Mit Recht hat man dort an der alterthümlichen Kirche Erinnerungen an diesen Handel aufbewahrt."

Es kann demnach nicht befremden, wenn auch in Bädekers Reisehandbuch (Mittel- und Norddeutschland 1880, 19. Auflage S. 209) unter Jüterbog sich folgende Stelle findet: „Die Nikolaikirche (zu Jüterbog) enthält einen der Ablaßkästen Tetzels, der gerade hier sein Gewerbe trieb, als Luther in Wittenberg gegen ihn auftrat." Als wir Herrn Bädeker ersuchten, er möge uns einen Beleg für die Echtheit des Kastens mittheilen, berief er sich auf die im Vorstehenden citirte Stelle aus

Ranke, indem er zugleich versprach, in den nächstfolgenden Auflagen seines Reisebuchs eine entsprechende Abänderung jener Stelle vorzunehmen. Er schrieb uns (am 28. Febr. 1882) wörtlich:

„Die Erwähnung des Tetzel'schen Ablaßkastens in dem Abschnitt über Jüterbog glaube ich durch einen Hinweis auf Ranke's Geschichte der Reformation rechtfertigen zu können. Die Echtheit oder Unechtheit des Kastens scheint mir nebensächlich (?) zu sein. Ich muß es dem Leser überlassen, wie er sich dazu stellen will. Gern werde ich aber diesen meinen Standpunkt auch in der Form etwas deutlicher hervortreten lassen, indem ich etwa sage: „Ein Ablaßkasten Tetzel's wird gezeigt" oder dergl. Ich darf noch betonen, daß ich bei Erwähnung katholischer Reliquien, z. B. bei Trier und Aachen, in meinem Reisebuche für die Rheinlande nicht dem leisesten Zweifel an der Echtheit Raum gegeben habe."

In der That hat Herr Bädeker in der nächstfolgenden (20.) Auflage (1883) seines Reisebuchs für Norddeutschland die obenerwähnte Stelle wie folgt abgeändert: [„In der Nicolaikirche wird auch] ein Ablaßkasten des Dominikaners Tetzel gezeigt."

Wir wollen gern anerkennen, daß von dem Standpunkte des Herrn Bädeker und bei dem Gewicht, welches er der Autorität Ranke's beilegt, ein weiteres Entgegenkommen ihm unthunlich erscheinen mochte. Inzwischen sind wir aber auf ein Zeugniß gestoßen, durch dessen Beweiskraft die Ranke'sche Behauptung hinfällig wird. In der „mit besonderer Rücksicht auf katholische Anschauungen", d. h. hauptsächlich zur Widerlegung der von Gröne versuchten Rechtfertigung Tetzel's („Tetzel und Luther oder Lebensgeschichte und Rechtfertigung des Ablaßpredigers und Inquisitors Dr. Johann Tetzel von Dr. V. Gröne. Soest 1853") veröffentlichten Schrift des protestantischen Theologen Dr. Körner in Schleiz („Tezel, der Ablaßprediger, Frankenberg i. S. 1880") findet sich S. 73 folgende Stelle:

„Allerlei Andenken an Tezel's (der Verfasser schreibt consequent Tezel, nicht Tetzel) Anwesenheit in Jüterbog sollen dort noch aufbewahrt werden. Allein der jetzige Oberpfarrer Mieck allda hatte die Gefälligkeit, uns mitzutheilen, daß

gegenwärtig von dort kein Anhaltspunkt für Tezel's Geschichte zu gewinnen sei.“

Mit andern Worten heißt das, der in der Jüterboger Kirche gezeigte „Tetzelkasten“ ist nicht echt. Herr Oberpfarrer Mieck sagt uns nicht, woher der Kasten stammt; die Bestimmung desselben mochte vielleicht allzu prosaischer Natur gewesen sein und würde diejenigen sehr ernüchtert haben, welche bisher an das schöne Geschichtsmärchen geglaubt hatten! — Die in andern Kirchen gezeigten Tetzelkästen sind bedeutend kleiner und dürften ihrer Bestimmung nach zu den heute noch gebräuchlichen sog. Gotteskästen, welche Almosen für Arme oder für das betr. Gotteshaus aufnehmen, gehört haben.

Wie mit dem „Kasten“, so geht es aber auch mit den Predigten und den sonstigen angeblichen „Verirrungen“ des Gegners Luther's. Die 27. der Thesen, welche Luther an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, lautet in der Uebersetzung wie folgt:

„Diejenigen predigen Menschentand, die fürgeben, daß, sobald der Groschen in den Kasten geworfen klinget, von Stünd' an die Seele aus dem Fegfeuer fahre.“

Luther hatte diese These aufgestellt, weil er der Meinung war, daß Tetzel jene frivole Aeußerung in Jüterbog und anderwärts gethan habe. Hatte er für diese seine Annahme aber unumstößliche Beweise in Händen? Der oben erwähnte Protestant Dr. Körner sagt hierüber:

„Mit seinen eigenen Ohren hatte der Reformator das nicht vernommen; es war ihm nach seiner Aussage von Anderen so zu Ohren gebracht worden und nicht allein die Menge, nicht allein Leute aus dem leicht mißverstehenden Volke, sondern Männer auch, die einen Namen hatten, versicherten, es sei in der That an vielen Orten so gepredigt worden und man habe es überall so aufgefaßt.“

Es ist also lediglich ein Gerücht gewesen, auf welches hin Luther und Millionen nach ihm ihre so schwere Anklage gegen Tetzel aufgebaut hatten. Um aber das Gerücht als beglaubigt hinzustellen, werden als Verbreiter desselben Männer vorgeführt, „die einen Namen hatten“; diese Namen werden

indeß von Niemanden, auch in den Schriften Luther's nirgends genannt! Sind dies Männer nach Art eines Ulrich von Hutten und Genossen gewesen? Aus der modernen Zeitungsliteratur weiß man ja, wie Gerüchte täglich berichtigt werden, und zwar in den ruhigsten Zeiten; was für Gerüchte mögen nun erst in den aufgeregten Zeiten der „Reformation" colportirt worden sein! Da werden wohl auch Manche die Predigten Tetzel's so „aufgefaßt" haben, wie sie sie im Voraus aufgefaßt wissen wollten! Hatten Tetzel's Gegner doch sogar das Gerücht verbreitet, daß der Ablaßprediger wegen verübten Ehebruchs hätte ersäuft werden sollen, vom Kaiser aber begnadigt worden sei! (Vgl. Gröne, a. a. O. S. 198 ff.) Als wenn ein solcher Mann auch nur acht Tage lang es hätte wagen können, als öffentlicher Gegner Luther's aufzutreten! Einer der Biographen Tetzel's aus dem vorigen Jahrhundert, Namens Vogel, dem alle protestantischen Kritiker Tetzel's aus dem 19. Jahrhundert kritiklos nachgeschrieben haben, scheut sich nicht, Folgendes zu erzählen: „Mir ist vor wenigen Wochen (i. J. 1717) von einem Liebhaber von Antiquitäten Tetzel's Buß-Tax-Ordnung zugeschickt worden. Darnach ließ sich Tetzel bezahlen: Für Todtschlag 7 Ducaten, für Vater-, Mutter-, Bruder- und Schwestermord 1 Ducaten, für Raub, Diebstahl, Meineid 7 Ducaten." — Nach andern „Biographen" konnte man sich zu der obrigen Taxe sogar Absolution im Voraus erkaufen, wobei nur zu verwundern ist, daß der Eltern- und Geschwistermord billiger als der gewöhnliche Todtschlag war!

Was aber die Tetzel speciell zugeschriebene Aeußerung von dem „im Kasten klingenden Gelde" betrifft, so ist die Wahrheit die, daß Tetzel gerade diesen unkirchlichen und gotteslästerischen Satz öffentlich verurtheilt hat. Gegen Luther's Thesen schlug Tetzel an der Universität zu Frankfurt a. O., wo er zum Doctor der Theologie promovirte, 106 Gegenthesen an. Die 56. derselben lautete wie folgt: „Ist eine Seele gereinigt, so schwingt sie sich, ohne durch etwas gehindert zu sein, zur Anschauung Gottes empor,

und wer sagt, dies könne nicht eher geschehen, als bis der Groschen auf dem Boden des Kastens klinge, irrt.“ Aber wie dem auch immer wäre; selbst angenommen, Tetzel sei ein unwürdiger Mönch gewesen, der im Geheimen die Gelübde verletzt hätte, welche Luther offen gebrochen — selbst zugegeben, er habe mit der Lehre der Kirche vom Ablaß Mißbrauch getrieben — die kirchliche Lehre selbst kann doch darunter nicht zu leiden haben! Oder soll etwa das Amt der Apostel dafür verantwortlich gemacht werden, daß unter zwölf Aposteln sich ein Judas befand?

Nach der kirchlichen Lehre ist die Gewinnung eines Ablasses, d. h. des Nachlasses der zeitlichen Sündenstrafen, an bestimmte Bedingungen geknüpft, ohne deren Erfüllung auch alles „Geld im Kasten“ einen Ablaß nicht bewirken kann. Zu diesen Bedingungen gehört vor Allem der würdige Empfang der hl. Sacramente der Buße und des Altars bei wahrer Reue über die begangenen Sünden; die weitere Bedingung ist dann erst die Vollziehung des betreffenden guten Werkes, welches die Kirche in den einzelnen Fällen zur Gewinnung des Ablasses vorgeschrieben hat. So z. B. hatten schon im Mittelalter die Päpste zu den großartigen Unternehmungen der Kreuzzüge, sowie zur Beförderung von großen Kirchenbauten (z. B. für den Kölner Dom) Ablässe für alle jene verliehen, welche persönlich oder durch Naturalleistungen oder Geldbeiträge das Werk fördern halfen. Zur Verkündigung dieser Ablässe und zur Einsammlung der Beiträge wurden Ablaßprediger ausgesandt, meistens hervorragende und durch Tugenden ausgezeichnete Volksredner aus dem Ordensstande.

Ein solcher Ablaßprediger war auch Tetzel. Papst Leo X. glaubte damals den Fortbau der St. Peterskirche in Rom am Besten durch Ablaßgaben fördern zu können — ein Vorhaben, das, da es sich um den Haupttempel der Christenheit handelte, doppelt berechtigt war. Auf Empfehlung seiner Oberen wurde Tetzel mit seinem Missionswerke im nordöstlichen Theile Deutschlands betraut und er

scheint sich alsbald solcher Erfolge erfreut zu haben, daß sein Auftreten der Vielen willkommene Anlaß zu einer Bewegung wurde, welche viel weiter gehende Ziele verfolgte, als die Beseitigung der vermeintlichen Mißbräuche in der Gewinnung des Ablasses. Luther, der nicht nur den Ablaß, sondern die Fundamente bekämpfte, auf denen die Kirche durch 15 Jahrhunderte hindurch geruht hatte, hat dies offen zugestanden. Als ihm berichtet wurde, daß Tetzel aus Gram über die Angriffe und Verleumdungen, denen er ausgesetzt war, auf das Sterbebett geworfen sei (Tetzel starb schon zwei Jahre nachdem Luther die Thesen angeschlagen hatte), ließ er dem Verscheidenden sagen, er solle sich nicht grämen, denn „die Sache sei von seinetwegen (Tetzels wegen) nicht angefangen, sondern das Kind habe viel einen andern Vater". (Vgl. Evers, Martin Luther, Mainz 1883 I. S. 22.) Was speciell die Literatur über Tetzel betrifft, so verweisen wir auf eine im Jahre 1882 erschienene Gegenschrift zu der obenerwähnten Körner'schen Schrift: „Johannes Tetzel, der päpstliche Ablaßprediger. Von Karl Wilhelm Hermann." (Frankfurt a. M. bei Foesser.) Desgleichen auf Janssen, Geschichte d. deutsch. Volkes. I. S. 77—79.

Erst zwanzig Jahre später, als dem „Reformator" bei den „Segnungen", welche sein Werk nach allen Richtungen hin angerichtet hatte, unheimlich wurde, fing Luther wider Tetzel (den Todten!) zu schmähen an, um diesem die ganze Verantwortlichkeit für das allerorts entstandene Unheil aufzubürden. Der Freund der Wahrheit wird sich indeß an das halten, was Luther in einem lichten Augenblicke an der oben citirten Stelle geäußert hat: daß nämlich das „Kind" der „Reformation" nicht Tetzel, sondern „viel einen andern Vater" habe.

Dr. Z.

---

39. Luther und sein „großer Anhang“.

Protestantischerseits liebt man es, mit besonderem Nachdruck auf den großen Anhang und die von Tag zu Tag sich mehrende Partei hinzuweisen, welche Luther bei seinem Auftreten in Deutschland gefunden habe, und daneben an die geringe Anzahl der noch zu Rom und zum — Kaiser stehenden Deutschen zu erinnern. Vox populi, vox Dei! sagt man. Aus jener unanfechtbaren Thatsache folge ja mit Evidenz die Güte, die Gerechtigkeit und Wahrheit der Sache Luther's, So namentlich die Festredner und Festartikelschreiber bei der Lutherfeier des Jahres 1883.

Aber Vorsicht! Das ist ein gefährliches Spiel. Ist denn die Antheilnahme und das Geschrei der großen Menge, das Zujauchzen der Massen in der That ein so sicheres Kriterium für die Güte einer Sache, eines Unternehmens? Wir meinen im Gegentheil! Wir wollen keine Parallele ziehen, aber auf die Bedeutungslosigkeit solcher „Beweise“ und auf die Gefahr eines solchen Vorgehens hinweisen, wenn wir sagen: Damals war gerade der große Anhang, die Mehrheit des jüdischen Volkes gegen unsern Erlöser, und die große urtheilslose Menge, die verführten Massen schrieen: „Gieb den Barrabas frei!“, aber wider den gelästerten göttlichen Heiland: „Kreuzige ihn, kreuzige ihn!“ Und unter seinem Kreuze standen nur drei seiner Getreuen. Sodann war das Christenthum gerade bei seinem Erscheinen in der Welt „den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit.“ Auch mögen die Gegner sich einmal an die Thatsache erinnern, daß der Arianismus, der nun längst in das Grab der Vergessenheit gestiegen, zu seiner Zeit und zumal in seinem Lande fast das ganze Volk auf seiner Seite hatte, so daß der hl. Hieronymus sagt: „Der Erdkreis seufzte und wunderte sich, daß er arianisch geworden.“ Näher schon liegt es, auf die große französische Revolution mit ihrer Abschaffung der Stände, mit der Entthronung und Ermordung des Königs und ihren tausend

andern Gräueln hinzuweisen. Damals hieß ja auch wie in der Reformationszeit die Parole: Freiheit! Befreiung von Rom, vom Joche der Priester und — der Könige! Nicht nur war es das französische Volk in seiner übergroßen Mehrheit, sondern auch viele sonst edle Deutsche, welche, von dem berückenden, süßen Klang solcher Worte hingerissen und den Verführungskünsten beredter und schlauer Agitatoren besiegt, anfangs wenigstens dem tollen Treiben einer wahnsinnigen Menge zujauchzten. Und dann das Jahr 1848? Ging da nicht auch ein frischer, fröhlicher Hauch der „Freiheit“ durch die breiten Massen des Volkes, so kräftig und so allgemein, daß er beinahe auch wieder Königsthrone weggeblasen hätte? Regte sich da nicht auch der Geist des Widerspruches und des Hasses im ganzen Volke gegen die bisherige Ordnung der Dinge, gegen die bösen „Bedrücker und Tyrannen“? War das nicht auch eine „nationale Erhebung,“ gerade so gut wie jene unter Luther's und Hutten's Fähnlein? Also sachte und Vorsicht, zumal ihr Herren von der orthodoxen, conservativen Partei! Das Sichbrüsten mit dem „großen Anhang“, das Pochen auf die „nationale Bewegung“, um damit eine revolutionäre That, möge sie nun liegen auf dem politischen und socialen, oder auf dem religiösen Gebiete, zu sanctioniren, ist ein nichtsbeweisendes Argument, aber ein sehr gefährliches Experiment.

Indeß, gerade so wie bei der großen politischen Revolution in Frankreich, haben auch bei der großen kirchlichen im 16. Jahrhundert anfangs viele der besseren Zeitgenossen in Mißkennung der wahren Ziele Luther's und seiner Genossen der Bewegung sich angeschlossen, aber hernach in Folge besserer Einsicht sich eiligst wieder von ihm und seinem verderblichen Vorgehen abgewandt, so sein alter Lehrer Staupitz, seine Freunde Erasmus, Crotus Rubeanus, Reuchlin, Ulrich Zasius, Albrecht Dürer und viele Andere.

Zu diesen Männern gehört auch Johannes Cochlaeus, der tüchtige Humanist und spätere Bekämpfer Luther's. Was dessen Biograph Otto (Breslau 1874) in dieser Beziehung (S. 120) ausführt, ist wichtig und interessant genug, um es nachstehend folgen zu lassen:

„Die gute Meinung des Cochlaeus über Luther erhielt den ersten Stoß, als Hieronymus Emser, ein angesehener mit Pirkheimer sehr befreundeter Humanist, Luthern vorgeworfen hatte, er habe nach der Disputation in Leipzig in Gegenwart von Zeugen geäußert: »Das Ding ist nit in Gottis Namen angefangen, es wird auch nit in Gottis Namen ausgahn«,[1]) und Luther einen Monat nach dem andern vorüber gehen ließ, ohne sich von dieser Makel, welche sein Ansehen bei allen Gutgesinnten so tief erschütterte, zu reinigen. Cochlaeus wendete sich jetzt von Luther so gänzlich ab, daß ihm von nun an alle Bestrebungen desselben verdächtig und verwerflich schienen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er die obige Aeußerung Luther's auf die Verbindung desselben mit der deutschen Revolutionspartei bezog, mit deren Hilfe er die kirchlichen und politischen Verhältnisse umstürzen und ein neues Wesen aufrichten wolle. Wenn Cochlaeus im Sommer 1520 neben anderen ähnlichen Aeußerungen Luther's folgendes las: »Wenn wir die Diebe hängen, die Räuber köpfen, die Ketzer verbrennen, warum greifen wir nicht vielmehr diese Lehrer des Verderbens, diese Cardinäle, diese Päpste und diese ganze Grundsuppe des römischen Sodoma, welches die Kirche Gottes ohne Ende verpestet, mit allen Waffen an und waschen unsere Hände in ihrem Blute?«[2]), wenn er damit verglich, was er anderweitig erfuhr, daß nämlich Luther in genaue Beziehungen

---

[1]) Auf des Bocks zu Leipzig Antwort. 1521. Luther gegen Emser. Bei Irmischer, Luther's Werke 27, 207. Daselbst auch die Erklärung Luther's, die Cochlaeus sehr geschraubt und ungenügend fand. Comment. de actt. et scriptt. Luth. pag. 19.

[2]) Luth. opp. lat. ed. Schmidt II. 107.

zu Hutten und Sickingen eingetreten sei,[1]) so zweifelte er nicht länger an dem rein weltlichen, revolutionären Charakter seines Unternehmens und behandelte ihn demnach fortan wie einen zweiten Catilina oder Huß. Ganz deutlich spricht er seine Meinung im Anfange des Jahres 1521 in der Schrift: »Antwort auf M. Luthers freventliche Appellation 1520 ꝛc.« aus. »Die gemeine Red im Volk, schreibt er, geht darauf, alsbald sein kaiserlich Majestät wieder in Hispanien ziehe, so werd der Münch mit seinen Hussen und anderen Anhang nit mehr mit Worten und Schreiben, sunder mit langen Schwerten und Spießen seine Sachen zu einem End zu bringen understohn. Ist auch bei mir kein Zweifel, wo sein kaiserlich Majestät dies Jahr nit wär im Land gewesen, es wär jetz schon viel ein anders Wesen in deutschen Landen, dann bisher gewesen.«[2]) — Zu derselben Zeit im Sommer 1520 erschien auch die päpstliche Bulle, welche 41 lutherische Sätze verdammte und Cochlaeus mußte sich nun entscheiden, ob er auch dem Lehrer ketzerischer Meinungen Vertrauen und Beifall schenken wolle. Als gläubiger, kirchlich-gesinnter Priester entschied er sich gegen Luther.

---

[1]) Im August 1524 schrieb Cochlaeus: »Jam quintus agitur annus, ut scripsit Luth.: cur non hos papas, hos cardinales etc. omnibus armis impetimus ac manus nostras in sanguine istorum lavamus? Nec interim cessavit, omnem quod aiunt movere lapidem, ut Germanis Hussiticum aliquem exuscitaret xischam [sic!], qui igne et sanguine cuncta foedaret. Vidimus certe cruentas ejus literas ad Huttenum. Quid occulte ad Franciscum scripserit, non vidimus.« Articuli CCCCC Mart. Luth. . . . . quibus responsum est a J. Cochlaeo. ed. 1526. Bl. Nj[a]. Die Briefe Luther's an Hutten und Sickingen sind verloren gegangen. H. Ulmann, Franz von Sickingen. Leipz. 1872. S. 172.

[2]) Vergl. Kampschulte, II. 73 f. — W. Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit. Leipz. 1874. S. 250 f. — H. Worbs, Studien zur Gesch. d. Ritterkrieges i. J. 1522. I. Thl. Köln, meint S. 15, eine Verbindung Luther's mit den Reichsrittern zu so radicalen Zwecken lasse sich nicht erweisen.

— Aber nur insoweit stritt er gegen ihn, als dieser den katholischen Glauben angriff. . . . Denen, welche ihn verwundert fragten, warum er sich in der luth. Sache von den wissenschaftlichen Männern absondere und die Partei der Barbaren und Romanisten ergreife, antwortete er schon auf dem Reichstage in Worms (1521): „Die schönen Wissenschaften habe ich immer in Ehren gehalten und thue es auch heute noch, aber höher als sie steht mir der katholische Glaube."

Nicht so schnell, wie Cochlaeus, auch nicht so energisch wandte sich von der lutherischen Lehre wieder ab Wilibald Pirkheimer, „der in den letzten Jahren seines Lebens — er starb den 20. Dez. 1530 — das Vertrauen zu Luther verloren" hatte; sein Mißfallen „an dem Treiben der Lutherischen in Nürnberg und anderswo" [1]) scheint noch verstärkt worden zu sein „gegen die Säule des Lutherthums in Nürnberg, den Stadtschreiber Lazarus Spengler".

Aber nun der übrige Anhang! Cochlaeus hat sie im Obigen bereits richtig bezeichnet. Da sehen wir zunächst den ganzen Chor der jungdeutschen Humanisten, der revolutionären Libellisten, literarischen Pfuscher und Parasiten, die im Glauben schon längst Schiffbruch gelitten hatten und im Leben vielfach liederlich, in ihren Schriften obscön und cynisch waren, auf Luther's Seite, die mit ihm gegen Mönche und Nonnen, gegen Fasten und Abstinenz, gegen Wallfahrten und Gottesdienst ihren wilden Schlachtruf erhoben, die in kirchenfeindlichen Schriften, Satiren, Pasquillen und Carricaturen durch das moderne Mittel der Colporteure (darunter viele ausgesprungene Mönche) ihr Gift unter das Volk verbreiteten und die Massen verführten. Jawohl, um die Befreiung von der bestehenden Ordnung der Dinge, um diese „Freiheit", nicht um Luther war es Vielen zu thun, die laut und immer wieder „Luther!" schrieen, wie das ja Melanchthon (Corpus

[1]) Döllinger, Reformation I. (2) 174 und 587.

Reform. I. 657.) selber bezeugt hat. — Und auf der andern Seite Luther's stehen die Proletarier aus der Reichsritterschaft, diese Umsturzmänner von Profession, welche durch Raub an den geistlichen Gütern sich zu bereichern trachteten, an ihrer Spitze jener Ulrich von Hutten, revolutionär und gemein von der Fußsohle bis zum Scheitel. Und neben ihnen einige Fürsten, die größtentheils nicht viel besser waren als jene, die aber alle durch Luther und dessen „Reformation“ an äußerer Macht und an Reichthum gewonnen haben. Der preußische König Friedrich II. erkannte sehr wohl, daß die „Fürsten im Norden“ Luther und Genossen „unstreitig große Verbindlichkeiten schuldig“ seien. „Denn — sagt er in einem Briefe an Voltaire (Oeuvres 21, 64) — diese übrigens armseligen Leute haben sich von dem Joche der Priester befreit und durch die Säcularisation der Kirchengüter ihre Einkünfte beträchtlich vermehrt.“ Aehnlich urtheilt er über den ganzen Anhang Luther's (Oeuvres 1, 18): „Wenn man die Bewegung auf ihre einfachen Principien zurückführen will, so war sie in Deutschland das Werk des Interesses . . . Man muß nicht annehmen, daß Hus, Luther, Calvin überlegene Geister waren. Es geht mit den Sectenhäuptern wie mit Gesandten. Oft gelangen mittelmäßige Köpfe zum Ziele, wenn nur die Umstände günstig sind. Die Zeit der Unwissenheit war geeignet für die Herrschaft der Fanatiker und Reformatoren . . . Seitdem in den protestantischen Ländern die Geistlichen nichts mehr verlieren können, haben auch neue Sectenhäupter nichts zu gewinnen. Kurfürst Joachim II. erlangte durch die Communion unter beiderlei Gestalt die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus.“ So König Friedrich II., dessen Scharfblick und Einsicht man ja nicht genug zu rühmen weiß.

Noch überraschender ist das Bekenntniß des Professors Beyschlag, des Chorführers des „mittelparteilichen“ Protestantismus, wenn derselbe in seiner Schrift über den

Altkatholicismus (S. 29) sagt, daß „die Massenresultate der Reformation der Parteinahme der obrigkeitlichen Gewalt“ zuzuschreiben seien, und hinzufügt: „Bekanntlich hat fast überall in Deutschland damals die obrigkeitliche Gewalt für die neue Lehre durchgegriffen und dem Einzelnen wenig freie Wahl gelassen.“

Ein werthvolles Geständniß, das uns der Mühe überhebt, noch weiteres Material zur Charakteristik des großen Anhanges beizubringen, unter dessen Beifall und Hülfeleistung die „Reformation“ ihre erste Erscheinung feierte!

Dr. X.

---

40. Luther auf dem Reichstage zu Worms

ist das Object eines großen Tendenzgemäldes des bekannten A. v. Werner, das typisch genannt werden darf für alle übrigen protestantisch gefärbten Darstellungen über diese vielgefeierte Episode aus der Reformationsgeschichte. Wir sehen gern ab von den äußern ungeschichtlichen Momenten des Bildes, daß dort z. B. (nach dem Commentar der Lutherfestausgabe der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ vom Jahre 1883) neben dem „Cardinal Alexander [statt Nuntius Aleander] auch noch ein „Cardinal Colonna“ figurirt. Es ist eben das ganze Bild nach Auffassung, Idee und Tendenz eine großartige geschichtliche Ungeheuerlichkeit. Auf der einen Seite stehen die Katholischen, an ihrer Spitze der päpstliche Nuntius Aleander mit den giftgeschwollenen Augen und den heimtückischen Blicken, Creaturen ihrer Leidenschaften und die Vertreter einer schlechten verlorenen Sache; auf der andern Seite Luther und seine Freunde, voll himmlischen Trostes, erhabenen Muthes und überirdischer Begeisterung, nach Blick und Haltung die Vorkämpfer einer gerechten, göttlichen Sache. Fürwahr, hier auf dem Reichstage zu Worms vollzieht sich der geschichtliche Moment, wo das gute und das böse Weltprincip,

der Protestantismus und der Katholicismus sich begegnen, und der Sieg des ersteren im Grunde schon entschieden wird.

So im Wesentlichen die Darstellung in fast allen protestantischen Geschichtsbüchern, so der Wiederklang aus allen Festreden und Festartikeln zur Lutherfeier des Jahres 1883. Ranke, der „Altmeister" der deutschen Historiographen, war ja mit hübschem Beispiel vorangegangen. Er hat in seiner „Reformationsgeschichte" die Person und den Charakter Aleander's in den allerschwärzesten Farben gemalt und als seinen Gewährsmann Münter genannt. Wer war Münter? Ein protestantischer Gelehrter, hernach Professor der Kirchengeschichte in Kopenhagen, dann Bischof von Seeland, der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Rom die Freundschaft und das Vertrauen gelehrter römischer Prälaten gewann, dadurch Zugang zu den Archiven des Vatikans erhielt und dann aus Aleander's Berichten mit Fleiß alles irgendwie Verdächtige und scheinbar Compromittirende herausnestelte und nach seiner Rückkehr in protestantischer Manier gegen die katholische Kirche als Trumpf ausspielte. Das also ist der Gewährsmann Ranke's. Aber Münter ist doch wenigstens noch in soweit gerecht, daß er die glänzenden Gaben Aleander's, seine „so vielen trefflichen Eigenschaften", seinen ehrlichen Charakter ausdrücklich anerkannte. Und Ranke? Er hat hiervon keinen Zug in sein Bild von Aleander's Persönlichkeit und Wirken aufgenommen.

Eben so „geschichtlich" wie die Charakteristik Aleander's ist Ranke's Bild von Luther, dem Manne „sonder Menschenfurcht." Dem entsprechend hielt man in den weitesten protestantischen Kreisen auch noch an der Fabel fest, daß der Reformator am Ende seiner Rede vor dem versammelten Reichstag das überzeugungsvolle, muthige Wort gesprochen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" u. s. w. So beispielsweise Niedner in seiner Kirchengeschichte S. 624, trotzdem er den Schluß von Luther's Rede in lateinischem Texte wiedergibt, die doch jenes Wort nicht hat; sodann

Kurtz noch in der achten Auflage seines Lehrbuches der Kirchengeschichte II. S. 13, vom Jahre 1881. Und endlich das berühmte Luthermonument zu Worms! Es prangt nicht bloß mit diesen Worten, sondern ist gewissermaßen der in Erz fixirte Moment, die monumentale Verkörperung der geistigen Kraft, wann und mit welcher jene Worte nach der protestantischen Legende gesprochen sein sollen.

Nun hat aber zum Unglück schon der Protestant Burkhardt in den „Theologischen Studien und Kritiken" Jahrg. 1869 S. 517—31 nachgewiesen, daß Luther jenen heroisch klingenden Ausspruch gar nicht gethan hat. Dieser Nachweis wird unter anderm noch bestätigt durch den bei Balan: Monumenta Reformationis Lutheranae p. 183 mitgetheilten authentischen Bericht über Luther's Anwesenheit in Worms und den dort gleichfalls mitgetheilten Wortlaut seiner Rede; auch hier fehlt jenes heroische Dictum.

Zu demselben Resultate war schon vor der Balan'schen Publikation der Protestant Waltz in Brieger's „Zeitschrift für Kirchengeschichte" gelangt. Demgegenüber hält aber Köstlin, der schon im Osterprogramm der Universität Halle-Wittenberg 1874 diese Frage eigens behandelt hatte, in der neuerlich erschienenen 2. Auflage seiner Lutherbiographie (B. I. S. 452.) an dem legendenhaften Dictum fest und wiederholt solche Ansicht auch in seinem Artikel über „Luther" im 19. Bande der „Allgemeinen deutschen Biographie."

Es ist nun erfreulich, daß gerade von protestantischer Seite in einer sehr angesehenen Zeitschrift die gänzliche Unrichtigkeit dieser Behauptung Köstlin's, eines der Hauptgegner Janssen's, nachgewiesen wird. J. v. Gruner thut dies in dem Aufsatze: „Die Glaubwürdigkeit der Luther in Worms zugeschriebenen Worte" in den von der historischen Commission der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Forschungen zur Deutschen Geschichte" (26. Bd. [1886] I. Heft S. 144—145).

Er macht Köstlin den Vorwurf, daß derselbe zur Stütze seiner Ansicht einen zu geringen Werth auf andere gleichzeitige Berichte, einen zu großen hingegen insbesondere auf den die Wormser Begebenheiten erzählenden Band der Werke Luther's lege. „Diese gleichzeitigen Berichte anderer Männer werden das Gesagte eher so, wie es wirklich war, wiedergeben, als die später aus der Erinnerung geschöpften Darstellungen Luther's. Dieser ist, als er vor dem Reichstag stand, erregt gewesen, und hat in der Erregung manches anders gesagt, als später dargestellt ist. Er hat die Geschichte oft erzählt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß allmählich Ausschmückungen entstanden, die den Freunden geläufig wurden . . . Für die nicht völlige Glaubwürdigkeit der Erzählung Luther's hat schon Waitz (Forschungen VIII.) Belege beigebracht. v. Gruner constatirt dann im Anschluß an Burkhardt (a. a. O.), daß von allen gleichzeitigen Quellen nur eine einzige, deren Verfasser aber nicht in Worms zugegen gewesen, die fraglichen Worte berichtet, aber auch diese nicht einmal in der jetzigen Form, daß sechs andere völlig darüber schweigen und sieben zeitgenössische Berichte bloß den dritten Theil: „Gott helf mir, Amen!", nicht aber die beiden ersten Theile des angeblichen Dictums wiedergeben; darunter übereinstimmend die Berichte von Spalatin, Peutinger und Cochlaeus, welche alle drei in der fraglichen Versammlung zu Worms zugegen gewesen sind. Demnach hält v. Gruner jene pompösen Luther'schen Worte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders," mit Recht, für ungeschichtlich und legendenhaft. Indeß wird das unhistorische „geflügelte" Wort als beliebtes Illustrationsmittel für Wort und Bild auf protestantischer Seite wohl auch noch weiter seine Verwendung finden.

Im Uebrigen lehrt ja auch die Geschichte, daß Luther's Auftreten zu Worms im Anfange voller Angst und unschlüssigen Wankens war. Riffel (Christl. Kirchengeschichte der neuesten Zeit I. S. 296—303) hat den „von Haus aus und seiner Natur nach nichts weniger als heldenmüthigen

und unerschrockenen, vielmehr ängstlichen, furchtsamen, mißtrauischen, um sein Leben besorgten und bis zur lächerlichsten Uebertreibung zitternden" Luther nach seinen eigenen und seiner Freunde Zeugnissen trefflichst charakterisirt und auch seinen angeblichen Heldenmuth zu Worms beleuchtet. Luther wußte sehr wohl, daß ihm während der Reise und der Anwesenheit in Worms keinerlei Gefahr drohte, da er doch freies Geleit hin und zurück hatte; auch kannte er genau die künstlich erregte allgemeine Stimmung, und er war sich wohl bewußt, daß Tausende von gewappneten Freunden in und um Worms herum für seine Sicherheit wachten, während der Kaiser ohne alle bewaffnete Macht war. Und doch erschien Luther, wie gesagt, im Anfange und noch beim ersten Verhör sehr unentschieden und zaghaft. Erst als der arme Mönch durch gar vornehme Besuche in seiner Herberge geehrt, von allen Seiten ermuntert und angefeuert, durch Schmeicheleien in seinem Stolze bestärkt ward und durch die rebellischen „Bundschuh"=Ritter in völligste Sicherheit sich gestellt sah, — erst da, beim zweiten Verhör, wurde er trotzig und schwang, wie Aleander (Balan l. c. p. 187.) berichtet, beim Hinausgehen aus dem Saale gleich dem deutschen Landsknecht drohend seine Faust. War das Heldenmuth?

Thomas Münzer hatte sehr Recht, da er anno 1524 Luthern den Vorwurf machte: „Daß du zu Worms vor dem Reich gestanden bist, Dank habe der deutsche Adel, dem du das Maul also wohl bestrichen hast und Honig gegeben. Denn er wähnte nichts anders, du würdest mit deinen Predigten bömische Geschenke geben, Klöster und Stift, welche du jetzt den Fürsten verheißest. So du zu Worms hattest gewankt, warest du eher erstochen vom Adel worden, denn losgegeben, weiß doch ein Jeder." (Strobel, Leben Th. Münzer's S. 166.)

Und mehr als dreihundert Jahre später declamiren und schreiben die Anhänger Luther's (wie „der Evang. Kirchl. Anzeiger") trotzdem wörtlich also: „Luther gewinnt

unendlich, wenn man ihn in seiner treuen Einfalt und Biederkeit mitten in diesem Intriguenspiel sieht, ihn, den Einzigen, feindlich umringt von allen Mächtigen und Gewaltigen der Welt!"

Solches zu schreiben ist schon nicht mehr „Einfalt und Biederkeit," sondern lächerliche Verlogenheit und ein drastisches Beispiel, wie man protestantischerseits „Reformationsgeschichte" schreibt und lehrt. Ueber den Versuch des bekannten „altkatholischen" Professors Friedrich aber in seiner Schrift: „Der Reichstag von Worms im Jahre 1521 (München 1871)", die protestantische Auffassung dieser Episode aus der Reformationsgeschichte noch crasser hinzustellen, um dadurch dem „Altkatholicismus" zu dienen und der katholischen Kirche den empfindlichsten Stoß zu versetzen, verlieren wir kein Wort. Die vernichtende Kritik, welche diese Schrift gerade in ihrem documentarischen Theile von Seiten protestantischer, katholikenfeindlicher Gelehrten gefunden, deren Urtheil über die Werthlosigkeit und die unverantwortliche Leichtfertigkeit der Friedrich'schen Publication überhebt uns jeder weiteren Bemerkung. Und mit Befriedigung berufen wir uns auf das bezügliche Urtheil des protestantischen Kirchenhistorikers Brieger in der „Theol. Literaturzeitung" (1883 Nr. 22), sowie auf dasjenige des Kieler Professors Jansen in seiner Schrift: „Aleander am Reichstage zu Worms 1521" (Kiel 1883).

Dr. X.

---

41. Die „Früchte" der Reformation.

In den protestantischen Reformations-Geschichten, in Broschüren und Zeitungen, in Predigten und Festreden werden sehr oft und laut die „Früchte und Segnungen" der lutherischen Reformation gepriesen, und, um diese um so glänzender und erfreulicher erscheinen zu lassen, vorher mit borstigem Pinsel, in den grellsten Farben und in mon-

strösen Formen allerlei Bilder von der „crassen Unwissenheit“, der „bodenlosen Unsittlichkeit“ und dem „höchst verderblichen Einfluß“ der damaligen katholischen Kirche entworfen.

Demgegenüber lassen wir nachstehend eine Reihe von Zeugnissen folgen, welche größtentheils von Luther selbst und seinen Anhängern herstammend das gerade Gegentheil sagen. Sie sind zumeist den einschlägigen Werken von Döllinger, Riffel, Janssen, K. A. Menzel u. A. entnommen und können durch tausend weitere vermehrt werden. Einige andere weniger allgemein bekannte Zeugnisse fügen wir mit genauer Angabe des Fundortes bei.

Luther soll „die Schönheit des Familienlebens zurückerobert“ haben, derselbe Luther, der nicht nur die gottgeweihte Jungfräulichkeit verspottete, sondern auch den sacramentalen Charakter des christlichen Familienlebens läugnete, indem er lehrte, daß die Ehe „ein äußerlich leiblich Ding“ sei wie „andere weltliche Hantierung.“ Dazu erinnern wir an jene häßlichen hier nicht wiederzugebenden Aeußerungen des Reformators (vgl. Jenaer Ausgabe der Werke Luther's II. f. 152, 147, 148) über die beiden Eheleute und die zu rufende Magd, über Ahasver, Vasthi und Esther. Die „Früchte“ aber, welche eine solche Lehre schon damals zeitigte, wurden Luther in einem Briefe vor Augen gestellt, den der Herzog Georg von Sachsen „am Donnerstag nach Invocavit 1526“ an ihn richtete. In demselben heißt es: „Wann sind mehr Sacrilegien geschehen begebener Person, denn seit deinem hervorgebrachten Evangelio? Wann sind mehr Empörungen wider die Obrigkeit geschehen, denn aus deinem Evangelio? Wann sind mehr Beraubungen armer geistlicher Häuser geschehen? Wann sind mehr Dieberei und Rauberei geschehen? Wann sind mehr verlaufene Mönche und Nonnen zu Wittenberg denn jetzt gewest? Wann hat man dem Ehemann die Weiber genommen und andere gegeben, denn jetzt findet man es in deinem Evangelio?

Mann sind mehr Ehebruch geschehen, denn seit du geschrieben: „wo eine Frau . . . . so soll sie zu einem andern gehen, ... also thune der Mann hinwieder“? Dieß hat dein Evangelium bracht, das du unter der Bank hervorgezogen.“ (Walch, Luth. WW. XIX. 616.)

Daß der Herzog Georg von Sachsen Recht damit hatte, ist von Luther selbst an zahlreichen Stellen seiner Schriften bezeugt worden: „Je länger man das Evangelium (d. h. seine Lehre von der Rechtfertigung) predigt, je tiefer die Leute ersaufen in Geiz, Hoffart und Pracht.“ „Aus dieser Lehre wird die Welt nur je länger, je ärger.“ „Unsere Evangelischen werden jetzt siebenmal ärger, denn sie zuvor gewesen. Denn nachdem wir das Evangelium gelernt haben, so stehlen, lügen, trügen, fressen und saufen wir und treiben allerlei Laster. Da ein Teufel bei uns ausgetrieben worden, sind ihrer nun sieben ärgere wieder in uns gefahren, wie das jetzt an Fürsten, Herren, Edelleuten, Bürgern und Bauern zu sehen, wie sie jetzt thun und sich ohne alle Scheu, ungeachtet Gott und seiner Dräuung, verhalten.“ — „Niemand fürchtet Gott, es ist alles muthwillig, Gesinde, Bauern, Handwerksleut thut alles, was es will. Niemand strafet, ein jeder lebt nach seinem Willen, be . . . . und betrügt den andern.“

Ist das vielleicht die zurückeroberte Schönheit des Familienlebens, die wiedererrungene Sittlichkeit des Volkes?

Zwanzig Jahre nach Luther's Tode gab Aurifaber die Tischreden seines Meisters heraus und entwirft in der Vorrede zu denselben betrübten Gemüthes folgende Schilderung von der traurigen Lage des Protestantismus: „Wenn wir Deutschen“, sagt er, „nicht als Maulwürfe staarblind weren; so sollten wir diese unaussprechliche Wohlthaten Gottes anerkennen, ja, wenn wir dünne zarte heutlin über unsern Herzen hetten, und uns der Teufel nicht Bärenheute, Elend-Wild- und Schweins-Häute, die man weder durchhauen, noch stechen kann, darüber gezogen hätte,

so sollten wir billich betrachten diese wunderbare Liberation, da wir aus dem Papsttumb, als aus der Egyptischen Finsterniß erlöst seien. Indessen der Teufel ist diesem Schatze des göttlichen Wortes feind. Da sollten nu fromme Prediger gewachet und wieder die Verfelschung gestritten haben; aber ihr sind viele stumme Hunde, die nicht gebollen haben; die Andern, so als bestendige Lehrer dawider gefochten, die hat man als Aufrührer, unruhige, störrige Köpfe, die unnöthige Gezänke ausstreueten, gescholten und gelästert, darüber sind sie bei jedermänniglich verhaßt gemacht, und sehr verfolgt worden. So fangen die Universitäten und Schulen auch an, wieder zu fallen, und wird auf die Lehre des göttlichen Wortes daselbst nicht mehr Achtung gegeben. Und greifen die Politici und Juristen und Hofleute auch zu, und wollen die Kirche regieren, und Religionssachen, wie Weltsachen richten, so daß wir leider nu für Augen sehen die Verfelschung und den Untergang der Lehre Lutheri, und die Zerstörung der wohlgeordneten Kirchen im Deutschlande; dieses hat Luther bei seinem Leben geweissaget“. Nachdem nun Aurifaber einige dieser Weissagungen Luther's angeführt hat, fährt er fort: „Hierin ist er ein Prophet gewesen: denn seine Lehre ist jetzt also veracht, und man ist ihrer also überdrüßig und satt worden im deutschen Lande, daß man seines Namens schier nicht gerne hört, noch auch die Zeugniß aus seinen Büchern mehr hoch achtet. So ist es nu leider dahin gekommen, daß man helle Prillen aufsetzen und scharf sehen müßte, wenn man Luther's Lehre, die Augsburgische Confession und Apologia, item die Schmalkaldischen Artikel in allen deutschen Landen rein und unverfälscht finden wollte“. Je weiter sich das Lutherthum der Zeit nach von seinem Ursprunge entfernte, desto lauter wurden die Klagen über die geringe Begeisterung für das „Evangelium“. „Im Anfange“, sagt der Lutheraner Mi=

lichius, „da man der Bürden des Antichrists los ward, die Klöster verstörte und die geistlichen Güter, da war das Evangelium lieb und angenehm; nun aber das Kirchenrauben ein Ende genommen, ist man des Evangeliums müde“. (Vgl. Hist. pol. Bl. XIII. 673.)

Sehr traurig sind Luther's eigene Klagen über den Zustand und die Erziehung der Jugend zu jener Zeit, da sein Name und seine Lehre überall gefeiert ward: „Als ich noch jung war (d. h. zu den Zeiten des Papstthums), gedenke ich, daß der mehrere Theil, auch aus den Reichen, Wasser tranken . . . Jetzund gewöhnt man auch die Kinder zu Wein, zu starken ausländischen Weinen, auch wohl zu destillirten oder gebrannten Weinen, die man nüchtern trinkt.“ — „Auch unter der Jugend hat es (das Laster der Trunkenheit) ohne Scheu und Scham eingerissen, die von den Alten solches lernt und sich darin so schändlich, muthwillig, ungewehret in ihrer ersten Blüte verderbt, wie das Korn vom Hagel und Platzregen geschlagen.“ — „Es ist der leidige Teufel, daß jetzt die junge Welt so wüst, wild und ungezogen ist, daß eitel Teufelskinder daraus werden.“ — „Es ist jetzt allenthalben leider der gemeinsten Klagen eine über den Ungehorsam, Freud und Stolz des jungen Volkes, und insgemein in allen Ständen.“ — „Sie wissen nicht, was Gotteswort, Taufe und Abendmahl sei, gehen hin in dummem Sinn, sind wüst und unerzogen, wachsen in ihrem Sode und Muthwillen auf.“ — Die Kinderzucht „ist so übel, daß es zu erbarmen ist; daß keine Ehre noch Zucht, die Eltern lassen den Kindern den Willen, halten sie in keiner Furcht; die Mütter sehen nicht auf ihre Töchter, lassen ihnen alles nach, strafen sie nicht, lehren sie weder züchtig noch ehrbar leben.“

Die kursächsischen Visitationsberichte aus den Jahren 1527—1529 und 1533—1534 bringen weitere Belege über die „protestantische Gesittung“, welche

das „reine Evangelium“ gebracht. Die Klagen der Visitatoren über „Lästerung des göttlichen Wortes“, über „Zunahme des gottlosen Wesens“, über „die Rohheit, Schwelgerei und das unsittliche Leben der Glieder der Gemeinden“, über „den traurigen Verfall des ehelichen Lebens“ u. s. w., welche Luther's Patron, der Kurfürst von Sachsen, als „verzweiflungsvolle Zustände“ bezeichnet, sind ebenso viele urkundliche Zeugnisse über die „Früchte“ der lutherischen Reformation.

Aber wie stand es denn in Wittenberg, der Metropole des Protestantismus? Man sollte meinen, daß hier, wo der „Begründer der protestantischen Gesittung“ selber thätig war, die Früchte und Segnungen der Reformation in ganz besonderer Weise hervorgetrieben und gezeitigt worden sind. Allerdings „Früchte“ genug und übergenug, aber was für welche? Im Jahre 1545, nachdem also der Quell des „lauteren Wortes“ schon so lange das Wittenberger Erdreich berieselt, und die Sonne des neuen Evangeliums nahezu dreißig Jahre lang ihre erwärmenden, belebenden und läuternden Strahlen auf die „Gemeinde der Heiligen“ herniedergesendet hatte, schrieb Luther an seine Käthe über Wittenberg, er wolle „nimmer wieder in dies Sodom und Gemorrha“ zurückkehren; er wolle lieber umherschweifen und sein Bettelbrod essen, ehe er seine armen letzten Tage „mit dem unwerdigen Wesen zu Wittenberg martern und verunreinigen“ wolle. Ueberdies sagt Luther selbst, daß die Wiedertäufer ihr Hauptargument gegen die lutherische Lehre von der Sittenlosigkeit der Wittenberger hergenommen hätten.

Weiterhin hat man Luther als den besonderen Wohlthäter und Förderer der Schulen, vornehmlich der Volksschulen gepriesen. Leider aber sind diese „Früchte“ seiner Einwirkung wieder ganz anderer, entgegengesetzter Natur, als man uns das glauben machen will. Luther's Klagen über den Niedergang des Volksunterrichts und der Schulen sind so vielfältig und so unzweideutig, daß auch die

gelehrteste Interpretationskunst nicht das Gegentheil daraus zu eruiren vermag. Allenthalben in deutschen Landen, klagt er, lasse man jetzt nach Aufhebung der Klöster und Stifte die Schulen zergehen; nun wolle Niemand mehr die Kinder lehren und studiren lassen. „Da werden täglich Kinder geboren und wachsen bei uns daher und ist leider Niemand, der sich des armen jungen Volkes annehme und regiere, da läßt man's gehen, wie es geht."

Charakteristisch für „sonst und jetzt" ist auch folgendes Geständniß Luther's: „Vorhin, da man dem Teufel diente und Christi Blut schändete, da stunden alle Beutel offen, und war des Gebens zu Kirchen, Schulen und allen Greueln kein Maß; da konnte man Kinder in Klöster, Stifte, Kirchen und Schulen treiben, stoßen, zwingen mit unsäglicher Kost . . . . Nun man aber rechte Schulen und rechte Kirchen soll stiften, ja nicht stiften, sondern allein erhalten im Gebäu . . . da sind alle Beutel mit eisernen Ketten zugeschlossen, da kann Niemand zugeben."

Diesem Geständniß lassen wir eine Stelle aus dem officiellen Visitationsbericht über den Kurkreis Wittenberg vom Jahre 1533—34 folgen: „Die städtischen Schulen, die den Bürger- und Bauernkindern noch überdies eine materielle Versorgung gewährt hatten, nahmen in bedenklicher Weise ab." Die Stadtchronik von Hof berichtet: „Um das Jahr 1525 fingen die Schulen an zu fallen, so daß fast Niemand mehr seine Kinder in die Schule schicken und studiren lassen wollte, weil die Leute aus Luther's Schriften so viel vernommen, daß die Pfaffen und Gelehrten das Volk so jämmerlich verführt hätten."

Und wie steht es in der Gegenwart mit den protestantischen Volksschulen, die auf dem Namen und unter dem „wohlthätigen Einfluß" des „großen Reformators" stehen? Der Protestant Oehninger (Die Principien des Protestantismus) klagt über die entchristlichte Schule in protestantischen Gebieten und sagt: „Die Bibel ist nicht in Fleisch und Blut unseres Volkes übergegangen. Es macht

sich nur spärlich mit ihr bekannt und eine unreife Jugend liest es lückenhaft. Wehrlos steht unser Volk den destructiven Mächten der Zeit gegenüber, eine seichte Schulbildung, miserable Zerstreuungsliteratur nährt die Oberflächlichkeit, Denkfaulheit, Leichtgläubigkeit, Sinnlichkeit. Das Herz ist verarmt, das Gewissen eine angezweifelte Sache u. s. w. Gegen dieses Verderben ist die Kirche nicht mehr die heilende Macht!“

Luther soll dann auch der Freund, Beschützer und Förderer der deutschen Hochschulen gewesen sein? Aber hat denn nicht Luther die Universitäten als Mördergruben, Molochtempel, Synagogen des Verderbens und Lupanaria des Antichristen bezeichnet? Hat nicht Luther 1521 sogar gepredigt: „Die hohen Schulen wären werth, daß man sie alle zu Pulver machet; nichts Höllischer und Teuflischer ist auf Erden kommen von Anbeginn der Welt; wird auch nicht kommen“? Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß der Anfang des lutherischen Sternes den Niedergang sämmtlicher deutschen Universitäten bedeutete. Zuerst sanken die dem „neuen Evangelium“ zunächst liegenden Universitäten: Erfurt und Wittenberg. Melanchthon hat ja in vertrauten Briefen von den Wittenberger Theologen, darunter auch Luther gesagt, daß sie die Schuld an der Verachtung der schönen Wissenschaft trügen. In Erfurt waren vom Mai 1520 bis 1521 noch 311 Studenten immatrikulirt worden, im nächsten Jahre sank die Zahl auf 120, in den nächstfolgenden auf 72 und 34 herab.

Leipzig hatte von 1508—20 jährlich im Durchschnitt 6485 immatriculirte Studenten, in den folgenden 14 Jahren des Aufkommens der Wittenberger Lehre nur noch 1935. Rostock, das 1512 noch 186 Studenten hatte, zählte deren 1525 nur noch 4, im folgenden Jahre keinen. Aehnlich erging es den süddeutschen Universitäten: Heidelberg hatte 1525 mehr Lehrer als Studenten. In Basel ließen sich 1526 nur fünf neue Studenten

immatriculiren. Wien, das sonst an die 7000 Studenten zählte, hatte später, als die Reformation ihre „segensreichen Wirkungen“ immer weiter verbreitete, kaum noch einige Dutzend. Das ist der „goldene Zustand der Wissenschaften zur Zeit der Reformation“.

Und wenn dann von protestantischer Seite unter Hinweisung auf die „freie Forschung“ gesagt wird, daß „die deutsche Wissenschaft Luther Leib und Seele verdanke“, so sei demgegenüber aus den Briefen des gefeierten Erasmus (Epist. ad Fratres Germ. infer. p. 4 a) folgende Stelle über Luther's „Wissenschaftlichkeit“ ausgehoben: „Nennt Luther nicht die ganze aristotelische Philosophie teuflisch? schreibt er nicht: daß alle Gelehrsamkeit (disciplinam), sowohl die praktische als die speculative, verdammt sei? Und predigt nicht auch Pharellus (Luther) hin und wieder öffentlich, daß alle menschlichen Wissenschaften (disciplinae) Erfindungen des Teufels wären“? Anderswo (Epist. select. ed. Freitagius p. 34) schreibt er: „Darum, wo das Lutherthum herrscht, da ist der Untergang der Wissenschaft. Zweierlei sucht es nur: Einkünfte und Weiber (censum et uxorem).“ Gewiß, nicht Luther und dem Lutherthum, sondern nur den Fürsten ist die Erhaltung der Wissenschaft und der Hochschulen in den protestantischen Territorien zu danken.

Gleiche „Segnungen und Früchte“ wie auf dem Gebiete der Moral, der Erziehung und Wissenschaft hat die Reformation auch im Bereiche des politischen und socialen Lebens hervorgebracht. (Vgl. die trefflichen Schriften von W. Hohoff: Protestantismus und Socialismus. 2. Aufl. Paderb. 1882, und: Die Revolution seit dem 16. Jahrh. im Lichte der neuesten Forschung. Freib. 1887. S. 44 ff., 95 ff., 153 ff., 179 ff.)

Döllinger hat in seiner Schrift „Kirche und Kirchen“ (S. 93—155) gegenüber Stahl den verderblichen Einfluß des Protestantismus auf die bürgerliche Freiheit in den scandinavischen Staaten, in Deutschland, in den

Niederlanden, in Schottland und England urkundlich nachgewiesen.

Der protestantische Historiker Leo sagt: „In der Reformation ist die nationale Einheit zuerst geistig zersprungen, und dadurch hat sich im dreißigjährigen Kriege das sittliche Auseinanderfallen der deutschen Nation auch äußerlich vollzogen.“

Der Protestant Böhmer aber nennt die Reformation geradezu die tiefste Quelle aller unserer Uebel. Derselbe schrieb im Jahre 1824: „Von der Reformation an wurde das deutsche Volk innerlich krank und seine Lebenskräfte sonderten sich in zwei sich einander bekämpfende Theile.“ (Janssen, Böhmer's Leben, Bd. 1, 131.) „Von der Kirchentrennung“, so bemerkte er in einem Briefe aus dem Jahre 1846, „datirt all unser Unglück. Wie beklagenswerth, daß das Herzvolk Europas durch die Streitigkeiten mit der Kirche vom positiven Berufe abgegangen, in seiner Kraftentwickelung unterbrochen, von der Säure der Leidenschaft und der Negation im Inneren zersetzt, zu dem kränklichen Zustande gekommen ist, in dem es bald von Fieberhitze durcheinander geworfen wird, bald in Mattigkeit verfault.“ (Bd. 2. 461.) „Alles, was bei uns im Innern gährt und sich in revolutionären Ausbrüchen bald entladen wird, unsere politische Machtlosigkeit (Böhmer schrieb diese Worte im Jahre 1846) und Versunkenheit, ja fast alle unsere Streitigkeiten in den letztvergangenen Jahrhunderten, wie heute, haben ihren eigentlichen Grund in der Kirchentrennung, die uns auseinanderriß.“

Selbst der gewiß unverdächtige preußische Historiograph Droysen sieht sich in seiner „Geschichte der preußischen Politik“ (2. B. 14, 100, 183) zu ganz merkwürdigen Geständnissen genöthigt, die wir schon oben theilweise reproducirt haben: „Durch die kirchliche Revolution“, sagt er, „war wie mit einem Schlage Alles gelöst und in Frage gestellt, zuerst in den Gedanken der Menschen, dann in

reißend schneller Folge in den Zuständen, in aller Zucht und Ordnung." Aus dieser „Revolution in entsetzlichster Gestalt" entstanden „furchtbare Zerrüttungen und Verwirrungen". „Die Schriften der Reformatoren sind voll der ergreifendsten Klagen über wachsende Bosheit, Wucher, Zuchtlosigkeit und jegliche Sünde."

Wir schließen endlich mit dem bemerkenswerthen Bekenntniß eines süddeutschen Protestanten (Die Berechtigung der Reformation. Frankf. a. M. 1883. S. 39), das die „Errungenschaften der Reformation" in bitterm Unmuth also kurz zusammenfaßt: „Wo sind denn die Errungenschaften der Reformation? Ueberall Verschlimmerung, nicht Verbesserung; Vergeudung, nicht Bereicherung; Zertrennung, nicht Verknüpfung; Erschlaffung, nicht Kräftigung."

War es bitterer Hohn und der Ruf der Verzweiflung, oder die allobsiegende Macht der Wahrheit, als im Lutherjubiläumsjahre aus dem Munde der Festredner das Wort unseres göttlichen Herrn wiedertönte:

„An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen"!?

Dr. X.

IV. Die neuere Zeit.

42. Protestantische „Toleranz und Gewissensfreiheit“.

Wir haben in den Artikeln über Ketzerverfolgung und Inquisition ein historisch getreues Bild dieser Vorgänge und Einrichtungen in der katholischen Kirche zu zeichnen versucht. Im Folgenden möchten wir ein Pendant dazu liefern: Das Bild protestantischer Inquisition und Ketzerverfolgung. Der vorurtheilslose Leser mag entscheiden, ob nun dieses Bild, oder ob jene althergebrachte Phrase von der protestantischen Toleranz und Gewissensfreiheit eine Lüge ist.

An jene Protestanten aber, welche die Toleranz im Munde führen und in der That die Intoleranz üben, richten wir mit dem Abgeordneten Dr. Windthorst (Sitzung des preuß. Abgeordnetenhauses vom 21. Febr. 1885) vorab die Frage: „Haben Sie denn vergessen, woher Sie Ihren Namen „Protestanten“ tragen? Haben Sie vergessen, was auf dem Speierer Reichstage im Jahre 1529 sich zugetragen hat? Da wurde vereinbart, daß man bis zum Concil die Streitigkeiten ruhen lassen sollte, daß die Fürsten, die die Reformation eingeführt, sie aufrecht erhalten könnten, aber ihren katholischen Unterthanen Toleranz und Duldung zusichern sollten. Und obwohl Melanchthon, der mildeste Ihrer Reformatoren, das an sich wohl billigte, traten die lutherischen Fürsten zusammen, stellten einen Protest auf,

in dem sie sich ausdrücklich verwahrten, daß sie die Clausel wegen der Toleranz gegen die Katholiken nicht zugeben könnten, indem das gegen die Lehre ihrer Prediger sei, daß sie die römische Messe nicht zugeben könnten in ihren Landen, weil die Prediger ihnen nachgewiesen hätten, daß das nicht dem Evangelium entsprechend sei. Von diesem Protest haben Sie den Namen, und der Protest wird, wenn man seinen Ursprung und seinen Grund kennt, für immer bezeugen, daß Sie ihrem Ursprung nach nicht tolerant waren."

Sodann constatiren wir die Thatsache überhaupt, daß nach eigenem mündlichen und schriftlichen Zeugniß fast alle „Reformatoren" die Nothwendigkeit völliger Unterdrückung und blutiger Ausrottung der katholischen Kirche als sich von selbst verstehend betrachteten, daß sie gleich anfangs die Fürsten und städtischen Gewalten aufriefen, den Gottesdienst der alten Kirche abzuschaffen, daß man in England, Schottland und Irland, in Dänemark und Schweden bis zur Anwendung der Todesstrafe gegen Ausübung der katholischen Religion schritt (Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen S. 68 ff.), daß die Protestanten aber auch gleich hart und blutig gegen die aus ihrem eigenen Schoße hervorgegangenen „Irrlehren" vorgingen, wie denn beispielsweise der mildeste der Reformatoren, Melanchthon, verlangt, daß die Wiedertäufer ihre Lehre mit dem Leben büßen sollten. (Vgl. Corp. Ref. ed. Bretschneider IX. 77.)

Lessing sagt darum klipp und klar (im zweiten seiner „Briefe aus dem zweiten Theile der Schriften" 1753): „Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen (den ersten Reformatoren) weder bekannt, noch recht behaglich." (Lessing's Werke. Leipzig, Recl. VI. 150 f.) Luther's Stimmung und Verfolgungssucht gegen Alle, die dem „reinen Evangelium", das heißt seiner Lehre, nicht anhangen wollten, ist allbekannt. „Ich Martin Luther bin euer Apostel, euer Evangelist. Wer meine Lehre

nicht annimmt, gehört in den tiefsten Abgrund der Hölle", sagt der intolerante Reformator. Ein anderes Wort: „Wenn wir die Gewalt haben, so sind unter derselben Obrigkeit Lehrer der entgegenstehenden Lehren (contrarii doctores) nicht zu dulden." „Regenten, Fürsten und Herren, die dem Geschwürm der römischen Sodoma zugehören, soll man mit allerley Waffen angreifen vnd in irem Blut die Hende waschen." (Wittenb. Ausg. 1, 51 und 9, 24 b.) Solche und schlimmere Stellen finden sich zu Dutzenden in Luther's Schriften. Sogar der Protestant Maurenbrecher hat in seiner „Geschichte der katholischen Reformation" (S. 304 u. 305), gegen Köstlin sich wendend, aus Luther's eigenen Briefen den Beweis erbracht, daß der Reformator neben moralischen mit Vorliebe physische Mittel zur Ausbreitung seines Evangeliums angewendet wissen wollte. Aber, so meint Maurenbrecher, „ein Protestant sollte ihm deshalb nicht grollen, er sollte ihn vielmehr preisen, daß er nicht in übertriebener Zimperlichkeit vor handgreiflichen Mitteln Abscheu empfunden, wo sie nöthig waren, um die deutsche Nation von dem Joche des römischen Kirchenwesens zu befreien." (S. 394.) Und da schreien und zetern diese Leute noch über „Roms Grausamkeit und Verfolgungssucht", über das „blutige Handwerk der spanischen Inquisition" u. s. w.[1])

Von Zwingli haben wir den für alle Andersdenkende geltenden Wahlspruch: „Evangelium sitit sanguinem (das Evangelium dürstet nach Blut)!" Und erst der Genfer „Großinquisitor" Calvin!! Derselbe verlangte ausdrücklich die Errichtung einer Inquisition zur Aus-

---

[1]) Luther's Freunde dachten und handelten wie er. Es ist bekannt, wie seine Anhänger auf dem Regensburger Religionsgespräche (1546) gegen die Katholiken verfuhren: sie weigerten diesen geradezu den christlichen Namen, bezeichneten sie vielmehr als „Schlangensamen", als eine „Grundsuppe von Sophisten" und als „Heiden". (Vgl. Hefele, Beiträge zur Kirchengesch. II. S. 38.)

rottung der ketzerischen Menschenrace (inquisition contre tels hérétiques afin d'extirper telle race de la terre), wie der Genfer Protestant Galiffe (Nouvelles pages d'Histoire exacte. Genève 1862 p. 109) aus den Akten nachweist. Nach ihm (p. 97) belief sich die Zahl der durch Calvin veranlaßten Verhaftungen von „Ketzern" in Genf während der Jahre 1542—1546 auf 800 bis 900. „Achtundfünfzig Todesurtheile, — sagt Kampschulte (Joh. Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf, Bd. 1, S. 425) — welche der Rath während des gedachten Zeitraums vollstrecken ließ, und sechsundsiebenzig Verbannungsdecrete bewiesen, daß Calvins Predigt nicht auf einen unfruchtbaren Boden gefallen war. Das Gerichtsverfahren entwickelte sich zu einer Härte, gegen welche die formlosen Gewaltthaten in den Tagen des bischöflichen Bastards fast milde erschienen. Peinliche Verhöre wurden beinahe zur Regel. Man quälte die Angeklagten so lange, bis sie gestanden, schmiedete sie an Ketten, nöthigte Kinder, gegen ihre Eltern Zeugniß abzulegen . . . Zu Anfang des Jahres 1545 häuften sich Prozesse und Verhaftungen in erschreckendem Maße. Der Kerkermeister erklärte am 6. März dem Rathe, die Gefängnisse seien mit Angeklagten überfüllt, er könne keine mehr annehmen. Das sei, meinte der Mann, eine ganz außergewöhnliche Erscheinung. Die Behandlung der Gefangenen war eine entsetzliche. Um Geständnisse zu erpressen, wurden die scheußlichsten Mißhandlungen angewandt. Die alten Marterwerkzeuge in ihrer Einfachheit genügten nicht mehr: man erfand neue Qualen. Es ist vorgekommen, daß Angeklagte neunmal die Marter der Estrapade bestanden haben; man zwickte sie mit glühenden Zangen, man ließ sie einmauern" u. s. w.

Sehr interessant ist des Protestanten Arnold Charakteristik des grausamen Calvin. Man lese nur in dessen Kirchen- und Ketzerhistorie (II. p. 747—751) die folgenden Randbemerkungen: „Servatus wird auf Calvini Schreiben gefangen — auf Calvini Anstiften von einem Knecht verklagt

— zum Tode verurtheilt — Calvinus lachet über seine Verbannung — Aergerniß der Leute über Calvini Bezeigen — Gewissenszwang der Reformirten — Calvini Heftigkeit und Tyrannei — Calvini verläumderische Zunge — Grotii Zeugniß von Calvini rasenden Ausdrücken und Scheltworten — Calvini Beynamen Cainus (Kain, wegen seiner Grausamkeit) 2c."

Der gekrönte „Reformator" Englands, Heinrich VIII., ließ nicht weniger als 30 000 Menschen um des Glaubens willen durch Feuer und Schwert hinrichten. Sein Mitreformator Cranmer vertheidigte diese Ketzerhinrichtungen aus der Bibel. Und was sind alle Strafen der spanischen Inquisition gegenüber den zahllosen und unerhörten Grausamkeiten der „jungfräulichen" Königin! „Schwätzt nicht von der Verfolgung und den Grausamkeiten der Katholiken!" sagt der englische Protestant William Cobbett (Gesch. d. prot. Reform in England und Irland. Uebers. von Pfeilschifter S. 319). „Wo findet ihr solche, die mit denen, die ich hier erzähle, verglichen werden können? Elisabeth ließ in einem Jahre mehr Katholiken tödten, weil sie nicht von ihrem Glauben abfallen wollten, als die Königin Maria während ihrer ganzen Regierung hatte hinrichten lassen, weil sie von der Religion ihrer Väter abgefallen waren. Und doch nannte und nennt man die Erstere die „gute Königin Lieschen" und Maria hingegen die „blutige". Selbst Ranke nennt die unter jener Königin thätige hohe (Ketzer-) Commission eine Art protestantischer Inquisition mit deutlicher Anspielung auf die „grausame" spanische Schwester. Auch noch in der Folgezeit dauerten im protestantischen England die „Ketzerverfolgungen" fort. Nach der Berechnung des Geschichtsforschers Mackintosh (History of the English revolution p. 158—160 u. a.) wurden in England von 1660—1685 gegen 25 000 Personen um ihres Glaubens willen eingekerkert und 1500 Familien zu Grunde gerichtet.

Der Reformator Schottlands, der fanatische Calviner Knox, stellte den Grundsatz auf: „Die Anordnung und Umgestaltung der Religion steht ganz besonders der bürgerlichen Gewalt zu"; aber erst, nachdem er seine Anhänger zum Bürgerkriege fanatisirt und diese als die „Congregation des Herrn" die „Congregation des Satans" überwunden und dem Calvinismus die „bürgerliche Gewalt" verschafft hatten. Dieser aber machte von dem Grundsatze Knox' den ausgiebigsten Gebrauch. So ward beispielsweise gegenüber den Katholiken auf zweimaliges Messelesen die Todesstrafe gesetzt, gegen Alle eine Excommunication furchtbarster Art geübt, fast jede Handlung, jedes Vorkommniß im Privat- und Familienleben vor das Institut der Presbyterien gezogen und so durch das neue Evangelium Calvin's und seiner Anhänger ein Musterstaat politischer und religiöser Unfreiheit geschaffen, wie er weder vorher, noch nachher bestanden hat. (Vergl. Robert Chambers, Domestic Anuals of Scotland from the Reformation to the Revolution. Edinburgh 1858.)

Von der „reformirten Kirche" in den Niederlanden sagt der Protestant Niebuhr (Nachgelassene Schriften. Hamburg S. 288): „Sie ist von jeher, sobald sie frei geworden war, plump tyrannisch gewesen und hat eine weder durch den Geist, noch durch den guten Sinn ihrer Lehrer sonderliche Achtung verdient. Die calvinistische Religion hat allenthalben, in England, in Holland, in Genf ihre Blutgerüste ebenso gut aufgerichtet wie die Inquisition, und auch nicht ein einziges von den Verdiensten der katholischen." Philipp von Marnix, einer der Hauptvorkämpfer der kirchlichen und politischen Revolution in den Niederlanden, von dem der kirchenfeindliche Franzose Edgar Quinet (Tableau des différences de la réligion, Oeuvres I. VII. 55) sagt, er habe es sich zum Lebenszwecke gemacht, „nicht allein das Papstthum zu widerlegen, sondern auch es zu entehren; nicht nur es zu entehren, sondern, wie ein altes germa-

nisches Gesetz gegen Ehebruch vorschreibt, es im Schlamme zu ersticken" — dieser Marnix preist auf's Höchste die Generalstaaten, welche „alle Nichtcalvinisten bekämpfen, die aufrichtige gesunde Lehre des Evangeliums befürworten und alle falschen Unterweisungen, Ketzereien und Irrthümer zu verhüten suchen". „Man lasse keine Freiheit des Gottesdienstes zu; wenn es Jedem freistände, irgend einer beliebigen Religion anzuhängen, so würde ohne Zweifel der feste Grund gelegt sein zu öffentlicher Gottlosigkeit und spottender Verachtung jeder Religion, welche in unserer Zeit mehr und mehr die Ueberhand nehmen." Die Obrigkeit, behauptet er, sollte das Schwert führen zur Vertilgung und Ausrottung der Ketzer, und als solche hätten die Wiedertäufer hundertmal den Tod verdient. (Vgl. Alberdingk-Thijm, Phil. von Marnix, Herr von Sanct Aldegonde, Görresgesellschaft. 3. Vereinsschrift für 1882. Köln. S. 52.) Und wie dann die holländischen Calvinisten mit Folter- und Todesqualen gegen ihre katholischen Landsleute gewüthet haben, berichtet der Protestant Kerroux in seiner Geschichte Hollands (II. 310 ff.).

Von dem Protestantismus in den skandinavischen Reichen sagt (nach Döllinger a. a. O. S. 96) ein genauer Kenner der dortigen Verhältnisse, Lord Molesworth: „Die ganze nordische Bevölkerung hat ihre Freiheiten verloren, seitdem sie ihre Religion mit einer besseren vertauscht hat." In Schweden wie in Dänemark wurden namentlich gegen die Katholiken die härtesten Strafbestimmungen erlassen, in ersterem der katholische König Sigismund entthront, in letzterem noch 1777—1779 verordnet, daß Ordensgeistliche bei Todesstrafe das Land nicht betreten dürften (Reuter, Theol. Repertor. Bd. 70 S. 168).

In Deutschland gibt es auch noch im 17. und 18. Jahrhundert Beispiele von protestantischer Intoleranz, Streitsucht, Ketzersucherei und Ketzerverfolgung in Hülle und Fülle. Der genannte Protestant Arnold widmet den ganzen vierten Theil seines

umfangreichen Werkes diesem widerwärtigen Treiben der Protestanten in dem bezeichneten Zeitraum. Außerdem finden sich im ganzen Werke zahlreiche andere Beispiele. Man vergleiche nur das „Register" des zweiten Bandes! Dort heißt es beispielsweise sub voce „Lutheraner": „sind tyrannisch p. 470, Lügenprediger 938, wüten unsinniglich 500, sogar wider die todten Körper 781, plagen die Reformirten 793, ihre Proceduren wider die Zeugen der Wahrheit 755" u. s. w. — „Reformirte": „sind tyrannisch 751, uneinig und blutdürstig 434, Affter-Papisten 435, ihr Gewissenszwang 64, 66, 69, 748"; — „Prediger": „der Reformirten sind unruhig 756, die Lutheraner wüten 781, zu Halle sind tyrannisch 1038, zu Hamburg sind heftig 424"; — „Theologi": „sind zanksüchtig 13, 82, 135, 163, 172, 243, tyrannisch 303, 394, grimmig, liebloß, aufrührisch ꝛc. ibid. sq., überaus boshafft 423, rathen zum Kriege 383." — „Clerisey": „Blindheit 105, 119, Blutdürstigkeit 106, 136, 200, 508, exercirter Gewissenszwang 64, 251, Herrschaft und monopolium 136, Verfolgung wider die Frommen 106, angemaßte Unbetrüglichkeit 64, 69, 106, 108, 143, 237." — „Blutdürstigkeit der Clerisey: 303, 508"; — „Ketzer": „unter den Lutheranern umgebracht 46, 98, 200" u. s. w. Auf der genannten Seite 46 und vorher wird die Verfolgungsgeschichte des ketzerischen Handelsmannes Stiefel in Sachsen erzählt, dessen Tod die Prediger (1605) forderten. — S. 98 berichtet Arnold über die Geschicke des Schneiders Johann Bannier aus Stargard bei Danzig, der wegen seiner „schneider-theologie" und seines Buches „spiegel oder abriß des greuels der Verwüstung" von den Predigern arg angefeindet, von der protestantischen Universität Wittenberg als Ketzer erklärt, aus seiner Heimath vertrieben, nach Schweden entfloh, wo er Beifall fand, „welches dann die lutherische clerisey, die darüber beschämt und in ihren greueln entdecket worden, dermassen übel empfunden, daß sie (nach Art „Spanischer inquisition") Bannier sofort ins Gefängniß

geworfen, und durch den Henker öffentlich enthaupten lassen." — Nach Arnold (S. 200) wurde 1690 Quirinus Kuhlmann aus Breslau, der schon 1674 als „ein drey und zwantzigjähriger Jüngling, im lutherthum gebohren und aufferzogen", in einer Schrift „Der neue begeisterte Böhme" die „lutherischen Könige, Churfürsten und Herren öffentlich angeredet und darüber zuerst als ein Atheiste, Ketzer und Enthusiast verdammt worden", in Moskau von den deutschen lutherischen Predigern wegen seiner „fanatischen blasphemien in die Hölle verdammt" und beim Czaar fälschlich denuncirt, welchen dann die „Lutheraner-Prediger inständig gebeten haben, sie (ihn und einen Genossen) aus dem Wege zu räumen." Die Delinquenten wurden denn auch trotz des gegentheiligen Urtheils der Reformirten und der Jesuiten „nach vieler ausgestandener marter . . . auf einen großen Platz in der stadt als falsche Propheten gebracht, da ein kleines Häußlein von leeren pech-tonnen und stroh zubereitet gestanden, und zu ihrem Tod geführet." Auch sonst noch berichtet Arnold über protestantische Ketzerhinrichtungen. So wurde (Seite 50) 1636 Johann Adelgreiff als Zauberer und Gotteslästerer in Königsberg festgenommen. „Die Prediger haben nach ihrer Art ihn bekehren wollen, aber ohne effect . . . Nachdem er nun auf die Tortur gebracht, hat man ihn endlich verurtheilt, daß ihm die zunge aus dem halß gerissen, der kopff abgehauen und der leib verbrannt werden sollte . . . Er hat die Prediger mit garstigen unverschämten Worten von sich gewiesen" und nach dem gefällten Urtheil überlaut geschrieen: „Wehe, wehe! über Preußenland und über die verstockte winckelprediger, sonderlich über die, welche ihn jetzt allhier vor seinem ende so plagten. Da hat ihm aber ein Prediger geantwortet: Wehe über dich, du unbußfertiger sünder. Hierauf ist er mit auf den Rücken gebundenen händen zwischen einer unzähligen menge volks des roß-gartens langs nach der erden sehend, denen Priestern nichts antwortend, sondern auf die reinesten örtern, als schonte er die

schuhe, nach der gerichts-stätte gewandert. Nun war dem scharfrichter eingebunden, daß er ihn auf allerhand art, um sich zu bekehren, schrecken sollte; deßwegen führte er diesen Gotteslästerer an eine säule des galgens, daselbsten krampffen, beil, messer und stricke vorhanden waren, sagte: siehe, da will ich dich anbinden, deine zunge zum nacken heraus reissen; zuckte sein schwerdt, sagend, daß er ihm den kopff abschlagen wollte: wiese ihm die zubereitung des Feuers und sagte: hier will ich dich verbrennen u. s. w. Aber dieser Bösewicht lachte nur dazu. Weil denn nichts helffen wolte, riß ihm endlich der scharfrichter seinen rock und hemde auf, und entblössete ihn, das währte noch eine viertel stunde, daß die Prediger an ihm arbeiteten, aber es war nach wie vor alles vergebens. Hierauf befahl der richter, man sollte ihm sein recht thun. Da ward ihm der Kopff abgeschlagen, der leib zur stunde an den holz-hauffen geworfen, angezündet und verbrannt . . . Seine schrifften wurden durch öffentliche patenta bei leibesstraffe verboten . . . Nicolaus Barnigius in der Warnung für den neuen Propheten hat auch dies als ein göttlich gerichte über diesen menschen angeführet, daß er so voller läuse gewesen, daß er sich derselben nicht erwehren können. C. IX. p. 59."

Aus dem von Arnold (S. 891 ff.) mitgetheilten Bericht über den 1687 in Lübeck stattgehabten Proceß und die Hinrichtung des aus Preußen gebürtigen Schlossergesellen Peter Günther heben wir Folgendes aus: Wegen Reden wider Christum auf einer Handwerkerversammlung von trunkenen Mitgesellen verklagt, wurde ihm der peinliche Proceß gemacht. Vor Gericht erzählte er von phantastischen Traumgesichten. Darüber wurde nun vom hohen Rath „von unterschiedlichen universitäten responsa eingeholet, wie auf solche ungewisse aussprüche ingemein die Blut- und Todes-urtheile exequirt zu werden pflegen. Und zwar hat in dieser Sache die juristische Facultät zu Kiel nur soviel gesprochen, daß ein formaler gotteslästerer nach göttlichem recht mit dem tode bestraffet werden müsse . . .

Hingegen haben die Theologi zu Wittenberg ihn ausdrücklich vor einen Gotteslästerer und Atheisten erkläret, die straffe aber desselben auf die Juristen geschoben, von denen sie wol gewust, daß sie kein anderes als das todesurtheil auf diesen satz sprechen würden: Wie sie denn auch alle ihr argumenta und klagen dahin gerichtet, daß sie den Rath zur execution wider diese menschen bewegen möchten. Auf diesen Ausspruch nun ist er auch alsbald wirklich enthauptet worden, und hat bis in seinen tod wider seine ankläger und deren beschuldigungen protestiret."

Das sind nur einige Beispiele von den vielen, aus denen klar zu ersehen ist, was die Protestanten von den Andersgläubigen dachten und wie sie ihnen gegenüber verfuhren, sofern nur die Macht dazu in ihrer Hand lag. „Ketzerverdammung — blutige Verfolgung — grausame Inquisition — Tortur und finsterer Kerker — Hinrichtung durch Feuer und Schwert" — kurz all' die schönen Dinge, welche gehässige Protestanten den Katholiken vorzuwerfen pflegen, finden sich in Hülle und Fülle in ihrer eigenen Geschichte. Mit welchem Recht also, fragen wir zunächst verwundert, erheben gerade sie solche Vorwürfe uns gegenüber? Und dann, wie steht es demnach mit der vielgepriesenen protestantischen Toleranz und Gewissensfreiheit in Wirklichkeit? Sie ist nichts als leere Phrase, eine geschichtliche Lüge. Sehr richtig sagt Döllinger (Kirche und Kirchen S. 68, 71): „Historisch ist nichts unrichtiger, als die Behauptung, die Reformation sei eine Bewegung für Gewissensfreiheit gewesen. Gerade das Gegentheil ist wahr. Für sich selbst freilich haben Lutheraner und Calvinisten, ebenso wie alle Menschen zu allen Zeiten, Gewissensfreiheit begehrt, aber Andern sie zu gewähren, fiel ihnen, wo sie die Stärkeren waren, nicht ein. . . . Bayle meint, die Reformatoren und ihre Anhänger hätten sich doch in großer Verlegenheit befunden, da sie der alten Kirche gegenüber immer auf Gewissensfreiheit gedrungen und den gegen sie gerichteten Zwang für verbrecherisch erklärt hätten,

während sie doch wieder die Obrigkeiten ermahnt hätten, jede andere Lehre und Genossenschaft zu unterdrücken. Das geschah indeß so allgemein und war so sehr im Geiste der Zeit, daß der Einzelne es nicht einmal mehr als Widerspruch empfand. Die französischen Protestanten, so sehr sie auch eine Minorität bildeten und nur durch das Edict von Nantes eine geschützte Stellung besaßen, wollten doch in den ihnen eingeräumten Sicherheitsplätzen keinem Katholiken gestatten, seine Religion auszuüben. So war es im ganzen protestantischen Europa. Freiheit für uns, Unterdrückung für jede andere Partei, war die herrschende Losung.“ Auch der protestantische Historiker K. Ad. Menzel (Deutsche Gesch. VI. 69) nennt es eine falsche Vorstellung, als ob der Protestantismus „von jeher durch Toleranz seine Widersacher beschämt habe“, und erinnert dem gegenüber an die „Thatsache“, daß die Protestanten nur dann die Religionsfreiheit proclamirt hätten, „wenn sie ihre Gegner gänzlich ausgeschlossen sahen“.

Und jetzt? Es ist beispielsweise wahrhaftig keine Toleranz, daß den Katholiken im protestantischen Mecklenburg noch immer die Freiheit der öffentlichen Religionsübung versagt bleibt, obgleich sie den Protestanten nicht nur in allen katholischen Territorien Deutschlands, sondern auch in den erzkatholischen Ländern Oesterreich, Italien und Spanien vollauf gewährt ist.

Es bekundet ferner sehr wenig Toleranz, wenn unter stillschweigender Billigung der Behörden und unter fast ausnahmslosem Beifall der protestantischen gelehrten und Tages-Presse ein ordentlicher Professor der protestantischen Theologie an einer Staatsuniversität, Prof. Dr. Paul Tschackert in Königsberg, in seiner Schrift: „Evangelische Polemik gegen die römische Kirche“ (Gotha, Perthes 1885) in rohester und ungerechtester Weise Alles, was uns Katholiken heilig ist, beschimpft und in den Koth ziehen darf, wenn er beispielsweise von der „herrschend romanisch-katholischen Kirche“ zu sagen wagt: daß sie aus dem Christenthum einen

neuen Paganismus macht, daß ihre Moral das Opfer des Gewissens verlangt, daß ihr Cultus den Aberglauben zu einer gefährlichen Großmacht heranzieht, daß dieselbe eine widerliche Mischung von Anbetung Gottes und Fetischismus ist; wenn dieser Lehrer der Jugend es laut in's Land rufen darf: der Papst ist in gewissem Sinne der Antichrist, der römische Vicegott, die katholische Hierarchie eine Mißgeburt der alten Kirche, die Sacramente sind Zaubereien; wenn dieser Staatsbeamte im paritätischen Preußen es wagen darf, den Katholiken Beleidigungen wie diese in's Angesicht zu schleudern: Wie der Katholicismus in die Hostie den Herrgott zaubert, so versetzt er auch bei der Priesterweihe den Geist Gottes in die Fingerspitzen des Bischofs; das Messelesen ist Fabrikgeschäft, der ganze katholische Cultus ein schwunghaft betriebenes, lucratives Geldgeschäft, alles ist feil für einige Dukaten; das Meßopfer ist der reine heidnische Opfercult, die Anbetung der Hostie Creaturvergötterung, der Heiligencultus ist Polytheismus; der Rosenkranz und die thibetanische Gebetmühle haben eine gräuliche Verwandtschaft; das Breviergebet der Geistlichen ist eine furchtbare Verirrung des sittlichen und religiösen Geistes; der Reliquiendienst ist Abgötterei, alle beschaulichen Mönche und Nonnen sind Tagediebe und Parasiten am Leibe der Menschheit u. s. w. — Und wozu all' diese Invectiven? Um Folgendes zu constatiren: „Mit ihr aber, mit der jesuitisch gegängelten Priesterschaft — und sie ist vorstellig die Kirche im römischen Sinne — in Frieden zu leben, kann man nur Ignoranten oder Religionsverächtern zumuthen, nicht den evangelischen Kirchen, nicht den evangelischen Völkern." Wer in so apodiktischer, brutaler Weise selbst die Möglichkeit des confessionellen Friedens läugnet und zu gleicher Zeit mit solcher fanatischer Intoleranz gegen Andersgläubige zu Felde zieht, der stör in Wahrheit schon den confessionellen Frieden und schwing bereits die Brandfackel zum Religionskriege.

Nicht weniger intolerant als Tschackert, aber als ei

Mann, der seiner Sache sicher ist und wenig Federlesens macht, erscheint uns Gottfried Schwarz in seinem Schriftchen: „Ist die römische Kirche eine Kirche oder ein Staat?" (Leipzig, Wigand 1885.) Der „gelehrte" Autor bejaht den letzten Theil dieser „neuen Frage" und zieht daraus diese Schlußfolgerungen:

1. „. . . Das Dasein der römischen Kirche ist ein beständiger Angriff auf alle andern Staaten."

2. „. . . Kein Staat kann seinen Bürgern gestatten, Mitglieder der römischen Kirche zu sein, noch viel weniger kann er denselben gestatten, als Kleriker unmittelbar in den Dienst des ihn angreifenden Staates [der kathol. Kirche] zu treten."

3. „. . . Der Grundsatz der Religions- oder Gewissensfreiheit kann in diesem Kampfe [des Staates mit der römischen Kirche] ebensowenig in Betracht kommen, wie z. B. in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich."

4. „Ein Staat, der die römische Kirche anerkennt und also damit die Pflicht übernimmt, ihre freie Bewegung zu schützen, verpflichtet sich hierdurch, einen ihn angreifenden Staat zu unterstützen und gibt sich also selbst auf."

Das ist banal und höchst lächerlich und eine prächtige Ausgeburt protestantischer Intoleranz gegen die durch Geschichte und Verfassung mindestens gleichberechtigte katholische Kirche.

Ernsthafter indeß sind die wider uns Katholiken gerichteten überaus gehässigen Ausfälle des bekannten „Evangelischen Bundes" aufzufassen, der eingestandenermaßen die Bekämpfung der katholischen Kirche zum Ausgangs- und Zielpunkte hat; und es will uns als ein ganz bedenkliches Anzeichen wachsender Intoleranz der protestantischen Majorität gegen die katholische Minorität bedünken, wenn jene die Hetzreden und Brandschriften der Fanatiker des genannten Bundes und des ihm blutsverwandten Pfarrers Thümmel von Remscheid noch fernerhin ungehindert und ohne lebhaften Protest passiren läßt. Insbesondere sind dann

auch der vielfach confessionell zugespitzte „Culturkampf“ und die von einer protestantischen Majorität geschaffenen „Maigesetze“, welche der katholischen Kirche in Preußen die obendrein durch Verfassung und Königswort garantirte Lebensfreiheit rauben, eine nimmer auszutilgende Makel und ein wahrer Hohn auf die vielgepriesene protestantische „Toleranz und Gewissensfreiheit“. Dr. X.

---

43. Die „Bartholomäusnacht“.

Bei den 36jährigen französischen Hugenottenkriegen ist wie bei dem dreißigjährigen deutschen Kriege vor allem die Thatsache festzuhalten, daß der Streit seinem innersten Wesen nach ein politischer gewesen und daß die Religion in der weiteren Entwickelung des Kampfes nur das zufällige Moment bildete, das allerdings bei dem in den Massen vorhandenen zündhaften Stoff ein gewaltiges Feuer verursachen mußte. Ursächlich war es nicht der religiöse Eifer, der die Hugenottenkämpfe entzündete, als vielmehr der antimonarchische Plan eines Theil des französischen Adels und der republicanische Geist des Calvinismus. Dazu kam, daß die Hugenotten (zu deutsch: Eidgenossen, ein Name, den man den benachbarten Schweizern entlehnte) gleich den deutschen Protestanten gefährliche Verbindungen mit dem Auslande unterhielten: — sämmtlich Bestrebungen, welche den politischen Bestand Frankreichs als eines einheitlichen Reiches und Königthums in Frage stellen mußten. Eifersüchtig auf das deutsche Reich, hatten König Franz I. (1515—1547) und Heinrich II. (1547—1559) die Protestanten in Deutschland unterstützt, sie im eigenen Lande aber mit blutiger Strenge verfolgt. So entstand unter Franz II. (1559—1560) die erste große Verschwörung unter den Hugenotten und den Bourboniden, welche entdeckt wurde und 1200 Menschen das Leben kostete. Dies gab das Signal zum Ausbruch der eigentlichen Hugenottenkriege.

Alsbald riefen die französischen Protestanten ihre Glaubensgenossen unter den deutschen Fürsten und die Königin Elisabeth von England, die Katholiken Philipp II. von Spanien zu Hilfe, und so wäre es bald dahin gekommen, daß Frankreich dem Schicksale des deutschen Reiches: Verlust jeder Nationaleinheit, Zersplitterung in viele Souveränitäten und Abhängigkeit vom Auslande anheimgefallen wäre, wenn nicht die Politik des französischen Hofes diese Katastrophe noch abzuwenden verstanden hätte.

Es schien das Ende des Kampfes herbeigekommen, als nach zehnjährigem gegenseitigen Gemetzel der Friede von St. Germain en Laye (1570) geschlossen wurde, der den Protestanten nahezu vollständige kirchliche und bürgerliche Freiheit gab.

Wie es zwei Jahre nach diesem Frieden zu der blutigen Bartholomäusnacht (23.—24. August 1572) kommen konnte, erschien Vielen bisher ein historisches, richtiger psychologisches Räthsel zu sein, das allein in der Seele der Mutter des damals noch jugendlichen Königs Karl's IX., der Katharina von Medici, seine Lösung finden könne; leichtfertige und einseitige Historiker — und ihre Anschauungen finden leider wie immer das zahlreichste Publikum — waren freilich schnell fertig mit der Behauptung, daß die Religion, resp. der Katholicismus den Arm der Mörder in der Bartholomäusnacht bewaffnet habe. Diese Ansicht wurde schon bald nach der Schreckensnacht von hugenottischer Seite verbreitet, insbesondere durch die „Franco-Gallia" von Hotmann, die „Vindiciae contra tyrannos" von Languet, „Les tragiques" von Aubigné ꝛc. — sämmtlich tendenziöse Darstellungen, welche bis heutigen Tages die öffentliche Meinung beherrschten und insbesondere in dem von Eugen Scribe und Emile Deschamps verfaßten Text zur Meyerbeer'schen Oper „Die Hugenotten" die wirksamste Propaganda fanden.

Diesen von der Mehrzahl der Gelehrten und Ungelehrten eingenommenen Standpunkt erschüttert und die

Wahrheit endlich an's Licht gezogen zu haben, ist das Verdienst eines umfassenden Werkes des früheren belgischen Unterrichtsministers und Ministers des Innern, des u. a. schon durch seine Geschichte Flanderns weiten Kreisen bekannten Barons Joseph Maria Kervyn de Lettenhove, dessen „Froissard, étude littéraire sur le 14. siècle“ von der französischen Akademie gekrönt wurde, und dem trotz seines „clericalen“ Standpunktes Meyers Conversationslexikon die Ehre eines „namhaften Geschichtschreibers“ zu Theil werden lassen muß.

In seinem Werke: „Les Huguenots et les Gueux“ (Bruges 1884/86), welches nunmehr in 6 Bänden vollendet vorliegt, gibt der Autor eine nach — größtentheils bisher unbenutzten — archivalischen Documenten bearbeitete Darstellung der Entstehung und Entwickelung der Hugenottenkämpfe und wendet am Schlusse des zweiten Bandes seine besondere Aufmerksamkeit der Genesis der „Bluthochzeit“ zu. Wir folgen hier im Wesentlichen seiner Darstellung.

Die Königin-Mutter glaubte den innern Frieden am besten zu befestigen und zugleich Einfluß auf die Hugenotten zu gewinnen, wenn sie ihre Tochter Margarethe mit dem reformirten Heinrich von Navarra, dem spätern Könige Heinrich IV., verheirathete. Vor dem Frieden von St. Germain hieß es, der jüngere Guise, zu dem auch Margarethe Neigung gefaßt, würde die Prinzessin ehelichen, nach dem Frieden sollte der Pact mit den Hugenotten durch die Zwangsehe Margaretha's mit Heinrich befestigt werden. Aber von Rom waren keine Dispensen für diese Heirath zu erlangen. Sowohl Gregor XIII., als Pius V. verweigerten sie. König Karl IX. ließ durch seine Gesandten in Rom dem Papste erklären, daß, wenn derselbe die Dispensen nicht ertheile, man ohne dieselben zur Eheschließung und zur Veranstaltung der Hochzeitsfeierlichkeiten schreiten würde. Sechs Wochen wartete bereits der Bräutigam in Paris. Da fabricirte man eine falsche römische Depesche, in welcher angekündigt wurde, die Dispensen seien bewilligt

und würden sogleich expedirt werden, so daß sich der Cardinal von Bourbon, der Onkel des Bräutigams, bereden ließ, die Trauung zu vollziehen. Am 18. August fand die letztere statt. Als der Cardinal die Braut fragte, ob sie den Prinzen von Navarra zum Gemahl haben wollte, schwieg dieselbe; aber König Karl zwang sie, zum Zeichen ihrer Zustimmung, wenigstens ihr Haupt zu neigen. Vor Beginn der Traumesse verschwand der Bräutigam. (Kervyn de L. l. c. II. 527 ff.)

Während der mehrtägigen Festlichkeiten besprachen die in Paris anwesenden hugenottischen Hochzeitsgäste — es waren ihrer mehrere hundert — unter Führung des Admirals Coligny ihre längst gehegten Pläne zur Unterjochung der ihnen gefährlichen spanisch-niederländischen Großmacht. Coligny hatte schon zuvor durch seinen Einfluß bei Karl IX. ein Bündniß zwischen Frankreich und dem protestantischen England zu Stande gebracht; er rechnete auch noch auf eine Anzahl deutscher protestantischer Fürsten, welche theils im offenen, theils durch versteckten Reichsverrath bisher schon den Hugenotten wesentliche Dienste geleistet hatten. Und sind erst die spanischen Niederlande erobert, so plante er, so wird bald auch der Krieg im Süden der Pyrenäen geführt werden können zur Geltendmachung der Ansprüche Johanna d'Albret's (der Mutter Heinrich's) auf Navarra.

Waren alle diese Pläne nach Außen gelungen, so war damit auch zugleich die Herrschaft der Hugenotten und Coligny's im Innern Frankreichs besiegelt, denn trotz aller Bundesgenossen konnte ein Krieg Frankreichs gegen das mächtige Spanien, das überdies Unterstützung seitens des deutschen Kaisers zu erwarten hatte, nur zur Schwächung der französischen Streitkräfte und zur Untergrabung der königlichen Macht führen.

Aus Furcht vor den Hugenotten hatte der schwache König, der nach und nach vollständig in den Bann Coligny's gerathen war, bereits thatsächlich den Rebellen Hülfe bei

deren Cooperationen mit den aufständischen Niederländern gewährt. Zum Entsatze der im Juli 1572 vom Herzog Alba belagerten Stadt Mons sammelte sich mit Vorwissen Karl's unter Führung von Genlis ein Corps von 1000 hugenottischen Edelleuten und 6000 französischen Freischaaren; aber fünf Wochen vor den Hochzeitsfeierlichkeiten wurde dieses Heer von Alba vernichtet, während Mons sich ergeben mußte. In Folge dessen drang Coligny immer kühner in den König ein, daß er gegen Spanien losschlagen möge. „Wir können unsere Schaaren", so drohte er, „nicht länger im Zügel halten; beginnen Sie, Majestät, den Krieg gegen die Spanier, oder wir werden gezwungen sein, Ihnen den Krieg zu machen!" Gleichzeitig wurde in fast allen Provinzen gerüstet: gegen 40 000 Mann erwarteten die Befehle Coligny's. Karl schwankte; aber seine Mutter erkannte das Gefährliche der Situation. Sie glaubte, daß, wenn Coligny aus der Welt geschafft wäre, dadurch zugleich die ganze hugenottische Revolution erstickt sein würde. Sie beschließt, Coligny auf offener Straße während des Lärms der Hoffeste ermorden zu lassen; aber der Angegriffene wird nur leicht verwundet. Der meuchelmörderische Act, welcher am 22. August, inmitten der auf acht Tage berechneten Festlichkeiten, stattgefunden, ruft eine ungeheure Erbitterung unter den in Paris noch anwesenden Hugenotten hervor; die Königin sucht vergeblich den Verdacht des Mordes auf die Guisen oder den Herzog Alba zu lenken; ja man vermuthet sogar im Könige selbst einen Mitanstifter des Mordes. Da fassen die Hugenotten am 23. August den Plan, am folgenden Tage sich des königlichen Palastes zu bemächtigen und die ganze königliche Familie zu tödten. (K. de Lettenhove II. 555 ff.) Das treibt Katharina zum Aeußersten. Nach langen vergeblichen Versuchen ringt sie endlich ihrem Sohn die Einwilligung ab, daß man der Ausführung des hugenottischen Complotts zuvorkomme und aggressiv mit dem blutigen Gemetzel der Bartholomäusnacht schleunigst beginne.

„So hat sich,“ schließt unser Autor seinen Bericht, „die blutige Affaire der Saint Barthélemy zugetragen, welche, obgleich sie bisweilen ungenau in ihren Ursachen und ihrem Umfange dargestellt wird, dem Ehrgeiz und der Hinterlist (astuce) Katharina's von Medici einen neuen Schandfleck und zwar einen schlimmern als alle früheren zufügt. Wenige Stunden hatten genügt, daß in der Weltgeschichte die Hugenotten aus der Rolle von Verschwörern zu der von Opferlämmern gelangten, während die Königin-Mutter in einem Augenblicke, wo alle legitimen Waffen in ihrer Hand waren, nur solcher sich bedienen wollte, welche für immer ihr Andenken entehren müssen.“

Peccatum erat extra et intra muros: man hatte hüben und drüben gesündigt; sicherlich aber war es nicht das religiöse, sondern lediglich das dynastische Interesse gewesen, welches bei der durchaus irreligiösen Naturanlage der Königin Mutter den Plan des Massenmordes reifen ließ. Daß sie sich bei dem feindseligen und gewaltthätigen Vorgehen der Hugenotten im Stande der Nothwehr befand, wird ihr allerdings wohl jeder Criminalrichter wenigstens als mildernden Umstand anrechnen müssen. (Vgl. Baumstark, Philipp II. von Spanien, Freiburg 1875 S. 204.)

Mit welcher „Ueberzeugungstreue“ dieses Weib am Katholicismus gehangen, ergibt sich nicht nur aus der Thatsache, daß sie ihre Tochter Margaretha dem Calviner Heinrich von Navarra gab, sondern auch daraus, daß sie ihren zweiten Sohn, den Herzog von Anjou, an Elisabeth von England verheirathen wollte und zwar mit dem Wunsche, daß die englische Königin denselben zum Protestantismus „bekehren“ möge. Ein jugendlicher Freund des Herzogs, der gegen diese Heirath aus religiösen Gründen war, wurde vergiftet. „Katharina von Medici,“ sagte der päpstliche Nuntius zu Paris im Oktober 1570 zum spanischen Gesandten Alava, „glaubt gar nicht einmal an Gott, auch keiner von denen, welche jetzt in ihrer oder des Königs Umgebung sind.“ (Vgl. Baumgarten: Vor der Bartholo-

mäusnacht, Straßburg 1882 S. 33.) Karl IX. war zudem ein Concubinarius: trotz alledem soll seine und seiner Umgebung folgenschwerste That von religiösen Beweggründen geleitet gewesen sein! Diese protestantische Legende wird wohl jetzt hoffentlich für immer zerstört sein!

Coligny's Haupt kam auf den Galgen. Ueber die Zahl der in Paris Erschlagenen liegen die verschiedensten Angaben vor, sie schwanken von 1000 bis zu 20 000. Nach einer im Pariser Stadthause aufbewahrten Rechnung haben die Todtengräber in jener Zeit 1100 Leichen beerdigt. („Le Reveille-Matin des Français“ in den „Archives curieuses de l'histoire de France“ von Cimber und Danjou, I. Ser. VII. 533.) Wie Viele nach dem Pariser Vorgange noch in den Provinzen getödtet wurden, läßt sich nicht näher berechnen; nach Cimber und Danjou (l. c. p. 475) sind dort 2000 Opfer gefallen. Jedenfalls sind aber während der Hugenottenkriege mehr Katholiken als Protestanten getödtet worden; der Marschall Montgomery ließ in Orthez allein 3000 Katholiken niedermetzeln; auch hatten die Hugenotten über 800 Kirchen, darunter 50 Kathedralen, zerstört. (Vgl. Holzwarth: Bartholomäusnacht, Münster 1871, sowie eine Reihe vortrefflicher Abhandlungen von A. Maury im ‚Journal des savants‘, 1881.)

Nach dem Auslande und auch nach Rom ließ der König sogleich berichten, Coligny habe sich gegen ihn und gegen den ganzen Hof verschworen gehabt, so daß die Execution nur eine nothwendige Präventivmaßregel gewesen sei. In Rom stand man unter dem Eindruck der Rebellion und der Metzeleien, welche die Hugenotten bis dahin gegen die Katholiken verübt hatten. Man hatte schon befürchtet, daß, wie der größte Theil Deutschlands, so auch halb Frankreich dem katholischen Glauben verloren gehen könnte. Die Feste, welche damals in Rom veranstaltet wurden, das Tedeum, welches man sang, galten deshalb, zumal bei der Spannung, welche in dieser Periode zwischen dem hl. Stuhle und dem französischen Hofe herrschte, weniger der Unterwerfung der

politischen Revolution, als vielmehr der vermeinten Ueberwindung der durch die Revolution den Bestand der Kirche bedrohenden Häresie. Inschriften und Medaillen, welche man in der ewigen Stadt aus Veranlassung des Ereignisses hatte herstellen lassen, schließen hierüber jeden Zweifel aus. (Funk in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon, 2. Aufl., II. 942.) Es geht demnach nicht an, wie man es vielfach versucht hat, das päpstliche Tedeum auf ein Mißverständniß, hervorgerufen durch die angeblich nicht correcte Meldung des französischen Hofes, zurückzuführen, oder demselben nur eine politische Bedeutung beizulegen. Nein: in dem erklärten Sinne hatte das Tedeum eine vorwiegend kirchliche Bedeutung, wie denn die kirchliche Feier überhaupt dem Geiste der Zeit entsprochen hatte. Die Protestanten haben, wie Funk erinnert, in ähnlicher Lage nicht anders gehandelt und deshalb auch keine Berechtigung, aus dem damaligen Verhalten Roms kirchenpolitisches Capital zu schlagen.

Interessant sind die Versuche, welche Ranke zur Erklärung des Dramas angestellt hat. Er bemerkt darüber in der „Historisch-politischen Zeitschrift“ Bd. II. (Berlin 1833—1836, Duncker und Humblot) S. 600 und 601 das Nachstehende:

„So weit unsere Kenntniß bis jetzt reicht, kommen wir auf rein historischem Wege nicht weiter. [?] Es ist dies ein Fall, wo sich das geschichtliche Problem in ein psychologisches verwandelt. . . . Katharina hat die protestantische anti-spanische Politik doch sehr weit gedeihen lassen: schon zeigt sich diese Tendenz gefährlich, gefährlich nicht für das Land, noch für den katholischen Glauben, welche ihr weniger am Herzen lagen, sondern gefährlich für ihre Macht, ihre persönliche Stellung. Coligny beherrscht den König: er flößt ihm Gesinnungen ein, die der Mutter ungünstig sind. Weiter will sie es nicht kommen lassen. . . . Ueber ihre Kinder hatte diese Frau fortwährend eine unbegreifliche Gewalt; den Sohn überredet sie noch in dem rechten Augenblick und bringt ihn

ganz auf ihre Seite: wild und leidenschaftlich wie er ist, zeigt er sich fast heftiger, als sie ihn wünscht; schon hat sie ihr Netz ausgeworfen: sie braucht die Schlingen nur zuzuziehen: so hat sie den Feind gefangen, und wird ihn los auf ewig."

So Leopold Ranke in den dreißiger Jahren. Auch in seiner später erschienenen Französischen Geschichte bleibt er bei seiner Auffassung, die nach den klärenden Forschungen K. de Lettenhoves recht gewunden erscheint. In jedem Falle dürfen wir es aber mit Genugthuung begrüßen, daß Ranke nicht nach Art der gewöhnlichen Scribenten die Schuld an dem Greuel der Bartholomäusnacht der katholischen Kirche aufbürdet, diese vielmehr resp. den „katholischen Glauben", welcher der Königin-Mutter „weniger am Herzen gelegen", geradezu entlastet.

Auch der protestantische Baseler Professor Dr. Hagenbach, der in seiner Schrift „Der evangelische Protestantismus in seinem Verhältniß zum Katholicismus im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert" (3. Auflage, Leipzig 1870), eine Menge von zu Ungunsten der Katholiken in Circulation gesetzten Gerüchten für historische Wahrheit ausgiebt, kann sich schließlich nicht enthalten, der Wahrheit durch folgende Bemerkungen (S. 86 und 87) doch einigermaßen gerecht zu werden: „Wir möchten nicht, wie oft geschieht, den Katholicismus als solchen für die Greuel der Bluthochzeit verantwortlich machen. Nicht diese oder jene historische ausgeprägte Glaubensform, sondern der in dem Menschen wohnende Selbstsucht, die Macht der Leidenschaft, die Macht der Sünde, die Macht des Unglaubens, der den Aberglauben nur zu seinem Diener gebraucht, wo er ihm bequem ist, ihn aber mitsammt dem echten Glauben wieder von sich stößt, wo er unbequem zu werden droht, nur sie ist zu allen Zeiten die Quelle alles Unheils. Wollen wir daher die Bartholomäusnacht so wie alle ähnlichen Verfolgungen, welche von der katholischen Kirche gegen die Protestanten

ausgingen, unserer Aufgabe zufolge aus dem Gesichtspunkte des evangelischen Protestantismus betrachten und beurtheilen, so müssen wir uns vor allem hüten, die Sache so darzustellen, als ob schon der äußere Zusammenhang mit der katholischen Kirche einerseits zum Fanatismus, der äußere Zusammenhang aber mit der protestantischen Kirche zur echten Duldung führe. Leicht ließen sich auch Beispiele eines wilden Fanatismus von einzelnen Hugenotten erzählen. So prangte doch einer der letztern mit einem Siegeskranze, den er sich in einer der Schlachten gegen die Katholiken von lauter abgehauenen Mönchsohren zurecht gemacht hatte, — abgerechnet den vielen Unfug, welchen die Hugenotten in Kirchen und Klöstern verübten. Und auch die spätere Geschichte des Bildersturmes in den Niederlanden sowie der Puritaner in England und Schottland wird uns zeigen, wie die protestantische Kirche von ähnlichen Excessen der tollsten Schwärmerei nicht frei blieb.“

Am Objectivsten — von Einzelheiten abgesehen — und zugleich am Uebersichtlichsten erscheint noch die Darstellung Baur's („Kirchengeschichte der neuern Zeit von Ferdinand Christian Baur, nach des Verfassers Tode herausgegeben von Ferd. Friedrich Baur“, Tübingen 1863, S. 224 ff.). Er sagt unter anderm: „Man hat öfters behauptet, daß die That schon mehrere Jahre vorher beschlossen und angelegt war. Alle Begünstigungen der Hugenotten, alle Verträge und Friedensbeschlüsse seien nur eben Akte der Hinterlist gewesen, um ihr Vertrauen zu gewinnen und sie dann dem Verderben zu überliefern. Allein wenn auch vielleicht die mit arglistigen Entwürfen dieser Art wohlvertraute Katharina einen Mordplan gegen die Reformirten schon früher in sich trug, so kann doch der Entschluß der That in der Gestalt, in welcher sie ausgeführt wurde, erst kurze Zeit vorher zur Reife gekommen sein. Wachler („Die Pariser Bluthochzeit“, Leipzig 1826) hat dies auf's Neue sehr einleuchtend gemacht und gezeigt, daß das Vertrauen, welches König Karl dem Admiral Coligny

schenkte, seine herrschsüchtige Mutter zum ersten Mordentwurf gegen Coligny reizte, aus dessen Vereitelung sodann erst die zweite frevelhaftere That hervorging. . . . Sie, die furchtbare Frau, die „femina vasti animi et superbi luxus“, wie sie Thuanus nennt, mit Recht der berüchtigten Brunhild zu vergleichen, ist die eigentliche Urheberin der gräßlichen That.“

Um so gehässiger nehmen sich die Commentare aus, welche einige fanatische Halbwisser, speciell in der politischen Tagespresse, noch fort und fort über das jedenfalls verdammungswürdige Ereigniß der Saint Barthélemy der Welt aufzudrängen belieben. — Es verdient übrigens besondere Beachtung, daß man seiner Zeit selbst an höherer Stelle sich nicht gescheut hatte, die über die Bartholomäusnacht umlaufenden falschen Auffassungen zu Gunsten des modernen „Culturkampfes“ zu fructificiren, und daß die officiöse „Nordd. Allg. Ztg.“ angewiesen worden war, beim Ausbruch des Kirchenstreites in Preußen am 300jährigen Gedächtnißtage der Bartholomäusnacht (24. August 1872) einem Artikel ihre Spalten zu öffnen, der in confessionell aufhetzender Weise die Welt an die „finstere Geschichte der Bluthochzeit“ erinnert und den „jesuitischen Geist“ darin „seine entsetzliche Orgie“ feiern läßt.

Dr. Z.

---

44. Galileo Galilei.

Ein ungewöhnlich großes Interesse hat sich von jeher für die Frage gezeigt, welche mit dem Namen Galilei verknüpft ist. Nicht nur die Historiker und Theologen von Fach, auch die Philosophen, Physiker und Astronomen haben mit ihr sich beschäftigt. Und auch das große Publikum wendet der Galileifrage, die freilich für

dasselbe gar keine Frage ist, sein Augenmerk zu, jenes Publikum, welches das Bedürfniß hegt, über gelehrte Dinge zu sprechen und zwar um so mehr zu sprechen, je mehr ihm das Verständniß derselben abgeht. Giebt es doch auch für einen „Gebildeten" moderner Façon und für einen mit den landläufigen Vorurtheilen gegen den Katholicismus ausgestatteten Protestanten kaum eine günstigere Veranlassung, aus der Rüstkammer der „Geschichte" heraus die katholische Kirche als eine Feindin des Fortschritts der Wissenschaften und der „Aufklärung" zu zeihen! Rom, sagt man, habe sich durch Anstrengung des Galileischen Prozesses dem copernicanischen System, dessen Richtigkeit heute von aller Welt zugegeben werden müsse, widersetzt; mittelst Inquisition und Folter habe es Gewissenszwang ausgeübt, die Wahrheit bekämpft und durch sein Vorgehen nicht nur seine eigene „Unfehlbarkeit" für alle Zeiten an den Pranger gestellt, sondern überdies noch dargethan, welch' zweifelhafter Werth den Behauptungen der hl. Schrift beizumessen sei.

Eine genauere Untersuchung des Galileischen Prozesses läßt indeß alle diese Anklagen hinfällig erscheinen. Gerade in neuester Zeit ist die Literatur über die Streitfrage eine außerordentlich reichhaltige geworden, so daß einem Jeden, welcher sich über dieselbe orientiren will, das Material nach allen Richtungen hin in größter Fülle geboten wird. Insbesondere sind in jüngster Zeit die wichtigsten Akten aus dem Galileischen Prozesse publicirt worden; ebenso wurde ein großer Theil der Briefe veröffentlicht, welche theils von Galilei (während des Prozesses) selbst, theils von dem damaligen toscanischen Gesandten in Rom, Nicolini, über den Verlauf des Inquisitionsverfahrens geschrieben worden waren. Am reichhaltigsten findet man die Literatur hierüber zusammengestellt in einem Artikel „Galileo Galilei" von Professor Schanz im „Historischen Jahrbuch" (III. Bd., 2. Heft) der Görresgesellschaft. Nicht minder eingehend befassen sich mit der Darstellung des Prozesses drei Artikel der „Stimmen

aus Maria Laach" (Bd. XIV.) von P. G. Schneemann S. J., während Prof. Grisar S. J. auf Grund der Prozeßakten bezw. der obenerwähnten Briefe unter dem Titel „Galileistudien" eine besondere Schrift (Regensburg 1882) veröffentlicht hat, welche vorzugsweise historisch-theologische Untersuchungen über den Gang des Prozesses enthält.

Haben alle diese Arbeiten mehr die formale Seite der Streitfrage, d. h. die Richtigstellung des verdunkelten Hergangs des Prozesses selbst im Auge, so hat Ch. Herm. Vosen in einer bereits im Jahre 1865 erschienenen Schrift (Frankfurt) die materielle Seite des Streitpunktes, d. h. das Verhältniß der Galileisch-Copernicanischen Lehre zu den damaligen naturwissenschaftlichen Anschauungen, in einer klaren, sachgemäßen und dabei auch dem Laien verständlichen Weise beleuchtet.

Der Verlauf des ganzen Prozeßverfahrens war kurz dieser: Als Professor der Mathematik in Pisa hatte Galilei sich offen in Wort und Schrift für das copernicanische Weltsystem erklärt, und da dieses System scheinbar mehreren Stellen der hl. Schrift widersprach, so erfolgte die Denunciation des Gelehrten, der überdies Kleriker war, — da er, um die Einkünfte eines vom Papste Urban VIII. ihm verliehenen geistlichen Beneficiums zu genießen, die Tonsur empfangen hatte — beim geistlichen Gerichtshof in Rom. Copernicus selbst hatte seine neue Lehre vor der kirchlichen Behörde wegen eintretenden Todes nicht mehr begründen können; im Prozeß Galilei wurde sie von den theologischen Sachverständigen nach Anhörung Galilei's der eingehendsten Prüfung unterzogen, aber als „absurd und falsch in der Philosophie und der hl. Schrift zuwider" erklärt. Zugleich bestimmte das betreffende Decret (vom Jahre 1616), daß das System des Copernicus nur als Hypothese gelehrt werden dürfe, während das Buch des Copernicus auf den Index gesetzt wurde. Indeß Galilei hielt sich nicht innerhalb der gebotenen Schranken; 16 Jahre später erschien

sein „Dialog über die beiden größten Weltsysteme, das Ptolemäische und Copernicanische“, worin beide Systeme mit einander verglichen und formell zwar dem Ptolemäischen System der Sieg zuerkannt wurde, aber in einer Weise, daß jeder die wahre Absicht des Autors sofort herausmerken mußte. Außerdem vergaß sich der Verfasser darin so weit, daß er sich beleidigende Anspielungen auf seinen Wohlthäter, den Papst Urban VIII., zu Schulden kommen ließ. Nunmehr ging das Inquisitionstribunal energischer vor. Galilei wurde 1633 vor die Inquisition nach Rom gefordert, aber gegen den sonstigen Brauch sehr schonend behandelt und nach erneuter Untersuchung für schuldig erklärt, ketzerischen Meinungen angehangen zu haben. Er schwor schließlich seine Lehre ab.

Die durch geraume Zeit verbreitete Geschichtslüge, daß Galilei gefoltert worden sei und daß er, nachdem er feierlich abgeschworen, mit dem Fuße auf die Erde gestampft und gerufen habe „Eppur si muove!“ („Und doch dreht sie sich!“), wird heute von keinem ernsthaften Historiker mehr aufrecht erhalten. (Vgl. Wohlwill: „Der Inquisitionsprozeß des Galilei,“ Berlin 1870 S. 78 ff. — „Stimmen aus Maria Laach“ Bd. XIV. S. 391 ff.)

Der Widerstand, auf welchen Galilei gestoßen war, beruhte weit weniger auf theologischen als auf physikalischen Bedenken, für welch' letztere wiederum die damaligen naturwissenschaftlichen Anschauungen der Zeit maßgebend waren. Mehrere Bibelstellen sprechen zwar von der Bewegung der Sonne oder vom Feststehen der Erde; aber schon Copernicus machte geltend, daß die hl. Schrift mit diesen Ausdrücken keine übernatürliche Offenbarung über die Natur geben wolle, sondern nur den allgemeinen Sprachgebrauch (Die Sonne „geht auf“, „geht unter“ rc.) anwende. Der ebenso fromme als geniale Domherr hatte auch sein Werk dem Papste gewidmet und in dieser Dedikation jene mögliche Anwendung „mißdeuteter Bibelstellen“ gegen das neue Weltsystem als unzuläßig

bezeichnet. Das im Todesjahre des Verfassers (1543) erschienene Werk erlebte 1566 eine zweite Auflage, ohne daß irgend ein kirchlicher Einspruch gegen dasselbe laut geworden wäre. Auch Galilei hatte der römischen Academia dei Lincei seine Schrift über die Sonnenflecken präsentirt, worin die Lehre von der Bewegung der Erde und dem Stillstehen der Sonne zu Grunde gelegt war. Die Akademie nahm hieran so wenig Anstoß, daß sie selbst die Schrift zum Druck beförderte. Aber als Galilei auf Andrängen seiner Gegner unter den Naturforschern daran gehen sollte, seine, resp. des Copernicus Behauptungen vor dem Inquisitionstribunale zu beweisen, ließ ihn seine Wissenschaft im Stich. Descartes, Tycho de Brahe, Baco von Verulam ꝛc., kurz die größten Naturforscher der damaligen Zeit hatten sich gegen das copernicanische System erklärt und zwar weniger aus astronomischen, als aus physikalischen Gründen. Tycho de Brahe z. B. bezeichnete die copernicanischen Behauptungen als „deliria“, „portenta“, „paradoxa“ etc. (Vgl. „Die Sternenwelten und ihre Bewohner“ von Dr. Pohle, 3. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1884.)

So erscheint es um so begreiflicher, daß auch die theologischen Richter Galilei's an der Stichhaltigkeit von dessen Behauptungen zweifelten, um so mehr, als Galilei dieselben eben nicht zu beweisen vermochte. Es waren nun einmal über die obschwebenden Fragen Unklarheiten auf allen Seiten verbreitet und Vosen (a. a. O. S. 1) schildert die ganze damalige Situation gewiß nicht unzutreffend, wenn er meint, daß dieselbe „eine beiderseits gleich große Verlegenheit bei den Richtern wie bei dem Verurtheilten“ aufweise. Wenn daher die theologischen Sachverständigen das copernicanisch-galileische System als „absurd und falsch in der Philosophie und der hl. Schrift zuwider“ erklärten, so war dies nur der getreue Ausdruck der damals in der Wissenschaft und in der öffentlichen Meinung herrschenden Anschauungen. Die Physik resp. Astronomie bildete einen Theil der philosophischen Wissenschaften und die hl. Schrift

wurde so ausgelegt, wie es dem herrschenden Sprachgebrauch und dem Stande der Wissenschaft am Meisten zu entsprechen schien. In überzeugender Weise wurde das copernicanische System erst als richtig bewiesen, als Newton die Gesetze der allgemeinen Anziehung (Gravitationsgesetz) auffand.

Bei der Beurtheilung des Verfahrens gegen Galilei muß endlich noch der Umstand berücksichtigt werden, daß durch das copernicanisch-galileische System der damals unumschränkt herrschenden aristotelischen Schule offen der Krieg erklärt wurde, denn die peripatetische Philosophie und speciell auch die aristotelische Physik genoß zu jener Zeit in den Schulen ein Ansehen, von dem wir uns heute kaum einen Begriff machen können. Das Pariser Parlament gebot im Jahre 1624, einige gegen jene Philosophie und Physik gerichtete und von der Pariser Hochschule censurirte Thesen zu „zerreißen", verbannte deren Urheber aus Paris und verbot „allen Personen unter Strafe des Lebens, Grundsätze gegen die alten und approbirten Autoren zu lehren," (Jourdain, Hist. Universitatis Paris. saec. XVI. et XVII, I, 106) — ein neuer Beweis, mit welcher Ausschließlichkeit, ja mit welchem Terrorismus damals wissenschaftliche Fragen und zwar von nicht-kirchlicher Seite behandelt wurden.

Aber es ist eine Geschichtslüge, wenn — um dies hier kurz mit zu erwähnen — von manchen Seiten behauptet wird, Giordano Bruno, der ein eifriger Verfechter des copernicanischen Systems war, sei wegen seiner astronomischen Lehren auf den Scheiterhaufen († 1600) gekommen. G. Bruno war Atheist und ein gemeingefährlicher Revolutionär gegen die ganze menschliche Gesellschaftsordnung. Wegen dieses Doppelvergehens wurde er von der römischen Inquisition dem weltlichen Richterarm überliefert und von diesem als unverbesserlicher Ketzer verbrannt. (Pohle, Sternenwelten S. 45 ff.)

Man kann es nicht auffällig finden, wenn ein so

bahnbrechender Geist wie der des Aristoteles auch maßgebend geworden ist für die ganze scholastisch-philosophische Schule des Mittelalters und wenn seine Physik und Sternkunde bis zum erbrachten unwiderleglichen Beweise des Gegentheils als normativ in den Schulen behandelt wurde. Galilei aber widersprach nicht nur der aristotelischen Astronomie, welche im Wesentlichen auf die spätere ptolemäische hinauslief, als namentlich auch der aristotelischen Physik, z. B. der Lehre vom freien Falle der Körper. Und daß er die auf Grund der aristotelischen Physik gegen seine astronomischen Lehren gemachten Einwendungen zu widerlegen nicht im Stande war, haben wir schon erwähnt.

Es bleibt nun einmal Thatsache: Weder Galilei, noch Kepler, weder Copernicus noch auch der so scharfsinnige Nicolaus von Cusa, welcher ein Jahrhundert vor Copernicus die Erdumdrehung gelehrt, vermochten ihre Behauptungen gegen die Einsprüche ihrer Gegner aufrecht zu halten, oder diese mit allgemein überzeugenden Beweisgründen aus dem Felde zu schlagen.

Zu der unklaren Vorstellung, welche Galilei von seiner Lehre hatte, zu dem Mangel an Beweisen für dieselbe kam nun noch sein theils unaufrichtiges, theils leidenschaftliches persönliches Verhalten, welches er insbesondere während des zweiten Prozesses einschlug, und welches eine Verschärfung des gegen ihn beobachteten Verfahrens, das aber trotzdem noch ein verhältnißmäßig mildes blieb, erforderlich machte. Zunächst behauptete Galilei nämlich, daß er gar nicht die Bewegung der Erde um die Sonne gelehrt habe, was ganz klar dem Inhalt und vor Allem der Tendenz seines Dialogs widersprach, aber gerade wegen dieses Widerspruchs naturgemäß eine Verlängerung des zweiten Prozeßverfahrens und eine Verstimmung unter den Richtern hervorrufen mußte. Der Commissar der Inquisition sagte u. a. in einem Schreiben an den Cardinal Barberini, den Neffen Urban's VIII.: „Weil Galilei geleugnet, was in seinem Buche offen hervortritt, wird sich wohl die Noth-

wendigkeit ergeben, weniger Rücksichten gegen ihn anzuwenden." (Pieralisi, Urbano VIII. e Galileo Galilei p. 197.) Aus den Prozeßakten geht hervor, daß Galilei in allen Verhören und in seiner Vertheidigungsschrift betonte, daß er die ptolemäische Lehre für wahr halte und die copernicanische nur als Hypothese vorgetragen habe. An diese Erklärung mußten sich die Richter halten und konnten somit, ohne einen „Gewissenszwang" auszuüben, den Angeklagten die copernicanische „Irrlehre" abschwören lassen. (Vgl. Schneemann a. a. O. S. 400.) Pieralisi zeigt überdies, wie unzuverlässig Galilei auch in der Beurtheilung seiner Gegner ist und wie er bisweilen der Wahrheit geradezu in's Gesicht schlägt. Wenn ihn also die antikirchliche Tendenzgeschichtsschreibung zu einem Heros, zu einem Martyrer macht, so war er das gerade Gegentheil davon: denn entweder hatte er keine feste Ueberzeugung, oder er wagte sie nicht offen zu vertreten, war vielmehr charakterschwach genug, vor der Welt das Gegentheil zu sagen. Er war nichts weniger als einer jener groß angelegten Charaktere, die, um mit dem hl. Paulus zu reden, „nichts gegen die Wahrheit vermögen". (Vgl. Schneemann a. a. O. S. 401.) Auch das Verhalten, das er gegenüber seinem Wohlthäter, dem Papste, beobachtete, spricht nicht für einen edlen Charakter. Mit einem Worte: Galilei war weder wissenschaftlich noch moralisch befähigt, das gegen ihn eingeleitete Prozeßverfahren zu einem siegreichen und baldigen Ende zu bringen.

Erklärlich und zum Theil auch entschuldbar erscheint dagegen das Verhalten seiner theologischen Richter, welche in einer noch nicht spruchreifen Frage eine Entscheidung treffen sollten. Daß diese aber überhaupt die Frage vor ihr Forum gezogen, dafür gab es — zunächst mit Bezug auf das Jahr 1616 — zwei Hauptgründe: 1) Die Furcht, angesichts der Excesse, welche die allzu freie Auslegung der hl. Schrift bei den Protestanten hervorgerufen hatte, diese Tendenz zu begünstigen, indem man ohne sehr gewichtige

Veranlassung eine figürliche Sprache bei den hl. Schriftstellern zulasse, 2) die allgemeine Gewohnheit in jener Zeit, in der hl. Schrift Licht zu suchen, die Bibel zu einer Art von Kriterium der Wahrheit der Wissenschaft zu machen und alle Streitfragen vor das theologische Forum zu ziehen. Als bestimmende Momente zur Einleitung des Prozesses von 1633 kamen noch hinzu: der formelle Ungehorsam Galilei's gegen das Decret von 1616, die hinterlistige Abfassung des Dialogs und die schwere Beleidigung des Papstes. Der Papst soll, weil er sich persönlich hintergangen und durch den „Dialog" verhöhnt glaubte, so tief beleidigt gewesen sein, daß er nur schwer während und nach dem Prozeß sich zu Erleichterungen verstanden habe. (Gilbert in der Zeitschrift „La controverse" vom 16. December 1881 und vom 1. Januar 1882.)

Als völlig verfehlt muß schließlich der Versuch bezeichnet werden, aus der zweimaligen Entscheidung, welche von den Theologen in dem Galileischen Streite getroffen worden war, Capital gegen die kirchliche Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit zu schlagen. Die lehramtliche Infallibilität des Papstes bezieht sich bekanntlich nur auf Lehren des Glaubens und der Sitten, welche der Papst als oberster Lehrer der Kirche ex cathedra verkündigt. In der Galilei'schen Angelegenheit ist aber von vornherein keine materia für einen infalliblen Kathedralspruch des Papstes vorhanden, da es sich hier um rein natürliche oder naturwissenschaftliche Fragen handelte, so daß selbst, wenn auch — was nicht der Fall gewesen — der Papst die Decrete von 1616 und 1638 unterzeichnet hätte, dieselben nicht als dogmatische Kathedralsprüche hätten bezeichnet werden können. Der Indexcongregation oder irgend einem andern geistlichen Gericht hat noch kein Katholik Unfehlbarkeit beigemessen, wenn er natürlich auch deren Entscheidungen geziemende Achtung bezeugt; und daß in dem Verfahren gegen Galilei kein Grund vorliegt, den römischen Behörden die ihnen gebührende Achtung zu entziehen, haben wir oben hinreichend dargethan.

Daß sich übrigens die sogenannten „Reformatoren" und deren Schüler viel schärfer gegen das copernicanische System ausgesprochen, als es die römischen Behörden 1616 und 1633 gethan, scheinen unsere Tendenz-Geschichtsschreiber nicht wissen zu wollen. Luther nannte Copernicus einen „Narren", der „die ganze Kunst der Astronomiä umkehren will, aber wie die hl. Schrift anzeiget, so hieß Josua die Sonne still stehen und nicht das Erdreich". (Tischreden, Ausgabe von Walch, Halle 1743, S. 2260.) Ebenso schrieb Melanchthon über das copernicanische System: „Ich werde mich nie von den göttlichen Zeugnissen abwendig machen lassen durch die Gaukeleien derer, die es für einen Geistesschmuck ansehen, die Wissenschaften in Verwirrung zu bringen." (Melanchthon, Init. doctrin. physicae. Opp. Tom. XIII, p. 217. Edid. Bretschneider.) Osiander fügte zu dem berühmten Buche des Copernicus „von den Bewegungen der Himmelskörper" ohne Vorwissen des auf dem Sterbebette liegenden Verfassers einen Vorbericht hinzu, in welchem er die neue Lehre als Hypothese, die nicht wahr zu sein brauche, hinstellte, wodurch wesentlich zur späteren Verwirrung der Geister beigetragen wurde. (Vosen, a. a. O. S. 5.) Der frommgläubige Protestant Kepler sodann wurde wegen seiner Lehre von den protestantischen Theologen zu Tübingen weit mehr drangsalirt, als Galilei in Rom, und noch im Jahre 1868 erklärte sich in Berlin auf einer protestantischen Synode der Pastor Knak für das ptolemäische System auf Grund des „Wortes Gottes", nachdem katholischerseits schon über ein Jahrhundert vorher die Indexcongregation das Verbot der copernicanisch-galileischen Schriften zurückgenommen hatte. Von der Stellung der protestantischen „Orthodoxie" zu jener Lehre wissen aber selbst solche Schriftsteller nichts zu sagen, welche sonst nicht als Freunde der „Orthodoxie" gelten wollen. Nun freilich! — nur die katholische Kirche ist ja das „Zeichen", dem zu „widersprechen" ist!

Dr. Z.

45. Gustav Adolph in Deutschland. — „Zerstörung Magdeburgs durch Tilly."

Am zweihundertjährigen Gedenktage des Todes des Schwedenkönigs Gustav Adolph, am 6. November 1832, hat sich in Deutschland unter dem Namen „Gustav-Adolph-Verein" eine noch bis heute existirende protestantisch-kirchliche Genossenschaft gebildet, deren Zweck dahin gerichtet ist, durch Beisteuer und Einsammlung von Geldbeiträgen protestantische Kirchen und Schulen in katholischen Gegenden zu errichten und zu erhalten. Wie die Mitglieder dieses Vereins, so besteht auch sein Centralvorstand nebst den meisten Bezirksvorständen aus Elementen, die in dogmatischer Beziehung sich gegenseitig ausschließen, z. B. aus Leugnern und Bekennern der Lehre von der Gottheit Christi ꝛc.; aber was diese bunt zusammengewürfelte Genossenschaft einigt, ist der Kampf gegen die katholische Kirche, der man das Terrain, welches sie nach der „Reformation" in Deutschland noch behalten, oder zurückerobert hat, um jeden Fußbreit streitig machen möchte. Daß sich dieser protestantische Missionsverein nun den Namen „Gustav-Adolph-Verein" beilegt, daran ist nur der Glaube an eine Geschichtsfabel Schuld, an die Fabel, daß der Schwedenkönig ausschließlich im Interesse der Ausbreitung des „Evangeliums" seinen Kriegszug nach Deutschland unternommen habe; während nach Ausweis der Geschichte nur seine Eroberungssucht mit dem Bestreben, sich die deutsche bzw. römische Kaiserkrone auf's Haupt zu setzen, ihn nach Deutschland trieb.

Man mag zugeben, daß Gustav Adolph ein überzeugungstreuer Protestant gewesen, — und zwar ein Lutheraner, so daß die zahlreichen Calviner im deutschen „Gustav-Adolph-Verein" schwerlich Veranlassung haben, ihn zu ihrem Namenspatron zu erwählen — aber wer seine ganze Naturanlage auf Grund der historischen Thatsachen erforscht, wird es nicht für glaubhaft erachten, daß er um

des „Evangeliums" willen auch nur ein einziges Kriegsschiff, ein einziges Fähnlein Reiter auf's Spiel gesetzt hätte.

Gustav Adolph war bereits in frühester Jugend von einem außerordentlichen Thatendrange beherrscht; schon als 16jähriger Jüngling wollte er sich an die Spitze der gegen Rußland ausziehenden Armee seines Vaters stellen, was der letztere indeß verhinderte. Inzwischen entwickelte sich das Talent und die Kriegslust des jungen Prinzen im Stillen immer mehr; noch nicht volle 18 Jahre alt gelangte er zum Throne und konnte nunmehr als unumschränkter Alleinherrscher regieren. Nachdem er die Kriege gegen Dänemark, Rußland und Polen, die er von seinem Vater überkommen, glücklich beendet, sein Reich durch russische und polnische Gebietstheile vergrößert und sich die Hegemonie auf der Ostsee gesichert hatte, beschloß er, im Alter von 36 Jahren, aber damals schon als der größte Feldherr seiner Zeit betrachtet, Krieg gegen Deutschland zu führen. Hier wüthete seit 12 Jahren der dreißigjährige Krieg, von welchem gleichfalls nur Geschichtsunkenntniß und allenfalls die Rechtswissenschaft des Herrn Professors Friedberg (Vgl. das Kirchenrecht von Emil Friedberg, Leipzig 1879, S. 57) behaupten kann, daß er ein Religionskrieg gewesen war. Derselbe war nichts weiter als ein combinirter politischer Krieg gegen das Haus Habsburg, dessen Macht in Deutschland und Spanien insbesondere den Neid Frankreichs erweckte, das sich zur Schwächung der österreichischen Hausmacht und somit der deutschen Kaisermacht wie schon im vorangegangenen Jahrhundert mit den vaterlandsverrätherischen protestantischen deutschen Fürsten, ferner mit Dänen, Engländern, Holländern, Ungarn, Italienern und zuletzt mit — Gustav Adolph verbunden hatte. Bereits hatte sich das Kriegsglück zu Gunsten des deutschen Kaisers und der ihm verbündeten katholischen deutschen Fürsten (der „Liga") und zu Ungunsten der protestantischen Fürsten (der „Union") gewandt, als der von einzelnen protestantischen Reichsständen zu Hilfe gerufene Schwedenkönig mit franzö-

sischem Gelde Heer und Flotte gegen Deutschland ausrüstete. Frankreich versprach ihm eine fernere jährliche Beihülfe von 400 000 Thlr., wofür der König, der Kämpfer für das „lautere Evangelium“, seinem katholischen Verbündeten das ausdrückliche Versprechen geben mußte, daß er den katholischen Glauben in Deutschland nicht unterdrücken werde. Er landete in Pommern, fand an der Ostsee kein großes kaiserliches Heer, sondern nur kleinere Besatzungen, die er nacheinander unterwarf, zwang den Herzog von Pommern und den Kurfürsten von Brandenburg zu einem Bündnisse, dem sich bald auch die Kurfürsten von Sachsen und Hessen anschlossen, und hatte sich so bereits auf mehr als das Doppelte verstärkt, als er gegen Tilly, den Feldherrn der Liga und (nach Absetzung Wallenstein's) kaiserlichen Generalissimus, loszog. Binnen Jahresfrist siegte er bei Leipzig, nahm Bamberg, Würzburg, München und Mainz, während sein sächsischer Bundesgenosse Prag eroberte. Da rief der Kaiser Wallenstein wiederum zur Unterstützung herbei, der in wenigen Monaten ein Heer zusammenbrachte, den Schwedenkönig bei Nürnberg schlug und bei Lützen (6. Nov. 1632) die Schlacht zwar verlor, aber dabei auch seines Gegners, der aus sechs Wunden blutend zu Boden sank, ledig wurde.

Der schnelle Siegeslauf Gustav Adolphs war nicht allein dadurch hervorgerufen worden, daß er ein taktisch gut ausgebildetes und vortrefflich bewaffnetes Heer aus Schweden mit herübergebracht hatte, — während die deutschen Heere in Folge des bereits zwölf Jahre andauernden Krieges in dieser Beziehung Alles zu wünschen übrig ließen — sondern insbesondere dadurch, daß er als königlicher Oberfeldherr den Krieg nach *eigenem und sofortigem Ermessen* zu führen in der Lage war, während seine Gegner theils unter sich uneinig waren, theils erst Instruction aus dem kaiserlichen Generalkriegsrath abwarten mußten.

In die soeben erwähnte Periode des dreißigjährigen Krieges fällt auch die sogenannte „*Zerstörung Magdeburgs durch Tilly*“. Wallenstein hatte Magdeburg schon

zwei Jahre vorher eingeschlossen, um es zur Durchführung des kaiserlichen Restitutionsedictes, d. h. zur Herausgabe der eingezogenen Kirchengüter an die Katholiken zu bestimmen. Aber er betrieb die Belagerung nicht mit Nachdruck und schloß zuletzt eigenmächtig einen Vergleich, wodurch die Stadt im Besitze ihrer Privilegien sowie der Kirchengüter bleiben sollte. Da nun hierauf das Stadtregiment behufs Erhaltung dieser seiner Vorrechte mit den Schweden sich verband und letztere bereits die Stadt stärker zu befestigen und der Schlösser und Städte des Erzstifts sich zu bemächtigen begannen, wiederholte Abmahnungsschreiben des Kaisers und Tilly's aber erfolglos blieben, so begann letzterer, ohne gütliche Versuche aufzugeben, die abermalige Belagerung, die mit der Einnahme der Stadt und der damals üblichen dreistündigen Plünderung endete. An verschiedenen Stellen brach zugleich Feuer aus, welches die ganze Stadt mit Ausnahme weniger Häuser und des Domes in Asche legte.

Ueber 200 Jahre hindurch hat man in Wort und Bild Tilly für die Zerstörung Magdeburgs verantwortlich gemacht; jetzt wird aber auch schon von protestantischer Seite der Act als ein beabsichtigtes Werk der *eigenen Bürger* der Stadt oder der *Schweden* angesehen. Es ist jedenfalls auffällig, daß Gustav Adolph, der in jenen Tagen nur einige Meilen weit von Magdeburg entfernt und Ruhe vor dem Feinde im Rücken und in den Flanken hatte, gar nichts zur Entsetzung der ihm verbündeten Stadt gethan hatte, so daß schon damals die Ansicht sich verbreitete, der König habe Magdeburg absichtlich im Stiche gelassen, um die protestantischen Reichsstände, welche er wegen ihrer „Unentschiedenheit" (d. h. weil sie ihm nicht gleich völlig zu Füßen gefallen waren) tadelte, fühlen zu lassen, daß sie auf seine Hülfe angewiesen seien. Andere behaupten auch geradezu, daß die Einäscherung Magdeburgs durch die in der Stadt anwesenden Schweden herbeigeführt worden sei; jedenfalls spricht selbst *Ranke* Tilly von der ihm aufgebürdeten Schuld frei. (Vgl. Onno Klopp: Tilly im 30jährigen Kriege, Stuttgart 1861.)

Ranke bemerkt in seiner „Geschichte Wallensteins" (Leipzig, Duncker und Humblot, 1872. III. Aufl. 148 und 149): „Sehr wahrscheinlich, daß zu dem Brande von Magdeburg von dem militairischen Befehlshaber, einem Deutschen in schwedischem Dienst (Oberst Falkenberg), und selbst von den entschiedenen Mitgliedern des Stadtrathes eine eventuelle Veranstaltung im Voraus getroffen war. Es wäre ein früheres Moskau (das bekanntlich Rostopschin anzünden ließ, um es für Napoleon unbrauchbar zu machen) gewesen."

Ein wahrhaft überwältigendes Material zum Beweise dafür, daß Tilly den Brand von Magdeburg nicht nur nicht veranlaßt, sondern demselben, nachdem er theils durch die eigenen Bürger, theils durch die Schweden hervorgerufen, vergeblich gesteuert, findet sich in der Schrift von Albert Heising: „Magdeburg nicht durch Tilly zerstört." (Berlin, Eyssenhardt, 1846.) Tilly berichtet dem Kaiser und dem Kürfürsten von Bayern, daß „unter währendem Sturm eine starke Feuersbrunst in der Stadt entstanden, welche wegen einzig großer Hitze und bei solchem Tumult nicht gelöscht werden konnte". An den Kürfürsten von Bayern schreibt er noch, daß das „große Unglück", wie er es nennt, dadurch herbeigeführt worden sei, daß die Feinde „wegen hin und wieder eingelegten Pulvers zu dem Intent, wie der Gefangenen Aussage insgemein verlautet, daß den Unsrigen nichts zu Gute komme, mit Fleiß und ex malitia gehandelt". (Heising, A. a. O. S. 96.) Der sächsische Tendenzgeschichtsschreiber Prof. Opel („Onno Klopp und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges" S. 52) bemängelt an diesem officiellen Bericht, daß derselbe „zu kurz" und daß die Aussage der Gefangenen „nicht frei" gewesen sei, während Karl Wittig in seinem Quellenwerke: „Magdeburg, Gustav Adolph und Tilly", (Berlin 1874, Bd. I. S. 36) nach Prüfung aller von katholischer und protestantischer Seite verfaßten Berichte von Augenzeugen zu dem Resultate kommt, daß, wenn auch Tilly's Ver-

fahren gegen Magdeburg nicht „durchaus" zu billigen gewesen sei, er doch wiederum nicht mit der von Vielen beliebten apodiktischen Gewißheit als Zerstörer der Stadt hingestellt werden könne, daß diese Frage vielmehr nach dem bis jetzt vorliegenden Quellenmaterial „noch eine völlig offene" bleiben müsse; jedenfalls aber sei Tilly „nicht der grausame Wütherich gewesen, als welcher er zwei Jahrhunderte hindurch in der Tradition gelebt" (a. a. O. S. 207).

Auch aus einem von Prof. Opel in der „Magdeburger Zeitung" vom 16. Mai 1884 mitgetheilten Breve Urban's VIII. an Ferdinand II., in welchem der Papst den Kaiser zur Eroberung Magdeburgs beglückwünscht, kann in keiner Weise ein Beweis dafür hergeleitet werden, daß Tilly und die kaiserlichen Truppen Magdeburg muthwillig dem Erdboden gleich gemacht hätten. Urban VIII. bespricht in jenem Document die Art und Weise, in welcher die Eroberung der Stadt vor sich gegangen, mit keiner Silbe; er nimmt nur von der Thatsache der Eroberung Akt, welche natürlich von ganz besonderer Bedeutung erscheinen mußte, da es sich um die Einnahme eines der wichtigsten Plätze der Protestanten handelte. Aus diesem von Opel veröffentlichten sowie aus andern noch ungedruckten Breven Urban's VIII. an Ferdinand II., welche voller Sympathien für den deutschen Kaiser und sein Haus und voller Freudenbezeugungen über die Siege der kaiserlichen katholischen Truppen sind, ergiebt sich aber anderseits, daß es eine Geschichtslüge ist, wenn von manchen Seiten behauptet wird, Urban VIII. habe aus politischen und persönlichen Gründen so sehr seines oberhirtlichen Amtes vergessen, daß er über die Siege der Schweden und Protestanten erfreut und über die Erfolge der katholischen Truppen in Traurigkeit versetzt worden sei. Diese Behauptung wird hauptsächlich von Gregorovius („Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser", Stuttgart 1879) vertreten. (Vgl. dagegen die treffliche Polemik gegen

Gregorovius von Dr. Ant. Pieper in den „Histor. pol. Bl." Bd. 94, S. 471—492.)

Auf die Frage der Zerstörung Magdeburgs wirft auch noch eine in der Berliner Rathhausbibliothek enthaltene Hamburger Zeitung vom Juni 1631 ein interessantes Streiflicht. In dem betreffenden Exemplare, welches also einige Wochen nach der Zerstörung Magdeburgs erschienen ist, wird mitgetheilt, daß im schwedischen Lager bei Tangermünde (einige Meilen nördlich von Magdeburg) „viel Magdeburger Beute vertheilt" worden sei. — Wie kommen die Schweden zu „Magdeburger Beute", wenn sie an der Plünderung der Stadt unbetheiligt gewesen sind?

Fragen wir, wie es möglich war, daß der Vorwurf cannibalischer Grausamkeit Jahrhunderte lang auf Tilly, also auf einem Manne lasten konnte, der durch seine persönlichen Tugenden selbst die Bewunderung seiner Gegner herausforderte (Vgl. Wittig, a. a. O. S. 28 ff., und Onno Klopp, Tilly im dreißigjährigen Kriege, S. 24 ff.), so läßt sich dies eben nur durch den damaligen confessionellen Parteihaß erklären, der noch durch allerlei unlautere Nebenabsichten geschürt worden war. Die Protestanten, stets eifriger als die Katholiken darauf bedacht, die öffentliche Meinung zu gewinnen, warfen damals eine Menge von Flugblättern voll der schwersten Anschuldigungen gegen die Katholiken und ihre Führer in's Volk; sie beherrschten fast ausschließlich auch die gesammte übrige Literatur — ein Eifer, der ihnen ja gegenüber den Katholiken noch bis in's 19. Jahrhundert hinein nachgerühmt werden mußte. Auch die Schweden trugen das Ihrige dazu bei, öffentliche Meinung zu machen; und wenn man bedenkt, daß Gustav Adolph ein Interesse daran hatte, das zerstörte Magdeburg als eine Warnungstafel für die ihm nicht genügend willfährigen deutschen Protestanten aushängen zu lassen, und daß es ihm gleichzeitig nützlich erscheinen mußte, durch das brennende Magdeburg die Fackeln der protestantischen Leidenschaften heller auflodern zu lassen, so ist es begreiflich, daß

auch er Befehl gab, das Bild der Zerstörung in den schaurigsten Farben auszumalen.

Aber selbst angenommen, Tilly hätte, seiner wiederholten versöhnlichen Anerbietungen müde, auch seinerseits ein Exempel statuiren wollen, um die Protestanten einzuschüchtern — die Greuel, welche in Magdeburg verübt worden sind, können noch nicht entfernt die Wage halten den entsetzlichen Rohheiten und Gewaltsamkeiten, mit denen die schwedischen Krieger in eroberten Städten Blutbäder anrichteten und mit welchen sie unser ganzes Vaterland verwüstet haben. Davon hat auch die protestantische Bevölkerung zu leiden gehabt, und das Scheltwort „Du Schwede!", welches sich bis heute in allen Gauen Deutschlands erhalten hat, beweist, daß das Volksgericht sein Urtheil über das Unheil, welches der fremde Eroberer über Deutschland gebracht, zutreffend gefällt hat.

Was nun speciell die Beweggründe anlangt, aus denen Gustav Adolph nach Deutschland gekommen war, so ergibt sich aus dem oben geschilderten Charakter des Königs, daß es nur einer geringen Veranlassung, eines geringfügigen äußeren Anstoßes bedurfte, um diesen Alexander der Renaissance aus seinem nordischen Macedonien heraus die geplante Eroberung eines Universalreiches beginnen zu lassen. Dieser Anlaß war gegeben, als diejenigen unter den deutschen protestantischen Reichsständen, welche in Folge des kaiserlichen Restitutionsedictes von 1629 (das die Rückgabe der seit dem Passauer Vertrag von 1552 säcularisirten Kirchengüter forderte) materiell geschädigt waren, ihn zu Hülfe riefen. Der Vorwand, unter welchem der Schwedenkönig dem Kaiser den Krieg ansagen konnte, war jetzt bald gefunden. Kaiserliche Truppen waren im Jahre 1629 gegen die Schweden in die Dienste des Königs von Polen getreten; da machte Gustav Adolph schnell mit dem letzteren Frieden und erklärte dem deutschen Kaiser den Krieg. Ein zweiter Vorwand zur Kriegserklärung ward ihm dadurch gegeben, daß seine Gesandten von den Friedensverhandlungen zu

Lübeck ausgeschlossen worden waren, wobei zu erscheinen sie übrigens keinerlei Recht hatten.

Während Gustav Adolph seinem französischen Verbündeten versprach, daß er den katholischen Glauben nicht unterdrücken werde, ließ er in Flugblättern öffentlich verkündigen, er komme, „die Ehre Gottes, seine eigene und so vieler Tausend Christen Wohlfahrt zu schützen". Bald sollten aber die Katholiken erfahren, daß er nur die Protestanten zu den „Christen" zähle, und bald sollten auch die Protestanten merken, daß er nur sein eigener „Beschützer" war. Nachdem er die ersten Erfolge theils durch sein Feldherrngeschick und sein tüchtiges Heer, theils aber auch durch List und durch den von seinen erschöpften und uneinigen Gegnern verübten Verrath errungen, warf er immer mehr die Maske ab und ließ mit zunehmender Offenheit merken, daß er nach der deutschen Kaiserkrone strebe, wie das der damals noch protestantische Geschichtsforscher Gfrörer in der Schrift „Gustav Adolph und seine Zeit" (Nach dem Tode des Verfassers durchgesehen und verbessert von O. Klopp, Stuttg. 1863), namentlich in dem Kapitel über die „sich enthüllenden geheimen Pläne" des Schwedenkönigs klar erwiesen hat. Cardinal Richelieu, Frankreichs allmächtiger Staatsminister, der mit den Schweden gegen den deutschen Kaiser sich verbündet hatte, versicherte dem Fürstbischof von Würzburg als Abgesandten der Liga ausdrücklich, daß Gustav Adolph „es nur gegen den Kaiser abgesehen" habe. „Sobald ihr den Kaiser verlasset, so seid ihr geborgen. . . . Ihr versteht Euren eigenen Vortheil nicht, indem Ihr Euch für Habsburg aufopfert. Dieses Haus sucht seine eigene Größe, und wird Euch Alle, Katholiken wie Protestanten, erdrücken, wenn man es nicht auf der Bahn der Ehrsucht gewaltsam hemmt." Dieselbe Erklärung unter Beifügen der gleichen Verläumdung gegen das Haus Habsburg gab der Cardinal dem bayrischen Gesandten, der sich ebenfalls in Metz eingefunden hatte.

Ueberall, wo der Schwedenkönig eine Stadt und ein Gebiet eroberte, ließ er sich von den Bewohnern den Treueid schwören und ließ daselbst seine Beamten zurück; angeblich für den von den Kaiserlichen vertriebenen aufständischen pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. hatte er die Pfalz erobert, gab diesem aber nicht sein Land zurück, weil er es selber besitzen wollte; seine Erbtochter Christine wollte er mit dem einzigen Sohne des Kurfürsten von Brandenburg vermählen, um so auch dieses Kurfürstenthum an seine Dynastie zu fesseln, — für welche Ehre Brandenburg noch auf seine Anwartschaft auf Pommern zu Gunsten Schwedens verzichten sollte — ein Plan, auf den natürlich der Brandenburgische Kurfürst nicht einging; mittelst eines gefälschten Tractates wollte Gustav Adolph den Herzog von Wolfenbüttel verpflichten, „für sich und seine Erben den König von Schweden nächst Gott nicht allein als seinen Schirmherrn zu ehren, sondern auch künftig des Königs Erben und Nachfolger im Reiche und der Krone Schweden dafür zu achten, ohne des Königs von Schweden Einwilligung mit keinem Staat ein Bündniß eingehen, noch weniger Frieden zu schließen". Laut schrieen die Wolfenbüttelschen Doctoren auf, daß dies die wahre Vernichtung des deutschen Reiches sei und daß sie keine Vollmacht hätten, einen solchen, mit den ursprünglichen Abmachungen im Widerspruch stehenden Vertrag zu unterzeichnen. Gustav Adolph schob die Fälschung seinem Geheimschreiber zu, unterzeichnete aber auch nicht einen Vertrag, welcher nach der ursprünglichen Uebereinkunft war (Gfrörer, a. a. O. S. 480 ff.). Zu wiederholten Malen versprach der König einzelne von ihm besetzte Landestheile, deren sofortige Eroberung für sein Haus ihm nicht zweckmäßig erschien, zwei bis drei Fürsten zugleich und sorgte dafür, daß jeder der so von ihm „Begünstigten" Kenntniß davon erhielt, wem noch dieselbe Schenkung zugedacht sei, — Alles zu dem Zweck, um die Fürsten untereinander uneinig zu machen und aus deren gegenseitigem Hader Vortheile für seine

eigene Person ziehen zu können. (Gfrörer, a. a. O. S. 340 ff.)

Des Königs Absichten sprechen sich endlich in einem Friedensangebot aus, das er einige Monate vor seinem Tode auf Andrängen seiner ermüdeten deutschen Verbündeten dem Kaiser hatte machen lassen, das von letzterem aber zurückgewiesen worden war. Es finden sich in dem betreffenden Documente zwölf Vorschläge, von denen folgende drei die wichtigsten sind: 1. Das Restitutionsedict ist null und nichtig; 2. beide Religionen, die evangelische und die katholische, werden in Stadt und Land geduldet; und 3. aus Dankbarkeit für die Rettung des deutschen Reiches soll Ihre königl. Majestät von Schweden zum römischen Könige gewählt werden. Hätte dieser dritte Punkt Annahme gefunden, so würde zunächst die europäische Hegemonie, welche seit Karl dem Großen mit der römischen Königskrone auf das deutsche Reich übergegangen war, an Schweden gelangt sein; Schweden hatte aber, wie oben nachgewiesen, bereits weite Gebiete in Deutschland erobert und die Annahme der römischen Königskrone wäre nur eine Etappe zur Uebernahme der deutschen Kaiserkrone gewesen, mit welcher geschmückt Gustav Adolph ein Universalreich zu Wasser und zu Lande gestiftet hätte. Selbst sein von ihm begeisterter Biograph Gustav Droysen gibt zu, daß der Hauptgrund zu seinem Feldzuge das Fernhalten der österreichischen, d. h. der deutschen Kaisermacht von der Ostsee gewesen sei.

Beiläufig bemerkt, verweist auch Hertslet in seinem öfters genannten Büchlein „Das Lächerliche der noch in Deutschland grassirenden Schwärmerei für Gustav Adolph“ unter die „Treppenwitze in der Weltgeschichte“, da derselbe nur von „politischen Motiven“ geleitet und nach der „Ostsee und der deutschen Kaiserkrone“ begierig war.

Das modern gebildete Publikum indeß glaubt nach wie vor an die unpatriotische Fabel, daß Gustav Adolph als „Befreier Deutschlands“ und im Dienste des „Evan-

geliums" nach dem Continent gekommen sei. Die geschichtliche Wahrheit ist und bleibt aber die, daß er die Heiligkeit des Evangeliums zu lügnerischen Vorwänden gemißbraucht hat, und es bleibt ferner eine unumstößliche Thatsache, daß keine Periode der deutschen Geschichte so voll der Schmach und Schande für den deutschen Namen ist, als diejenige, welche der „Gustav-Adolph-Verein" zu den glorreichsten unserer vaterländischen Geschichte zu rechnen beliebt! Dr. Z.

---

46. Geschichtslügen in Schiller's Dramen.

Vorbemerkung.

Die Heroen unserer Literatur haben nicht bloß in die religiösen und philosophischen, sondern auch in die geschichtlichen Anschauungen der Neuzeit tief und mächtig eingegriffen. Sie sind für Unzählige nicht allein die Leiter und Führer ihrer gesammten Lebensphilosophie, sondern auch die Vermittler und Lehrer ihrer Auffassung von Geschichte und geschichtlichen Dingen geworden. Dieser Einfluß wirkt um so ungehinderter und verderblicher fort, je mehr eine übertriebene Werthschätzung unserer großen Klassiker auf unseren Schulen sich breit macht, und je weniger der Lehrer Veranlassung nimmt, auf die falsche Geschichtsanschauung und die zahlreichen Geschichtslügen in den Werken unserer literarischen Koryphäen, vor allen eines Schiller, des Lieblingsdichters unserer Nation, gebührend aufmerksam zu machen.

Schiller war Dichter, aber kein Historiker. Bezeichnend ist sein Selbstgeständniß: „Die Geschichte ist nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." Janssen hat dieses Wort seiner Schrift: „Schiller als Historiker" (2. Aufl. Freiburg 1879) als Motto vorgesetzt und darin

bezüglich der historischen Schriften des Dichters (über den „Abfall der Niederlande“, „den dreißigjährigen Krieg“ u. a.) in anerkannt trefflicher Weise dargethan, daß Schiller's Geschichtsconstruktionen meist geistvolle Luftgebilde sind, die nicht auf den Resultaten emsigen Forschens, sondern auf den Eingebungen des Moments, auf poetischen Inspirationen beruhen. Der Dichter freilich darf und soll mit diesen rechnen, er muß seine Phantasie zu Hülfe nehmen, wenn er aus der Geschichte der vergangenen Tage den Stoff sich holt und ihn poetisch gestaltet. Aber es gibt auch für ihn eine bestimmte Grenze, die er nicht überschreiten darf, insofern nämlich die Gebilde seiner Phantasie, die Schöpfungen seiner poetischen Inspirationen mit der ideellen Wahrheit nicht contrastiren, mit historischen Personen und Zeiten nicht in Widerspruch treten dürfen. Folgt er nicht diesem Gesetze, verkehrt er geschichtliche Perioden, Institutionen und Charaktere in ihr Gegentheil, so versündigt er sich um so schwerer gegen die Wahrheit, als dann die Unwahrheit und Lüge in das schöne, doppelt verführerische Gewand der Poesie sich hüllt und nun um so leichter und tiefer in die Massen eindringt.

Auch Schiller's poetische Werke, insbesondere die Dramen, sind von dieser Versündigung gegen die Wahrheit nicht freizusprechen. Wie viele von den sogenannten Gebildeten gibt es nicht, die aus der Lectüre oder aus der Darstellung derselben auf dem Theater ihre der Wahrheit widersprechenden geschichtlichen Kenntnisse herholen, so über die spanische Inquisition aus „Don Carlos“, über die englische Reformation aus „Maria Stuart“, über die Erhebung der Schweiz und den Charakter der Habsburger aus „Wilhelm Tell“ u. s. w.! Und erst die Persönlichkeit der Haupthelden selbst?! Fiesco, Don Carlos, Wallenstein, Maria, Johanna und Tell, sie alle, sagt ein bekannter protestantischer Kritiker, K. Goedeke, im Vorwort zur „Maria Stuart“ in der Cotta'schen Ausgabe (1867) von Schiller's Werken, sind Gestalten, „die so sehr in das

Bewußtsein des deutschen Volkes übergegangen sind, daß sich seine Leser, soweit sie nicht zu den Gelehrten gehören, keine andere bei diesen Namen zu denken vermögen als die Schiller'schen, und daß es selbst den Gelehrten schwer wird, ihre Erkenntniß vor den Schiller'schen Phantasiegebilden aufrecht zu erhalten." Nur schade, daß diese Gebilde fast durchweg auf Kosten der Ehre des Katholicismus und seiner eifrigsten Vertreter erfunden sind, weshalb wir um so mehr uns veranlaßt sehen, diese und andere grobe Verstöße gegen die historische Wahrheit in einigen Schiller'schen Dramen auch für ein größeres Publikum hervorzuheben.

a) „Don Carlos".

Schiller's „Don Carlos" ist nicht nur in einzelnen Partien, sondern überhaupt nach Anlage und Inhalt durchaus unhistorisch. Nach ihm ist der Sohn Philipp's II., dieses streng katholischen Königs, ein wenn auch ungestümer, doch edel veranlagter und edel strebender Jüngling, der in allen seinen idealen Wünschen und Plänen von dem tyrannischen, mißtrauischen Gebahren seines königlichen Vaters gehemmt, endlich auf dessen eigenen Befehl eingekerkert und meuchlings im Gefängniß durch die Hand des Nachrichters getödtet wird.

Schon zu Lebzeiten Philipp's II. hatte dessen größter Gegner, Wilhelm von Oranien, diese Anklage erhoben. Dieselbe ward unter Andern von Leti, dem lügenhaften Biographen Sixtus' V., sowie von dem französischen Memorabilienschreiber Brantôme mit neuen Zuthaten wiederholt, später von dem leichtfertigen Abbé de St. Real zu einem historischen Roman verarbeitet, und dieser letzte ist dann die unlautere Quelle für Schiller's „Don Carlos" geworden.

Damals wie später haben ernste Geschichtsforscher gegen jene lügenhafte Anklage sich erhoben. Schon der Jesuit Strada, der gründliche Geschichtschreiber des Abfalls

der Niederlande, hat Philipp II. in Schutz genommen. In neuerer Zeit war es Ranke, der in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" (1829) die Wahrheit in der Geschichte des spanischen Infanten an's Licht zu stellen suchte. Ihm folgten auf gleichen Pfaden Raumer, Ahrendt (in Löwen), de Mouy (in Paris) und namentlich Belgiens berühmter Geschichtsforscher Gachard in dem Werke: „Don Carlos et Philippe II." (1863 und 1867), auf Grund deren dann Ranke seine abschließende „Geschichte des Don Carlos" (Leipz. 1877) veröffentlichte.

Nach den genannten Forschern war Don Carlos, der zweite Sohn des Königs Philipp II. von Spanien aus dessen Ehe mit Maria von Portugal, schon von Geburt (1545) an körperlich und geistig ein Schwächling, als Knabe eigensinnig, trotzig und selbst grausam: durch langwierige Krankheiten ward er in seiner ganzen Entwickelung gehemmt, von seinem Vater erst sorgsam und freundlich behandelt, dann aber wegen seiner Extravaganzen strenger gehalten, bis endlich seine unmoralischen Ausschreitungen und seine politischen Uebergriffe den König zwangen, den zur Flucht in's Ausland sich anschickenden Infanten in strengen Gewahrsam bringen zu lassen, nachdem er, nicht, wie Schiller sagt, von der „Inquisition", sondern vom Staatsrath des Verraths gegen den König für schuldig erklärt worden war. Einige Zeit nachher starb er ausgesöhnt mit seinem Vater im Gefängnisse (1568), aber weder durch das Schwert noch durch Gift, sondern in Folge seiner Ausschweifungen an gebrochener Kraft. Der Geschichte zufolge ist also Don Carlos nichts weniger als ein jugendlicher Heros und das romantische Opfer väterlicher Tyrannei. Auch die von Schiller so süß besungene verbrecherische Liebe des Prinzen zu seiner Stiefmutter und die dadurch angefachte Eifersucht zwischen Vater und Sohn ist lediglich Erfindung. Desgleichen löst sich der romantische Zauber, mit dem der Dichter die Prinzessin von Eboli umgeben, vor der Fackel der Geschichte in eitel Dunst auf. Endlich

ist das Gesammtbild, das Schiller von Land und Leuten, von den religiösen und socialen Anschauungen, Sitten und Gebräuchen des damaligen Spanien entwirft, ein historisch unwahres. Wer die Geschichte Spaniens und die Kirchengeschichte kennt, sagt Molitor (Das Theater in seiner Bedeutnng u. s. w. Frankf. 1866, S. 31) sehr richtig, ist keinen Augenblick bezüglich seines historischen Urtheils über diese Tragödie unschlüssig. Das Zeitalter einer hl. Theresia, wo der spanische Hof von der Leiche seiner Königin einen Granden, den hl. Franz von Borgia, in die Klosterzelle entließ, wie Schiller zu behandeln, ist mehr als poetische Licenz. (Aehnlich urtheilt Lerique in seinem verdienstvollen Büchlein: „Die Ideale und die christliche Jugenderziehung". Freiburg 1871, S. 132.)

Man kann sagen: der moderne vulgäre Liberalismus mit seinen Phrasen und Schlagwörtern in kirchlicher, wie in politischer und socialer Beziehung hat in Schiller's „Don Carlos" seinen klassischen Vertreter gefunden. Darnach ist Philipp II. das Prototyp eines sogenannten Reactionärs, der echte Repräsentant des rückwärts weisenden Despotismus, dagegen des Infanten ganz unhistorischer Freund, der Marquis Posa, der Repräsentant des freien Weltbürgerthums, der ausgesprochene Feind verjährter Vorurtheile und der lästigen Fesseln des Herkommens, der große Held, der sein Jahrhundert mit allen kirchlichen und staatlichen Einrichtungen kühn in die Schranken fordert, um über den Trümmern der alten eine ganz neue sociale Ordnung aufzubauen. Wenngleich nun dieser spanische Ritter des 16. Jahrhunderts mit den ihm in den Mund gelegten revolutionär-liberalen Ideen des 18. und 19. Jahrhunderts auf den ersten Blick als ein gewaltiger Anachronismus erscheint, so sind doch seine im vollen Glanze Schiller'scher Diction und im Tone edelster Begeisterung vorgebrachten Declamationen für Ohr und Herz der unerfahrenen Jugend gefährlicher Sirenengesang, weshalb es Pflicht der Schule ist, darauf hinzuweisen, daß die von Schiller im „Don

Carlos“ proclamirten Grundsätze nicht bloß geschichtlich, sondern auch sittlich unwahr und verwerflich sind.

b) „Maria Stuart“.

Auch dieses Drama enthält starke, wenngleich meist nur materielle Versündigungen gegen die geschichtliche Wahrheit. Schottlands schöne Königin (geb. 1542), deren tragische Geschicke durch den Dichter in Deutschland allbekannt geworden, ist wie schon im Leben, so auch noch nach dem Tode (1587) fortdauernd das Opfer der schwersten Verläumdungen und der größten Verfolgungen gewesen. Mehr als dreihundert Jahre hindurch hat sie unter der entehrenden Anklage gestanden, zu Lebzeiten ihres zweiten Gemahls Darnley (oder Darley) mit dem schottischen Grafen Bothwell ein verbrecherisches Verhältniß unterhalten und bei der Ermordung ihres Gemahls durch Letzteren nicht bloß eine moralische, sondern auch eine factische Mitschuld auf sich geladen zu haben. Allerdings hat Schiller in wohlthätig berührendem Gegensatz zu ihren meisten Anklägern die Heroin seines Stückes als eine sonst edle, großherzige Frau, frei von dem Verbrechen des Hochverraths, dargestellt und ihr, der „königlichen Dulderin“, anstatt der „jungfräulichen“ Königin Elisabeth von England, des Lesers warme Sympathie zu gewinnen gewußt. Aber Maria Stuart bleibt doch auch bei ihm das verbrecherische mit der, wenn auch „längstvergebenen“, Blutschuld behaftete Weib, eine Ehebrecherin und Gattenmörderin.

„Den König, meinen Gatten, ließ ich morden,
Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand.“

Mit dem Dichter und seinem Publikum hat bislang auch die große Mehrzahl der Historiker, zumal in Deutschland, die schottische Königin für schuldig gehalten. So Raumer in den Beiträgen zur neueren Geschichte (I. Th. 1836. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart), Ranke in seiner englischen Geschichte, Dahlmann in seiner Geschichte der englischen Revolution, R. Pauli in

der Historischen Zeitschrift (B. XLII. S. 213 ff.), Maurenbrecher in der Schrift: England im Reformationszeitalter, u. A.

Die Anklage wurde gleich damals nach Ermordung Darnley's (1567), der in Wirklichkeit das Opfer einer weit verzweigten Adelsverschwörung war, erhoben und durch acht, angeblich von Maria an Bothwell gerichtete und in einer bei dem Kammerdiener Bothwell's gefundenen Cassette aufbewahrte Liebesbriefe gestützt. Diese sogenannten Cassettenbriefe, welche selbst der damals von Elisabeth veranlaßten ganz parteiischen Conferenz kein genügendes Beweismaterial für die Schuld Maria's ergaben, wurden mehrere Jahre später von dem Erzpamphletisten Buchanan in dessen „Detectio Mariae" veröffentlicht und bildeten fortan die fast einzigen Schuldbeweise für die der schottischen Königin angedichteten Verbrechen.

Doch trat später in England und Frankreich eine Reihe von Forschern auf, die an der Hand neu entdeckter Documente die Unschuld Maria's bis fast zur Evidenz erwiesen. Dagegen wiederholte in Deutschland der Heidelberger Professor Gaedeke in seiner Schrift „Maria Stuart" (Heidelb. 1879), gestützt auf die Annahme der „Echtheit der Cassettenbriefe", die alte Verläumdung in ihrem vollen Umfange. Sein Vorgehen hat aber durchgehends eine abfällige Kritik erfahren. Im Gegensatz zu ihm ist zunächst der Protestant Opitz („Maria Stuart. Nach den neuesten Forschungen dargestellt." Freib. 2 Bde. 1879—82) wieder für die Unschuld der Königin eingetreten. Noch energischer und mit mehr wissenschaftlicher Methode hat dann der Protestant Bekker in der Schrift: „Maria Stuart, Darnley, Bothwell, durch ein Vorwort eingeführt von W. Oncken" (Gießen 1881) die Vertheidigung Maria's geführt. Beide waren „mit der Voraussetzung der Schuld, nicht der Unschuld Maria's" an die Untersuchung herangetreten, aber je weiter sie voranschritten und je tiefer sie in den Kern der Sache eintraten, desto mehr fanden sie, „daß das

gesammte Beweismaterial (der gegen Maria gerichteten Anklagen) aus den gröbsten Erdichtungen, den plumpsten Fälschungen zusammengesetzt ist, die auf Schritt und Tritt durch den urkundlich ermittelten Sachverhalt widerlegt werden", und das hat der Verfasser, so versichert Professor Oncken, „mit schlagenden inneren und äußeren Gründen dargethan." Bekker behandelt mit großem Fleiße die ausschlaggebende Frage, die Echtheit der Cassettenbriefe: er verwirft sie als ein Lügengewebe elendester Art, das „so durchsichtig ist, daß nur eine parteiische und oberflächliche Geschichtsschreibung davon getäuscht werden kann."

Auch der Berliner Professor Breßlau, jüdischer Confession, hebt in der Schrift: „Die Cassettenbriefe der Königin Maria Stuart. Eine historisch-diplomatische Untersuchung", (in Raumer-Maurenbrecher's Histor. Taschenb. 6. Folge. I. Jahrgang. 1882, S. 3—92) jene Frage als den „Cardinalpunkt" der ganzen Controverse hervor. Er unterzieht die Briefe „einer abermaligen Prüfung mit allen Hülfsmitteln diplomatischer und historischer Kritik," deren Resultat dahingeht, daß der längste und gravirendste der Briefe, der sog. Glasgowbrief, eine freche Fälschung, und darum ein Beweis für die Anklage Maria's als Gattenmörderin nicht zu erbringen sei. Die andern sieben Briefe dagegen hält er für echt und nimmt demgemäß auch die Existenz eines unerlaubten Verhältnisses der Königin mit Bothwell an. Breßlau will letztere Annahme vornehmlich durch sprachliche Vergleichung der Cassettenbriefe mit den anerkannt echten Briefen Maria Stuart's erweisen. Demgegenüber aber zeigt H. Cardauns (Histor. Jahrb. III. (1882) S. 464 ff.), daß die von Breßlau aus Maria's wirklicher Correspondenz angezogenen Parallelstellen sich durchgehends als „Wendungen allergewöhnlichster Art" ausweisen, wie sie denn auch in verschiedenen Briefsammlungen aus derselben Zeit nachgewiesen sind. Breßlau's erstes und wichtigstes Argument für die Echtheit der übrigen Briefe fällt damit zusammen.

Noch weniger begründet erscheinen die übrigen Momente in der Beweisführung des Berliner Professors. Mit Recht wirft ihm Cardauns (a. a. O. S. 479) vor, daß er bei übermäßiger Betonung der formalen Seite viel zu wenig die bei der Echtheitsfrage in Betracht kommenden Personen und Thatsachen gebührend berücksichtigt hätte, und zeichnet dann die Situation also:

„Bis zu der Katastrophe ihrer kurzen Regentenlaufbahn erscheint Maria als ein trotz früher Schicksalsschläge lebensfrohes junges Weib von fleckenlosem Wandel — die älteren Skandalgeschichten sind selbst bei Gaedeke sammt und sonders preisgegeben, — für deren angebliches Liebesverhältniß mit Bothwell vor Darley's Ermordung kein einziges gleichzeitiges Zeugniß vorliegt, nicht ohne Energie und scharfen Verstand, aber noch wenig selbständig, leicht vertrauend, wechselnden Einflüssen sich hingebend: das gerade Gegentheil der Verbrecherin und Verschwörerin. In den Reihen ihrer Gegner dagegen finden wir geriebene Verschwörer vom denkbar übelsten Ruf, den Abschaum des verkommenen schottischen Adels, entrüstete Ehrenmänner, welche um Rache für einen Mord schreien, den sie selbst begangen haben, notorische Lügner und Betrüger, würdige Genossen jenes augenverdrehenden Frömmlers Morton, der sich (nach Breßlau's eigenem Ausdruck) nacheinander an den Verschwörungen gegen Riccio mit Darley, gegen Darley mit Bothwell, gegen Bothwell mit Maitland betheiligte."

H. Cardauns hat neben einigen sehr sachlich gehaltenen kritischen Besprechungen der einschlägigen Literatur (im Histor. Jahrb. und in der Liter. Rundschau) auch eine eigene Schrift („Der Sturz Maria Stuart's." Dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1883) veröffentlicht, welche, weil klar und scharf gehalten und das gesammte, auch das neue von dem Jesuiten J. Stevenson publicirte Material benutzend, wohl als die beste der bisher erschienenen Apologieen der schottischen Königin bezeichnet werden darf. Cardauns ist bekanntlich gut katholisch, aber in löblichem Gegensatz zu dem Protestanten Gaedeke hat er „ohne confessionelle Voreingenommenheit" die Sache geprüft und sein Endurtheil dahin abgegeben:

„Wenn auch Einverständniß erzielt ist über den Satz, daß furchtbar an Maria gesündigt worden sei, so gehen doch nach wie

vor die Meinungen auseinander, ob und in wie weit ihr Sturz auch die Folge eigener Sünde war. Ich glaubte diese Frage verneinen zu müssen, aber noch ist ein Abschluß der Controverse nicht abzusehen."

Schon vor Cardauns hatte ein anderer deutscher Katholik, Ed. Marcour, eine zwar kleine, aber klar gehaltene und gut orientirende Schrift veröffentlicht, welche unter dem Titel: „War Maria Stuart Gattenmörderin?" (Frankf. 1882) vornehmlich an der Hand der Bekker'schen Untersuchungen für die Unschuld Maria's eintritt.

Auch der protestantische Verfasser der „Geschichte der Königin Maria Stuart. I. Bis zum Beginn ihrer Gefangenschaft in England (Gotha 1885)", Heinrich Gerdes, ist von der Unechtheit der Kassettenbriefe völlig überzeugt, und hat die unglückliche Königin nach seiner Darstellung die Bahnen des Verbrechens nicht gewandelt. Zu dem selben Resultat kommt der bekannte Rechtsgelehrte Prof. Karlowa in Heidelberg in seiner Schrift: „Maria Stuart's angebliche Briefe an den Grafen J. Bothwell. Ein Beitrag zur Prüfung ihrer Echtheit (Heidelberg 1886)." Nach ihm sind sämmtliche Briefe gefälscht; und zwar haben die Fälscher nicht etwa erdichtete Briefe vollständig angefertigt, sondern vorhandene Briefe durch Zusätze und Aenderungen ihren Intentionen angepaßt; diese zu interpolirenden Briefe sind mit Geschick gewählt; sie sind nicht aus gleichen, aber ähnlichen Situationen hervorgegangen und sprechen Gedanken, Gefühle aus, wie sie die Fälscher für angebliche Briefe Marias an Bothwell gebrauchen konnten (S. 50).

Bekker wie Marcour geben gelegentlich dem Gedanken Ausdruck, daß der Keim und Kern der so romanhaft und wechselvoll sich gestaltenden Ereignisse in Maria Stuart's kurzer Regierung in dem Boden der Reformation liege, und der eigentliche Grund des Conflikts der schottischen Königin mit Adel und Volk sowie ihres tragischen Endes in deren katholischem Bekenntniß zu suchen sei.

Solche Erwägungen machten auch schon die Päpste Benedict XIV. (De beat. lib. 3. cap. 13. num. 10.)

und Pius VI. geneigt, Maria Stuart, die durch englische Richter verurtheilt auf dem Schaffot ihr Leben endete, eine Martyrin des Glaubens zu nennen. (Vgl. Vollst. Sammlung aller Briefe u. s. w. Pius' VI. in Betr. d. französ. Staatsumwälzung. Uebers. v. Guilleaume. Münst. 1803. II. 192.)

c) „Die Jungfrau von Orleans."

Die Geschichte des Hirtenmädchens Johanna von Arc, nach ihrem großen Sieg die Jungfrau von Orleans genannt, groß, kühn und thatenreich, wie die des muthigsten Ritters, und zart, lieblich und rührend, wie die einer heiligen, gottgeweihten Jungfrau; durch und durch aber von dem lebendigen Athem Gottes durchweht, dessen Wunder allenthalben daraus hervorscheinen, wie die lichten Sterne am stillen nächtlichen Himmel — diese wunderbare Geschichte ist nicht bloß von Historikern, sondern auch von Dichtern in maßloser Weise verzerrt und verfälscht worden. Englands größter Dichter, Shakespeare, hat in seinem Drama „Heinrich IV." den Charakter der Jungfrau mißhandelt, ihre Aufgabe völlig mißkannt und so ihre Geschichte verfälscht. Unvergleichlich gemein hat dann Votaire, der Franzose, an seiner Landsmännin gehandelt, deren Ehre er in seinem Buche: „La pucelle d'Orléans", einem der größten Schandwerke der Buchdruckerkunst, in unfläthigster Weise beschmutzt.

Schiller, der deutsche Dichter, hat nach dieser Richtung hin freilich nicht gegen die Jungfrau sich verfehlt, im Gegentheil, „mit einer Glorie" hat er sie umgeben, so daß sie „unsterblich leben" wird. Aber „das Herz" hat sie geschaffen: Schiller's Jungfrau ist nicht die wirkliche der Geschichte, sondern das Gebilde seiner Phantasie, wie er es selbst in seinen Briefen eingesteht. Eine kurze Vergleichung zwischen Dichtung und Geschichte an der Hand der schönen Parallele, wie sie Guido Görres („Die Jungfrau von Orleans. Nach den Prozeßakten und gleichzeitigen

Chroniken.“ 2. Aufl. Regensburg 1883. S. 385—301) geliefert hat, wird das zur Evidenz zeigen.

Schiller's Johanna ist die Tochter eines reichen, die der Geschichte das Kind eines armen Landmannes (1412 zu Domremy geboren): die Tochter der Armuth sollte Frankreich retten. Bei Schiller erscheint sie schon früh als ein sonderbares, muthiges und kühnes Mädchen, in Wirklichkeit war sie im elterlichen Hause ein schüchternes, still frommes, freundliches Kind, das erst später durch Sendung von oben her den Heldenmuth gewann. Der Dichter stellt sie dar als ein kaltes, willenloses Werkzeug in höherer Hand, sonder Milde und Erbarmen, der wahrhafte Würg- und Todesengel für die Feinde. Nach der Geschichte dagegen war Johanna auch im Kriege noch voller Milde, alles Blutvergießen scheuend, so daß sie ihren Richtern erwidern konnte: „Ich habe keinen Menschen getödtet.“ Wir wollen nicht mit dem Dichter darüber rechten, daß die Scenen mit Montgomery, mit dem Herzog von Burgund und mit Agnes Sorel historisch eine Erfindung sind; aber es muß doch hervorgehoben werden, daß vom vierten Akt an ausnahmslos Alles bloße Dichtung ist, und daß namentlich die weitere Entwickelung im Charakter und im Handeln der Schiller'schen Johanna in scharfem Contrast zu jener der Geschichte steht. Schiller hat eben ganz und gar den historischen Boden verlassen, da er seine Heldin in den Kampf zwischen irdischer Liebe und ihrem höheren Berufe, als reine Jungfrau des höchsten Gottes Kriegerin zu sein, eintreten und von dem schönen Lionel besiegt sein, dann aber ihre Schuld durch Reue und Buße sühnen und im Tode volle Versöhnung und die verdiente Krone erlangen läßt. Johanna's Verhältniß zu Lionel ist eben ganz und gar erfunden, wie des Letztern Person und Name selbst; nie hat ihr Herz der Liebe zu einem Manne sich erschlossen, sie hat vielmehr ihr freiwillig abgelegtes Gelübde treu und rein bewahrt, also, daß selbst ihre Gestalt und ihr Anblick, wie die Zeitgenossen berichten, Ehrfurcht und heilige Scheu

erweckten. Schiller hat somit der Jungfrau von Orleans, die er nach K. Goedeke's Ausdruck zu einer prophetischen Heroine gemacht, die schönste Krone unbefleckter Reinheit und der Treue im Gelübde genommen und ihr eine andere, falsche Krone aufgesetzt. Endlich ist Schiller's Darstellung von dem Ende der Jungfrau, wonach sie in der Schlacht die Todeswunde empfing, nicht historisch, aber auch nicht einmal entfernt so tieftragisch und rührend, wie die wirkliche Geschichte ihres Todes, den sie, die durch ihre eigenen Landsleute als Zauberin und Ketzerin schuldlos Verurtheilte, in wunderbarer Geduld und in unvergänglicher Treue zu ihrem Könige auf dem Scheiterhaufen zu Rouen erleiden mußte (1431).

Freilich zu der Gestalt und dem Charakter der Schiller'schen Jungfrau, der „prophetischen Heroine", der Heldin der „romantischen Tragödie", mag ja der theatralisch effectvollere und ruhmreichere Tod auf dem Schlachtfelde besser passen. Die geschichtliche Jungfrau aber war keine Heroine im Schiller'schen Sinne, sie hatte nichts von dem „Romantischen" in der modernen Auffassung des Wortes, sondern war an sich eine höchst einfache, natürliche Jungfrau, die aber in allen ihren Thaten von dem wunderbaren Gottesarm sich willig leiten ließ, von eitlem Erdenruhm und Mannesliebe keine Ahnung hatte, ihre Unschuld vielmehr und ihre Treue bis zum letzten Lebenshauche unbefleckt bewahrte und gerade durch den schuldlos erlittenen Tod der Schmach vor Gott die höchste Ehre und für den Himmel die schönste Krone sich erwarb, eine im kirchlich-religiösen Sinne wahrhaft heiligmäßige Jungfrau, deren Canonisationsprozeß unter Papst Pius IX. eingeleitet ist und hoffentlich in nicht zu langer Zeit zum guten Ende geführt wird.

Ihr französischer Biograph Wallon (Jeanne d' Arc. Paris 1860. 2. éd. 1876) hat völlig Recht, wenn er darum Schiller's „Jungfrau von Orleans" eine verunglückte Tragödie, eine Versündigung gegen die wirkliche Jungfrau nennt, deren großartige geschichtliche Erscheinung keine derartige poetische Behandlung ertrage.

Auch Herm. Semmig, übrigens ein erbitterter Feind Roms und ausgesprochener Republikaner, ehemals Professor am Gymnasium in Orleans, erhebt in seiner (Leipz. 1887) in zweiter vermehrter Auflage erschienenen Schrift: „Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen“ den Vorwurf, daß Schiller die Geschichte gefälscht, Karl's VII. Undank zu sehr beschönigt und Agnes Sorel unwürdig gepriesen habe.

(Die Literatur über die „Jungfrau von Orleans“ ist seit ihrem Erscheinen vor fünftehalb hundert Jahren zu einer fast unabsehbaren Masse angeschwollen. Schon vor einem Menschenalter zählte Chaussard mehr als 400 Schriften über sie auf, deren Zahl bis auf die Gegenwart hin mindestens in gleichem Verhältniß sich vermehrt hat, so daß auf jedes Jahr eine Schrift käme. Neben der Biographie von Wallon nennen wir die Schriften von Quicherat, Procès de condammation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc dite la pucelle. Paris 1841—49. 5 voll. und: Aperçus nouveaux sur l'histoire de Jeanne d'Arc. Paris 1856. Von deutschen Schriften außer dem schönen Buche von G. Görres die Biographie von Eysell, „Joh. d'Arc gen. die Jungfrau von Orleans“ (Regensburg 1864), Hase's „Neue Propheten“ (Leipzig 1866) und Sickel's „Jungfrau von Orleans“ in Sybel's Histor. Zeitschr. Jahrg. II. Heft 4. München 1860. Vgl. auch die Artikel von B. Duhr S. J. im 35. Bande (1888) der „Laacher Stimmen“: „J. d'Arc im Urtheile der neueren Geschichtschreibung“. Von liter.-historischen Schriften verdienen erwähnt zu werden die betreffenden Bändchen in Dünzer's „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern“ und in Hülskamp's „Meisterwerke unserer Dichter.“)

Dr. X.

---

47. Die Jesuiten und ihre Gegner in Deutschland.

Der alte Görres hat in seiner „Wallfahrt nach Trier“ also geschrieben:

„Allen Haß und Grimm, den man gegen die Kirche nicht zu bändigen weiß, hat man von jeher gegen die Jesuiten abgeladen;

nur allein, was man nicht direct gegen die Kirche und die Ihrigen auszulassen wagt, das befördert man unter Adresse der Jesuiten an die, welche es angehen mag. So sind die Ordensleute wie der, von dem sie den Namen angenommen, mit den Sünden und Schandthaten der ganzen Welt beladen: jeder Tropf, dem ein Topf zerbricht, trägt die Scherben hin zum Berge, der auf ihnen liegt; wer vorübergeht, speit seinen Zorn aus vor ihnen: sie haben Alles gethan, Alles verschuldet, aller Bosheit Abgrund hat ihnen sich aufgethan, und angstvoll steht die Welt am Rande, die Hände ringend."

Das ist ein wahres Wort. Die Geschichte des Jesuitenordens beweist es von ihrem Anfange bis auf die heutige Stunde. Und gerade in demjenigen Lande, welchem die Jesuiten vielleicht die größte und aufopferungsvollste Fürsorge zugewandt, in Deutschland, sind ihnen auch zuerst die grimmigsten Feinde erstanden. Schon die ersten, seit dem Jahre 1540 in unserem Vaterlande wirkenden Jesuiten Petrus Faber, Claudius Jajus und Nicolaus Bobadilla erfuhren den vollen Haß ihrer protestantischen Gegner. Während jene in aller Liebe und Geduld, mit „Selbstaufopferung bis zum Verluste des Lebens" dem Irrthum entgegen für die alte Wahrheit eintraten, während Faber, wie aus seinem Tagebuche ersichtlich, Luther, Melanchthon und Butzer in alle seine Gebete schloß und für sieben dem Irr- und Unglauben gänzlich verfallene Städte unabläßig betete, während Jajus, nach protestantischem Zeugniß, in Worms in größter Armuth und Niedrigkeit lebte, Tag und Nacht den Kranken diente und durch sein apostolisches Leben Viele vom Irrthum zur Wahrheit zurückführte, während Bobadilla in Wien in ähnlicher Weise lebte und wirkte und alle ihm angetragenen Ehren demüthig ausschlug, — wurden diese christlich milden, heiligmäßigen Männer von ihren Gegnern verläumdet, verfolgt und vertrieben. Der calvinistische Prediger Seibert nannte sie „verzweifelte, gleißnerische Buben", und die von ihnen angestellten „Geistlichen Uebungen" des hl. Ignatius wurden als „heimliche, zauberische Künste" ausgeschrieen. „Da werden die Opfer, — so versichert ein calvinistischer

Prediger — wie glaublich berichtet wird, mit Dampf und anderen Mitteln berauscht, daß sie den Teufel leibhaftig zu sehen vermeinen, brüllen gleich den Ochsen, müssen Christo abschwören und dem Teufel dienen." (Vgl. Janssen, Gesch. d. d. Volk. IV. 372—379.)

Das verführte, große Publikum schenkte damals, wie heute noch, solchen unsinnigen Verläumdungen Glauben; die frommen Väter aber fuhren ungeachtet aller in Wort und Schrift ihnen widerfahrenen Unbilden fort, nach dem Beispiele desjenigen, von dem sie ihre Namen hatten, denen Gutes zu thun, die sie haßten und verfolgten. Und daß der heilige Ordensstifter Ignatius von Loyola von der nämlichen edlen Gesinnung durchdrungen war, wie seine Söhne, zeigt nachfolgendes an alle Jesuiten-Collegien gerichtete Rundschreiben, aus dem zugleich seine liebevolle Fürsorge für das geistige Wohl Deutschlands in jeder Zeile hervorleuchtet. Die „Kölnische Volkszeitung" hat in ihrer dritten Nummer vom 30. Juli 1884 von dem in der ehemaligen Jesuitenkirche, jetzigen Pfarrkirche Maria Himmelfahrt zu Köln aufbewahrten Originalschreiben die nachstehende Uebersetzung gebracht:

†

Jesus.

Ignatius von Loyola, der Gesellschaft Jesu General-Vorsteher.

Den geliebten Brüdern in Christo, sowohl den Vorgesetzten anderer, als den Untergebenen der Gesellschaft Jesu beständigen Gruß im Herrn. Da die Ordnung der Liebe, nach welcher wir den ganzen Körper der Kirche in ihrem Haupte Christus Jesus lieben müssen, fordert, daß besonders demjenigen Theile Heilmittel zugewandt werden, welcher an einer schweren und gefährlichen Krankheit leidet, so haben wir geglaubt, daß nach dem geringen Maße unserer Kräfte zur Hülfeleistung für Deutschland und die nordischen Gegenden, welche von der schwersten Krankheiten der Häresieen bedroht sind, unsere Gesellschaft mit besonderer Hingebung sich bemühen müsse. Und obgleich wir dies auch auf andere Weise eifrig erstreben, und durch Zuwendung von Gebeten und Messen sehr viele von uns schon seit Jahren der Noth jener Gegenden zu Hülfe zu kommen suchen, so legen wir, damit dies Werk der Liebe weiter sich erstrecke und

länger geübt werde, allen unsern Brüdern die Pflicht auf, mögen sie uns unmittelbar oder anderen Rectoren und Vorgesetzten untergeben sein, daß sie selbst und die übrigen ihrer Sorge Anvertrauten jeden Monat, wenn sie Priester sind, Gott das Meßopfer darbringen, wenn sie aber zum Priesteramt nicht erhoben sind, beten für Deutschlands geistige Noth, damit endlich der Herr sich Deutschlands und der von ihm angesteckten Provinzen erbarmen und sie zur Reinheit des christlichen Glaubens und der Religion zurückführen möge. Wir wollen, daß dies so lange dauere, als die Noth jener Gegenden dieser Hülfe bedarf, und wir wollen, daß keine Provinz, wo unsere Gesellschaft sein wird, auch in den fernsten Grenzen Indiens, von dieser Pflicht der Liebe ausgeschlossen sei.

Rom, 25. Juli 1553.

Wohl keiner von den frommen Ordensmännern mag so willig und ganz, in Gesinnung und That, diesem Befehle des Obern entsprochen haben, als gerade der erste deutsche Jesuit, der selige Canisius (geb. 8. Mai 1521, gest. 1597), der Begründer der Jesuiten-Collegien in Wien, Prag, Ingolstadt und Freiburg, und erster Provinzial des Ordens für Oberdeutschland und Oesterreich. Seine ganze Wirksamkeit hatte er seinem Vaterlande gewidmet. „Du weißt, o Herr, — so heißt es in seinen Aufzeichnungen — wie oft Du mir," am Tage der Gelübdeablegung (1549), „Deutschland anempfohlen hast, daß ich wie Pater Faber ganz dafür einstünde, für dasselbe zu leben und zu sterben begehrte und so mit dem Schutzgeiste Deutschlands zusammenwirken möchte." Je größer aber und je uneigennütziger seine Thätigkeit für Deutschland war, um so größer war auch der Haß und die Verfolgungssucht seiner Gegner. „Mir dichten die Lutheraner", schrieb er an Lainez, „in ihren Schriften nicht geringe Verbrechen an; sie wollen damit mein Ansehen, welches ich weder suche noch vertheidige, verdunkeln. Vom Hasse gegen die Jesuiten glühen alle Sectirer. Sie belasten sie mit schrecklichen Verläumdungen und kommen vielleicht von den Worten und Schmähungen bald zu Schlägen und Wunden. Möchten doch wir noch eifriger sie lieben, als sie uns heruntersetzen. Sie verdienen es, auch wenn sie uns verfolgen, um des Blutes und der

Liebe Christi willen, geliebt zu werden, schon deshalb, weil die meisten von ihnen aus Unwissenheit irren." Nicht Strenge und harte Gesetze, nicht Bedrückung und Verfolgung, nicht Folter und Scheiterhaufen, wie die Gegner es der katholischen Kirche und besonders den Jesuiten insinuiren, sondern christliche Milde und Sanftmuth erachtete Canisius als das beste Mittel zur Wiedergewinnung der Protestanten. Sehr schön und beherzigenswerth ist folgendes Wort, das er in einem Gutachten niederschrieb: „In Deutschland gibt es unendlich Viele, welche im Glauben irren, aber sie irren ohne Eigensinn, ohne Verbissenheit und Verstocktheit; sie irren nach Art der Deutschen, welche von Naturanlage meist ehrlichen Gemüthes sind, derb, sehr empfänglich für Alles, was sie, geboren und erzogen in der lutherischen Häresie, theils in den Schulen, theils in den Kirchen, theils in den Schriften der Irrlehrer gelernt haben."

Darum vermied er in seinen Predigten von Luther und dessen Anhängern zu sprechen, oder in seinen Schriften verletzende Worte gegen die Andersgläubigen zu gebrauchen, da „durch solche Arznei die Kranken nicht geheilt, sondern unheilbar gemacht" würden. Ihm war jedes scharfe Disputiren, jede herbe, bittere Polemik „in innerster Seele zuwider." (Janssen a. a. O. 381 ff.)

So dachte und handelte der erste deutsche Jesuit. Wie aber verfuhren die Protestanten gegen ihn, gegen seine Mitbrüder und Glaubensgenossen? Melanchthon, der „Milde", nannte ihn einen „Cynikus", der „wider eigen Gewissen erkannte Wahrheit verfolge, Irrthum und Abgötterei stärke." Die Prediger der Grafschaft Mansfeld schrieben im Jahre 1560: „Die Ketzer, die Canisten oder Jesuiter" hätten „alle Scham abgelegt," wie Canisius, „welcher seinen Namen von einem Hunde" habe. Eine protestantische Schrift aus derselben Zeit spricht von dem „hündischen Vater Canisius und den aller christlichen Scham ledig gewordenen Jesuitern, einem pestbeuligen Geschmeiß."

Die höchste Meisterschaft aber im Schimpfen und Poltern zeigte Martin Chemnitz (geb. 1522, gest. 1586), der bekannte Reformatorenschüler und „große" protestantische Polemiker. In seiner Liebhaberei für gemeine, selbst schmutzige Schimpfworte und absurde Verhöhnungen, mit denen er seine Gegner überhäuft, hat er sein Vorbild Luther nahezu erreicht. Ausdrücke wider Papst und Papisten, wie: „Unverschämtheit", „lügnerische Sophistik", „babylonische Thais", „Zeichen des Thieres", „posteriora osculari" ꝛc., sind fast auf jeder Seite seiner Schriften zu finden. Gegen Canisius und dessen Mitbrüder schrieb er eine lateinische, von dem braunschweigischen Prediger Zanger in's Deutsche übersetzte Schrift: „Vom neuen Orden der Jesuiten." Charakteristisch für dieselbe ist der darin gelieferte philologische Versuch über die Entstehung des Namens Jesuiten, der übrigens ähnlich auch schon in einer sechs Jahre früher (1556) erschienenen Schrift des Theologen Johann Wigand zu lesen stand.

„Die Jesuiten," so sagt Chemnitz, „nennen sich nach Jesu, als wäre er ihr Führer, oder sollte durch sie unter den Römischen endlich zu Ehren kommen. Wer sie kennt, wundert sich nicht, daß die Versuche, ihren Namen zu erklären, ungünstig für sie ausgefallen sind. Die Analogie des Wortes Jesuit mit altrömischen Bezeichnungen, wie Africanus, Asiaticus [Ueberwinder Afrika's, Asiens], würde sie zu geschworenen Feinden Jesu machen. Einige nehmen Jesuita = Jesu vita [meide Jesum]. Andere halten Suitae [Sus = Schwein] für das Stammwort und deuten dies so, als wenn jene wie Schüler des Epikur leben wollten, sich berufend auf die Deutung von Canonici regulares, welche diesen Namen daher hätten, daß sie für die Kehle [gula] lebten. Da wir es mit Aposteln der Deutschen zu thun haben, so liegen Ableitungen aus der deutschen Sprache näher. Die niedersächsische Mundart erklärt Jesuwiet für Weit von Jesu, die oberländische nimmt Jesuwiter für wider Jesum oder Antichrist." (Vgl. Hochfeld, Martin Chemnitz nach seinem Leben und Wirken. Leipz. 1867. S. 161 f.)

Diese „Jesuwiter, diese Schalksbuben" nun, versichert Chemnitz, „halten erstlich aus vorgesetztem Muthwillen und frevlem Dunst gar Nichts von der hl. Schrift als der einigen Regel Jesu. Darnach reden sie davon nicht allein scherzlich

und schimpflich, sondern vielmehr spöttisch, höhnisch und schmählich. Sollten denn die lieben Christen nicht billig sich zu beklagen haben, wenn sie also hören, sehen und vernehmen, daß solche antichristliche neue Geburt, die Jesuwiderwärtigen, ihre so gräuliche ausgekotzte Rotz- und Schmachklumpen aus ihrem faulstinkenden Wanst und Maul werfen und damit das heilige seligmachende Wort Gottes beflecken, vernichten, verstoßen, verwerfen!" „Das mögen wohl meineidige, eidvergessene, eidbrüchige, ehrlose, verzweifelte, abgefeimte Buben sein, dafür sich das deutsche Land billig vorsehen sollte!" (Weitere noch gröbere Stellen bei Janssen, a. a. O. 384 ff.)

Auf solche Weise führte Chemnitz seine Polemik gegen die Jesuiten, eben jener Mann, den die Protestanten als ihren Hauptpolemiker rühmen, und von dem sein Biograph H. Hochfeld (Martin Chemnitz u. s. w. a. a. O. 146) also schreibt: „Auch die Bekenner der evangelisch-lutherischen Kirche nennen Martin Chemnitz ihren Vater, vornehmlich diejenigen, welche in ihm den Helden der ächten lutherischen Kirche verehren. Möchten nur Alle ein geschichtlich treues (!) Bild vor Augen haben! Möchten Alle an ihm außer seinem Eifer für Reinheit und Gleichförmigkeit der Lehre die Tugenden der Besonnenheit, Selbstlosigkeit und Milde (??) bewundern" u. s. w.

Daß Gott erbarm! Wenn solch' wüthendes Poltern, solch' unfläthiges Geschimpf als tugendhafte Besonnenheit und Milde bewundert wird, dann begreifen wir es, daß in den Kreisen dieser „Bewunderer" der Jesuit als absolut vogelfrei, als außerhalb jeglichen Gesetzes, außerhalb allen Rechtes und aller Billigkeit stehend betrachtet wird. Dann begreifen wir, wie solche Naturen auch die modernen Schandpamphlete gegen die Gesellschaft Jesu in Schutz nehmen, wie sie das sog. Jesuitengesetz aus der Culturkampfzeit, das schärfste und häßlichste aller Ausnahmegesetze in der neueren Geschichte, nicht blos vertheidigen, sondern gar als „mild und human" bezeichnen können.

Hatte Chemnitz, der „Vater" der protestantischen Polemik, mit den Waffen der „Wissenschaft" und vorab für die „Gebildeten" den Kampf gegen die Jesuiten geführt, so wollte sein jüngerer Zeitgenosse Johannes Fischart diesem Kampfe „eine breitere Grundlage geben und sich daher an das Volk wenden," wie H. Kurz (Gesch. d. deutsch. Lit. II. 87) sagt, „weil er wohl wußte, daß in solchen Dingen die Stimme des Volkes allein entscheidend ist." Fischart, nach Koberstein (Grundriß d. Gesch. d. d. Nat.-Lit. Leipz. 1837. S. 238) „nächst Luther wohl der merkwürdigste, originellste und sprachgewaltigste Prosaist dieser Periode der starren Dogmatik und zelotisch-finstern Polemik," nach Gervinus (Gesch. d. poet. Nat.-Lit. III. 117 ff.) einer „der heftigsten Gegner der Papisten", der „sonst aufgeklärt" „jeder Liebhaberei, jeder Polemik" und „dem allgemeinen derben Volksgeschmack der Zeit huldigte", in dessen mit „krabbelndem Muthwillen" geschriebenen „ausschweifendsten und üppigsten Schriften Jugendübermuth herrscht", dessen „burlesk gehaltene Satyren" „durchweg in heiterer und sicherer Verachtung gehalten" und von „handgreiflichen Zoten" angefüllt sind, — dieser von Freundeshand also charakterisirte Johannes Fischart ward neben und über Chemnitz der Hauptkämpfer des Protestantismus gegen die Jesuiten in Deutschland; aber er kämpfte nicht mit den Waffen des Rechtes und der Ehrlichkeit, ja nicht einmal auf Grund einer auch nur wahrscheinlich gemachten eigenen Ueberzeugung, sondern mit den billigen Mitteln einer alles Maß überschreitenden, haß- und wutherfüllten Satyre, Mittel, die freilich des Applauses des rohen, urtheilslosen Haufens von vornherein sicher sind.

Man mag nun zur Entschuldigung Fischart's mit mehr oder weniger Recht hinweisen auf den derben Charakter jener Zeit, auf die zeitgenössischen katholischen Satiriker mit ihren Uebertreibungen, die wir nicht vertheidigen wollen, auf die „Gefahr", welche dem Protestantismus in Deutschland durch die Jesuiten drohte, — das Alles genügt nicht im Entfern-

testen, um die Fischart'sche Polemik rein zu waschen, es sei denn auf Grund des sonst so arg berüchtigten Satzes, daß der Zweck die Mittel heilige. Und dennoch gibt es auf der protestantischen Seite Männer, ernste Männer der Wissenschaft, welche eine solche in Form und Inhalt maßlose, verläumderische, haßerfüllte, schmutzig-zotenhafte Polemik nicht bloß entschuldigen, sondern gar belobigen und bewundern. Wir constatiren diese Thatsache als traurigen Beitrag verbissener, protestantischer Intoleranz an nachfolgender Auslassung eines gefeierten Historikers der neueren Zeit:

„In der Reihe der heftigsten Gegner — so sagt Gervinus (a. a. O. 126, 152) — ist Fischart nach unsern historischen Ansichten mit am ehrenwerthesten. — Seine Rohheit verzeiht man der materiellen Zeit, der sie angehört, und selbst ihren ausgeprägten Charakter, daß jedes Entschiedene achtungswert ist.... Sonst müßten wir auch die ganze Polemik jener Zeit, diese schöne und kraftvolle Seite, verdammen, die auch Fischart gleichsam aus Grundsatz und mit Bedacht übt. — Die katholischen Reaktionen und vor allem der Eingang der Jesuiten in Deutschland machten es so nothwendig als verdienstlich, daß sich jeder scharfe Kopf unter den lutherischen Vorkämpfern mit scharfer Feder den satyrischen Anfeindungen der thätigen Ordensglieder widersetzte. Hier vertritt in der Poesie Fischart's burleske Bekämpfung der „Jesuwider, der Schüler des Ignaz Lugiovoll, der Sauiter, Jesseer, Götzsuiten," und wie er sie alle betitelt, sowie der älteren Orden der Franziskaner und Dominikaner, das in Deutschlands damaliger Geschichte wichtigste und unglücklichste Moment der Verbreitung jener neueren Gesellschaft. Hier hat seine Burleske einen großen Gegenstand, der aristophanischen Witzes werth war, einen Gegenstand, der diese leicht der Niedrigkeit, Gemeinheit und Kleinlichkeit verfallene Gattung nicht allein entschuldigt, sondern sogar als eine einzig entsprechende Form bedingt und verlangt. Wenn in großen Revolutionen der Bildung und Aufklärung, wie damals, wo durch die Reformation eine unselige Nacht von Finsterniß auf's glänzendste aufgestellt und die Menschheit aus den peinlichsten Verirrungen zu einem lichten, heitern Wege gewiesen ward, wenn in solchen Zeiten ein Theil der Menschen träg, aus Selbstsucht, aus gemeiner Gesinnung zurückbleibt, für das Höchste, das ihm wohlfeil geboten war, das Schlechte theuer kauft, so verdient diese gemeine Seite der menschlichen Natur, die leider immer unvertilgt blieb, eine verächtliche und herabwürdigende Strafe und eben eine solche ist die burlesk gehaltene Satyre."

In der That, eine des Delinquenten würdige Vertheidigung, und zugleich ein klassischer Beweis von der vielgerühmten Objectivität der modernen Historiographie! Da begreifen wir es, wenn Gervinus im weiteren Verfolge die Opfer des verfolgungssüchtigen Pasquillanten: den heil. Ignatius, den seligen Canisius und seine Mitbrüder nach Fischart's Vorgange charakterisirt als „die letzten Frösche, die das Thier Apocal. 6. auf den Stuhl ausspeit, und die ihm wieder auf den Stuhl helfen sollen, die Eichelsäue und Sau-Affe, die, wie ein deutscher Fürst sagte, der Teufel lange auf dem Stich behalten, welche die deutschen Fürsten und Fürstinnen zu Verfolgung und Gräulichkeit verhetzen" 2c.

Um dem Leser nun einen ungefähren Begriff von der Form und dem Inhalte der Fischart'schen Polemik gegen die Jesuiten, die ja bei den Gegnern als besonders bedeutend und mustergültig gilt und für alle Pasquillanten der Folgezeit das allerdings unerreichte Muster geblieben ist, zu geben, folgt hier nach Kurz (a. a. O. II. 90 f.) eine Analyse der unter dem Pseudonym Jesuwalt Pickart im Jahre 1580 von Fischart veröffentlichten bittersten Satyre: „Die Wunderlichst Vnerhörtest Legend des Abgeführten, Quartirten, Gevierten und Viereckechten Vierhörnigen Hütleins", gewöhnlich „Jesuiterhütlein" genannt:

„. . . Da Lucifer nach Christi Himmelfahrt sah, daß seine Macht vernichtet sei, rief er alle seine Teufel zusammen, sich mit ihnen zu berathen. Zwar ist es so weit gekommen, redete er sie an, daß die Welt die Macht der Hölle und deren Abzeichen, die Hörner, verachtet; aber ich will ihnen die alte Ehrfurcht wieder zuführen, indem ich sie auf eine heilige Art gestalte. Und sogleich befiehlt er, ein Horn von allen möglichen Farben zu machen, das aus Faulheit und einfältigem Schein mit der Nadel der Heuchelei und mit dem Faden der Täuschung zusammengenäht werden und eine Kuttenkappe heißen solle. Und sobald eine solche unter dem großen Jubel der Teufel gemacht war, trug er diesem auf, das Kuttenhorn durch die ganze Welt zu verbreiten. Sodann ließ Lucifer eine Mütze mit zwei Hörnern machen; die soll ein Bischofshut werden, sagte er, daher müßt ihr die geistliche Hoffart mit der Nadel der Herrschsucht und dem Faden der Schafschinderei darin vernähen und sie mit den Perlen reicher Geschenke und dem

Gestein Uneingedenk sticken. Auch diese Mütze gerieth wohl, und er ließ sie, in Bisamsladen eingemacht, durch die Welt führen, daher die Prälatenhörner weit verbreitet und wegen ihrer Pracht geehrt sind. Hierauf befahl Lucifer ein dreifaches Horn zu bilden, das er für seinen eigenen Statthalter bestimmte. Er selbst nähet des Judas Seckel hinein und fügt noch Simonie, Rachgier, Neid, Wollust, Ehrgeiz, Meineid, Gift, Aufruhr u. s. w. hinzu. Die anderen Teufel müssen auf seinen Befehl noch Lug und Trug mit dem Judenzwirn von Menschensatzung und der Nadel des Banns und des Blutdurstes darein vernähen, dazu den Meßkram, Bullen, Ablaß und zur Täuschung den hl. Petrus darauf sticken; und als es zur Freude der Hölle wohl gelungen war, mußte es ein Teufel stracks nach Rom bringen. — Nun glaubten Alle, Lucifer habe seine ganze Bosheit ausgekramt; aber der Herr der Hölle war damit noch nicht zufrieden. Nach langer Verzückung rief er jubelnd aus, er habe noch etwas Gräßlicheres gefunden: eine vierhörnige Mütze [„die Jesuiten tragen bekanntlich solche," fügt Kurz hinzu], welche viermal mehr Gift in sich enthalte, als die anderen zusammen. Denn sie soll von vierfachen Bösewichtern getragen werden, fuhr er fort, die sich noch mehr verstellen können, als der Teufel selbst, deshalb werden sie sich Jesuiter nennen, ob sie gleich Jesuwider heißen sollten, da sie ja meine, des Widerchrists, Kinder sind. Ein Spanier, Ignatz Luguol („Zu Teutsch genannt Feurart Lugevoll") wird die Gesellschaft zum Trost des dreifachen Hutes stiften, darin er seine beste Hülfe finden wird. Selbst die Mönche und Pfaffen müssen sich vor den Jesuiten demüthigen, ruft Lucifer prophetisch aus, weil sie bei der dreifachen Krone wohl gelitten sind, denn sie haben nicht bloß die drei Gelübde der anderen Klosterleute, sondern noch ein viertes, des Papstes Leibeigene zu sein, und dessen Aberglauben in alle Welt auszubreiten. Deshalb habe ich dieses vierfache Horn aus dem tiefsten Abgrund geholt, daß es erst zur letzten Zeit komme, die Leute verwirre, die Sonne verdunkele und die Wahrheit verfinstere. Und nun fordert er alle hohen und niederen Teufel auf, ihm bei der Gestaltung des „viergehörnten Hütleins" behülflich zu sein; sie sollen zum Stoffe für die Mütze scheinheilig Teufelthum nehmen, pechschwarz, wie die Hölle, und sie mit Höllengluth füttern. Und die Teufel alle, selbst Lucifers alte Großmutter und deren Tochter, arbeiteten freudig an dem Hütlein, spannten es über den Leisten Heuchelei, nähten es mit der Nadel römischer Tyrannei, und thaten ins erste Horn Abgötterei, Teufelslist, vergiftete Schmeichelworte, Arglist, Betrug, Scheinarmuth und Ehrgeiz; in den beiden andern vernähten sie Sophisterei, allerlei Lügengespinnste und Verführung der Jugend, in das hinterste endlich Mordstiftung und Unfrieden. Da sie aber fanden, daß dieses Horn noch nicht wichtig genug sei,

setzten sich die Teufel selbst hinein, so daß, als das Hütlein vollendet war, Lucifer selbst darob erschrak,

„Weil ihm vor Augen gleich that schweben,
Was für Jamer es wird erheben.“

Doch weihete und segnete er es nach der Hölle Brauch, worauf die Sonne sich verfinsterte und das Hütlein vom Sturmwind in die Welt getragen wurde.

„Vnd fügt sich zu den Menschen schnell,
Daß es sie plag', vergifft und quell,
Vnd recht erweiß durch Büberey,
Daß es das ärgste Hütlein sey,
Ja, daß es alles diß erstatt,
Darzu es Satan beschworen hat.
Secht, also habt jhr, lieben Leut,
Den Vrsprung alles vbels heut,
Vnd wer ein solches nicht glauben will,
Der wird's bald fühlen nur zu vil.“

Das ist eine kleine Probe von Fischart's antijesuitischer Satyre, natürlich mit Beiseitelassung der mannigfachen Roheiten und Cynismen. Der Leser wird nun wissen, was er von Gervinus' belobigender Charakteristik der Fischart'schen Muse zu urtheilen hat, doppelt aber, wenn er schließlich desselben Gelehrten kleinlautes Geständniß vernimmt, daß er die Satyre vom „Jesuiterhütlein“ — „nicht kenne.“ Im Uebrigen kann das angeführte Urtheil von Männern der religiös-politischen Richtung eines Gervinus und H. Kurz uns nicht verwundern, wohl aber, wenn selbst ein so wohldenkender Protestant wie Vilmar in seiner vielgelesenen Literaturgeschichte (17. Aufl. S. 309) das „Jesuiterhütlein“ bezeichnet als „die beißendste, witzigste und treffendste (!!) Satyre, die jemals gegen die Jesuiten geschrieben worden ist.“ Dann hat doch Halling, der Herausgeber Fischart'scher Schriften, vernünftiger geurtheilt, der klipp und klar, in seiner Weise, das „Jesuiterhütlein“ das vielleicht Bitterste, Witzigste und Glühendste nennt, was wider die Pfaffen geschrieben sei. Kurz und gut sagt Lindemann (Literaturgesch. 3. Aufl. S. 332): „Fischart geht über alle Grenzen des Erlaubten bis zur Bosheit der Dunkelmännerbriefe. . . . Hier findet sich so ziemlich alles

Giftige vereint, was gegen Papst, Bischöfe und Mönche, besonders natürlich gegen die verhaßten „Jesuwider“ und ihren Stifter Ignaz Lojola, zu deutsch „Feurart Lugevoll“, ein in Haß verbissener Spötter vorbringen kann.“ Das ist auch unser Urtheil.

Auch in der Folgezeit ward die Wissenschaft und die schöne Literatur und selbst die Kunst zu dem ungleichen und unbilligen Kampfe gegen die Jesuiten mißbraucht und herabgewürdigt. So wurden vor wie während des dreißigjährigen Krieges in Holland und in Deutschland, namentlich in Augsburg, ganze Ladungen von Kupfer- und Holzschnitten fabricirt, welche die gemeinsten Allegorien und die bittersten Carricaturen auf die Jesuiten brachten, und in eben solchen Spottliedern oder Versen die nöthige Erklärung dazu lieferten. Nach Gervinus' Mittheilung (a. a. O. 304) besitzt die Göttinger Bibliothek eine Sammlung solcher Blätter, von denen beispielsweise eins vom Jahre 1608 eine Weltkugel zeigt, die von einem Bauer, Krieger und Gelehrten getragen wird; ein darauf liegender Jesuit tritt dem Nährstand auf den Nacken, reißt dem Wehrstand das Scepter aus der Hand und steckt dem Lehrstand sein Buch mit der Fackel an. Auf einem andern Blatte mit der Genealogie des Antichrists findet sich ein Epigramm, das die Megäre zur Mutter des hl. Ignatius von Loyola macht und den Teufel zu deren Hebamme.

Gegenüber solchen maßlosen und infamen Angriffen hielten die Jesuiten es für ihre Pflicht, die katholische Kirche und ihre eigene Genossenschaft energisch zu vertheidigen. Und da kann es nicht Wunder nehmen, wenn in dem wirren Trubel des Kampfes auch von dieser Seite öfters über die Schnur gehauen und zuweilen Ausdrücke gebraucht wurden, die wir weder für klug, noch für billig und recht erachten können; so beispielsweise wenn Vetter in seinem „Akademischen Luther“ (S. 30) also schreibt: „Am jüngsten Tage wird die Prädikanten nichts härteres schmerzen und beschämen, als daß sie so wissentlich, greiflich eine so unsinnige Bestie, eine so unflätige Sau, einen unbeständigen Wetter-

hahn, leichtfertigen Lügner, schamlosen Fleischbängel, zornige Hadermetze, hyperbolischen Thrason, übermüthigen Goliath, marcolfischen Zotenreißer, öffentlichen Ketzer und Nonnenschänder, diesen Wust, Furem und Grundsuppe für einen heiligen Propheten, Apostel und Evangelisten haben halten wollen." Aber solche und andere Stellen erreichen doch nicht entfernt die Höhe oder vielmehr die Tiefe der Gemeinheit bei ihren Gegnern. Ganz abgesehen davon, daß die Jesuiten die zuerst und zu Unrecht angegriffenen waren, so sind im Uebrigen ihre Vertheidigungs- und Streitschriften zumeist maßvoll und sachlich und zeichnen sich durch Ehrlichkeit und Gelehrsamkeit durchweg vor denen der Gegner aus.

Das gilt vor allen von den Schriften des gelehrten und heiligmäßigen Jesuiten und späteren Cardinals Bellarmin, wohl des größten Controversisten der katholischen Kirche. 1542 im Florentinischen geboren, ward er, in Rom gebildet, von seinem Ordensgeneral, dem hl. Franz Borgia, nach den großentheils schon dem Protestantismus anheimgefallenen Niederlanden geschickt, woselbst er als Professor der Theologie in Löwen und als Prediger eine außerordentliche Wirksamkeit gegen die Häresie entfaltete; hernach hielt er zwölf Jahre hindurch im Jesuitenkollegium zu Rom ungewöhnlich stark besuchte Vorlesungen über alle controversen Punkte der christlichen und speciell der katholischen Religion, aus diesen erwuchs dann sein hochberühmtes Werk: Disputationes de controversiis christianae fidei adversus hujus temporis haereticos (Romae 1581—92, in drei Foliobänden), welches als das ausführlichste und gründlichste Werk dieser Art in der Folgezeit immer wieder gedruckt und in zahllosen Exemplaren verbreitet, bis auf den heutigen Tag eine unerschöpfliche Fundgrube für die Vertheidiger des Katholicismus bildet und außerordentlich viel Segen gestiftet hat. Aber nicht bloß durch seine Erudition, sondern auch durch eine sehr maßvolle, würdige Polemik, welche nicht vom Hasse gegen die Gegner getrieben, sondern nur von der eifernden Liebe für die Wahrheit eingegeben ist, zeichnet des großen Jesuiten

Controversschrift sich aus. Mit Befriedigung berufen wir uns hierfür auf das Urtheil eines angesehenen Protestanten:

„Zu derselben Zeit, — sagt Karl Adolf Menzel (Neuere Gesch. d. Deutsch. seit der Reform. III. 146 f.) — wo die beiden protestantischen Parteien durch ihren Zwist dem Gegner die gemeinsame Sache verriethen, ließ einer der gelehrtesten und geistvollsten Theologen des Zeitalters, der im Jesuitenorden gebildete und nachmals zum Cardinal erhobene Robert Bellarmin, ein großes Werk über die Glaubensstreitigkeit erscheinen, in welchem die Vertheidigung der römischen Kirche zugleich als Angriff auf ihre Widersacher mit größerer Stärke, Ausführlichkeit und Gewandtheit, als vor und vielleicht auch nach ihm von irgend einem anderen Schriftsteller geführt ist. Die Behauptungen und Gründe der Protestanten sind in demselben sehr vollständig und mit ihren eigenen Worten angeführt; Gelehrsamkeit ist mit Leichtigkeit der Behandlung, Ordnung und angenehmer Schreibart verbunden, und der Eifer gibt sich mit so besonderer Mäßigung kund, daß die stolze Verachtung, die der Verfasser gegen den Protestantismus empfindet, nur als Wirkung der Ueberzeugung, nicht als Werkzeug der Leidenschaft angesehen werden kann. Für unsere Gegenwart aber, welche bei dem Namen dieses Vorfechters der römischen Kirche ohne ihn, wie die letztere, selber zu kennen, nur an die Waffen der Finsterniß und an die Fesseln geistiger und geistlicher Knechtschaft zu denken gewohnt ist, dürfte es das Unerwartetste sein, daß Bellarmin bei allem Eifer für die Einheit des Kirchenregiments und für die Herrscherrechte des römischen Stuhles, die Frage über die Grenzen der Kirchengewalt in einer so freisinnigen Weise beantwortet, daß noch in unseren Tagen Viele, die den Namen der Freiheit im Munde, aber ihr Wesen nicht im Herzen tragen, in den Gebieten und unter den Fahnen derselben vor dieser Antwort erschrecken werden."

Aehnlich urtheilt ein anderer Protestant, der Bonner Theologieprofessor Sack in seiner „Christlichen Polemik" (Hamburg 1838. S. 27):

„Bellarmin schreibt mit Gelehrsamkeit, mit nicht geringer Geschicklichkeit und einer . . ., von dem Bewußtsein der Wahrheit ausgehenden Superiorität".

Bellarmin's berühmtes Werk hat namentlich in Deutschland während des ganzen 17. Jahrhunderts so viele Gegenschriften gefunden, wie kaum ein anderes Buch. Aber keiner der Gegner — das gesteht man wohl auch im andern Lager zu — hat den großen Jesuiten in der Gelehrsamkeit,

Würde und Milde seiner Polemik erreicht, geschweige ihn widerlegt. Wohl aber hat es auf der andern Seite an persönlichen Angriffen und Verläumdungen niedrigster Art nicht gefehlt. Man hat sich nicht gescheut, dem großen Manne, der nur der Wissenschaft, dem Gebete und frommen Werken lebte, der in heiliger Gesinnung Geld und Aemter, auch das höchste des Papstthums, beharrlich ausschlug, der im Rufe der Heiligkeit gestorben und dessen Beatification verschiedene Male vom hl. Stuhle vorbereitet und nur von den jesuitenhassenden Bourbonischen Höfen gehindert ward, die gemeinsten Laster anzudichten. Noch bei seinen Lebzeiten (im Jahre 1614) erschien im protestantischen Deutschland ein Pamphlet mit dem Titel: „Zuverlässige und wahrhafte Geschichte des verzweiflungsvollen Todes Robert Bellarmin's," von dem gegenwärtig auch die Protestanten nichts mehr wissen wollen. Es ist, so urtheilt ein akatholischer Kritiker in Ersch und Gruber's Real-Encyclopädie (VIII. 434), ein Buch „voll grober Lügen und Verläumdungen, das die Verehrung der katholischen Zeitgenossen gegen den Cardinal nur erhöhen konnte." Gewiß, aber es ist und bleibt doch ein trauriges Denkmal des mit so unrühmlichen Mitteln geführten Kampfes des Protestantismus gegen die Gesellschaft Jesu. Indeß fanden die Lügen des abscheulichen Buches im 18. Jahrhundert selbst in gelehrten protestantischen Kreisen noch mehr oder minder gläubige Seelen. Vor uns liegt eine dem Sächsischen Oberhofprediger Bipping gewidmete Sammlung von „Leben der Berühmtesten Kirchenlehrer und Scribenten des XVI. und XVII. Jahr-Hunderts von M. Erdmann Uhsen" (Leipzig 1710), worin auch eine Biographie Bellarmin's sich findet, die zuerst allerlei Schönes von seiner Gelehrsamkeit und seinen Tugenden berichtet, daran aber die Aufzählung von den schändlichsten Lastern, als Bestialität, Sodomiterei, Zauberei und Mord, denen er gefröhnt haben soll, anfügt (S. 45 ff.).

„Als nun endlich — so fährt der Autor fort — sein Ge-

wissen hierüber aufgewachet, wäre er nach Loretto gereiset und hätte dieses Sünden-Verzeichniß (!) (welches hernach sein Secretarius, Johann de Montgado, publiciret) unbekannter Weise (!) übergeben, worüber der Beichtvater erschrocken und gesaget: er glaubte nicht, daß die Erde einen solchen Unmenschen tragen könte, und hätte ihn nicht absolviren wollen. Hierauf hätte sich Bellarminus zum Marien-Bilde gewendet, so ihm aber den Rücken zugekehret(!). Bald hernach begab er sich in S. Andreae Novitiat, woselbst er erkrankete, und als ihn Papst Gregorius XV. in seiner Schwachheit besuchte, empfing er denselben mit den Worten, welche der Hauptmann im Evangelio gegen den HErrn Christum gebrauchet: »HErr, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehest.“ Er starb hierauf am 7. September 1621 am Gedächtniß-Tage der Wunder S. Francisci, wie er selbst begehret, und von sich propheceyet hatte, nachdem er die eine Helffte seiner Seelen der Marien, und die andere ihrem Sohne Christo vermacht hatte; sein Alter belief sich auf 80 Jahre weniger 17 Tage. An seinem Begräbnis-Tage wurde er schon als ein Heiliger verehret, und drang das Volck so häufig hinzu, seinen Leib zu küssen und zu berühren, daß der Papst seine Schweitzer-Garde hinstellen muste, und was er zu seinem Gebrauch gehabt hatte, wurde unter die Leute ausgetheilet, welche es als ein Heiligthum verwahreten.“

Der Unsinn von dem Sündenverzeichniß und dem zugehörigen Beichtvater, von der rückenwendenden Madonna und dem seine Seele theilenden sterbenden Bellarmin, vor allem aber die naive Einträchtigkeit, zu welcher hier Licht und Finsterniß, Tugend und Laster, Heiligkeit und Verworfenheit anstandslos zusammengewürfelt werden, zeigen drastisch, wohin Katholikenhaß und Jesuitenfurcht einen braven Protestanten zu bringen vermag.

Es kann nicht schaden, hier auch noch das bezügliche Urtheil zweier Männer anzuziehen, die von unsern Gegnern sonst mit Vorliebe als Gewährsmänner angerufen werden. Die Häupter des „Altkatholicismus“ Joh. Ign. v. Döllinger und Dr. Heinr. Reusch nennen in ihrer bei Neußer in Bonn 1887 erschienenen Schrift: „Die Selbstbiographie des Cardinals Bellarmin, lateinisch und deutsch mit geschichtlichen Erläuterungen“, (S. 287) die genannte „zuverlässige und wahrhafte Geschichte“ ein „unfläthiges Pasquill“ und fügen dann noch Folgendes hinzu:

„Bellarmin scheint durch den Assistenten für Deutschland, Ferdinand Albeo, von der Schmähschrift Kenntniß erhalten zu haben; an diesen ist wenigstens ein Brief vom 1. Dez. 1614 gerichtet, in welchem Bellarmin sagt, er sei seit 30 Jahren nie in Loretto gewesen, habe nie seine Sünden aufgeschrieben oder aufschreiben lassen, habe nie einen Sekretär jenes Namens gehabt u. s. w. In Deutschland erklärte Ludwig König (in Basel) 15. (25.) November 1614, das Pasquill sei nicht (wie der Titel behauptete) bei ihm gedruckt und er wisse gar nicht darum. Der Ingolstadter Jesuit Jacob Gretser schrieb eine lateinische, der Jurist Mainot eine deutsche Widerlegung, Bartoli (Leben Bellarmin's S. 107) erzählt, der Verfasser des Pasquills habe durch den Dominikaner P. Reginaldus von Chur Bellarmin um Verzeihung bitten lassen, und theilt Bellarmin's Antwort vom 10. Juli 1615 mit, die mit dem Satze schließt: „Sagen sie ihm in meinem Namen, ich wolle Gott bitten, daß auch er ihm seine Schuld vergebe, was jedoch, wie ich fürchte, nicht geschehen wird, wenn er sich nicht von der Finsterniß der ketzerischen Schlechtigkeit zum Lichte des wahren und orthodoxen Glaubens bekehrt." An einer anderen Stelle S. 272 erzählt Bartoli: einige Senatoren aus Danzig hätten sich eines Tages zu Oliva über jene Geschichte von dem Tode Bellarmin's unterhalten; da habe es Gott gefügt, daß ein angesehener Rabbiner hinzugekommen sei, der erzählt habe, er komme gerade von Rom zurück, und habe dort den Cardinal wiederholt gesehen; er habe beigefügt, wenn alle Christen lebten wie dieser, so würden alle Juden Christen werden. Außer dieser Geschichte wurde Bellarmin auch erzählt, ein französischer Calvinist habe gesagt: Wenn alle Cardinäle Bellarmine wären, gebe es keine Häretiker. Bellarmin sagte darauf laut den Prozeßakten zu P. Virgilio Cepari: Da habe ich schon zwei Zeugen für meine Heiligkeit, einen Juden und einen Ketzer; nun fehlen noch ein Heide und ein Türke; wenn ich die auch noch bekomme, werdet ihr mich heilig sprechen können."

Unser Jahrhundert ist in mancher Beziehung viel klüger und aufgeklärter, als seine Vorfahren es gewesen; nur in Ansehung der Jesuiten herrscht in den breiten Volksschichten der protestantischen Lande noch der nämliche bornirte Glaube, weil eben auch der Kampf gegen dieselben in gleich leichtfertiger, gehässiger und verlogener Weise fortgesetzt wird, wie ehedem. Beispielsweise sei nur hingewiesen auf Johannes Scherr's vielgelesene: „Deutsche Cultur- und Sittengeschichte", (Leipz. 3. Aufl. 1866), wo auf dem engen Raume einer einzigen Seite (268) der Gesellschaft Jesu unter andern Dingen, die wir hier nicht nennen dürfen, auch folgende Ungeheuerlichkeiten in die Schuhe geschoben werden: Zerstörung der Civilisation, Verfolgung der Gedankenfreiheit, Verdummung der Massen, lasterhafte Moral, entehrende Sinnlichkeit, Anwendung auch der schlechtesten Mittel, Mißbrauch des Beichtstuhls, Mord durch Gift und Dolch, Attentate gegen gekrönte Häupter, Heuchelei, Raub und Spitzbüberei, Frauenverführung und Kuppelei, Hexenverbrennung und Blasphemie, kurz die ganze Diabolik der Hölle! Der „Rheinische Merkur" beeilte sich seiner Zeit, den neuprotestantischen Lesern jene Kraftstelle wörtlich vorzuführen, und der Altkatholik Buchmann reproducirte sie als eine mit „meisterhafter Präcision" gegebene Charakteristik des Jesuitenordens in seiner Schmähschrift: „Ueber und gegen den Jesuitismus" (Breslau 1872).

Aber das ist erst eine Stimme aus dem vieltausendstimmigen Chorus der antijesuitischen Waldsänger. Wer sich einen ungefähren Begriff von der Menge und der Beschaffenheit des verläumderischen Unflaths verschaffen will, der in Bild und Wort, in Vers und Prosa, von der Kanzel, der Rednertribüne und der Theaterbühne herab wie ein breiter schwarzer Strom seit Jahrhunderten und auch noch in der Gegenwart gegen die Gesellschaft Jesu sich ergießt, der möge nur einmal einen antiquarischen Katalog mit der Ueberschrift „Jesuitica" sich ansehen: die Masse der dort feil gebotenen Schriften, Broschüren u. s. w. und deren Titel werden ihm

zeigen, daß es kaum eine moralische Schlechtigkeit gibt, die man nicht den Jesuiten nachgesagt, kaum eine schlechte That in der Geschichte sich ereignet, die man ihnen nicht an die Rockschöße zu hängen versucht hat. Freilich sind die Verleumdungen im Einzelnen wie in allgemein gehaltenen Vertheidigungsschriften (wie in denjenigen von Crétineau-Joly, Riffel, Buß, Féval, Meurer u. A.) glänzend widerlegt worden; trotzdem begegnet man in kirchenfeindlichen Zeitungen, Broschüren, Romanen und selbst in Lehrbüchern für protestantische Predigtamtscandidaten immer wieder denselben alten Verdächtigungen, so daß in protestantischen Kreisen das Wort „Jesuitismus“ noch immer der kurze Inbegriff alles Schlechten und Hinterlistigen ist. Demgegenüber und in der Erwägung, daß die Angriffe gegen den „Jesuitismus“ im Grunde gegen die katholische Kirche selbst gerichtet sind, muß unser Buch wenigstens die landläufigen und gröbsten Lügen an den Pranger stellen.

Dr. X.

---

48. Die Jesuitischen „Monita secreta“.

Statt der hier maßgebenden Quelle, dem Institutum Societatis Jesu (2 voll. Prag. 1757. und öfter gedruckt) zu folgen, berufen sich die Gegner zum großen Theil noch immer auf die sogenannten Monita secreta, um ihre gehässigen Behauptungen über das Wesen und die Verfassung der Gesellschaft Jesu einigermaßen zu erhärten. Dies apokryphe Machwerk ist eine angeblich von dem fünften Ordensgeneral Aquaviva stammende geheime Instruction für die vorzüglichsten und zuverlässigsten Professen, denen dieselbe in grellster Nacktheit Anweisung ertheilt über die zur Bereicherung des Ordens an Macht, Ansehen, Einfluß und Vermögen anzuwendenden (völlig gewissenlosen) Praktiken. So ungefähr definirt der protestantische Kirchenhistoriker H. Kurtz (Lehrbuch der Kirchengeschichte. II. Band. I. Th.

S. 159) jenes boshafte Pasquill, das, wie er hinzusetzt, von den Jesuiten als von einem ausgestoßenen rachsüchtigen Exjesuiten herrührend stets perhorrescirt worden sei. Kurtz wagt nicht, die Echtheit der Monita secreta zu behaupten, aber er hält doch für gut, folgenden Satz hinzuzufügen: „Der Verfasser, der allenthalben eine genaue Bekanntschaft mit dem innern Getriebe des Ordens verräth, mag die schon zu seiner Zeit innerhalb desselben geübte Praxis mit zum Theil starken Uebertreibungen in die erdichtete Form umgesetzt haben." Aehnlich meint Brockhaus' Conversations-lexicon in seinem ersten Artikel über die Jesuiten, die Echtheit der sonst von ihm sehr empfohlenen Monita „sei nur noch nicht erwiesen." Wie kann aber ein ehrlicher Mensch eine von „noch nicht erwiesenen" Anklagen strotzende Schmähschrift empfehlen, oder ein „in der Form erdichtetes mit zum Theil starken Uebertreibungen" operirendes Pasquill trotzdem als Hauptquelle für eine Darstellung der Verfassung und Geschichte des Jesuitenordens benutzen, wie es thatsächlich Kurtz und der Verfasser des Artikels in dem genannten Conversationslexicon gethan haben?! Viele andere jesuitenfeindliche „Historiker" aber machen nicht einmal diese Einschränkung bezüglich der „formalen" Unechtheit, sondern folgen ohne Scrupel in ihren Charakteristiken des Jesuitenordens dieser Schmähschrift, deren Verlogenheit schon allein aus innern Gründen sich klar erweist, wie das ein ehrlicher Protestant (Fischer, Aburtheilung der Jesuitensache. Leipzig 1853. S. 33) eingehend gezeigt hat. Ebendaselbst, sowie in einer anonym erschienenen Schrift: „Die geheimen Verordnungen der Gesellschaft Jesu" (Paderborn 1853), ist aus der Geschichte der Monita secreta selbst deren Unechtheit nachgewiesen.

Dieselben erschienen zuerst 1612 anonym in Krakau, angeblich nach einem spanischen Original, das aber Niemand jemals gesehen hat. Der Bischof von Krakau schritt sofort gegen den Autor ein, und Rom verurtheilte das Machwerk am 10. December 1616 als „Fälschung", während der

P. Gretser zur selben Zeit eine gründliche Widerlegung desselben erscheinen ließ. Aber bei jedem neuen Sturm gegen die Jesuiten tauchten auch die Monita wieder auf, so 1634, wo ihr Herausgeber Scioppius erzählt, daß „der Pfaffen-Feind" Christian von Braunschweig sie in der Jesuitenbibliothek zu Paderborn gefunden, und sie — was übrigens als unhistorisch erwiesen ist — an die dortigen Kapuziner verschenkt habe; sodann in franz. Uebersetzung 1761 in Paris — auf dem Titel steht lügenhafter Weise „Paderborn" — mit der Vorbemerkung: „Personen von Ansehen versichern indeß, daß die Auffindung im Jesuitencolleg von Prag sich ereignet habe." Weiteres bei Crétineau-Ioly, Histoire de la Compagnie de Jésus t. III. p. 372 s. — Vgl. auch das treffliche Büchlein: „Der Jesuitenorden, seine Gesetze, Werke und Geheimnisse." Regensburg, Pustet. 1872. S. 17 ff.

Wir ziehen das Facit: Es ist höchst ungerecht, auf Grund der sogenannten Monita secreta ein Urtheil sich zu bilden und Behauptungen aufzustellen über das Wesen und die Verfassung des Jesuitenordens. Wer das thut, handelt wenig besser als Jener, der auf Grund der lächerlich boshaften Erzählungen eines Celsus eine Charakteristik der ersten Christen und der alten Kirche entwerfen wollte.

Dr. X.

---

49. „Jesuitenmoral".

Die Morallehre der Jesuiten wird von den „frommen" Gegnern als lax, schlecht, niederträchtig, staats-, kultur- und sittengefährlich verschrieen. Ein kurzer historischer Ueberblick über den Gang und die Methode dieser systematisch betriebenen Verleumdungen wird sie genugsam als solche charakterisiren.

Schon im 16. Jahrhundert war von calvinistischer Seite zur Bekämpfung der katholischen Kirche und ihres

Oberhauptes, „des leibhaftigen Antichrists“, ein „Catalogue ou dénombrement des traditiones romaines“ geschrieben und darin auch in tendenziöser Weise verschiedene Stellen aus katholischen Moralisten zusammengestellt worden, um dadurch die Moral der katholischen Kirche und insbesondere der Jesuiten zu verdächtigen. Das gefiel den Jansenisten, welche, einem heuchlerischen Rigorismus in der Sittenlehre huldigend, gerade in den Jesuiten die geschicktesten und erfolgreichsten Gegner fanden, und darum gegen letztere den Vorwurf einer laxen, ja seelenverderbenden Moral erhoben. Zum Beweise dessen schrieb Arnauld, eines ihrer Häupter, im Verein mit andern Feinden der Jesuiten die „Morale pratique des Jésuites“, welche die gehässig zubereiteten Citate aus dem genannten Buche reproducirte und weitere Stellen aus einer andern Schmähschrift „Teatro jesuitico“ hinzufügte. Die hier wie in andern ähnlichen Schriften gegebenen Citate waren derart aus dem Zusammenhang gerissen, verstümmelt und gefälscht, daß, wie der Protestant v. Murr in seiner „Geschichte der Jesuiten in Portugal“ sagt, „jeder unbefangene Protestant, dem es um die Wahrheit der Beweise zu thun ist, darüber unwillig werden muß.“

Das gilt noch mehr von einer Schrift, welche den berühmten Blaise Pascal zum Verfasser hat. Er war der rechte Mann dazu, eins der Häupter der Jansenisten und Erzfeind der Jesuiten, ein tüchtiger Physiker und Mathematiker, aber ein schlechter Theolog, voll Witz und Satire und Meister im Stil, dabei aber gallicht und vergrämt wie ein hypochondrischer Stubengelehrter. In Port-Royal, dem Heerd des Jansenismus, braute er sein Gericht zusammen und präsentirte es der scandalsüchtigen Welt in seinen 18 „Lettres provinciales“, welche erst einzeln und anonym, dann unter dem falschen Namen eines Louis de Montalto 1656 bei Elzevir in Amsterdam, aber mit dem Druckort Köln erschienen. Pascal legt es darin seinen Lesern nahe, daß „alle Jesuiten, von Anfang ihres Ordens an, ein-

stimmig und in allen Ländern gelehrt hätten, daß Simonie, Gotteslästerung, Meineid, Unzucht, Todtschlag, Diebstahl, Vatermord, Selbstmord und Königsmord, wenn zweckdienlich, auch erlaubt sei." Solche Anklagen richten sich selbst in ihrer Ungeheuerlichkeit. Wir können uns darum hier mit der Bemerkung genügen, daß die „Provinzialbriefe" in Rom, Paris und Madrid verurtheilt und ihre Gehässigkeit als solche zurückgewiesen wurden. Aber es dürfte doch zweckmäßig sein, ein paar Urtheile über dieselben aus dem Munde von Männern zu hören, die nichts weniger als Freunde der Jesuiten waren. So sagte Bayle in seinem Dictionnaire, daß Pascal's Anklagen in der überzeugendsten Weise widerlegt worden seien. Voltaire in seinem „Siècle de Louis XIV." nennt sie „unsterbliche Lügnereien", und sagt, daß „das ganze Buch auf falschem Grunde beruhe". „Es kam nicht darauf an, fügt er hinzu, Recht zu haben, sondern das Volk zu belustigen."[1]) In diesem Sinne nannte sie denn auch Racine ein „possierliche Comödie".

Trotz alledem wurde die „possierliche Comödie" wieder und immer wieder aufgeführt und die Verbreitung jener „unsterblichen Lügnereien" weiterbesorgt bis auf unsere Tage. Aus diesem „Wörterbuch der Lüge", wie P. Ravignan (Von dem Bestande und der Verfassung der Jesuiten. München 1841. S. 32) mit Recht es nennt, schöpfen die Feinde der Jesuiten die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschienenen „Extraits des assertions dangereuses

[1]) Voltaire: Siècle de Louis XIV. Berlin MDCCLI tom. II. p. 278: Il est vrai que tout le livre portait sur un fondement faux. On attribuait adroitement à toute la société des opinions extravagantes de quelques jésuites espagnols et flamans. On les aurait déterrées aussi bien chez des casuistes dominicains et franciscains; mais c' était aux seuls jésuites qu'on en voulait. On tâchait dans ces lettres de prouver, qu'ils avaient un dessein formé de corrompre les hommes; dessein qu'aucune secte, aucune société, n'a jamais eû et ne peut avoir. Mais il ne s'agissait pas d'avoir raison; il s'agissait de divertir le public.

et pernicieuses“ etc., auf Grund deren die Gesellschaft in Frankreich vom Parlamente aufgehoben wurde. Die bald darauf erfolgte „Réponse au livre intitulé: Extraits des assertions“ etc. weist jenem Machwerk, das der gewiß nicht jesuitenfreundliche Aug. Theiner (Hist. du pontif. de Clem. XIV. t. I. p. XIV.) eine „wahre Cloake von Lügen“ nennt, in den lateinischen Citaten 457, in der Uebersetzung 401 förmliche Fälschungen, sodann 220 verschiedene Auslassungen und Verdrehungen, eine Anzahl von Entstellungen und unehrlichen Kunstgriffen, im Ganzen über 1200 Unredlichkeiten aller Art nach. (Vgl. auch Hergenröther, Kath. Kirche und christl. Staat. Freib. 1872. S. 508. Note 8.)

Trotzdem ward jene erbärmliche „Quelle“ von den Jesuitenfressern des 19. Jahrhunderts immer und immer wieder ausgenutzt. Freilich blieb Ellendorf's daraus abgeschriebenes Pamphlet: „Moral und Politik der Jesuiten“ (Darmst. 1840) in Folge einer scharfen Kritik des Protestanten Hengstenberg großentheils als Makulatur liegen, dafür aber traten andere „Ritter vom Geiste“ mit der alten abgestandenen Rüstung gegen die Jesuiten auf den Plan. Es lohnt sich wahrscheinlich nicht der Mühe, dieselben auch nur zu nennen. Wuthschnaubende Altkatholiken und „schriftstellernde“ Judenjünglinge stellen das Hauptcontingent zu dieser Armee tapferer Federhelden. Als Curiosum sei hier in Parenthese beigefügt, daß Schreiber dieses in der Bibliothek des preußischen Abgeordnetenhauses nicht weniger als anderthalb Dutzend solcher Schmählibelle gegen die Jesuiten — zur Information für die Herren Landboten! — aufgestellt fand, vermuthlich das „urkundliche Material“, aus dem in den Kulturkampfsdebatten die Herren Windthorst (Bielefeld), Wagener, Gneist, Götting, v. Eynern u. A. ihre Anklagen gegen die Jesuiten zusammen schmiedeten.

Es ist unmöglich, aber auch unnöthig, die hier zusammengewürfelten alten und neuen Vorwürfe gegen die Jesuiten und ihre Moral dem Leser vorzuführen und zu

widerlegen. Nur einige der bekanntesten und gröbsten Anschuldigungen sollen in den nachstehenden Artikeln kurz beleuchtet werden.

Dr. X.

---

50. P. Gury's Moraltheologie.

Seit zwei Decennien concentriren sich die Angriffe gegen die „Jesuitenmoral" hauptsächlich auf das Compendium der Moraltheologie von P. Gury, ein zumeist aus den Moral-Werken des hl. Alphons von Liguori geschöpftes, von den kirchlichen Oberern approbirtes und zum Unterrichte für die Priesterthumskandidaten fast allgemein gebrauchtes Buch. Zeitungsschreiber, welche dasselbe schwerlich je gesehen, liberale Wanderprediger und Parlamentarier, die keine Idee haben von der Moral als Wissenschaft, Altkatholiken und protestantische Prediger haben in ihrem Hasse gegen die katholische Kirche die bodenlosesten Anklagen namentlich in puncto sexti gegen Gury erhoben. Zwei „hochmoralische" Männer, Johannes Ronge und Augustin Keller, eröffneten den Reigen. Ihnen und Anderen hat Magnus Jocham (Die Jesuiten-Moral und die sittliche Verpestung des Volkes. Mainz 1869. 2. Aufl.) trefflichst geantwortet. Als sodann in der zweiten hessischen Kammer der bekannte „Moralist" Metz jene Angriffe öffentlich wiederholte, erwiderte ihm der Abgeordnete Racké (im vierten Bande der „Verhandlungen der zweiten Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen in den Jahren 1869—71," Darmstadt 1860, steht wohl irrig Backé) also: „Das Buch von Gury ist lateinisch geschrieben und ist nicht bestimmt, daß es in die Hände von Köchinnen, Mägden und sonstigen Leuten übergehe . . . Es ist nicht geschrieben zur Belehrung für diejenigen, die Sünden begehen wollen, sondern zur Belehrung für diejenigen, die die Sünde nicht allein verhüten, sondern beurtheilen sollen, ob etwas Sünde ist oder nicht im Sinne der katholischen

Kirche. Es ist auch in dem Buche nicht überall apodictisch gesagt, das ist so, sondern das wird von dieser oder jener Seite so oder so behauptet, von diesem oder jenem Lehrer so gelehrt, weil mitunter die Kirchenlehrer verschiedener Meinung sind." (Vgl. auch v. Ketteler, Die Angriffe gegen Gury's Moral-Theologie u. s. w. Mainz 1869.)

In der Gluthitze des Culturkampfes ward mit wahrhafter Berserkerwuth gegen Gury's Moral losgeschlagen. Die Palme hat dabei unstreitig der katholisch getaufte Abgeordnete Windthorst (Bielefeld) in der Reichstagssitzung vom 15. Mai 1872 davongetragen. Demselben erschien das Buch voll „empörender, niederträchtiger Lehren, ein unermeßlicher Abgrund von Schmutz und Gemeinheit," und heftig gestikulirend rief er aus: „Mit zitternder Hand und mit tiefster Entrüstung — wir citiren nach dem stenographischen Bericht — habe ich das scheußliche Buch auf den Boden geschleudert. (Oho! und Hört!) Meine Herren, ich habe das Buch auf den Boden geschleudert, und mit einem durch solche Ungeheuerlichkeiten angstvoll gepreßten Herzen mich nach Hülfe umgesehen und ausgerufen wie König Philipp: Toledo, ihr seid ein Mann, schützt mich vor diesem Priester!" Gewiß eine bühnenkünstlerische Leistung ersten Ranges! Nur schade, daß der Acteur auf der verkehrten Stelle stand, auf einer Stelle, wo er nicht Schauspieler, sondern wahr und ehrlich handelnder Volksvertreter sein sollte. Seine Anklage ist aber ebenso unwahr, wie jener Spruch Philipp's II., und ebenso unverschämt, wie sein Ausfall, gegen den mehr als 200 Millionen Katholiken heiligen Lehrsatz von der päpstlichen Infallibilität, welchen er in derselben Rede „dieses neue tolle Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes" nannte.

Für den, der Gury's Buch gelesen und studirt, bedarf es keines Wortes der Vertheidigung; für die Uebrigen sei kurz dies bemerkt: Daß der katholische Moralist, also auch Gury, de re matrimoniali und über andere delicate Sachen reden muß, ist selbstverständlich: so lange nämlich die sündhafte

Menschennatur mit derlei dunklen Vergehen und Lastern sich befleckt, so lange auch müssen die katholischen Priester, bei denen das mit solcher Schuld belastete arme Menschenherz im Beichtstuhl als dem Bußgericht Trost, Hülfe und Vergebung sucht, mündlich oder schriftlich angeleitet werden, wie sie bei solcher Gelegenheit sich verhalten, wie sie urtheilen, wie sie rathen und helfen sollen. Sie sind dort in Wahrheit Richter „bei verschlossenen Thüren", Aerzte für „geheime Krankheiten".

Aber warum declamirten Gury's Gegner denn nicht auch gegen die Verfasser von Schriften über Gynäkologie, gerichtliche Medicin u. dgl.? Mögen Herr Götting und Genossen, die das traurige Erbe von Windthorst (Bielefeld) übernommen haben, doch einmal beispielsweise Henke's und Schürmayer's Lehrbücher der gerichtlichen Medicin, Eulenberg's Vierteljahresschrift für gerichtliche Medicin, den neuen Pitaval oder Caspar-Liman's praktisches Handbuch der gerichtlichen Medicin nebst den bis in's kleinste Detail dort ausgemalten Casus sich ansehen, und sie werden darin tausendmal mehr „Koth und Schmutz" aufgehäuft finden, als in allen Moralbüchern der Jesuiten zusammengenommen. Dem protestantischen Prediger Klapp aber, der Gury's Buch als den „Schlüssel zu allen jesuitischen Frevelthaten" und als „voll von lateinischen Unsauberkeiten" charakterisirt hat, halten wir das treffende Wort des convertirten lutherischen Pastors Evers unter die Augen: „Um mich zu unterrichten — sagt derselbe — las ich in Gury's Compendium dies delicate Kapitel mit seinem in heiligem Ernste geschriebenen Einleitungsworte. Was hier aus Noth, in lateinischer Sprache, ohne den geringsten Hauch von Lüsternheit, den Priestern für schwierige und heikle Vorkommnisse gesagt wird, das verhält sich zu den meist in deutscher Sprache geschriebenen Unzüchtigkeiten und Zoten Luther's wie der Unterricht eines sittlichen Arztes zu den obscönen Unterhaltungen leichtfertiger Gesellschaften." —

Aber merkwürdig! So zahllos und heftig auch die Angriffe gegen ihre Theorie, so selten sind die Anklagen

gegen die praktische persönliche Moral der Jesuiten. Die meisten der angeführten Gegner wagen es nicht, gegen sie den allgemeinen Vorwurf eines unsittlichen Lebenswandels zu erheben; im Gegentheil, der Abgeordnete Windthorst (Bielefeld) anerkennt in der erwähnten fanatischen Hetzrede gegen die Jesuiten ausdrücklich deren ehrenwerthes, sittliches Leben. Eine traurige Ausnahme machen nur ein paar Pamphletisten der niedrigsten Sorte, so in unserer Zeit ein gewisser Griesinger, der ächt geschäftsmäßig seiner „dem deutschen Volke" erzählten „Geschichte" zugleich ein paar unsittliche Bilder beigibt, der Jude Sugenheim, und der altkatholische Franz Huber. Und wer ist deren Gewährsmann? Es ist jener famose Jarrigius oder Pater Jarrige, von dem doch Huber selbst sagt: „Jarrige freilich ist weniger glaubwürdig, weil er 1647 aus dem Orden entsprang und nach seinem Wiedereintritt dahin widerrief, »daß er die Sache übertrieben und aus einer Mücke einen Elephanten gemacht habe«". Und trotz des besseren Wissens und angesichts dieses eigenen Bekenntnisses gleichwohl jene unfläthigen Verläumdungen kalten Blutes wiederholen — für ein solches Gebahren hat die deutsche Sprache keinen Ausdruck!

Dr. X.

---

51. Der jesuitische „unbedingte Gehorsam".

Ein solcher ist den Jesuiten durch ihre Regel vorgeschrieben, so lautet eine weitere gegnerische Verdächtigung. Der bekannte Ritter von Lang wollte sogar unter Berufung auf die vom hl. Ignatius geschriebenen Constitutiones Societatis Jesu (Part. VI. c. 5) gefunden haben, daß die Obern ihre Untergebenen selbst zu einer Sünde verpflichten können. Seine Unkenntniß der ascetischen Terminologie, speciell des Ausdrucks obligatio ad peccatum, führte ihn zu der falschen Anklage.

Was damals Görres dem Ritter von Lang auf dessen Anklagen entgegnete („Katholik“ 1825. III. Heft S. 288 ff.) ist auch jetzt noch interessant und lesenswerth:

„Neuerdings ist auch der Ritter von Lang in diese Tafelrunde eingetreten; aber er hat doch wenigstens die Sache auf dem historischen Wege versucht, und nicht, wie die andern Teufelsbanner, zu Mitternacht an den Kreuzwegen vorbeipassirenden Gespenstern aufgelauert. Das wäre schon recht, und sein Buch mag manche gute Wahrheit in sich enthalten; denn alle unsere deutschen Institutionen waren im vorigen Jahrhundert vom Schimmel beinahe aufgefressen. Aber da mußte er gleich voran die gründlichsten Beweise führen, daß er weder Billigkeit noch historischen Tact besitze, um sein Buch bei allen Besonnenen um Glauben und alles Vertrauen zu bringen. Er hatte dem höchst einfältigen Gedanken Raum gegeben, wenn er die Constitution des Stifters der Gesellschaft recht aufmerksam und wiederholt von vorne bis hinten lese, werde er noch irgend etwas Grundschlechtes auftreiben, was der spürenden Bosheit so vieler Todfeinde derselben seit drei Jahrhunderten entgangen wäre. Da stieß er denn auf den bekannten Satz: visum est u. s. w., und die köstlichste aller Entdeckungen war dem Forschenden geworden; der General hatte Macht, den Orden, falls es ihn gelüstete, ohne Widerspruch dem Teufel zur weiteren Beförderung abzuliefern, indem er jedem Mitglied Stück vor Stück eine kleine Todsünde anbefahl. Hätte einige Erfahrung im Betriebe historischer Erforschung dem Entdecker beigewohnt, dann hätte die Leichtigkeit, mit der diese Entdeckung sich ihm bot, ihn schon mißtrauisch gemacht, und er hätte nochmals schärfer zugesehen. Hätte er jenen historischen Takt besessen, den wir ihm eben abgesprochen, dann wäre dieser sogleich in ihm gegen die Voraussetzung aufgestanden, daß eine religiöse Gesellschaft von frommen Männern, zur größeren Verbreitung der Ehre Gottes abgeschlossen, in einer besonderen Clausel zugleich auch einen Pact mit dem Teufel errichte, und vor aller Welt Augen, gleich hinter den Altar der Kirche auch seine Kapelle setze. Hätte er jene Besonnenheit gehabt, die den Geschichtsschreiber nie verlassen darf, dann hätte er die p. 289 ihm zweideutige Stelle aus dem Geiste der ganzen Urkunde, und diese wieder aus dem Geiste des Urhebers sich gedeutet, damit er nicht in Gefahr gerathe, argwillig nur das Böse herauszulesen, was er selbst zuvor hineingelegt. Hätte er dann etwa noch bei Anderen, der Sache Kundigen Umfrage gehalten, die ruhiger die ihm dunkle Stelle angesehen, weil sie am Funde des Schatzes kein Interesse hatten, dann würde vielleicht Einer sich gefunden haben, der aus der Lausiaca cap. 12 nachgewiesen, daß die Sache gar nichts so unerhört Neues gewesen, sondern daß die

Einsiedler in der Thebais, die wenigstens die Welt nicht betrügen wollten, da sie mit ihr in keinem Verkehre standen, schon den Grundsatz hatten, daß wenn einer zu einem geistlichen Vater ein gutes Vertrauen gefaßt, und sich demselben in Gehorsam unterworfen, er nicht so sehr auf die Gebote Gottes Achtung gebe, sondern dem geistlichen Vorsteher seinen Willen gänzlich anheimstelle, indem derjenige, der einem solchen Wohlgeprüften durchaus und in allem gehorsam sei, sich niemals versündigen könne. Solche Umsicht ist hingegen nicht die Weise, in gegenwärtiger Zeit Geschichte mit Effekt zu schreiben; irgend eine neue handgreifliche Verläumdung einer ehemals geehrten Institution macht schnelleres Glück als die Wahrheit, die der Bosheit und Sektenwuth ein unschmackhaft Futter ist; der Beifall ist gewiß, die Beschämung aber sehr zweifelhaft, da die Welt in allen diesen Dingen es nicht so genau zu nehmen pflegt. Inzwischen kann diese Rechnung doch bisweilen zu Schaden führen, wie es denn im gegenwärtigen Fall ergangen, wo ein Anderer sich gefunden, der das alles hintenach gethan, was jener unterlassen, und nun sehr unbarmherzig mit Höllenstein das faule Fleisch betupft, das er gefunden und selbst des gesunden kaum schont. Der Verfasser hat sein Geschäft mit großem Ernst ausgeführt; mit Nachdruck hat er sich gegen die Verläumdung aufgelehnt, und sie in ihrer ganzen Nichtigkeit dargestellt."

Görres meint die vortreffliche, damals großes Aufsehen erregende Schrift des protestantischen Universitätsprofessors Christian Mensch, die im Jahre 1824 in Mainz unter dem Titel: „Widerlegung der Lang'schen Behauptung einer gesetzlichen Sündenanbefehlung unter den Jesuiten" erschienen war.

Dieselbe Anklage wie Ritter von Lang erhob, unkritisch genug, der kritische Geschichtsforscher Ranke in der ersten Ausgabe seiner Schrift: Die Römischen Päpste (Bd. I. S. 219). Er verstand wie jener, den Ausdruck obligatio ad peccatum fälschlich als „Verpflichtung zur Sünde"; dann hätte es aber heißen müssen: obligatio ad peccandum. Hier jedoch heißt es nach der Terminologie, wie sie auch in den Regeln der übrigen Orden beliebt wird, sowie nach andern durchaus deutlichen Parallelstellen und nach dem ganzen Zusammenhange nichts anderes als „Verpflichtung bis zur Sünde", sonst auch als obligatio sub peccato, „Verpflichtung unter Sünde" ausgedrückt. Ranke war loyal genug, in der zweiten Auflage seiner Schrift (Berlin 1854.

I. 223) sein grammatikales Mißverständniß anzuerkennen und zu rectificiren.

Zudem haben andere protestantische Schriftsteller, wie Fischer (Aburtheilung der Jesuitensache. S. 35), die protestantischen „Jahrbücher der Theologie (Jahrg. 1864), Herzog's Realencyclopädie (VI. 540 und II. Supplementband S. 671) und selbst Hase (Protestantische Polemik. 4. Aufl. S. 285. Note 18) auf Grund eines umfassenden Materials und dessen kritischer Prüfung in dieser Sache der Wahrheit Zeugniß gegeben. Obendrein hat dann Peter Reichensperger in der Sitzung des preuß. Abgeordnetenhauses vom 16. Mai 1872 diese Ehrenrettung der Jesuiten durch Protestanten von öffentlicher Parlamentstribüne herab in's Land getragen.

Trotzdem wagt das für „Jedermann aus dem Volke" bestimmte Meyer'sche Conversationslexikon (9. Bd. Leipzig 1876) die alte Lüge auf's neue in die Oeffentlichkeit zu schleudern, indem es schreibt: „Der kategorische Imperativ des blinden Gehorsams erreicht dadurch seinen Höhepunkt, daß der Vorgesetzte dem Untergebenen selbst eine Handlung aufgeben kann, welche dessen eigenes sittliches Gefühl oder Urtheil mißbilligt." Trotzalledem wiederholte der protestantenvereinliche Prediger Klapp, einer der Hamburger Redepastoren des Jahres 1883, in öffentlichem Vortrage dieselbe alte Verläumdung, dabei mit Ausdrücken wie „Sklavengehorsam", „Mord am eigenen Geiste", u. dgl. um sich werfend. Gerade so ein Prediger sollte mit solchen Vorwürfen vor allem an sich halten; man könnte ihn sonst an das den unbedingten Gehorsam fordernde Wort seines Meisters Luther erinnern, der da sagt: „Es gibt keinen Engel im Himmel und noch weniger einen Menschen auf Erden, der vermöchte und wagte, meine Lehre zu richten; wer dieselbe nicht vernimmt, kann nicht gerettet werden, und wer etwas anderes glaubt als ich, ist zur Hölle bestimmt" (Luther's Werke, Wittenberg. Ausg. 2,49). Sollte man den hier und sonst noch geforderten lutherischen Gehorsam nicht eher

„Sklavengehorsam“ und „Mord am eigenen Geiste“ nennen dürfen?! (Vgl. auch: Stimmen aus Maria Laach, Bd. I. S. 453 ff. II. 72 ff.; v. Ketteler: „Kann ein Jesuit von seinem Obern zu einer Sünde verpflichtet werden?“ Mainz 1874; Dr. H. Meurer's fleißige Schrift: „Jesuiten und Jesuitismus.“ Münster 1881. S. 175—194.)

Dr. X.

---

52. Der Jesuitische Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel“.

Dieses verwerfliche Prinzip, so lautet eine sehr häufige Anklage gegen die Jesuiten, wird nicht bloß von ihnen im Leben geübt, sondern auch in ihren Moralbüchern ausdrücklich, oder doch ganz dem Sinne nach gelehrt.

P. Roh hat seiner Zeit Veranlassung genommen, dieser alten Lüge entschieden und mit Erfolg entgegenzutreten. Im Herbste 1852 machte derselbe auf wiederholte diesbezügliche Anschuldigungen hin am Schlusse der Frankfurter Jesuitenmission von der Kanzel herab folgende Erklärung: „1. Wenn Jemand der juridischen Fakultät von Heidelberg oder Bonn ein von einem Jesuiten verfaßtes Buch vorweist, in welchem nach Urtheil der Fakultät der infame Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, entweder in diesen oder in gleichbedeutenden Worten enthalten ist, so werde ich auf Weisung der Fakultät dem Vorweiser jenes Buches 1000 Gulden rh. W. ausbezahlen. 2. Wer aber, ohne diesen Beweis erbracht zu haben, mündlich oder schriftlich dem Jesuitenorden jene schändliche Lehre zuschreibt, ist ein ehrloser Verläumder.“ Er bat zugleich die Anwesenden, diese Erklärung möglichst zu verbreiten. Aber die nun folgenden schüchternen Versuche, ein solches Buch aufzufinden, scheiterten kläglich. Eben jene Erklärung gab P. Roh bei Gelegenheit der Abhaltung von Missionen auch in Halle ab (Anfang 1862), wo Professor Tholuck seinen Zuhörern die alte Anklage in die Feder dictirte. Dasselbe geschah 1863 in Bremen, als daselbst

eine anonyme Broschüre mit wiederum derselben Verläumdung erschien. Aber die 1000 Gulden konnten weder hier noch sonstwo errungen werden.

Da veröffentlichte ein protestantischer Pfarrer Maurer eine Broschüre mit dem Titel: „Neuer Jesuitenspiegel. Insbesondere Beweis, daß die Jesuiten den Satz lehren: Der Zweck heiligt die Mittel. (Mannheim 1868)." Diesen Beweis will er gefunden haben bei P. Busenbaum: Medulla theologiae moralis (lib. IV. Cap. III. Dub. VII. Art. II. Resolut. 3). Dort steht der Satz: „Cum finis est licitus, etiam media sunt licita (wenn der Zweck erlaubt ist, so sind auch die Mittel erlaubt)." Maurer nun, und viele andere vor und nach ihm, sagen, daß in diesem Satz der andere enthalten sei: „Der Zweck heiligt die Mittel." Sehr mit Unrecht, da der erstere Satz von vornherein alle unsittlichen Mittel selbstredend ausschließt. Alle Moralisten, auch die der Jesuiten ohne Ausnahme, lehren: „Bonum ex integra causa: malum ex quocumque defectu", d. h. gut ist nur dann eine Handlung, wenn sie aus dem Grunde, wenn alles an ihr gut ist, böse aber wird sie durch jegliches Böse. Ein mit Hilfe irgend eines verwerflichen Mittels erreichter oder noch zu erreichender Zweck ist schon dadurch böse und niemals erlaubt. Der viel verbreitete Katechismus des Jesuitenpaters Deharbe beantwortet beispielsweise die Frage, ob die Lüge, auch bei wohlmeinender Absicht, jemals erlaubt sei, mit einem entschiedenen „Nein!" denn „man darf nie Böses thun, damit Gutes daraus entstehe". So alle andern katholischen Moralisten, auch die des Jesuitenordens.

P. Roh hat damals in seinem Schriftchen: „Das alte Lied: Der Zweck heiligt die Mittel, im Texte verbessert und auf eine neue Melodie gesetzt (Freiburg i. B. 1869)", die genannte Anklage Maurer's wider die Jesuiten siegreich zurückgewiesen, diesem aber gefälschte Uebersetzung, Unverständniß und Vergewaltigung des Zusammenhanges nachgewiesen. Der Versuch Maurer's, von der juristischen Fakultät in

Heidelberg den 1000-Gulden-Preis zu erhalten, ward freilich gemacht, aber auf den wohlgemeinten Rath eines Mitgliedes jener Facultät bald aufgegeben. Und bis auf den heutigen Tag ist noch jegliche Preisbewerbung erfolglos geblieben und wird es immer bleiben, da Lüge nimmer zur Wahrheit werden kann.

Ehrliche Gegner gestehen denn auch offen diese Unmöglichkeit ein. Büchmann (Geflügelte Worte. 8. Aufl. Berlin 1874. S. 231) hat einige Stellen aufgespürt, aus welchen die Lüge jene Phrase wohl heraus destillirt haben mag. In der uns vorliegenden (13.) Auflage (Berlin 1882) nennt er den Spruch kurzweg eine „Entstellung jesuitischer Säße." Ihm folgt Wander (Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Leipzeig 1880. V. B. S. 664), u. A. Hertslet (Der Treppenwitz in der Weltgeschichte. S. 223) versichert: „Die Jesuiten haben nie gelehrt: „„Der Zweck heiligt die Mittel,"" d. h. nicht in dieser brutalen Schroffheit [auch nicht in feiner, verblümter Weise], wie überhaupt die landläufigen Ansichten über sie sehr einseitig und vorurtheilsvoll und mehr aus schlechten Schauerromanen[1]), als aus der ernsten Geschichte entnommen sind."

Ein sehr wahres Wort aus unverdächtigem Munde, mag es auch — aus geschäftlichen Gründen? — in der 3. Aufl. (1886) wieder unterdrückt sein! Protestantische Verbissenheit indeß fährt troß allem fort, die Jesuiten wenigstens also zu verdächtigen: „Steht es auch buchstäblich in keinem dieser Lehrbücher geschrieben, so faßt man doch den Geist derselben mit Recht in dem Grundsaße zusammen, daß der

---

[1]) Als Typus und Muster solcher Schand- und Schauerromane ist des Pariser Juden Eugen Sue: „Der ewige Jude" (8 Bändchen) anzusehen. Nur mit Mühe konnte ich aus einer Berliner Leihbibliothek ein altes ganz abgegriffenes Exemplar mir verschaffen, so sehr wird es noch immer verlangt und gelesen. Es kostete mich sodann nicht geringe Anstrengung, durch diesen Wust unsäglichen Blödsinns und beispielloser Verläumdung mich hindurchzuwinden.

Zweck die Mittel heilige.“ So wörtlich in Meyer's Conversations-Lexicon (9. Bd. Leipzig 1876). Ja selbst der „wissenschaftliche“ Hase vermag es nicht, in seinem „Handbuch der Protestantischen Polemik“ (Leipzig 1878. 4. Aufl. S. 282) über das Niveau falscher Weisheit eines Conversations-Lexicons sich zu erheben. Er sagt dort: „Der Grundgedanke ihrer Weltmoral: Der Zweck heiligt die Mittel, findet sich so kahl ausgesprochen nirgends in einer anerkannten Jesuitenschrift, es wäre doch auch zu sehr gegen die Weltklugheit gewesen, und ist wohl nur der geschärfte Ausdruck des Vorwurfs, daß nach jesuitischer Moral zur Erreichung eines guten, ja heiligen Zweckes jedes Mittel erlaubt sei. Dieser Vorwurf gründet sich theils auf Thatsachen . . . . theils auf moralische Schriften der Jesuiten.“ Solchem unnoblen Verfahren, mit der einen Hand rein zu waschen, und mit der andern nur noch mehr anzuschwärzen, möchte man in der That das grobe Lügenhandwerk jener Scribenten vorziehen, die ungestört das alte Lied weiter singen, getreu ihrem Grundprincip: „Der schlechte Zweck heiligt auch die schlechtesten Mittel!“

Dr. X.

---

53. Die Jesuiten als Beichtväter

sind der Gegenstand einer Legion der tollsten Mythen geworden. Derjenige, der dieselben gesammelt und eine Art von System in die Fabrikation dieser Geschichtslügen gebracht hat, ist kein Geringerer, als der bekannte Gregoire, ein abgefallener Priester, Revolutionsmann, dann constitutioneller Bischof von Blois, durch das Concordat des ersten Napoleon aber zur Resignation gezwungen, hierauf Parteischriftsteller mit dem Hochmuth eines echten Gallicaners und dem glühenden Hasse eines Jansenisten gegen die Kirche und zumal gegen die Jesuiten.

Gregoire's „Histoire des confesseurs des empereurs, des rois et d'autres princes“ wurde 1825 in's Deutsche übersetzt unter dem Titel: „Geschichte der Beichtväter von Kaisern, Königen und andern Fürsten.“ Der anonyme deutsche Uebersetzer hat den Franzosen in seinem Handwerk noch übertroffen. Er findet denselben — dem Vorwort gemäß — hie und da ein wenig zu „altmodisch“ und zu wenig „kühn“, und hat „darum theils selbst bisweilen einen Fingerzeig gegeben, theils einige Stellen zusammengezogen,“ sodann auch Einiges hinzugefügt, Anderes in farbigerem Colorite wiedergegeben. So ist denn eine Uebersetzung herausgekommen, die von jedem ehrlichen Menschen nicht anders denn als eine wahrhafte Skandalgeschichte bezeichnet werden kann, für die Gegner des Beichtinstituts aber und zumal des Jesuitenordens eine „lautere, unwiderlegliche“ Quelle geworden ist, obgleich das Vorwort sagt: „Nur wenigen (Beichtvätern) kann das Böse, das sie hervorgehen ließen, streng bewiesen werden.“

So brachte das „Gelehrtenblatt“, die damals Augsburger, jetzt Münchener „Allgemeine Zeitung“ im Jahre 1869 (Nr. 325 Beilage), also kurz vor dem Ausbruche der großen Jesuitenhetze, einen Artikel mit der Ueberschrift: „Die Beichtväter in der Geschichte,“ bei dem das ganze Material jener „Quelle“ entnommen, und die Anekdötchen wörtlich abgeschrieben sind, dazu mit ergötzlichen Mißverständnissen beim Copiren. Eben daher auch hat das Meyer'sche Conversationslexicon seine Weisheit, wenn es in dem Artikel „Jesuiten“ von deren „raffinirten, auf die Schwächen der Vornehmen berechneten beichtväterlichen Praxis“ zu reden sich herausnimmt. So wird Geschichte, so öffentliche Meinung und Volksüberzeugung gemacht!

Zur Charakteristik dieser Art Lügen und ihres Ursprunges sei noch folgendes beigefügt: Gerade in Frankreich und von gallicanischer Seite wurde der verderbliche Lehrsatz aufgestellt, daß diejenigen Beichtväter, denen als solchen die

Kunde von Attentaten gegen die Sicherheit des Staates zu Theil würde, zur Anzeige verpflichtet seien. Solchem Ansinnen aber widersetzten sich gerade die Jesuiten mit aller Kraft und fanden darin auch die nöthige Unterstützung. Hinc — illud odium! Das Nähere mag man bei dem protestantischen Rechtslehrer Böhmer (Jus eccles. protest. Lib. 5. Tit. 38. § 50) nachlesen.

Der Hugenot Benoist sodann war es, der die Märe in die Welt sandte, an der Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) sei Niemand anders Schuld als der Beichtvater Ludwig's XIV., P. La Chaise. Nun aber haben Marquis La Fare und de Choisy in ihren Memoiren (Mémoires, ed Petitot t. 65 p. 234, t. 63 p. 284) auf's bestimmteste diese Anklage zurückgewiesen. Nicht die Jesuiten, wie damals die französischen Hugenotten und die holländischen Calvinisten es überall hin verbreiteten, sondern lediglich der verblendete Hochmuth und die falsche Politik jenes Fürsten und seiner Minister haben den viel angegriffenen unklugen Akt zu verantworten. Jedem ehrlichen Historiker ist das nunmehr eine ausgemachte Sache. — Aber da wir von P. La Chaise reden, dürfen wir doch an einen andern Jesuiten und Beichtvater Ludwig's XIV., den berühmten Bourdaloue erinnern, der mit seltener Kühnheit und Strenge dem gekrönten Despoten ins Gewissen redete, wenn dessen Leidenschaft die Schranken christlicher Sitte durchbrach, oder dessen Hochmuth an Papst und Kirche sich vergriff. Nicht minder scharf und streng handelte der Jesuitenpater Sacy gegenüber der königlichen Maitresse Pompadour, deren interessante Bekenntnisse hierüber der gewiß nicht jesuitenfreundliche Graf Saint-Priest in der Revue de deux mondes (Aprilheft 1844) mitgetheilt hat.

Die beste Widerlegung indeß der gegen die Jesuiten als Beichtväter gerichteten Verläumdnngen liefert die Geschichte der Verfolgung und Unterdrückung ihres Ordens seitens der Regierungen. Gerade darum, weil die „beichtväterliche Praxis“ der Jesuiten nicht „auf die Schwächen

der Vornehmen berechnet" war, weil im Gegentheil die frommen Väter auch an den Höfen das Beichtinstitut hoch und heilig hielten und auch von den wenig moralischen Königen, deren Ministern und Günstlingen ohne Ansehen der Person und mit Strenge ein wirklich moralisches Leben forderten, eben darum wurden sie den Hohen und Mächtigen unbequem und den lockeren Gesellschaften an den Fürstenhöfen verhaßt, und eben darum ward von oben her ihr Untergang beschlossen. Dr. X.

---

54. Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu.

Eine Legion von Verdrehungen und Lügen knüpft sich an die im vorigen Jahrhundert erfolgte Unterdrückung und Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Erfreulicher Weise sind aber so viel Zeugnisse für die Jesuiten von akatholischer, oder doch unverdächtiger Seite vorhanden, daß wir an der Hand derselben mit leichter Mühe die Wahrheit klarstellen können.

Die Hauptverfolgung gegen die Jesuiten nahm ihren Anfang in **Portugal** unter dem Minister Carvalho, Marquis von Pombal, der nach Schlosser (Weltgesch. 16. Bd. S. 37) „von Natur ein Despot und von ganz rücksichtsloser, grausamer Härte" war. Sein unversöhnlicher Haß gegen die Jesuiten ließ ihn jedes Mittel zum Sturze derselben ergreifen. P. Theiner (Gesch. der geistl. Bildungsanstalten. S. 232), der zwanzig Jahre später der größte Widersacher der Jesuiten war, sagt mit Bezug auf Pombal: „Es ist unglaublich, welche Mittel man anwendete, um die Jesuiten zu stürzen. Alle Arten von Bestechungen wurden versucht. Das Geld spielte hierbei keine Rolle. Carvalho verwandte jährlich an 800,000 bis 1,200,000 Ducaten nur für feile Schriftsteller gegen die Jesuiten. Er gesteht selbst, daß er an 3,000,000 Ducaten jährlich nach Rom eingesandt habe, um daselbst Begünstiger seiner Pläne zu

finden." Er erzwang sich ein päpstliches Breve behufs Vornahme einer Visitation der portugiesischen Ordenshäuser. Die Visitation fand nicht statt, aber es erfolgte die höchst ungerechte Suppression der Priester des Ordens in Portugal. Bald darauf wurden die Jesuiten eines geplanten Mordversuchs auf den König angeklagt und nach einem „mit scheußlicher Formlosigkeit und Ungerechtigkeit" (Leo, Universalgesch. 3. Aufl. III. 1103) geführten Prozesse, der aber nicht eine Spur von Schuld ergab, ergriffen und theils in die furchtbaren Kerker von Almeida, Apeitao und St. Julian geworfen, theils, von Allem entblößt, auf Schiffe gepackt und an den Küsten des Kirchenstaates ausgesetzt. (Döllinger, Kirchengesch. 787.) Der Protestant Schötl (Europ. Staatengesch. Bd. 39) hat wahrlich Recht, wenn er sagt, die Jahrhunderte und Völker, welche wir mit dem Beiwort barbarisch gebrandmarkt, hätten kein größeres Beispiel von Unmenschlichkeit gegeben, als die portugiesische Regierung in ihrer Behandlungsweise der Jesuiten. Pombal erntete übrigens bald den Lohn seiner Thaten. Im Jahre 1781 großer Veruntreuungen überführt und als Staatsverbrecher zum Tode verurtheilt, wegen seines Alters indeß zum Exil begnadigt, starb der ehemals allmächtige Minister 1782 in traurigster Verlassenheit.

In **Frankreich** hatten sich die Gallicaner, Jansenisten und die glaubensfeindlichen Philosophen gegen die Jesuiten verschworen. An die Spitze dieser Coalition trat der ungläubige Minister Choiseul und die Maitresse des Königs, die berüchtigte Pompadour, welche vom grimmigsten Haß gegen die Jesuiten erfüllt war, da diese ihre Entfernung vom Hofe gefordert hatten. Das unglückliche Handelsunternehmen des P. Lavalette auf Martinique gab den Anlaß zum Ausbruch des Sturmes. Der gegen die französischen Jesuiten inscenirte Prozeß zeigte alsdann die gemeinen Künste ihrer Gegner. P. Theiner berichtet darüber auf Grund von Aktenstücken (a. a. O. S. 232 f.): „Den für den Prozeß niedergesetzten Commissären und einer unzähligen

Schaar von Schriftstellern, Advocaten, Parlamentsräthen, welche gegen die Jesuiten geschrieben hatten, gab Choiseul außer dem fixirten Gehalte täglich noch ein Taschengeld von zwei Louisd'ors. Der später so berüchtigt gewordene Präsident Roland opferte jährlich 60,000 Livres für ähnliche Zwecke. Der gottlose Club der Jansenisten hatte sogar einen eigenen Stiftungsfond unter dem Namen der Heilandskasse errichtet, um Pamphletschreiber gegen die Jesuiten zu besolden." Unter solchen Verhältnissen war der Sturz des Ordens vorauszusehen. Das Parlament von Paris verurtheilte ihn 1760, die Gläubiger des ausgestoßenen P. Lavalette schadlos zu halten, 1761 verfügte es die Schließung der Jesuitencollegien und hob am 6. August des folgenden Jahres die Gesellschaft Jesu auf, wozu zwei Jahre später der schwache Ludwig XV. seine Zustimmung gab. Vergebens erklärte der Papst das Decret des Parlaments für null und nichtig; vergebens auch protestirte der ganze französische Episcopat.

Von der Vertreibung der Jesuiten aus **Spanien** und den zugehörigen Colonien sagt der gewiß nicht jesuitenfreundliche Schlosser (16. Bd. S. 345): „Kein redlicher Mann wird jenen Gewaltstreich billigen und entschuldigen." Und anderswo (S. 342): „In Spanien gebrauchte man als Mittel zu diesem Zweck den Eigennutz und autokratischen Sinn des Königs." Wiederum war es ein ungläubiger Minister, Aranda, der im Verein mit gleichgesinnten Freunden durch dasselbe betrügerische Spiel wie in Portugal und Frankreich den Sturz der Jesuiten bewirkte. Eine angeblich von diesen angefertigte Correspondenz, worin die legitime Geburt des Königs Karl III. bestritten wurde, ward diesem in die Hände gespielt, und so ein königliches Verbannungsdecret erwirkt, demgemäß alle Jesuiten des Reiches in der Nacht vom 2. auf den 3. April 1767 ohne Verhör und Untersuchung verhaftet, nach bestimmten Hafenstädten transportirt und an den Küsten des Kirchenstaats ausgesetzt werden sollten. Der Befehl ward pünktlich und mit

härtester Rücksichtslosigkeit ausgeführt. 5000 Jesuiten verloren an dem einen Tage Heimath und jegliche Habe. Und warum? „Aus Gründen, die wir in unserer königlichen Brust verschlossen halten," heißt es im Decret des Königs.

Diesem Beispiele Karl's III. folgte in Neapel sein Sohn Ferdinand IV., und in Parma sein Bruder Ferdinand. Papst und Bischöfe erließen feierliche Proteste. Aber die bourbonischen Höfe von Paris, Madrid, Neapel und Parma schlossen nunmehr einen förmlichen Bund gegen den Papst und fügten neue Gewaltthätigkeiten und Drohungen hinzu. Clemens XIII., von allen Mächten verlassen, erklärte, er lege alle Drohungen und Beschimpfungen zu den Füßen des Gekreuzigten nieder. Die Bourbonen antworteten mit Hohn und forderten unter den heftigsten Androhungen die gänzliche Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Clemens XIII. indeß widerstand und starb inmitten so vieler Trübsal (1769); sein Nachfolger aber unterlag endlich den Intriguen und den Bedrohungen jener Höfe.

Die **Aufhebung** des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. ist von den Gegnern der Jesuiten nicht nur fälschlich dargestellt, sondern auch in perfider Weise gegen sie ausgebeutet worden. Das gilt vor allem von Aug. Theiner und seiner Schrift: Geschichte des Pontificats Clemens' XIV. [2 Bde. Leipz. 1853], welche mit einer Menge bisher ungedruckter Documente des Vaticanischen Archivs paradiert. Die Gegner, wie beispielsweise der giftige Hase (Protest. Polemik gegen die kath. Kirche 4. Aufl. S. 538), wissen sie nicht genug zu loben und sehen in ihr ein volles Arsenal trefflicher Angriffswaffen gegen den verhaßten Orden. Alle guten Katholiken hingegen bedauern den Verfasser, der, wie seine Aeußerungen dies ergeben und uns die Einsicht in die im Besitze eines römischen Freundes befindlichen Tagebücher von P. Theiner bis zur Evidenz bewiesen hat, an einem in Wahrheit krankhaften Hasse gegen die Jesuiten litt, der fast zur Manie sich steigerte. In solcher Geistesverfassung ist jene Schrift geschrieben worden,

welche gleich anfangs bei ihrem Erscheinen katholischerseits als parteiisch, gehässig und voll von Verdrehungen und Fälschungen angegriffen wurde. Theiner's Schrift ist in der That nicht etwa bloß eine Glorificirung des Pontificats Clemens' XIV. und „seiner größten That," der Unterdrückung des Jesuitenordens, sondern im Grunde auch eine versuchte Rechtfertigung und Vertheidigung alles dessen, was im vorigen Jahrhunderte von den Höfen, ihren ungläubigen Ministern und den übrigen Betreibern der damaligen Jesuitenhetze, „diesen Groß-Revolutionären des Jahrhunderts," wie P. Reichensperger in der Landtagssitzung vom 22. Mai 1852 sie nannte, gegen den Orden gesündigt worden „Sie ist, mit der Autorität seines Namens, eine Brandfackel in den Händen der Radicalen und aller Schlechten, um einen Vertilgungskrieg gegen die Gesellschaft Jesu oder die Kirche zu entzünden." So sagt der Verfasser der Schrift: „Clemens XIV. und die Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Ein kritische Beleuchtung von Theiner's Geschichte des Pontificats Clemens' XIV." (Aus d. Ital. Ausgb. 1854). Auf Grund eingehender, gewissenhafter Prüfung kommt derselbe (S. 245) zu folgendem horrenden Resultat:

„P. Theiner hat in seinem Werke beiläufig 315, schreibe dreihundert und fünfzehn Anklagen, Verdächtigungen und gehässige Insinuationen gegen die Jesuiten niedergelegt, abgesehen von den zahllosen Anklagen und Verdächtigungen der Freunde, die natürlich von den Jesuiten aufgehetzt sind. Von diesen 315 Anklagen kommen an die 157 auf seine eigene Rechnung, 158 läßt er von den Ministern der bourbonischen Höfe, jesuitenfeindlichen Prälaten u. s. w. aussprechen. Von sämmtlichen 315 Anklagen entbehren nahe an 300 jeder Spur eines annehmbaren Beweises und sind mithin bloße Behauptungen und mehr oder weniger gehässige Verdächtigungen. Für einige 30 Anklagen bringen er und seine Clienten zum wenigsten den Schein einer Begründung. Diese Anklagen treffen jedoch nicht die Gesellschaft, sondern nur einzelne Mitglieder derselben. Sechs Anklagen gegen

einzelne Jesuiten werden bewiesen, aber in einem schiefen und für die betreffenden Personen durchaus falschen Lichte dargestellt . . . Einen stichhaltigen, geschichtlich begründeten Beweis für irgend eine gegen die Gesellschaft Jesu erhobene Anklage haben wir in dem ganzen Werke des P. Theiner nicht entdecken können." Das mag genügen zur Charakteristik eines Werkes, aus welchem die Gegner als aus einer lauteren Quelle ihre Angriffe gegen den Jesuitismus mit Vorliebe entnehmen.

Sehen wir uns nun in Kürze den Verlauf der Geschichte der Aufhebung des Ordens an, wie er sich aus den von Le Bret, Theiner, Cretineau-Joly u. A. mitgetheilten Aktenstücken klar ergibt. Aus dem Conclave vom Jahre 1769 ging der Cardinal Ganganelli, von den bourbonischen Höfen empfohlen und durchgedrängt, als Papst hervor. Clemens XIV. — so nannte er sich — war von milden, liebenswürdigen Sitten, aber auch furchtsamen Gemüths und schwachen Charakters. Dem brutalen Drängen der jesuitenfeindlichen Regierungen suchte er anfangs durch Nachgiebigkeiten aller Art vergeblich zu genügen. Tag für Tag ward er zu dem letzten Schritte gedrängt: von dem französischen Cardinal Bernis durch Vorspiegelungen aller Art, von den Gesandten der Höfe, namentlich demjenigen Spaniens, dem rücksichtslosen Advocaten Monino, spätern Grafen Florida Blanca, durch grobe und drohende Forderungen. Von letzterem sagt der damals in Rom anwesende Diplomat Bourgoing: „Er hat das Breve von 1773 mehr erzwungen, als erhalten" (Mémoires histor. et philos. sur Pie VI. I. p. 7).

Clemens XIV. fügte sich endlich, wie es ihm schien, in's Unvermeidliche und erließ am 21. Juli 1773 das Breve: Dominus ac Redemptor noster, welches den Orden der Gesellschaft Jesu aufhob „zur Herstellung der Ruhe der christlichen Welt" und „eines wahren, dauerhaften Friedens in der Kirche," sowie aus andern Motiven, „welche wir in unserer Brust verschlossen bewahren." Man hat, wie schon

bemerkt, aus dieser That außerordentlich viel Capital gegen die Jesuiten zu schlagen versucht. So erinnerte der Professor Michelis auf der Münchener Septemberversammlung der Altkatholiken 1871 (Stenogr. Bericht S. 216) mit Emphase daran, „daß durch Papst Clemens XIV. in einem so authentischen Decrete, wie je eines ex cathedra vom Papste erlassen worden, die Jesuitengesellschaft vor jetzt fast hundert Jahren als eine gemeinschädliche Gesellschaft aufgehoben und ausgewiesen worden ist.“ In ähnlicher Weise steifte sich der Abgeordnete Windthorst (Bielefeld) am 15. Mai 1872 zum Beweise der Gemeinschädlichkeit der Jesuiten auf diese Verurtheilung derselben durch Papstesmund. Demgegenüber entgegnet Hergenröther (Kathol. Kirche und christl. Staat Freib. 1872. S. 727) mit Recht: „Wer so spricht, hat das Breve (nicht Bulle) Dominus ac Redemptor nie gelesen oder nicht verstanden; es ist dasselbe so weit von einem Urtheil ex cathedra entfernt, daß es nicht einmal eine richterliche Sentenz über die „Gemeinschädlichkeit“ des Ordens gibt, während Clemens XIII. durch eine feierliche Bulle das Gegentheil desselben ausgesprochen hatte; nur um die (durch die bourbonischen Höfe) gestörte Ruhe wiederherzustellen und in der Ueberzeugung, daß der Orden nicht mehr die früheren Früchte bringen könne, hob Clemens XIV. . . . durch einfache Verfügung ihn auf.“

Während die Feinde der Kirche die Aufhebung jubelnd begrüßten, haben die guten Katholiken sie stets schmerzlich bedauert. Pius VI. äußerte sogar später, daß sie „ein wahres Geheimniß der Ungerechtigkeit sei“. Und Pius VII. stellte am 7. August 1814 mit Worten höchster Anerkennung den Orden wieder her. Uebrigens ist auch Clemens XIV. der ihm abgerungenen folgenschweren Entscheidung gewiß nicht froh geworden. Der schon genannte Graf Saint-Priest erzählt, der Papst habe hernach öfters laut ausgerufen: „Gnade! Gnade! Man hat mich dazu gezwungen (compulsus feci)!“ Man fand ihn oft schwermüthig und tiefsinnig; im Frühjahr 1774 zog er sich eine starke Er=

kältung zu, einige Monate später ward der kränkelnde Papst von heftigen Fiebern ergriffen und am 22. September desselben Jahres starb er. Haß und Lüge erfanden und verbreiteten sofort das Märchen von der

Vergiftung Clemens' XIV. durch die Jesuiten. Dasselbe ist gleich damals, wie später als solches mit Evidenz erwiesen worden, so daß nur gemeine Pamphletisten die „jesuitische Schauderthat“ weiter verbreiteten, haßerfüllte Protestanten sie nur verschämt andeuteten und höchstens zwischen den Zeilen lesen ließen, wie Schlegel (Kirchengesch. des 18. Jahrh.), Kurtz (Kirchengesch.), Genin (Die Jesuiten und die Universitäten), alle ehrenhaften Geschichtsschreiber aber sie mit keinem Wort erwähnten. Nur die „Köln. Zeitung“, das Organ des vulgärsten kirchenhassenden Liberalismus, hatte noch in unsern Tagen Muth genug, die notorische Lüge von der Giftmischerei ihrem Lesepublikum wieder aufzutischen. Die anständige Presse hat ihr aber sofort gründlich heimgeleuchtet und auf die entgegenstehenden Zeugnisse der Aerzte des Papstes, wie auf das Wort Friedrich's II. und Niebuhr's hingewiesen. Diese und andere Gegenbeweise finden sich in Cardinal Hergenröther's Kirchengeschichte (III. 511) verzeichnet.

Wir fügen an dieser Stelle noch zwei weitere hinzu, die wegen ihrer absolut unverdächtigen Provenienz doppelt beweiskräftig sind. Das erste Zeugniß findet sich in der oben charakterisirten Schrift des P. Theiner (S. 518), woselbst dieser auf Grund der einschlägigen Aktenstücke also sagt: „Werfen wir nur einen Blick auf den Anfang und den Entwicklungsgang der Krankheit Clemens' XIV. zurück, so wird sich Jeder ohne Schwierigkeit überzeugen müssen, daß dieselbe ganz natürlich war und nur Täuschung oder Leidenschaft dabei an eine Vergiftung denken konnte! Wir halten es auch für ganz überflüssig, weitere Beweise zur Widerlegung dieses unglücklichen Verdachtes beizubringen.“ Das zweite Zeugniß liefert der Franzose Masson in seiner Schrift: „Le cardinal de Bernis; la

suppression des Jésuites etc. (Paris 1884)". Dort wird auf Grund einer bestimmten Auslassung in der Depesche des dänischen Ministers Baron von Gleichen die Vergiftung Clemens' XIV. durch die Jesuiten einfach als historische Fabel bezeichnet; und mit diesem Votum des durchaus für Bernis und gegen die Jesuiten eingenommenen Gallikaners Masson stimmt auch der Referent der Masson'schen Schrift in der liberalen „Revue historique" (1885. I, 316) überein.

Dr. X.

---

55. Der „geweihte Degen Daun's"

ist eins der kostbarsten Raritätenstücke aus dem Extra-Cabinet des Geschichtslügen-Arsenals. Erfunden im vorigen Jahrhundert zur Zeit des siebenjährigen Krieges, ist das Märchen Gemeingut selbst in hohem Ansehen stehender „liberaler" Geschichtschreiber geworden; von diesen wird es dann ab und zu zur Ausschmückung in die Tagespresse entlehnt, und in der „Culturkampfs"-Zeit wurde es sogar von einem „nationalliberalen" Mitgliede des preußischen Abgeordnetenhauses auf der Tribüne gegen das Centrum und dessen Bestrebungen zu verwerthen gesucht.

Wie das Märchen seiner Zeit entstanden ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht ermitteln. Thatsache ist, daß König Friedrich II. von Preußen ein päpstliches Breve erdichtet und in Flugschriften hatte verbreiten lassen, durch welches Papst Clemens XIII. den österreichischen Feldmarschall Daun wegen seines bei Hochkirch (in Sachsen) über Friedrich II. errungenen Sieges beglückwünscht und mit einem Ehrendegen beschenkt haben sollte. Thatsache ist ferner, daß selbst die „gebildetsten" Männer bis in die neueste Zeit hinein das „Breve" für ein echtes Document gehalten haben.

Das Actenstück sollte folgenden Wortlaut gehabt haben:

„Clemens XIII. Unserm geliebten Sohne in Christo,
Heil und apostolischen Segen!

Nachdem Wir mit großer Genugthuung von den herrlichen Erfolgen vernommen, welche Deine Waffen gegen die Ketzer davongetragen haben, nachdem Wir insbesondere von dem wunderbaren Siege unterrichtet wurden, welchen Du am 14. October v. J. über die Preußen erfochten, halten Wir es als Vater aller Rechtgläubigen für unsere Pflicht, den wunderbaren Proben Deiner Kraft das Gewicht Unseres Segens hinzuzufügen.

Das Verfahren Unserer Vorgänger, welche den Prinzen Eugen, ruhmreichen Gedenkens, mit einem geweihten Hute und Degen beschenkten zum Lohne für seine mehrfach gegen die Ungläubigen errungenen Siege, treibt Uns an, Dich mit denselben Auszeichnungen zu bedenken (1. Samuel, Cap. 15.). Du, dessen große Eigenschaften noch diejenigen dieses kirchlichen Streiters übertreffen, und der Du Ketzer zu bekämpfen hattest, welche noch mehr in die gräßlichsten Irrthümer versunken waren, als selbst die Türken, wirst hiermit von Uns mit allen göttlichen Segnungen ausgerüstet. Könnte doch der Degen, welchen Wir Dir senden, in Deinen Händen dazu dienen, daß diese Ketzereien, deren verpesteter Geruch aus dem Abgrunde der Hölle heraufsteigt, für immer ausgerottet würden! Der Würgengel möge an Deiner Seite kämpfen; er wird vernichten die nichtswürdige Race der Sectirer, der Lutheraner und Calvinisten; Deines Arms wird sich der Gott der Rache bedienen, um das gottlose Geschlecht der Amalekiter und Moabiter (2. Samuel. Cap. 8.) in den Abgrund zu stürzen. Es bade sich Dein Arm in dem Blute der Rebellen; es werde die Axt an die Wurzel dieses Baumes gelegt, welcher so vermaledeite Früchte getragen, damit nach dem Beispiele Karl's des Großen der Norden Deutschlands durch Feuer, Blut und Eisen bekehrt werde.

Wenn sich die Heiligen schon über die Rückkehr eines einzigen verirrten Schafes freuen, welche Freude wird es ihnen und allen Gläubigen verursachen, wenn man diese verirrte Menge in den Schooß ihrer heiligen Mutterkirche zurückführt! Daß die hl. Jungfrau von Mariazell Dir beistehen möge! Daß der hl. Nepomuk seine Fürbitte für Dich verdoppele! Daß alle Heiligen sich für Deine große Sache verwenden! In dieser beseligenden Hoffnung ertheilen Wir Dir in erhöhtem Maße unsern apostolischen Segen!

Gegeben zu Rom, unter dem Fischerringe, den 30. Januar 1759, im ersten Jahre unseres Pontificates."

Friedrich II. gesteht in seinen Briefen an den Marquis d'Argens, welcher das „Breve" ins Lateinische übersetzen wollte, um ihm „eine größere Glaubwürdigkeit" zu verleihen, — Friedrich schrieb bekanntlich fast nur französisch —

ausdrücklich zu, daß er das Schriftstück erfunden habe, „um Diejenigen in Wuth entbrennen zu lassen, welche auch nur noch eine schwache Neigung für Martin Luther haben.“ (Vgl. Majunke: „Der geweihte Degen Daun's oder Wie man in Deutschland Religionskriege gemacht hat.“ Paderborn. 2. Aufl. 1884. S. 9.) Es ist Thatsache, daß der siebenjährige Krieg auch bei den deutschen Protestanten sehr unpopulär war, namentlich bei der preußischen Bevölkerung, welche für die Eroberungssucht ihres Königs Gut und Blut opfern mußte; Friedrich suchte deshalb den Krieg künstlich zum Religionskriege zu stempeln; er suchte dem Volke einzureden, daß, wenn er im Kampfe gegen das katholische und papstfreundliche Oesterreich unterliege, die preußischen Protestanten mit Gewalt zum Katholicismus „bekehrt“ werden würden. Diesem diplomatischen Zwecke des Königs sollte also, wie er selbst gesteht, vor Allem das von ihm erfundene „Breve“ dienen. Fraglich ist es nur, ob Friedrich auch die Fabel von der Degenweihe selbst erfunden, oder ob er die letztere für eine wahre Thatsache gehalten hat. Er selbst schreibt in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges („Histoire de la guerre de sept ans“ S. 223) Folgendes:

Die ersten Schritte, welche Papst Clemens XIII. seit seiner Amtsführung beging, waren Fehlschritte; er schickte dem Marschall Daun einen geweihten Hut und Degen, weil derselbe die Preußen bei Hochkirch geschlagen hatte, obgleich solche Geschenke, nach der Gewohnheit des römischen Hofes, nur Generälen zu Theil wurden, welche ungläubige Nationen besiegt oder wilde Völker bezähmt hatten.“

An andern Stellen, u. A. in einem Briefe an d'Argens („Oeuvres de Frédéric le Grand“ XV. S. 18 Berlin 1849), stellt Friedrich dieselbe Behauptung auf, und in Folge dessen sind die Historiker der specifisch preußischen Schule der Meinung, der König sei wenigstens insofern zu enschuldigen, als er die Thatsache der Degenbeschenkung für wahr gehalten und darüber erzürnt gewesen sei. Indeß selbst wenn auch der Papst den Marschall Daun beschenkt haben sollte, — was dem sonst siegreichen Friedrich gegen=

über, der schon über eine stattliche Zahl katholischer Unterthanen herrschte, mindestens sehr unklug gewesen wäre — so hätte der König noch immer kein Recht gehabt, die Protestanten gegen die Katholiken aufzuhetzen und dem Papste Worte des unchristlichsten Fanatismus in den Mund zu legen, wie sie nachweislich niemals von einem Inhaber des apostolischen Stuhles gebraucht worden sind.

Ein Zeitgenosse Friedrich's, der österreichische Geschichtschreiber Johann Pezzl, behauptet aber geradezu, daß Friedrich nicht nur das „Breve", sondern auch das Factum der Degenweihe selbst erfunden habe, — zu dem bekannten politischen Zwecke. Er äußert sich darüber in seiner „Lebensgeschichte Laudon's" (Wien 1791) also:

„Die Schlacht bei Hochkirch (14. October 1758) ist der natürlichste Anlaß, endlich einmal ein altes Mährchen zu widerlegen, mit dem man sich seit 1759 in der Welt herumträgt, und das man theils aus Bosheit, theils aus blindem Glauben bisher für Wahrheit angenommen, und wieder weiter gegeben hat. Dieß ist der schale Spaß, daß Papst Clemens dem Feldmarschall Daun nach dem Sieg bei Hochkirch einen geweihten Degen und eine geweihte Mütze geschickt habe . . .

. . . Sobald diese Hanswursterey ins Publikum kam, erklärte der Wiener Hof sogleich öffentlich, daß es eine kahle Erdichtung ohne allen Grund sei."

Die betr. officielle Erklärung erschien im „Wienerischen Diarium" (heute ist dies die amtliche „Wiener Zeitung") vom 8. August 1759 und lautete wörtlich wie folgt:

„Vor kurzer Zeit ist von Berlin aus eine Anzahl Exemplarien zweyer Brochuren einem sichern Buchführern zu Regensspurg, um solche allda zu verbreiten, zugeschicket worden, wovon die eine unter der Aufschrift: „Lettres d'un Ministre Francois refugié à Londres" die giftigste Verbitterungen zwischen beyden Religionstheilen anzustiften und die anscheinsehnlichste Catholische Mächten in Mißtrauen bey dem Protestantischen Theil zu bringen, in Absicht führet; die andere aber ein blosses Figmentum eines an den Herrn Feldmarschallen Grafen von Daun erlassen sein sollenden Päpstlichen Breve darstellet. Die Erfindung des letzteren veroffenbaret sich gleich ersten Anblicks durch den darin angebrachten Stylum, welcher nichts weninger als mit dem gewöhnlichen Stylo Curiae Romanae übereinstimmt;

an sich aber ist das Vorgeben offenbar erdichtet, und ein mehrmaliges Berlinisches Hirn-gespunst, daß dem ernannten Herrn Feld-marschallen von Sr. Päpstlichen Heiligkeit der geweihte Degen überschickt seyn solle."

Auch der Biograph Friedrich's II., Johann Preuß, kann nicht bestreiten, daß Friedrich das „Breve" erdichtet hat, hält aber zur Rechtfertigung des Königs die Thatsache der Degenbeschenkung an und für sich für unumstößlich und in dieser Auffassung kommt ihm natürlich das obige Citat aus Pezzl in die Quere. Wie findet er sich nun damit ab? Er ignorirt das ganze Citat, entnimmt aus ihm nur den Schlußsatz, den er in das gerade Gegentheil verfälscht!

Möglich aber wäre es, daß Daun, der wiederholt gegen die Türken und noch 1739 als General mit Erfolg gefochten, dieserhalb Hut und Degen aus Rom erhalten hätte: indeß im Vaticanischen Archiv, in welchem man auf unser Ersuchen eine gründliche Nachforschung nach dem diesbezüglichen päpstlichen Breve angestellt hat, findet sich nicht die geringste Spur von einem derartigen Documente vor. Auch würde der Wiener Hof in seiner Antwort auf die „Hanswursterey" Friedrich's nicht unterlassen haben, auf eine dem Marschall Daun wegen seiner im Türkenkriege erworbenen Verdienste zu Theil gewordene päpstliche Auszeichnung hinzuweisen, wenn eine solche wirklich erfolgt wäre.

Auch in dem Wiener k. k. Staatsarchiv, dessen Acten aus den Jahren 1758, 1759 und 1760 (Friedrich II. datirte sein Breve vom 30. Januar 1759) von dem Director desselben, Herrn Hofrath Arneth, dem bekannten Biographen Maria Theresia's ꝛc. bereitwilligst uns zur Verfügung gestellt wurden, findet sich nicht die mindeste Andeutung darüber, daß der Papst sich auch nur mit der Absicht getragen hätte, dem Marschall Daun einen geweihten Hut und Degen zu übersenden.

Nicht einmal die ausführliche, 1759 und 1760 in Augsburg erschienene Biographie Daun's weiß irgend etwas von einem päpstlichen Geschenke, das zu irgend einer

Zeit aus irgend einer Veranlassung Daun gemacht worden wäre, zu berichten. Wohl aber ist dort von einem Degen die Rede, welchen die Stadt Turin dem Vater Daun's, der im Jahre 1706 als Kaiserlicher Feldmarschall die Franzosen bei Turin geschlagen, geschenkt hatte.

Das wichtigste Argument gegen die „fable convenue" ist erst vor einigen Jahren an's Tageslicht gekommen. In dem vom preußischen Staats-Archivar Max Lehmann publicirten Urkundenwerk: „Preußen und die katholische Kirche seit 1640" (Leipzig 1883) findet sich nämlich (IV. S. 156) ein Bericht des preußischen Gesandten zu Warschau an das Cabinet des Königs vom Jahre 1764, worin mitgetheilt wird, der dortige päpstliche Nuntius habe dem Gesandten im Auftrage des Papstes erklärt, daß die Gerüchte über die Beschenkung des Marschalls Daun durch einen päpstlichen Degen gänzlich unbegründet seien („entièrement faux"), daß Se. Heiligkeit sehr betrübt sei, daß man dem Könige diese Geschichte als eine wahre mitgetheilt („rapporté") habe, daß der Papst sich ärgere über Alles das, was ihm das Publikum in dieser Beziehung imputire, und daß er die Nuntien beauftragt habe, diesem falschen Gerüchte das formellste Dementi entgegenzustellen und, wenn nöthig, zu diesem Zwecke auch die Zeitungen zu benützen.

Dr. Lehmann scheint das Gewicht dieser officiellen Erklärung begriffen zu haben. Um das Märchen weiter aufrecht zu erhalten, greift er zwar nicht wie Preuß bezw. dessen Gewährsmann zur Fälschung; dafür aber greift er nach einem Strohhalm. Er citirt nämlich in einer Note folgende von K. G. Jacob in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" 1844 S. 800, „bei Gelegenheit der Besprechung einer populären Schrift über den siebenjährigen Krieg," abgegebene Erklärung: „Dagegen hat der Verfasser auf S. 117 ganz richtig der Beschenkung Daun's mit einem geweiheten Degen und Hute gedacht. Denn durch die uns aus der glaubwürdigsten Quelle mitgetheilte Erklärung des Grafen Daun in Wien, des letzten Erben dieses Namens,

ist hinlänglich erwiesen, daß der Großvater desselben jene Geschenke empfangen hat, die nachher von der Kaiserin Maria Theresia der Familie für eine sehr große Summe abgekauft worden sind!"

Hiermit glaubt Herr Lehmann wahrscheinlich — er wagt es nicht direct zu sagen, er begnügt sich vielmehr mit der einfachen Wiedergabe des obigen Citats — den Papst als Lügner entlarvt zu haben. Darum sehen wir uns die Sache etwas näher an.

Die Schrift, welche Jacob in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" citirt, ist die John'sche Geschichte des siebenjähriges Krieges. John erzählt das Märchen von der Degenweihe in der landläufigen Weise, ohne einen Beweis dafür zu erbringen. Diesen letztern glaubt nun der Recensent in Folge seiner persönlichen Beziehungen beibringen zu können. Leider aber erstrecken sich die Beziehungen nicht auf „den letzten Erben", den Enkel des Marschalls selbst, sondern erst eine Mittelsperson hat Herrn Jacob die „Erklärung" des „letzten Erben" zugestellt. Wie viel aber auf solche „glaubwürdigste Quellen" zu geben ist, erfährt man ja im praktischen Leben alltäglich.

Ja, die „glaubwürdigste" Quelle der Herren Jacob und Lehmann scheint geradezu eine sehr fragwürdige gewesen zu sein. Wie uns nämlich von dem einzigen heute noch in Wien lebenden Grafen (Wladimir) Daun, dessen Großvater ein Vetter des Marschalls Leopold war, in Folge unserer Anfrage mitgetheilt wird, hat der von Jacob erwähnte Enkel Leopold's niemals in Wien, sondern stets in Salzburg gelebt, wo er auch als Domherr im Jahre 1851 verstorben ist. Auch bezweifelt der Herr Graf, daß jener Enkel jene Aeußerung betreffs des geweihten Degens gemacht haben könnte.

Wenn indeß Herrn Lehmann der Graf Wladimir Daun nicht als eine „glaubwürdige" Quelle erscheinen sollte, so wird unser Archivar gewiß den gegenwärtigen Inhaber des Daun'schen Familienarchivs, den Herrn Grafen

v. Palffy-Daun auf Schloß Stübing bei Graz als Gewährsmann gelten lassen, der uns in formellster Weise erklärt hat, das Archiv böte nicht den mindesten Anhalt dafür, daß der Marschall jemals mit einem päpstlichen Degen beschenkt worden sei. Dieselbe Erklärung hat uns auch Herr Hofrath Arneth, welcher das Daun'sche Archiv einer eingehenden Durchsicht unterzogen, abgegeben.

Auch die Behauptung, daß die Kaiserin Maria Theresia den fraglichen Degen für eine hohe Summe der Familie abgekauft habe, ist eine erdichtete. Die betheiligte Familie weiß hiervon ebenso wenig etwas, wie vom Degen überhaupt.

Wäre die Mittheilung begründet, so müßte sich auch in irgend einer Wiener kaiserlichen oder städtischen Waffensammlung der Degen vorfinden. Auf unsere desfallsige Anfrage ist uns aber von den betreffenden Directionen die Antwort zu Theil geworden, daß weder im k. k. Waffenmuseum, noch im Militair-Aerar, noch endlich im Wiener städtischen Waffen-Museum irgend ein Degen Daun'scher Herkunft enthalten sei.

Interessant ist es auch, daß Friedrich II. in seiner Antwort an seinen Gesandten in Warschau mit keiner Silbe die Degengeschichte erwähnt. Er beklagt sich darin nur über die „unziemliche Haltung", welche Clemens XIII. ihm gegenüber beobachtet haben sollte und wirft ihm insbesondere vor, daß er die Widerspenstigkeit („mutinerie") des schlesischen kathol. Clerus (den Friedrich auf's Härteste behandelte) genährt habe; — vom „Degen", wie gesagt, läßt er kein Wort verlauten.

Unaufgeklärt bleibt freilich nach wie vor die Frage, ob Friedrich gleich dem „Breve" auch die Fabel von der päpstlichen Beschenkung an und für sich erfunden habe. Pezzl behauptet, wie wir oben gesehen, auch das letztere und es liegen hierzu auch Gründe genug vor. Wenigstens ist es Thatsache, daß Friedrich II., als er das „Breve"

verfaßte, nicht voraussetzte, daß die öffentliche Meinung von der Degenschenkung Kenntniß habe.

Friedrich's Erfindungsgeist beschränkte sich übrigens nicht nur auf die Erdichtung des „Breve", sondern er fabricirte hierbei auch ein „Glückwunschschreiben des (damals mit Oesterreich gegen Friedrich verbündeten französischen Feldherrn) Prinzen Soubise an den Feldmarschall Daun" sowie ein „Dankschreiben des Feldmarschalls Leopold Grafen Daun an Se. Heiligkeit den Papst Clemens XIII." Auch diese beiden Schriftstücke wurden in unzähligen Flugblättern unter's Publikum gebracht.

Ferner beschrieb Friedrich noch in einem satyrischen „Bericht des Phihihu, Gesandten des Kaisers von China in Europa, an seinen Souverain", die „Degenweihe" selbst, welcher „Phihihu" in Rom persönlich beigewohnt haben sollte. Der Papst wird darin der „große Lama" genannt und die angebliche Ceremonie der Degenweihe unter Ausfällen auf die „Ungläubigen" in Formen dargestellt, welche selbst der obigen Ausdrucksweise spotten. (Oeuvres XV, S. 147 ff.) Endlich folgte noch eine Anzahl satyrischer Briefe von „Feldpredigern", „Ordensgeistlichen", 2c. über denselben Gegenstand. Cauer behauptet zwar in einem 1875 erschienenen Potsdamer Schulprogramm (vgl. auch Ed. Cauer: „Zur Geschichte und Charakteristik Friedrich's des Großen. Breslau, Trewendt, 1883, S. 191 ff.), daß der Verfasser des Daun'schen Dankschreibens an den Papst nicht Friedrich, sondern d'Argens gewesen sei; indeß abgesehen davon, daß der Stil deutlich auf den König hinweist, so hat der letztere jedenfalls das Schriftstück in seiner geheimen Druckerei drucken und in zahlreichen Exemplaren unter das Publikum bringen lassen. Mit Vorliebe ließ dabei der König als Drucker und Verleger solche Firmen auf den Titeln der Flugschriften angeben, welche damals vorwiegend katholische Schriften drucken ließen, z. B. Marteau in Köln 2c.

Auch für den nach den Quellen forschenden Historiker bleibt Friedrich der erste und einzige Gewährsmann für

die Degengeschichte. Die Bestimmtheit, mit welcher er das angebliche Factum in seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges" erzählt, hat selbst diejenigen getäuscht, welche sonst die Schriften des Königs nicht wie ein Evangelium zu behandeln pflegten.

Der Erfindungsgeist des Königs hatte auch keine Scheu davor, die Privatehre der höchstgestellten und untadelhaftesten Persönlichkeiten in den Staub zu ziehen. Wie er dem Papste, dem Marschall Daun und dem Prinzen Soubise von A bis Z erdichtete Schreiben unterstellt hatte, so fabricirte Friedrich auch eine Correspondenz zwischen der Kaiserin Maria Theresia und der berüchtigten Maitresse Ludwig's XV., der Marquise von Pompadour.

Hier wie bei den „Aktenstücken" in Sachen des „päpstlichen Degens" lag nicht die geringste äußere Thatsache vor, welche dem königlichen Poeten Stoff zu seiner Dichtung hätte geben können. Dort ist zuvor die Degenweihe, hier zuvor ein Schreiben Maria Theresia's an die Pompadour erfunden; in beiden Fällen folgt auf die Erdichtung von Thatsachen die Erdichtung von Aktenstücken. Durch die „Daun'schen" Documente sollte der Fanatismus der Protestanten gegen die Katholiken resp. den Papst und den kaiserlichen Hof, durch die „Pompadour'schen" der Haß gegen den französischen Hof, der, nachdem er Jahre hindurch mit Friedrich verbündet war, von diesem abgefallen und sich mit dem deutschen Kaiserhause befreundet hatte, geschürt werden.

Uebrigens hatte Friedrich schon vor der Erfindung des päpstlichen „Breve" den Versuch gemacht, den Krieg zum Religionskriege zu stempeln. In einem von Lehmann (a. a. O. Nr. 42, S. 36) mitgetheilten Schreiben Clemens' XIII. an Ludwig XV., d. d. 15. Nov. 1758 — also noch vor dem Bekanntwerden des „Breve" — beglückwünscht der Papst den französischen König zu seinem Bündniß mit Maria Theresia, indem er u. a. sagt: „Es steht fest, daß dieser Krieg (von Friedrich II.) lediglich um welt-

licher Zwecke willen unternommen worden ist, nichtsdestoweniger aber erheucheln jene Fürsten (Friedrich und seine Verbündeten) einen fälschlichen Eifer im Interesse der fälschlichsten Religion. In Wahrheit bezwecken sie nichts Anderes, als daß sie, nachdem sie die Katholiken niedergeworfen, sie selbst im Deutschen Reiche immer mehr an Kraft und Ansehen zunehmen."

Es ist also der Papst, welcher den politischen Ursprung des Krieges betont, während Friedrich den Krieg zum Religionskriege um politischer Zwecke willen macht. Friedrich hatte sich in der That schon bei seinem Einzuge in Schlesien als „Befreier" der Protestanten angekündigt (Onno Klopp, Friedrich II., S. 84 ff.) und seine diesbezüglichen Manifeste und sonstigen Druckstücke, welche er unter dem Publikum verbreiten ließ, erklären es einerseits, daß, wie in den Briefen des Cardinals Albani mitgetheilt wird, die „ganze Stadt Rom" Freude über den Erfolg der österreichischen Heere hatte; anderseits begreift man es auch, daß der päpstliche Stuhl, der an die publicistische Thätigkeit Friedrich's gewöhnt war, das erdichtete „Breve" keiner ausdrücklichen Richtigstellung gegenüber dem Grafen Kaunitz für nöthig erachtete. Ueberhaupt hätte ja eine solche Richtigstellung gegenüber der österreichischen Regierung keinen Sinn gehabt.

In der von Fischer herausgegebenen „Geschichte Friedrich's II." (Halle, 1787) ist von der ganzen Degengeschichte nichts erwähnt; ebenso wenig in der nach archivalischen Quellen bearbeiteten, vom großen Generalstabe herausgegebenen „Geschichte des siebenjährigen Krieges" (Berlin, 1826); dagegen bezeichnet Archenholz schon in der ersten Ausgabe seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges" (Berlin, 1793. I. 291 ff.) das „Breve" als Satyre, hält aber die Degenschenkung selbst für eine verbürgte Thatsache. Eine Quelle für diese Behauptung gibt Archenholz nicht an; am Schlusse seines Werkes erwähnt er nur übersichtlich sämmtliche von ihm benutzten Quellen; wir

können deshalb nur vermuthen, daß er sich auf die mehrerwähnte Stelle in Friedrich's „Histoire de la guerre de sept ans" oder auf den Briefwechsel Friedrich's mit d'Argens stützt.

Und so colportirt das ganze Heer derer, welche nach Archenholz den siebenjährigen Krieg beschrieben haben, die Fabel weiter, ohne irgend eine Quelle dafür anzugeben. „In Wien war man des Jubels voll ob der Schlacht bei Hochkirch; der Papst schenkte Daun den geweihten Hut und Degen" — so kann man wohl fünfzig Mal in den kurz oder lang gefaßten Geschichten des siebenjährigen Krieges und selbst in Schulbüchern lesen. Selbst Cauer (a. a. O. S. 201) meint, Friedrich habe sich durch das „Breve" rc. „mit jener That des Papstes abgefunden, die, milde bezeichnet, eine der ärgsten Anachronismen war, die je begangen worden sind!"

Das Traurigste aber ist, daß „hochgebildete" Leute bis in unsere Tage hinein nicht nur die Degenweihe *selbst* als ein historisches Factum betrachten, sondern daß sie selbst das friedericianische „*Breve*" noch für ein echtes Document ausgeben. Der „Prälat" Zimmermann in Darmstadt druckte in seiner „Allg. Kirchenzeitung" im Jahre 1845 (Nr. 31, S. 268) den lateinischen Text des „Breve" als echt ab, und auch die protestantisch orthodoxe Zeitschrift „Daheim" veröffentlichte zur Aufmunterung im „Culturkampf" noch im Jahre 1874 (Nr. 27, v. 4. April) die deutsche Uebersetzung des „Breve".

Der Glaube an die Echtheit des Falsificats war so allgemein verbreitet, daß selbst ein preußischer Volksvertreter, der „nationalliberale" Abgeordnete v. *Eynern*, in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 19. Dec. 1882 noch Bemerkungen fallen ließ, welche auf seinen Glauben an die Echtheit des „Breve" schließen ließen — ein Glaube, der ihm natürlich sogleich an jener öffentlichen Stelle benommen wurde. Der genannte Abgeordnete wollte dann wenigstens das *Factum* der „Degenweihe" retten

und hatte zu diesem Zwecke später noch in der „Köln. Ztg." (in verschiedenen Nrn. vom Dec. 1882 und Jan. 1883) und in den „Preußischen Jahrbüchern" (Jahrg. 1883, 52. Band, S. 393 ff.) eine Menge „gelehrten" Materials zusammengebracht, durch welches aber auch nicht ein Schatten des ihm obliegenden Beweises für die Realität der Degenweihe beigebracht worden war.

Es bleibt einmal dabei: Das Factum der Degenweihe ist ebenso unbeweisbar, wie das „Breve" nachweislich eine Fälschung ist!

Dr. Z.

---

56. Eine gefälschte päpstliche Bulle aus jüngster Zeit.

Unmittelbar vor den Reichstagswahlen des Jahres 1874, am 9. Januar desselben Jahres, überraschte die „Kölnische Zeitung" die erstaunte Welt mit nachfolgender Mittheilung:

„Wir veröffentlichen heute in wortgetreuer Uebersetzung eines der merkwürdigsten Actenstücke: die Constitution des Papstes Pius IX.: „Apostolicae sedis munus etc." vom 28. Mai 1873. Es wird dadurch die ganze bisherige uralte Papstwahl umgestoßen, so daß man fragen kann: Ist das die alte oder die neue katholische Kirche? Wir bemerken nur noch, daß dies das Actenstück ist, wovon ein Gerücht in die Welt gedrungen war und das man einfach ableugnete, weil es fälschlich als „Praesente cadavere" citirt war. Ueber die Wichtigkeit des Actenstückes brauchen wir kein Wort hinzuzufügen."

Nach der „wortgetreuen" Uebersetzung der „Kölnischen" lauten die wesentlichen Stellen des angeblichen Documentes also:

„. . . . Da Wir sehen, daß von Tag zu Tage neue und größere Schwierigkeiten sich erheben, so gestehen Wir, daß die Zeitlage auch neuer Beschränkungen bedarf. Aus diesen und andern Beweggründen wollen Wir durch den Inhalt gegenwärtigen Schreibens mehr dafür sorgen, daß auf eine leichte Weise und mit der gebührenden Schnelligkeit nach Unserem Tode ein römischer Pontifex erwählt werde, als daß dieses mit der pünktlichen Beobachtung derjenigen Ceremonien und feierlichen Bräuche vor sich gehe, unter denen ein so bedeutungsvolles Geschäft vollzogen zu werden pflegte.

Daher wollen Wir aus eigener Entschließung und kraft Unserer apostolischen Vollmacht betreffs jener abzuhaltenden Wahlversammlung aufheben und heben überhaupt auf nicht nur diejenigen Gesetze, welche über den Ort des zu haltenden Wahlaktes festgestellt sind, nämlich dort, wo der römische Pontifex gestorben sei, sondern auch die andern, welche die Ceremonien und Gewohnheiten betreffen, die zur Völligkeit und Wesenheit einer canonischen Wahl keineswegs gehören. . . . . Und dies soll nicht bloß für diejenige Wahlversammlung Geltung haben, welche nach Unserem Tode unmittelbar statthaben wird, sondern auch für folgende, wenn es sich etwa ereignen sollte, daß Unsere Nachfolger auf dem allerheiligsten Stuhle Petri für die künftige Wahl durch eine besondere Constitution Fürsorge zu treffen nicht in der Lage wären, sei es wegen vorzeitigen Hinscheidens, sei es aus irgend einem andern Grunde. . . . .

Demgemäß werden sie (die Cardinäle) ungestraft über die Festsetzung des Tages des zukünftigen Wahlactes, über die Beibehaltung oder Aufhebung der Clausur, mit einem Worte über alles das, was auf rechtzeitige, freie Erwählung eines höchsten Pontifex abzielt, sich besprechen können.

Was den Ort anlangt, wohin die Wahlversammlung zusammenzuberufen ist, so soll demjenigen, welchem nach Unserm Hinscheiden jenes Recht naturgemäß, wie es der Brauch ist, zufällt, freistehen, falls dieselbe, was Wir fürchten, in Rom nicht sicher und frei stattfinden kann, sie nach dem Fürstenthum Monaco auszuschreiben oder nach einer französischen Stadt oder sogar nach Malta, wenn nur, wo es nun sein mag, man sich völliger Freiheit daselbst erfreut, welche zur Vollendung des hochheiligen Werkes durchaus erforderlich ist. . . . ."

Einige Tage später konnte dieselbe „Köln. Ztg." auch den lateinischen „Originaltext" des Actenstückes mittheilen. Aber schon in der Uebersetzung wird der Kundige mehrfach Stellen herausgefunden haben, welche zu dem Schlusse berechtigen, daß der Verfasser des Actenstückes nach einem ältern Original gearbeitet und in seinen eigenen Zuthaten nicht immer den Stil der Curie glücklich nachgeahmt hat.

Daß Pius IX. in Anbetracht der kritischen Lage, in welche die Unabhängigkeit des hl. Stuhles in Folge der Einnahme Roms durch die Piemontesen seit 1870 versetzt worden war, gleich denjenigen seiner Vorgänger, welche in ähnlichen Verhältnissen sich befunden hatten, daran denken mußte, nach seinem Tode die Sicherheit, eventuell die Be-

schleunigung der Papstwahl und die Freiheit des Conclave durch eventuelle Dispensation vom hergebrachten Ceremoniell zu ermöglichen, lag in der Natur der Dinge, und es war denn auch allgemein bekannt, daß der hochselige Papst eine diesbezügliche Constitution erlassen hatte, welche, wie „liberale“ Blätter meldeten, mit den Worten: „Praesente cadavere“ beginnen und deshalb diesen Namen führen sollte. Die Bulle sollte eine Neuwahl noch vor der Bestattung des abgeschiedenen Papstes (praesente cadavere) ermöglichen.

Eine solche Bulle hat indeß wohl niemals existirt, wie denn über ihren Inhalt bis heutigen Tages nichts Authentisches verlautet hat; aber daß eine diesbezügliche Constitution von Pius IX. erlassen war, ist, wie schon bemerkt, auch von kirchlicher Seite niemals bezweifelt worden.

Wie nun der Berliner „Germania“ s. Z. berichtet wurde, hatte die deutsche Gesandtschaft in Rom einem Individuum, dem man Beziehungen zu der Dienerschaft des Secretairs der Breven zuschrieb, einen hohen Preis dafür ausgesetzt, wenn dasselbe die betreffende Bulle oder eine authentische Abschrift derselben der Gesandtschaft zustellen könnte. Allem Anscheine nach sollte durch Veröffentlichung dieses Actenstückes, welches man gleich dem Infallibilitätsdogma als ein Symptom für den Umsturz der alten katholischen Kirche auszubeuten hoffte, die bekannte Papstwahldepesche des Fürsten Bismarck bei den ausländischen Regierungen gerechtfertigt werden; sodann sollte bei den damals bevorstehenden deutschen Reichstagswahlen gouvernementales Capital geschlagen werden. Die Eingangs erwähnten Bemerkungen wenigstens, mit welchen die officiöse „Köln. Ztg.“ und der officiöse Telegraph das Actenstück ankündigten, lassen über diese Absichten keinen Zweifel bestehen. Die von den deutschen Diplomaten auserwählte Persönlichkeit konnte indeß nicht zum Ziele kommen; im Vatican bekam man im Gegentheil Wind von dem Vorhaben der deutschen Botschaft und verwahrte die Bulle und deren Copieen nur um so sorgfältiger. Da gerieth das gedungene Individuum

auf den Einfall, im Bullarium nachzuschlagen und an der Hand der unter ähnlichen Verhältnissen erlassenen Bullen, speciell der von Pius VI. gegebenen Bulle „Cum Nos superiori“ vom 13. Nov. 1798 eine den neuesten Zeitumständen entsprechende Constitution zu erdichten, und mit dieser Dichtung wurde die deutsche Botschaft von dem Fälscher mit Erfolg hintergangen. Der „Germania“ waren alle diese Manöver frühzeitig mitgetheilt worden. Das Blatt hielt es aber für gut, mit seinen Eröffnungen zu warten, bis irgend ein zu officiösen Publicationen benutztes deutsches Preßorgan mit dem saubern Actenstück an's Tageslicht gekommen wäre.

Als dies endlich in der „Köln. Ztg.“, gerade noch „am Vorabend der Reichstagswahlen“, geschehen war, rückte die „Germania“ unmittelbar nach dem Abdrucke der Uebersetzung in der „Kölnischen“ mit ihren Enthüllungen vor.

Man kann sich den Lärm denken, den die letztern verursachten. Daß die „Kölnische“ und die Mehrzahl der „culturkämpferischen“ und verschämt officiösen Blätter sich bemühten, die „Echtheit“ der „Bulle“ aufrecht zu erhalten, konnte nicht befremden; höchst überraschend war aber das Verhalten der anerkannt officiösen und der officiellen Preßorgane.

Trotz der Eröffnungen der „Germania“ druckte zwei Tage später der „Deutsche Reichs- und Königlich Preußische Staatsanzeiger“ das Falsificat mit der bloßen Bemerkung ab, daß er dasselbe der „Köln. Ztg.“ entnehme. Einen Zweifel an der Echtheit ließ das officielle Organ nirgends aufkommen. Die hochofficiöse „Nordd. Allg. Ztg.“ erklärte ausdrücklich, daß sie im Gegensatz zur „Germania“ das Document für echt halte und die ministerielle „Prov. Corr.“ widmete dem Actenstück einen Leitartikel, der die Tiraden von der „gänzlichen Umgestaltung“ der Papstwahl wiederholte, von einem „über den Haufen werfen“ der „Grundeinrichtungen der römischen Kirche“ fabelte und die dadurch „unheilbar“ gewordene

„Zerrüttung der Beziehungen zwischen dem päpstlichen Stuhle und den weltlichen Regierungen“ ankündigte.

Zugleich ergibt sich aus den Schlußbemerkungen dieses Artikels, daß die preußische Regierung gehofft hatte, durch Veröffentlichung der „Bulle“ die Depesche des Fürsten Bismarck vom 14. Mai 1872, welche bekanntlich die Wahl des zukünftigen Papstes von der Bestätigung der weltlichen Regierungen aller von Katholiken bewohnten Staaten abhängig machen wollte, — ein Vorschlag, mit welchem der deutsche Reichskanzler überall Fiasco gemacht — nachträglich zu rechtfertigen, und daß man zweitens die „Constitution“ für die Reichstagswahlen zu verwerthen gedachte. Daß das ministerielle Organ bei dieser Gelegenheit wieder seine alte Unwissenheit über das Dogma der päpstlichen Infallibilität an den Tag legte, und die „Lebensentwickelung der deutschen Nation“ in üblicher Weise in Gegensatz zu Rom stellte, konnte man ihm allenfalls hingehen lassen.

Gleichzeitig erklärte nunmehr in Rom der officielle „Osservatore Romano“, daß „der deutsche Reichskanzler“ durch die Bullen-Affaire „das Opfer einer Intrigue“ geworden sei, während inzwischen die „Germania“ die Zeit gewonnen hatte, durch Gegenüberstellung der Bulle Pius' VI., welche dem Fälscher als Unterlage gedient, mit der erdichteten Bulle die Falsification für Jedermanns Auge handgreiflich zu machen. Diese Gegenüberstellung bewies, daß der Fälscher stellenweise die Bulle von 1798 theils zu wörtlich abgeschrieben, theils mißverstanden, und in Folge dieser Mißverständnisse in seinem Elaborat noch wider Willen Irrthümer begangen hatte — was ihm zum Schaden noch den Spott einbrachte. (Vgl. „Germ.“ vom 21. Januar 1874.)

Dieser von der „Germ.“ erbrachte documentarische Nachweis der Fälschung blieb indeß auf alle officiellen, officiösen und die meisten „liberalen“ Blätter ohne den geringsten Eindruck. Sie hielten die Lüge von der Echtheit

aufrecht. Da erließ am 17. Januar 1874 der Cardinal Antonelli ein Rundschreiben an die Nuntiaturen behufs Mittheilung an die betreffenden Regierungen, welches in deutscher Uebersetzung also lautet:

„Es ist einige Zeit her, daß die Journalistik von Italien und besonders die von Deutschland sich damit befaßte, sei es im Ganzen, sei es in Theilen, eine angebliche päpstliche Bulle bezüglich der Wahl des zukünftigen Papstes abzudrucken und daran, je nach der Partei, welcher sie angehört, Commentare anzuknüpfen. In Folge dessen halte ich es für nothwendig, Ew. . . . mitzutheilen, daß das in Rede stehende Document, über welches ein solcher Lärm erhoben wird, ganz und gar gefälscht (del tutto apocrifo) ist. Möge Ihnen dies zur Richtschnur dienen!"

Man hätte nun glauben sollen, daß dieses Schreiben bei seinem Bekanntwerden auf die Lügner Eindruck machen würde. Aber vergebens! Die Einen meinten, die „Jesuiten" hätten schnell, nachdem sie den Diebstahl an der echten Bulle entdeckt, eine neue angefertigt und die echte für gefälscht erklärt; die Andern — voran wieder die officiöse „Nordd. Allg. Ztg." — bemerkten, „apokryph" heiße nur: „nicht in officieller Weise publicirt". („Nordd. Allg. Ztg." v. 12. Febr. 1874.) Daß der Cardinalstaatssecretair ausdrücklich gesagt hatte: „del tutto apocrifo" d. h. „von Anfang bis zu Ende", „dem ganzen Inhalt nach apokryph", verschlug natürlich dem officiösen Blatte, diesem Muster historischer Tendenzschriftstellerei, nichts! Die Welt mußte weiter angelogen werden!

Das ist also die Historie einer Geschichts= resp. Documentenfälschung allerneuesten Stils!

Inzwischen ist Leo XIII. erwählt worden, ohne daß der deutsche Reichskanzler, wie es nach seiner Circular=Depesche vom 14. Mai 1872 — demselben Tage, an welchem er im Reichstage das geflügelte Wort von „Canossa" fallen ließ — hätte den Anschein haben können, der Wahl oder der staatlichen Anerkennung des Papstes Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätte. Das Conclave hatte zwar nicht wie sonst im Palaste des Quirinals, den jetzt der König Humbert occupirt, stattgefunden, sondern im Vatican; aber

der von den Cardinälen ausgeübte Wahlact war ein regulärer und freier gewesen, und deshalb wird es auch nicht der Anwendung der Bulle bedurft haben, welche Pius IX. für außergewöhnliche Fälle hatte in Bereitschaft halten lassen.

Den Inhalt der echten diesbezüglichen Bulle wird vorläufig wohl Niemand erfahren; daß aber die „Bulle" „Apostolicae sedis munus", „vom 28. Mai 1873" die echte sei, glauben außer den Lesern der „Köln. Ztg." leider bis heutigen Tages noch die Leser des „Deutschen Reichs- und Königlich Preußischen Staatsanzeigers", ferner die der (inzwischen heimgegangenen) ministeriellen „Prov.-Correspondenz", der oberofficiösen „Nordd. Allg. Ztg." und aller sonstigen preußisch-officiösen Blätter sowie die der überwiegenden Mehrzahl der „liberalen" Organe, welche insgesammt bis zur Stunde noch nicht der Wahrheit die Ehre gegeben und die von der „Germania" und nach ihr von der gesammten katholischen und wahrheitsliebenden nicht-katholischen Presse aufgedeckte und documentarisch nachgewiesene, vom Cardinalstaatssecretair und vom „Osservatore Romano" officiell qualificirte Geschichtslüge und Urkundenfälschung richtig gestellt haben!

Wenn sich nun solche Dinge unter unsern Augen zutragen, wie kann man sich da wundern, daß in vergangenen Jahrhunderten, in denen man viel weniger Mittel hatte, die Wahrheit ans Tageslicht zu bringen, die auf gefälschten Documenten beruhenden Geschichtslügen noch viel längere Beine hatten und leider bis heute haben?! Dr. Z.

---

57. Die katholische Kirche und die Revolution.

Der moderne Liberalismus, „diese Brut, bei welcher die Revolution Mutterstelle vertreten, während der Despotismus an Vaterstatt ihr zur Seite gegangen", wie Görres so treffend sagt — dieser selbe Liberalismus hat in seiner kirchenfeindlichen Doppelzüngigkeit in einem Athemzuge zwei

schnurstracks einander widersprechende Geschichtslügen in die Welt gesetzt: ein Mal, daß die katholische Kirche, absolutistisch und despotisch von Natur, überall als grimme Feindin der Volksfreiheit sich zeige, und das andere Mal, daß diese nämliche Kirche, entschieden demokratischen Tendenzen huldigend, eine Feindin der Fürsten und eine Förderin und Begünstigerin der Revolution sei.

Diese Lüge ist nicht neu. Schon den göttlichen Stifter der Kirche selbst hat man als einen Feind des Kaisers, als einen Volksverführer denuncirt; und die ersten Christen ließ man ihre Treue gegen die Religion als Hochverrath und Majestätsverbrechen mit dem Tode büßen. Die Lüge mußte dann freilich mehr und mehr verstummen, als Christenthum und Kirche in stetigem Siegeslaufe die Welt bezwangen und die Völker groß und glücklich machten; aber wiederum erhob jene allsogleich nnd frech ihr Haupt, als die Häresie des 16. Jahrhunderts die religiöse Einheit des christlichen Abendlandes zerriß und die Völker gegen die gottgesetzte Autorität der Kirche revoltiren ließ, als die protestantischen Fürsten und Regierungen „Gründe" brauchten, um damit ihren Abfall von Rom, ihre Gier nach Kirchengut und die Verfolgung ihrer der Kirche treu gebliebenen Unterthanen zu beschönigen. Seitdem ist jener lügenhafte Vorwurf, daß die katholische Kirche staats- und reichsfeindlich sei, und die Revolution begünstige, fort und fort erhoben und gleich den ausgestopften Elephanten der Königin Semiramis in jeder Schlacht fast vorgeführt worden, um das einfältige Publikum ringsum mit dem Koloß zu schrecken.

Wir könnten denselben als possirliches, ungefährliches Ungethüm ruhig seine Straße ziehen lassen, wenn nicht gerade sonst ehrenwerthe Männer von der Gegenseite, ernste Geschichtschreiber, Rechtslehrer, Philosophen und Politiker selbst dessen Ausrüstung und Vorführung mit Emsigkeit besorgt hätten.

In unsern Zeiten war es nämlich zuerst der vielgepriesene „Altmeister der deutschen Geschichtschreibung",

Leopold von Ranke, der in seiner „Hist. pol. Zeitschrift" (II. 607 ff.) und dann in der Papstgeschichte (8. Aufl. Leipzig 1885 II. 121 ff.) es als ein Resultat seiner Forschung hinstellte, daß der Katholicismus mit dem 16. Jahrhundert, je nach Vortheil und Interesse, in Theorie und Praxis revolutionär und aufrührerisch sich erwiesen habe. Diese Ranke'sche Erfindung ward alsbald von Stahl, dem Führer der preußischen Conservativen, mit Vergnügen aufgenommen, verallgemeinert und eifrigst gegen die katholische Kirche verwerthet (vgl. dessen Rechts- und Staatslehre § 48, § 151), und auch von dem sonst ehrenwerthen Philosophen Trendelenburg (Naturrecht § 154 Note) zum mindesten nicht zurückgewiesen.

Nach Ranke (a. a. O. 121) waren es „hauptsächlich die Jesuiten, die auf dem Kampfplatz erschienen, um Lehren dieser Art vorzutragen und zu verfechten." [1])

Das verlieh der Ranke'schen Entdeckung doppelten Reiz und Werth, vorab in jenen Tagen, wo es galt, das bedrohte Deutschland vor diesen gefürchtetsten aller Feinde zu beschützen. So im Jahre 1853, da der Berliner Hengstenberg als Wächter auf protestantischer Zinne im Neujahrsspruch seiner „Kirchenzeitung" (S. 34 ff.) zum Erweis, daß Preußen mit seiner gemischten Bevölkerung unter evangelischer Regierung auf die Dauer unmöglich Jesuiten ertragen könne, auf Ranke sich berief, nach dessen Darstellung ja deren Orden der Erfinder der Idee von der Volkssouveränetät sei, die akatholischen Fürsten bekämpfe und grundsatzmäßig das göttliche Recht der königlichen Gewalt untergrabe. Nur schade, daß der gelehrte Journalist dabei das Unglück hatte, in sein Verzeichniß der jesuitischen Pioniere der Revolution auch eine Reihe von Männern aufzunehmen, von denen sonst Jedermann weiß, daß sie keine Jesuiten gewesen: u. a. Baronius, den Oratorianer

---

[1]) Auch Gervinus behauptet in seiner „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" S. 101: „Die Jesuiten lehrten in staatlichen Dingen demokratische Principien."

und Cardinal, ferner W. Allen, den Engländer und späteren Cardinal, Jean Boucher, den Pfarrer von Paris und Hauptprediger der Ligue, und P. Ghirland, welcher Laie und Jurist war.

Und als sodann zu Anfang der siebenziger Jahre die Fluth des „Culturkampfes" in's neue deutsche Reich hereinbrach, da ertönte an allen Enden das wüste Geschrei von der reichsfeindlichen und staatsgefährlichen römischen Kirche und von den revolutionären Jesuiten. Selbst der „katholische" Cultusminister des katholischen Baiern, Herr von Lutz, durfte damals (1871) es wagen, „die vaticanische Kirche" als sehr „staatsgefährlich" zu bezeichnen; und denselben Vorwurf erhob um diese Zeit ein berühmter englischer Staatsmann, der alte Gladstone, und zwar in so verletzenden Formen, daß sein früherer Freund, der milde Cardinal Newman in einem „offenen Briefe" an den Herzog von Norfolk unter dem Titel: „Ist die katholische Kirche staatsgefährlich?" (Uebers. Freib. 1875) einen energischen Protest wider die Gladstone'sche Anschuldigung erhob. Auch noch in letzter Zeit ward diese Lüge eifrigst weiter colportirt, und so müssen auch wir ernsten Protest wider sie erheben und in Kürze darthun, daß die katholische Kirche niemals, weder im Alterthum, noch in den mittleren Zeiten, auch nicht im 16. Jahrhunderte und am wenigsten in der Gegenwart revolutionär gewesen, daß sie niemals der Auflehnung und der Empörung wider die rechtmäßige Obrigkeit das Wort geredet oder Vorschub geleistet, sondern dieselben stets unumwunden verworfen und bekämpft hat.

Also die älteste, in ihrem Organismus großartigste und conservativste Macht, die mehr als irgend ein anderes Institut der Welt ganz auf dem Boden der Autorität erbaute, und durch die Autorität wirkende und fortlebende katholische Kirche soll demokratische, staatsfeindliche und revolutionäre Tendenzen hegen und dort, wo sie Einfluß hat, in katholischen Ländern, aufrührerische, obrigkeitsfeindliche Bewegungen hervorrufen und begünstigen?! Das ist eine

contradictio in adjectis, ein logischer Unsinn! Die katholische Kirche kann nicht revolutionär sein, weil sie alsdann gegen sich selbst ankämpfen, ihre eigene Lehre, ihr ganzes Sein und Wesen verneinen und vernichten würde. Aber sie ist es auch nie gewesen, und das Gegentheil zu behaupten, heißt eine der größten Geschichtslügen aufstellen.

Die Lehre der katholischen Kirche ist von ihrem Anfange an durch alle Zeiten hindurch sich stets gleich geblieben: sie hat stets den Gehorsam gegen die rechtmäßige weltliche Obrigkeit gepredigt, und die Widersetzlichkeit und Empörung wider dieselbe stets verurtheilt. St. Petrus, der erste Papst, hat gleich in seinem ersten Sendschreiben an die Gläubigen (2, 13 ff.) in unzweideutigster Weise die Unterthanenpflicht ihnen an's Herz gelegt:

„Seid unterthan jeder menschlichen Creatur um Gottes willen, sei es dem Könige, welcher der höchste ist, oder den Statthaltern, als solchen, welche von ihm abgeordnet sind; denn so ist der Wille Gottes, daß ihr durch Rechtthun die Unwissenheit thörichter Menschen zum Schweigen bringt: als solche, die frei sind, aber nicht als solche, die zum Deckmantel der Bosheit die Freiheit mißbrauchen, sondern als Diener Gottes."

Aehnliches schreibt der hl. Paulus an die Römer (13. 1 ff.):

„Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt: denn es gibt keine Gewalt außer von Gott. Wer sich der Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes; und die sich widersetzen, ziehen sich selbst Verdammniß zu. . . . Sie (die obrigkeitliche Gewalt) trägt nicht umsonst das Schwert; denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der das Böse thut."

Diese klassischen Stellen enthalten in nuce die katholische Lehre von dem Verhältniß der Unterthanen zu ihrer Obrigkeit; sie sind stets von allen katholischen Exegeten in gleicher Weise erklärt worden und haben bei den alten Kirchenvätern, bei den großen Lehrern des Mittelalters, wie bei den neueren Theologen, auch den angegriffenen Jesuiten, für die Darlegung der Lehre über die Unterthanenpflicht ausnahmslos den Ausgangspunkt und die erste Unterlage gegeben. Endlich beruft sich jeder, auch der

kleinste katholische Katechismus auf obige Stellen, um durch sie die katholische Lehre von der Unterthanentreue der Jugend zu erklären und zu beweisen.

Treu dem christlichen Princip, das in den Worten der beiden Apostel unverhüllt und klar vorliegt, haben denn auch die berufenen Vertreter und Lehrer der Kirche allezeit ausdrücklich und unumwunden jegliche Empörung und Revolution gegen die gesetzmäßige Obrigkeit verurtheilt und als schwer sündhaft erklärt. So lehrt beispielsweise der hl. Thomas von Aquin, — dieser „Fürst und Meister aller Lehrer der Scholastik", der „ganz besondere Hort und Schmuck der katholischen Kirche", wie Papst Leo XIII. in seinem apostolischen Rundschreiben vom 4. August 1879 ihn nennt — daß Empörung (seditio) offenbar sowohl der Gerechtigkeit als auch dem allgemeinen Wohle, d. h. der Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft widerstreite, daß sie darum schon an und für sich eine Todsünde und um so schwerer sei, je höher das allgemeine Wohl, das durch die Empörung bekämpft werde, über dem durch Streit und Zwist angefochtenen Privatwohl stehe. Der Sünde des Aufruhrs und der Empörung machten sich aber zuerst und vornehmlich Jene schuldig, welche die Empörung anzettelten, und zwar sündigten diese sehr schwer; sodann aber auch die, welche deren Fahne folgten und so die allgemeine Wohlfahrt zerstörten. [1])

Ganz dasselbe lehren auch die von Ranke, Gervinus und Stahl so arg mißverstandenen und so ungerecht angeklagten Jesuiten des 16. und 17. Jahrhunderts (vgl. Stimmen

---

[1]) S. Thom. Summa theol. II—II qu. 42 art. 2: „Manifestum est, quod seditio opponitur et justitiae et communi bono; et ideo ex suo genere est peccatum mortale, et tanto gravius, quanto bonum commune, quod impugnatur per seditionem, est majus quam bonum privatum, quod impugnatur per rixam. Peccatum autem seditionis primo quidem et principaliter pertinet ad eos, qui seditionem procurant, qui gravissime peccant; secundo autem ad eos, qui eos sequuntur, perturbantes bonum commune."

aus Maria-Laach II. 378, 384 ff.): Bellarmin, Suarez u. A., mit Bezug auf welche Stahl den Satz niederzuschreiben sich nicht scheute: „Innerhalb der katholischen Kirche wird das Recht der Empörung hauptsächlich durch Jesuiten gelehrt“ (Rechts- und Staatslehre § 151.). Aber dieser Bellarmin lehrt nun in seiner zweiten Vertheidigungsschrift wider den königlichen Polemiker Jakob I. von England (Pro responsione sua ad librum Jacobi, Britanniae regis, Romae 1609, c. 13.):

„Nachdem einmal eine Obrigkeit geschaffen ist, hat das Volk keine Gewalt über die Obrigkeit, sondern diese und insbesondere der König hat Gewalt über das Volk, und es ist nicht erlaubt, von rechtsmäßigen Fürsten abzufallen oder Aufruhr zu erregen, wenn man sich nicht des schwersten Verbrechens schuldig machen will.“

Unzweideutiger und schärfer, als es in diesen Worten geschehen, kann Aufruhr und Revolution nicht verurtheilt werden.

Aber vielleicht ist die katholische Kirche in unsern Zeiten, wo die staatlichen Gewalten zumeist feindlich ihr entgegentreten und die Revolution auch die katholischen Länder nicht verschont hat, anderer Ansicht geworden? Vielleicht hat sie „aus kluger Politik“ mit den immer mächtiger werdenden revolutionären Ideen und Mächten einen Pact geschlossen? Schon diese bloße Frage, wenn im Ernste gestellt, würde eine arge Mißkennung und gröbliche Beleidigung der in ihrer Lehre unwandelbaren katholischen Kirche in sich schließen.

Es haben vielmehr die Päpste gerade in diesen Zeiten revolutionärer Uebermacht mehr als sonst ihre warnende Stimme wider sie erhoben und die falschen Ideen und Thaten laut und feierlich verurtheilt, so Clemens XII., Benedict XIV., Pius VI., Pius VII., und Leo XII. Gregor XVI. warnte in seiner Encyklica „Mirari“ vom 15. August 1832 insbesondere wider die unter das Volk verbreiteten schlechten Schriften, in denen „gewisse Lehren verbreitet werden, durch welche die schuldige Treue und Unterwürfigkeit gegen die Fürsten erschüttert, und überall die Fackel des Aufruhrs entzündet wird.“ Er erinnert unter

Hinweis auf das christliche Alterthum an die „herrlichen Beispiele unerschütterlicher Unterwürfigkeit gegen die Fürsten, welche aus den heiligsten Vorschriften der christlichen Religion nothwendig hervorgingen“ und welche „die ruchlose Verwegenheit und Gottlosigkeit Jener verdammen, welche von einer verworfenen und ungezügelten Sucht nach ausgelassener Freiheit entbrannt, ihr ganzes Dichten und Trachten darauf richten, alle Rechte der Regenten zu erschüttern und zu zerstören, um den Völkern unter dem Scheine der Freiheit das Joch der Knechtschaft aufzulegen.“

Sein Nachfolger Pius IX., der selbst das Opfer eines Bündnisses zwischen der gekrönten und ungekrönten Revolution geworden, hat zu verschiedenen Malen in seinen Encycliken (9. Nov. 1846 und 8. Dec. 1849), Allocutionen (4. Oct. 1847) und Breven (26. März 1860) dieselbe Wahrheit ungescheut wiederholt, sodann in dem berühmten Syllabus ausdrücklich den 63. Satz verworfen: „Man darf den rechtmäßigen Fürsten den Gehorsam versagen, ja sogar gegen sie sich empören,“ und in der Constitution „Apostolicae Sedis“ vom 12. Oct. 1869 gegen die Mitglieder aller Secten, Verbindungen und Verschwörungen, mögen sie nun offen oder im Geheimen gegen die rechtmäßige Obrigkeit wühlen, den großen, dem Apostolischen Stuhle reservirten Bann geschleudert.

Ganz besonders hat aber der gegenwärtig regierende Papst Leo XIII. wider die unterirdischen Mächte der Revolution seine apostolische Stimme erhoben, zuerst gleich „bei Beginn Unseres Pontificates, durch die äußerste Gefahr, die bevorsteht, bewogen,“ um „Fürsten und Völker, die da von einem wüthenden Sturme umhergeworfen werden, auf den schützenden Hafen hinzuweisen;“ sodann in den Tagen nach dem schaudervollen Kaisermord in Petersburg (1881), wo „diese offenkundige Gefahr des Gemeinwesens mit schwerer Sorge Uns erfüllt, da wir sowohl die Sicherheit der Fürsten wie die Ruhe der Reiche und zugleich das Wohl des Volkes fast stündlich gefährdet erblicken!“ und wiederum einige Jahre

später, da neue Erfahrungen zeigten, daß „Viele nicht mehr als Norm und Regel für die bürgerliche Lebensordnung jene Lehren anerkennen wollen, welche die katholische Kirche als recht erkennt.“

Es kann in unsern Tagen, angesichts der fortdauernden Verdächtigungen gegen Kirche und Papstthum, nur nützlich sein, wenn wir einige hierhergehörende Stellen aus den herrlichen Rundschreiben Leo's XIII. ausheben, den kein Geringerer als Fürst Bismarck einen „der scharfsinnigsten und erleuchtetsten Staatsmänner unserer Zeit“ genannt hat. Wir benutzen dabei die vortreffliche von Hettinger besorgte und übersetzte Sammlung: „Sämmtliche Rundschreiben erlassen von unserem Heilgsten Vater Leo XIII.“ (Freiburg, Herder 1881 ff.).

Bereits in dem ersten Rundschreiben vom 21. April 1878 heißt es:

„Denn gleich bei Beginn Unseres Pontificates stellt sich Uns das traurige Bild aller Uebel vor, die auf dem menschlichen Geschlechte allüberall lasten: diese so weit verbreitete Untergrabung der höchsten Wahrheiten, auf denen, wie auf einem festen Fundamente, der Bestand der menschlichen Gesellschaft ruht; diese Verwegenheit der Geister, die keine rechtmäßige Gewalt über sich dulden wollen; diese beständige Ursache von Zwietracht, aus der Kämpfe im Innern, wilde und blutige Kriege entstehen; die Verachtung der Gesetze, welche die Sitten regeln und die Gerechtigkeit beschützen. . . .“

In dem zweiten Rundschreiben an die Patriarchen und Bischöfe vom 28. December desselben Jahres knüpft der Papst an diese Worte an, um also fort zu fahren:

„Die Uebel, welche wir damals beklagten, sind seit Kurzem der Art gewesen, daß Wir wieder an Euch Unsere Worte zu richten Uns genöthigt sehen, da der Prophet Uns gewissermaßen in die Ohren ruft: Rufe, höre nicht auf, wie eine Posaune erhebe deine Stimme (Is. 58. 1.). Ihr sehet aber leicht ein, Ehrwürdige Brüder! daß Wir von der Partei jener Menschen reden, welche mit verschiedenen und fast barbarischen Namen Socialisten, Communisten oder Nihilisten genannt werden, und die über die ganze Erde verbreitet und, durch ein verwerfliches Bündniß in engster Gemeinschaft mit einander stehend, nicht länger mehr durch das Dunkel verborgener Zusammenkünfte sich zu schützen suchen,

sondern öffentlich und nackt hervortreten, um ihren schon längst gesetzten Plan, die Fundamente jedweder bürgerlichen Gesellschaft umzustoßen, zur Ausführung zu bringen. Es sind jene, welche, wie das Wort Gottes sagt, das Fleisch beflecken, die Obrigkeit verachten und die Würde lästern (I. Tim. 6. 10.)..... Den höheren Gewalten, denen nach der Lehre der Apostel jede Seele unterthan sein soll, und die von Gott das Recht zu gebieten zu Lehen empfangen, verweigern sie den Gehorsam und verkünden eine vollständige Gleichheit aller Menschenrechte und Pflichten. . . . Ihre ungeheuerlichen Irrthümer verkünden sie in ihren Versammlungen, verbreiten sie durch Schriften, werfen sie durch eine Fluth von Tagesblättern unter die Menge. Hierdurch erregen sie einen solchen Haß unter dem aufrührerischen Volke gegen die ehrwürdige Majestät und Gewalt der Könige, daß verbrecherische Verräther jede Zurückhaltung abwerfen und in kurzer Zeit mehr als einmal in gottlosem Wagniß gegen das Staatsoberhaupt selbst die Waffe kehrten. . . . Die Kirche aber prägt dem untergebenen Volke beständig das Apostolische Wort (von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit: Röm. 13. u. I. Cor. 12.) ein. . . . Wenn jedoch zuweilen es vorkommt, daß die öffentliche Gewalt von den Fürsten ohne Ueberlegung und über das Maß geübt wird, so duldet die katholische Kirche nicht, daß man auf eigene Faust gegen sie sich erhebe (in eos insurgere proprio marte non sinit), damit nicht mehr und mehr Ruhe und Ordnung zerstört, und die Gesellschaft dadurch noch in höherem Maße Schaden leide. Und wenn es dahin gekommen ist, daß keine andere Hoffnung auf Rettung erscheint, so lehrt sie, durch das Verdienst christlicher Geduld und inständiges Gebet zu Gott die Hülfe zu beschleunigen."

In dem Rundschreiben vom 29. Juni 1881 handelt Leo XIII. eingehend über den Ursprung der öffentlichen Gewalt nach kirchlicher, im Gegensatz zu der im 16. Jahrhundert entstandenen falschen Lehre:

„Was die politische Gewalt betrifft, so lehrt die Kirche mit Recht ihren Ursprung von Gott, denn dies findet sie in der heiligen Schrift und in den Urkunden des christlichen Alterthums offenbar bezeugt; auch kann, abgesehen hiervon, keine Theorie aufgestellt werden, welche mehr der Vernunft gemäß ist oder der Wohlfahrt von Fürsten und Völkern mehr entspricht. . . . Die von den Neueren erfundene Theorie aber bezüglich der politischen Gewalten haben dagegen bereits bittere Früchte getragen, und es ist zu befürchten, daß sie noch das äußerste Unglück bringen werden. Denn das Recht zu gebieten, nicht auf Gott als seinen Ursprung zurückbeziehen, ist nichts Anderes als der politischen Macht ihren schönsten Glanz rauben und ihren Lebensnerv durchschneiden. Wenn sie

sagen, sie hänge von der Willkür der Menge ab, so ist vorerst die Meinung falsch; außerdem aber lassen sie die Gewalt auf einem viel zu schwachen und wandelbaren Grunde ruhen. . . . Aus diesen Gründen, ehrwürdige Brüder, wird Eure Bemühung höchst nützlich und gewiß segensvoll sein, wenn Ihr Euren Eifer und alle von Gott Euch zu Gebote gestellten Mittel mit Uns anwendet, um die der menschlichen Gesellschaft drohenden Gefahren und Schäden zu beschwören. Traget eifrig Sorge, daß die Vorschriften der katholischen Kirche über die bürgerliche Gewalt und die Pflicht des Gehorsams von den Gläubigen genau erkannt und in ihrem Leben eifrig befolgt werde. Bietet Eure lehramtliche Autorität auf, um häufig die Völker zur Flucht vor verbotenen Secten zu mahnen, zum Abscheu vor Verschwörungen, zur Meidung aufrührerischer Bewegungen; möchten sie einsehen, daß der Gehorsam, der Obrigkeit um Gottes willen geleistet, ein vernünftiger Gehorsam, ein hochherziger Gehorsam ist."

Endlich hat der Papst in der berühmten Encyclika über die christliche Staatsordnung vom 1. November 1885 in meisterhafter Weise die Geschichtslüge widerlegt, daß die Kirche „im Gegensatze zu den Staatsinteressen stehe und in keiner Weise das zu leisten vermöge, was jedes wohlgeordnete Staatswesen von Natur aus und mit vollem Recht zu seiner gedeihlichen Entwicklung und Blüthe erheischt." Er weist vielmehr auf die herrlichen Früchte und Errungenschaften hin, da „die Lehre des Evangeliums" Fürsten und Völker einmüthig verband, bis dann die „neueren zügellosen Freiheitslehren, welche man unter den heftigsten Stürmen im vorigen Jahrhundert ersonnen und proclamirt hat," den Frieden und die Ruhe des christlichen Europa untergruben. Um so mehr aber halte die Kirche an ihrer alten Lehre von der Unterthanentreue fest:

„So wenig wir dem göttlichen Willen widerstreben dürfen, so wenig ist es gestattet, die rechtmäßige Gewalt zu verachten, wer immer auch ihr Träger sein mag! denn die Gott widerstreben, bereiten selbst sich ihr Verderben. (Folgt Röm. 13. 2.) Den Gehorsam verweigern und die Massen zur Empörung und Gewaltthat aufrufen, ist darum ein Verbrechen gegen die göttliche Majestät ebensowohl wie gegen die menschliche. . . . Immer sich selbst gleich verwirft die Kirche jeden Mißbrauch der Freiheit, der die Einzelnen wie die ganzen Völker bald zur Zügellosigkeit, bald zur Knechtschaft führt; aber ebenso bereitwillig begrüßt sie jeden Fortschritt der Zeit,

wenn diese wirklich eine Wohlthat ist für dieses Leben, das nur eine Durchgangsstufe bildet zu dem ewigen und bleibenden. — Es ist darum nichts als eine ganz grundlose Verläumdung und rein aus der Luft gegriffen, wenn man die Kirche anklagt, als sei sie der neueren Entwicklung des Staatslebens feindlich gesinnt und weise Alles ohne Unterschied zurück, was unsere Zeit geschaffen hat. Was sie zurückweist, das sind die verkehrten Meinungen; den verruchten Geist der Auflehnung verwirft sie und ganz besonders jene Gesinnung, die uns bereits die Anfänge des freiwilligen Abfalles von Gott erkennen läßt."

So Papst Leo XIII., der „oberste Lehrer und Leiter der Kirche" und „allgemeine Vater der Gläubigen", in seinen officiellen, an „alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt" gerichteten Rundschreiben. Wenn von dieser höchsten amtlichen Seite, wenn in so feierlicher Form, in so bestimmter, unzweideutiger Weise jegliche Widersetzlichkeit gegen die gesetzmäßige Obrigkeit, jeglicher Aufruhr, jegliche Empörung und Revolution in der Idee wie in der That, als wider Gottes- und Menschensatzung, wider die Vernunft und die allgemeine Wohlfahrt verstoßend erklärt, verurtheilt und gebrandmarkt wird, — dann kann nur noch böswilliger Unverstand und baare Verläumdungssucht an der alten Lüge festhalten, daß die katholische Kirche eine Freundin und Begünstigerin der Revolution jemals gewesen oder annoch sei.

Dr. X.

---

58. Revolutionen in katholischen und protestantischen Ländern.

Eine zahmere Abart jener großen Lüge, welche die katholische Kirche eine Freundin und Begünstigerin der Revolution nennt, ist die von dem belgischen Liberalen Emil de Laveleye neuerdings erhobene und von katholikenfeindlichen Historikern und Politikern oft wiederholte Behauptung, daß die Revolutionen in katholischen Ländern viel häufiger gewesen seien, als in den protestantischen, der Katholicismus

also mehr als der Protestantismus den Revolutionen günstigen Boden bereite.

Von dieser angeblichen Thatsache hat auch der Reichskanzler Fürst Bismarck in der Reichstagssitzung vom 20. März 1884, bei Gelegenheit der Socialistendebatte, Gebrauch gemacht, indem er die größere Widerstandsfähigkeit des Katholicismus gegen die Socialdemokratie durch den Hinweis auf die häufigen Revolutionen in den katholischen Ländern bestritt.

Zur Erwiderung sei zunächst an die wirkliche Thatsache erinnert, daß erst mit der Reformation, d. i. der kirchlichen Revolution im 16. Jahrhundert, auch das Zeitalter der eigentlichen politischen und socialen Revolutionen hereinbrach, daß die erste große sociale Revolution, der schreckliche ganz Deutschland fast verheerende Bauernaufstand vom Jahre 1525 in nachweislich ursächlichem Zusammenhange mit Luther's Lehre und seinem Auftreten stand, daß sodann alle protestantischen Länder, England, Schottland, Schweden, Dänemark, die Niederlande von furchtbaren Aufständen und Revolutionen, die auch Fürstenabsetzungen und Königsmord im Gefolge hatten, Jahrhunderte hindurch erschüttert wurden, und zwar zu einer Zeit, da in den katholischen Ländern noch Ruhe und Friede herrschten.

Und wenn dann seit etwa hundert Jahren auch die katholischen Länder von dieser modernen socialen Pest ergriffen wurden, wenn die in logischer Fortentwickelung aus dem falschen Freiheitsprinzip der Reformation erwachsenen socialen Häresien der Gegenwart auch dort fruchtbaren Boden fanden, so hatte das wahrlich ganz anderswo als im Katholicismus seinen Grund. Diesen fruchtbaren Boden fanden die socialen Häresien und ihre Excesse eben nur dort und insoweit, als das reformatorische, die Autorität zerstörende Princip mit seinen Folgerungen den festen katholischen Mutterboden hinwegzuschwemmen und an seine Stelle den mit allen Giftstoffen geschwängerten Schlamm der gott- und kirchenfeindlichen neuen Zeitrichtung zu setzen vermochte.

Des Weiteren darf auch die Thatsache nicht vergessen werden, daß seit der ersten großen Revolution in Frankreich bis zum letzten Aufstand der Pariser Commune gerade die katholische Kirche, ihre treuen Diener und ihre Institutionen stets der Gegenstand des heftigsten Hasses und der bittersten Verfolgung seitens der Revolutionäre waren, eine Thatsache, die doch wahrlich den Gedanken an eine Solidarität zwischen Diesen und Jenen völlig ausschließt.

Auch könnten wir mit Herrn von Radowitz (im 5. Bande seiner gesammelten Schriften) den entlastenden Umstand geltend machen, daß die in jenen Ländern nie erloschenen romanischen Elemente den demokratischen Tendenzen mehr Nahrung zuführten, als die Patrimonialinstitutionen der reineren germanischen Stämme.

Indeß bedürfen wir, um jenen Vorwurf abzuweisen, nicht ein Mal solcher Gegengründe. Die darin liegende Verdächtigung gegen die katholische Kirche wird eben durch die unläugbare Thatsache widerlegt, daß diejenigen, welche in den katholischen Ländern die Revolutionen vorbereiteten und ausführten, wahrlich nicht die der Kirche im Glauben und Leben treu anhängenden, sondern die bis auf den Tod ihr feindlich gesinnten Elemente, ihre grimmigsten Widersacher waren. Oder haben etwa Mirabeau, Robespierre, Danton und Genossen, haben Mina, Riego, Mendizabal, Silva, Carvalho, haben Pepe, Mazzini, Garibaldi die Theorie und Praxis ihrer Revolutionen auf katholische Dogmen gestützt? Oder hat Voltaire, einer der Hauptapostel der Revolution, der Erfinder des Ecrasez l'infâme! sein abscheuliches Programm etwa aus dem katholischen Katechismus abgeschrieben?

Im Gegentheil, all' diese Umsturzmänner wandten zuerst der katholischen Kirche, dann dem geordneten Staatsleben den Rücken. Immer schrieen sie zuerst: „Nieder mit dem Altar!“ und dann ertönte das „Nieder mit dem Thron!“

Also, nicht „vorzugsweise die Katholiken“ haben Aufstände und Revolutionen gemacht.

Treue Katholiken dagegen waren es, die in der Vendée und Bretagne, in den Baskenländern und am Ebro mit den Waffen, und anderwärts mit dem Wort und persönlichen Opfern die Sache der rechtmäßigen Obrigkeit, nie aber die der Revolution vertheidigt haben. Und wo war, um an Windthorst's treffliche Entgegnung auf die Anklagen des Fürsten Bismarck hier anzuknüpfen, im Revolutionsjahre 1848 der beste Conservatismus, die echte staatserhaltende Kraft, die wahre Königstreue vertreten? Wahrlich nicht bei den meist protestantischen Demagogen und Freischärlern, nicht im protestantischen Berlin, sondern anerkanntermaßen beim katholischen Clerus und in den katholischen Landestheilen. Und gerade zu der Zeit, wo in der Culturkampfsära der Haß gegen die Katholiken den Siedegrad erreicht hatte, im Jahre 1873, mußte Fürst Bismarck selbst in der Herrenhaussitzung am 10. März gleichwohl bezeugen: „Zu der Nationalversammlung von 1848 haben alle Kreise mit überwiegend katholischer Bevölkerung Freunde der Ordnung gewählt, was in den evangelischen Kreisen nicht der Fall gewesen war.“

Wir erinnern auch noch an die Thatsache, daß, wie die Socialdemokraten, die im deutschen Reichstag Sitz und Stimme haben, ausschließlich in protestantischen Gegenden gewählt sind, auch die radicale Linke in der Gegenwart nur aus der protestantischen Bevölkerung sich recrutirt. Um so verwunderlicher will uns das Wort bedünken, das der Socialistenführer Bebel in der Reichstagssitzung vom 12. Mai 1884 gesprochen hat:

„Dann hat der Herr Abgeordnete Reichensperger gesagt, daß vorzugsweise die katholische Religion geeignet sei, die Socialdemokratie wirksam zu bekämpfen, und er hat sich zum Beweis hierfür darauf berufen, daß in den katholischen Bezirken Deutschlands die Socialdemokratie im Großen und Ganzen noch wenig Boden gefunden. Schon damals ist Hrn. Reichensperger zugerufen worden: „Irland!“ Wer sind denn die Urheber der Dynamit-Epidemie, die

jetzt die gesammte Culturwelt in Schrecken setzen? Es sind die streng katholischen Irländer. Und wo ist die Anarchisterei zu Hause? Nicht in unserem protestantischen Deutschland, sondern in Frankreich, Spanien, Italien und neuerdings in Oesterreich, lauter katholische Länder."

Darauf erwiderte Dr. Aug. Reichensperger, mit einem schon oben ausgesprochenen Gedanken zusammentreffend, also:

„Herr Bebel hat uns auf die Fenier, auf die anarchistischen Irländer hingewiesen mit dem Bemerken, das seien ja doch Katholiken, man sehe also, daß es mit der segensreichen Wirksamkeit der katholischen Lehre nicht so weit her sei. Leider muß ich das für jene Irländer zugeben; es wundert mich nur in etwa, daß Herr Bebel nicht auch von den Pariser Communisten, von den dortigen Petroleurs gesprochen hat, die ja auch wohl so ziemlich alle „Katholiken" sein werden, aber wohlgemerkt, nur Namenskatholiken, nicht glaubenstreue Katholiken. Diejenigen, welche das Recht haben, im Namen der katholischen Kirche zu sprechen, vom Papst an, bis auf die Bischöfe, auf den gesammten Clerus hinunter, sie alle haben jene verbrecherischen Bestrebungen, die grauenvollen Thaten der Anarchisten einstimmig wiederholt perhorrescirt. So möge man denn der katholischen Kirche mit derartigen Anschuldigungen fern bleiben."

Wie Bebel, so wies auch der Reichskanzler zur kräftigeren Stütze seiner Anklagen auf die ruhigen, friedsamen „evangelischen Staaten wie Holland, Dänemark und Schweden" im Gegensatz zu den revolutionären katholischen Ländern hin. Es war keine glückliche Stunde, da Fürst Bismarck auf diese drei Länder verwies. Gerade sie sind durch die modernen Revolutionen bis an die Grenze des Ruins geführt worden.

Die calvinistischen Niederlande, durch Revolution von Deutschland losgerissen und in Empörung von ihrem Fürsten abgefallen, constituirten sich (1581) nach gräßlichen Bürgerkriegen als „Republik der vereinigten Niederlande". Dann folgten, fast zwei Jahrhunderte hindurch, unaufhörliche Parteikämpfe und förmliche innere Religionskriege, deren blutiger Grausamkeit u. A. der edle Großpensionär von Holland, Oldenbarneveldt, zum Opfer fiel (1619). Gerade der Calvinismus ward dem sonst so lebenskräftigen Volke zum Unheil. „Die holländische

reformirte Kirche," sagt Niebuhr (Nachgelassene Schriften S. 288), „ist von jeher, sobald sie frei geworden war, plump tyrannisch gewesen und hat nie, weder durch den Geist, noch durch den guten Sinn ihrer Lehrer, sonderliche Achtung verdient. Dabei wurde nicht bloß der Untergang des Staates, sondern auch der Verfall der Nation durch den Unsinn des Parteihasses befördert." Und so ist das durch große Thaten nach außen mächtige und ruhmreiche Land, ehedem das Bollwerk des Protestantismus, durch die Revolution im Innern entkräftet und von seiner früheren ruhmreichen Höhe herabgestürzt worden. Dazu kommen als trübe Erfahrungen aus unserer Zeit eine Reihe von beunruhigenden Symptomen, so die socialistischen Aufruhrscenen in der calvinistischen Hauptstadt Amsterdam im Jahre 1886, welche zeigen, daß das Land auch von der modernen Pest des Socialismus arg bedroht ist.

Bezüglich des durch und durch lutherischen Schwedens behauptet Döllinger (Kirche und Kirchen S. 103), es sei eine directe Folge der Reformation jene Verrückung des natürlichen Verhältnisses der Stände, jene Disharmonie in der staatlichen Ordnung, welche der Geschichte dieses durch Gustav Wasa listiger Weise protestantisch gemachten Landes seit 300 Jahren ihren wechselvollen Charakter gegeben, eine Reihe von Umwälzungen erzeugt habe, wie sie bis 1789 in keinem europäischen Staate vorgekommen, und als hervortretende nationale Eigenschaften Rachsucht, Parteiung, Intrigue, meuterisches Wesen, Bestechlichkeit und Leichtsinn erscheinen läßt. Drei ihrer Könige haben die Schweden, der Adel nämlich, ermordet: Erich XIV., Karl XII. und Gustav III.; zwei sind abgesetzt worden: Sigismund und Gustav IV., und endlich haben sie ihre einheimische angestammte Dynastie verstoßen und ihr Land und ihre Krone an einen fremden Officier, einen Napoleonischen General [Bernadotte], verschenkt oder verkauft.

In Dänemark aber schuf die Reformation zunächst

einen derartigen Zustand, daß „der König und die Bürger im Grunde des Adels Knechte“ wurden und die Bauern in „hündische Leibeigenschaft“ — wie Barthold (Gesch. von Rügen und Pommern IV. 2, 294) sagt — geriethen; dann folgte die gewaltsame Revolution von 1660, die zwar die Macht des Adels brach, aber „eine jahrhundertlange grundsätzliche und grundgesetzliche Despotie“ begründete, bis wiederum 1848 die Revolution ausbrach, welche das Königthum in seinen Grundvesten erschütterte und die erbittertsten Parteikämpfe wachrief, die bis zur Gegenwart andauern und die Zukunft Dänemarks sehr düster erscheinen lassen.

Da nun aber in dem Hinweis auf die angeblich häufigeren Revolutionen in katholischen Ländern der offene oder versteckte Vorwurf liegt, als ob die katholische Kirche den Revolutionen einen günstigeren Boden bereite oder doch ihnen gegenüber nicht so viel Widerstandskraft besitze als der Protestantismus, so sind wir dem gegenüber genöthigt, ein paar Andeutungen zu machen, welche das gerade Gegentheil erweisen.

Luther, der Vater des Protestantismus, und nicht die katholische Kirche war es, der den Grundsatz aufstellte, die Gemeinschaft der Gläubigen sei der Mittelpunkt der Autorität und die gesetzgebende Gewalt (De potest. ecclesiast. l. 445), und der (in seinem Schreiben an den Cardinal Cajetan) ausdrücklich sagte: „Es ist ein Grundsatz des Naturrechtes, daß das Gesetz durch die Zustimmung derjenigen, welche sich ihm unterwerfen und gehorchen sollen, seine Sanction erhalten müsse.“ Sodann hat Stahl, der protestantisch-orthodoxe „Kreuzzeitungs“-Stahl, in seiner Geschichte der Philosophie des Rechts (Th. I. S. 286) folgendes bemerkenswerthe Geständniß gemacht:

„Es wurde zunächst schon von Anbeginn für die (protestantische) Kirchenverfassung gelehrt, daß nach unabänderlicher göttlicher Ordnung (jure divino) die christliche Gemeinde als die Gemeinde der Heiligen die oberste Gewalt in kirchlichen Dingen haben müsse.

Das wurde sodann in mehreren Ländern, besonders wo die Staatsgewalt der Reformation oder doch der kirchlichen Gemeindeherrschaft widerstand, dahin ausgedehnt, daß die Gemeinde der Heiligen, das Volk Gottes überhaupt, und daher auch für den bürgerlichen Zustand von Gotteswegen die oberste Gewalt habe und deshalb Könige, die Gottes Gebote widerstehen, abzusetzen, zu richten und zu bestrafen befugt, ja verpflichtet sei. Aus dieser Lehre gingen die mächtigen Bewegungen (!) in Schottland und England, ging in England namentlich die Staatsumwälzung (!) hervor, die man unbeschadet tief begründeter Verschiedenheit dennoch als die Vorläuferin der französischen mit Recht zu betrachten pflegt."

Stahl hat Recht: die Independenten und Leveller in England, die Covenanter in Schottland stützten sich bei ihren revolutionären Erhebungen überall auf ihre Auffassung der protestantischen Glaubens- und Sittenlehre; die große englische Revolution von 1688 hatte ausdrücklich den Sieg des Protestantismus zum Zwecke. Auch in dem Abfall der Niederlande spielten die religiösen Erwägungen der Protestanten eine Hauptrolle. Und haben nicht vordem schon die Münster'schen Wiedertäufer und die aufrührerischen uern, sodann die ungarischen Malcontenten, die polnischen Dissidenten und die französischen Hugenotten, haben sie nicht alle Revolution und Umsturz gepredigt und geübt auf Grund ihrer protestantischen Lehre und ihres protestantischen Gewissens?

Angesichts dessen hat ein anderer Protestant, der Historiker Leo (Univers. Gesch. IV. S. 153) sich zu dem Bekenntniß gezwungen gesehen: „Man kann mit einem gewissen Rechte aussprechen, die Entwickelung revolutionärer Staatstheorieen war die ganze nothwendige, die unausbleibliche Folge der Reformation und in demselben Grade, wie die kirchliche Beschränkung der weltlichen Gewalt wegfiel, in demselben griff die revolutionäre Ansicht Platz."[1])

Da sollten doch gerade die Protestanten sich doppelt vor der unwahren Behauptung hüten, daß der Katholicismus der „Heerdfeuer der Revolution" sei. Dr. X.

---

[1]) Weitere Geständnisse protest. Gelehrten siehe in Hohoff's trefflichem Werke: „Die Revolution seit dem 16. Jahrhundert." S. 145 ff., 626 ff., 631 ff.

59. Die belgische Arbeiter-Revolution des Jahres 1886.

Kaum war im März des Jahres 1886 in einem Theile Belgiens die revolutionäre Arbeiterbewegung ausgebrochen, als auch schon gleich in den Parlamenten und in der Presse all' jene Verdächtigungen gegen die katholische Kirche erhoben wurden, welche in den beiden voraufgehenden Artikeln die nöthige Zurückweisung erfahren haben. Indeß erhalten die dort aufgestellten Behauptungen und Argumente aus der Genesis und dem Verlauf gerade dieser belgischen „Revolution" so viel mehr Stütze und Beweiskraft, daß ein näheres Eingehen auf dieselbe sehr angezeigt und nützlich erscheint.

Einer der ersten und schärfsten jener Vorwürfe ward damals von dem preußischen Minister von Puttkamer in der Reichstagssitzung vom 30. März 1886 erhoben, da er, zum Centrum gewendet, die Worte sprach:

„Sie haben bisher — und ich bin weit entfernt, Ihnen das principiell zu bestreiten — die sittliche Macht Ihrer Kirche rühmlich hervorgehoben, und ich bin gewiß der letzte, der dieses bestreitet, oder auch nur wünschen möchte, daß es anders würde. Ich bitte Sie aber zu erwägen: Belgien ist ein durch und durch katholisches Land, hat eine Regierung, die gewiß von nichts mehr entfernt ist, als die katholische Kirche von der freien, ungehinderten Ausübung der ihr innewohnenden Heilsmacht abzuleiten. Die katholische Kirche hat in diesem Lande seit 50 Jahren ungehindert, nach Anschauung mancher vielleicht über das gewöhnliche Maß ihre Kraft und ihren Einfluß auf die Gemüther entfalten können. (?) Und dennoch diese Aufstände nnd dieser Ausbruch der wildesten, elementarsten und brutalsten Volksleidenschaften! Ich habe die Ueberzeugung, daß 99 Procent dieser strikenden und zu Mord und Plünderung schreitenden Arbeiter an sich gute Söhne ihrer Kirche sind. — Es wäre doch sehr wunderbar, wenn die arbeitende Classe Belgiens antireligiös wäre; wenn das der Fall wäre, dann würde dort die Kirche sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen gezeigt haben. Ich wiederhole, ich bin der Ueberzeugung, daß die große Mehrzahl dieser Leute gute Söhne ihrer Kirche sind."[1])

---

[1]) Stenogr. Berichte S. 1735. Auf die lebhaften Zwischenrufe aus den Reihen des Centrums erklärte der Minister: „Ihr

Man traut den Augen kaum, — erwidern auf solche Anklagen die christl. social. Blätter (19. Jahrg., 9. Heft, S. 265 ff.) — wenn man diese Sätze ruhig überliest und die Identificirung dieser 99 Procent zu Mord und Plünderung schreitenden Arbeiter mit den an sich guten Söhnen der katholischen Kirche ausgesprochen sieht, nachdem vorher die Kirche in Belgien in ihrer Einwirkung auf die Bevölkerung dieses Landes als unbehindert und bevorzugt hingestellt ist! Seit 50 Jahren und mehr steht als erster Artikel im Credo der belgischen Liberalen: „Nieder mit dem Clerus und der Kirche!" es ist der einzige Artikel dieses Credo, den alle Spaltungen und Befehdungen geschont haben; er ist der einzige, in dem heute noch die Macht der Liberalen, Progressisten und Socialisten sich einigen kann und thatsächlich einigt. Das Wort Jules Simon's: „Der Liberalismus ist nicht mehr ein politisches System, er ist nur noch eine Leidenschaft, — die Leidenschaft des Hasses gegen Kirche und Clerus", bezeichnet genau die fünfzigjährige Situation in Belgien, und wenn diese Leidenschaft nach dem Rechte ihrer Logik zu den zu Mord und Plünderung aufreizenden Agitationen schreitet, dann soll die Kirche an diesem erschütternden Schauspiele Schuld sein!

---

lebhafter Widerspruch beweist mir, daß diese Wahrheit Sie getroffen hat." Auf den Zuruf: „Nein!" fuhr er fort: „Aber, und das ist wohl der Schluß, den ich Ihnen vorführe, daß es gewisse Agitationen und Aufreizungen gibt, denen auch die Macht der Kirche nicht gewachsen ist, und daß deshalb all Ihr berechtigter Stolz auf die Macht Ihrer Kirche sich doch einigermaßen in vorsichtigen Grenzen bewegen muß, um nicht dahin zu gelangen, wo dann aber das uferlose Meer der Agitationen über den wohlthätigen Einfluß Ihrer Kirche mit den trüben Wogen zusammenschlägt." Hätte der Minister sich diesen Gedanken vollends klar gemacht und den Ursachen einer solchen Erscheinung nachgeforscht, — entgegnen mit Recht die „christl.-socialen Blätter" — er würde von selbst zu der Anerkennung der Thatsache gekommen sein, daß es keine größeren Verbrechen gibt, als die Zerstörung, Behinderung und Verkümmerung der Wirksamkeit der Kirche unter den arbeitenden Classen, — denn um diese Thatsache handelt es sich in Belgien.

Des Weiteren brachten dann die katholischen Blätter den Nachweis, daß die anarchistischen Aufruhrscenen nicht etwa in den gut katholischen vlämischen Gegenden Belgiens sich abspielten, sondern vielmehr in den ganz glaubenslosen Districten der beiden wallonischen Provinzen Hennegau und Lüttich, woselbst der Liberalismus ausschließlich die Herrschaft hatte, wo immer nur liberale Deputirte, mit einer einzigen Ausnahme, der Wahlurne entstiegen, wo die liberale Lütticher Staatsuniversität, an der auch Emil de Laveleye sein Staatsrecht lehrt, ihr falsches Licht aussandte, wo die Staatsschule der Jugend die Religion nahm, wo nur liberale Fabrikbesitzer, wüthende Fanatiker des kirchenhassenden Radicalismus, die unduldsamste Herrschaft übten, alle katholischen Arbeiter von ihren Fabriken fernhielten, die übrigen schlecht genug behandelten und die Aufstachelung der Massen durch socialistische Agitatoren und Schandschriften aller Art keineswegs behinderten.

Auf Grund dessen haben selbst protestantische deutsche und auswärtige Blätter, wie die englische „Morning Post" des Ministers unüberlegtes Wort scharf getadelt. Das gut protestantische Blatt sagte (nach den „Stimmen aus Maria-Laach", Maiheft 1886) unter anderm:

„Der Minister hätte sich enthalten müssen, eine Religion anzugreifen, deren oberstes Haupt so offen und so entschieden eine Bewegung verurtheilt, welche die deutsche Regierung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu hemmen sucht. Herr von Puttkamer hätte weit richtiger gesprochen, wenn er die gegenwärtige Lage Belgiens auf den bedauerlichen Zwist über die Schulfrage zurückgeführt hätte, der die herangewachsene Generation jeder moralischen und religiösen Erziehung beraubt hat."

Neben dem damaligen Minister von Puttkamer hat dann auch der Berliner Hofprediger und Abgeordnete Stöcker von öffentlicher Reichstagstribüne herab die belgischen Märzaufstände des Jahres 1886 gegen die „katholische Religion" auszuspielen versucht. Er sagte in derselben Sitzung:

„Der Abgeordnete Windthorst sieht die Hülfe gegen die Socialdemokratie ausschließlich in der katholischen Religion. Meine Herren, das furchtbare und erschütternde Fiasco, das

die katholische Religion in Belgien macht (andauernder Widerspruch im Centrum) sollte uns abhalten von dem Glauben, daß die katholische Religion allein im Stande wäre, die Socialdemokratie zu unterdrücken (Erneuter Widerspruch im Centrum)."

Auf diesen „gehässigen" Ausfall erwiderte der Abgeordnete Freiherr von Hertling am folgenden Tage mit Recht:

„Was in Belgien Fiasco gemacht hat, das sind die falschen Grundsätze, welche seit der großen französischen Revolution dort verbreitet worden, gegen welche die katholischen kirchlichen Autoritäten nicht aufgehört haben zu protestiren, die auch zu der Revolution von 1830 geführt haben, die zum Theil heute noch in dem Verfassungsleben Belgiens nachwirken, und die Lehre mögen immerhin unsere dortigen Gesinnungsgenossen aus den jüngsten Vorgängen ziehen, daß es einen Pact zwischen der katholischen Kirche und der Revolution nicht gibt, und daß diejenigen, welche einen solchen Pact versuchen, stets selbst die Ersten sind, gegen welche die Revolution sich richtet."

Nein, nicht die „katholische Religion", sondern die Irreligion des modernen Liberalismus, des Freimaurerthums, hat in Belgien ein „furchtbares und erschütterndes Fiasco" gemacht.

Ganz kurz nach den belgischen Revolten brachen Unruhen und blutige Aufstände in London, New-York, Zürich und Amsterdam aus — also auf rein protestantischem Terrain. Da müßten wir nach der Logik und dem Beispiel unserer Gegner sagen: „Seht! 99 Procent dieser Alles zerstörenden und Barrikaden bauenden Aufrührer sind an sich gute Söhne der protestantischen Kirche!" oder wir müßten pathetische Declamationen anheben von dem „furchtbaren und erschütternden Fiasco, das die protestantische Religion in England und Amerika, in der Schweiz und in Holland macht". Wir sind indeß nicht so intolerant und unvernünftig, um solches zu sagen oder auch nur zu denken, vielmehr der Ueberzeugung, daß weder die eine, noch die andere „Religion", oder deren „treue Söhne" überhaupt Revolutionen machen, sondern dies lediglich von der Irreligion und deren Anhängern geschieht, wie das auch in Belgien der Fall gewesen.

Vor Jahren schon schrieb Edmund Jörg: „Es will mir scheinen, als ob Belgien seinen Entstehungs= und Daseins=grund allein als Experimentalstaat für das moderne Staatsrecht habe“. In der That, Belgiens Entwickelung hat nicht wie diejenige anderer Länder in den gewöhnlichen historischen Phasen, sondern in einer ganz neuen, modernen Weise sich vollzogen; Belgien „entsprang volljährig dem Haupte des 19. Jahrhunderts, wie Athene dem Hirne Jupiters“; seine ganze Structur ist eine moderne. Schon die frühere holländische Regierung cultivirte in auffälligster Weise die Doctrinen der französischen Revolution und suchte daneben durch das Mittel des Unterrichts das katholische Land zu protestantisiren und zu entnationalisiren. Bei der Lostrennung erhielten dann in der Verfassung vom Jahre 1830—31 jene revolutionären Doctrinen gewissermaßen einen Freibrief, und als deren Träger und Pfleger bekannte sich frei und offen der belgische Liberalismus, der in diesem Lande mit dem Freimaurerthum ganz identisch ist. Dieses liberale Freimaurerthum hat nun mit den falschen Ideen der Revolutionen in einer Weise „experimentirt“. daß darob die vernünftigeren „Brüder“ selbst Angst und Schrecken bekamen.

Bereits im Jahre 1879 erhob ein belgischer ∴ in dem deutschen Hauptorgan der Secte, der Leipziger „Bau=hütte“ (Nr. 13), einen sehr ernsten Vorwurf gegen seine belgischen „Brüder“. Er nennt deren Logen „Brutstätten der Socialdemokratie“, er beklagt es, daß „die belgischen Freimaurer die Sache der Pariser Commune und ihrer nach Belgien entflohenen Anhänger vertreten“, er bedauert, daß „der Gedanke und die Begeisterung für eine unklar definirte „Universal=Republik“ sich „wie ein rother Faden durch die Arbeiten der Logen zog“, er macht es den Genossen zum Vorwurfe, daß sie die „Wahrheit“ nicht erkännten und befolgten, „behutsam mit der geistigen Auf=klärung der Massen vorzugehen und nichts zu überstürzen“, sondern statt dessen bemüht wären, „in Flugschriften und

öffentlichen Reden den Arbeitern die unmöglichsten Versprechungen zu machen, diese für die liberale Sache zu gewinnen", während doch die freimaurerische „Unterrichts-Liga" es sehr wohl gewußt habe, „daß ihr Publikum nicht im mindesten die wissenschaftliche und sittliche Bildung besaß, welche erlaubte, social-öconomischen und Humanitätsfragen näher zu treten, daß man anstatt freiheitliche Aufklärung und Nächstenliebe nur Klassenhaß und Empörung in die Herzen der stets unzufriedenen Arbeiter säen würde." Dann folgt ein sehr interessantes und werthvolles Geständniß:

„Schwer hat sich dieser Irrthum der Freimaurer und der Freidenker gerächt; denn Zustände und Dinge, die sich in Büchern ganz hübsch ausnehmen und auch den trügerischen Schein der Wahrheit tragen, bewirken oft, in die Wirklichkeit überführt, das entsetzlichste Chaos. Die wilde Zuchtlosigkeit, die moralische Verkommenheit, die communistisch-nihilistische Gesinnung der Bevölkerung der belgischen Fabrikdistricte ist nur die Folge der von den Logen und den Freidenkern gepredigten Lehren. Die fast jährlichen blutigen Revolten der Arbeiter haben nur ihren Grund in dem falschen Begriff von Freiheit und Gleichheit. . . . Neben den Freimaurer-Logen waren besonders die Freidenker für die Verbreitung radicaler Ideen thätig. In den monatlichen Versammlungen wurden Vorträge gehalten und Schriften vertheilt, die jedoch weit über den Zweck der Gesellschaft, die Sicherung der Gewissensfreiheit, hinausgehen. . . . Die Vorträge, Debatten und Flugschriften der Freidenker waren derart, daß theilweise die ultra-freisinnigen Tendenzen der Logen diesem gegenüber conservativ erscheinen . . . Welchen traurigen Einfluß aber diese von den versammelten Bürgern und Bürgerinnen eingesogenen radical-socialistischen Principien auf deren Familienleben, Kinder-Erziehung ausübten, tritt stets mehr zu Tage."

Am grellsten aber, so ergänzen wir unserseits dieses vor beinahe einem Jahrzehnt niedergeschriebene freimaurerische Bekenntniß, ist das zu Tage getreten in den „blutigen Revolten der Arbeiter" während der Märztage des Jahres 1886. Sie sind in Wahrheit die traurigen Früchte des religionsfeindlichen Treibens des liberalen Freimaurerthums, die auffälligen Resultate seiner Experimente im „Experimentalstaat für das moderne Recht".

Also die Religion des modernen Liberalismus, des Freimaurerthumes, hat in Belgien „Fiasco" gemacht, nicht die „katholische Religion", wie Stöcker in völliger Unkenntniß, nur vom Romhasse getrieben, behauptete, und der ganze Chorus der protestantischen Blätter es ihm nachgesungen hat.

So beispielsweise die „Allg. Evang.-luth. Kirchenzeitung" (Nr. 15 vom 23. April 1886), welche die „socialistische Revolution" in einem Lande geschehen sein läßt, „wo die römisch-katholische Kirche das Heft in der Hand hat und sich frei bewegen darf", wo sie „Alles besitzt, was sie sich nur wünschen kann", wo sie „die Schule und die Universität beherrscht"; und trotzdem, so sagt das Blatt, hat „die römisch-katholische Kirche heute als Ergebniß zu verzeichnen, daß Belgien auf das gründlichste mit dem socialistischen Gift durchseucht ist".

Eine derartige Darstellung verräth die größte Unkenntniß der Sachlage, oder sollen wir sagen: die gehässigste Verlogenheit? Wie kann der Artikelschreiber behaupten, daß die katholische Kirche in Belgien volle Freiheit und das Heft in den Händen habe, da sie doch fast 50 Jahre hindurch in fortwährendem brutalen „Culturkampf" selbst um ihre Existenz hat ringen müssen, da sie und die katholische Partei gegen Feinde anzukämpfen hatten, die an Fanatismus beispiellos und in der Wahl der Kampfesmittel rücksichtslos zur rohen Gewalt ihre Zuflucht nahmen, mit Emeuten uud Straßenaufläufen die gesetzmäßige Mehrheit der Kammer vergewaltigten und die Katholiken aus der Regierung verdrängten? Wie kann er die Behauptung wagen, daß die katholische Kirche in Belgien Alles besitze, was sie sich nur wünschen könne, da doch während der liberalen Herrschaft das „Ungethier der Pfaffen" für vogelfrei galt, da doch bis vor Kurzem das Institut der Staatsschulen überall dominirte, deren falsches System und deren nicht selten gottlose Lehrer Glauben und Sitten der Jugend arg gefährdeten, da noch immer neben der einzigen katholischen

Universität Löwen drei Staatsuniversitäten bestehen, deren Professoren und Studenten in ihrer Mehrzahl ohne Religion und geschworene Gegner der Kirche sind? Wie kann er es also dieser zumuthen, daß sie das, was die liberalen Freimaurer, die Söhne der französischen Revolution eingestandener Maßen in Belgien in's Werk gesetzt haben, nun als ihr „Ergebniß" verzeichnen solle? Endlich ist es übertrieben und unwahr, wenn das Blatt bei seinen Lesern den Glauben erwecken will, daß Belgien überhaupt „auf das gründlichste mit dem socialistischen Gift durchseucht" sei.

„Durchseucht von diesem Gift" ist das Land nur da, wo der Liberalismus und das Freimaurerthum, die Freigeisterei und der Radicalismus seit langen Jahren die Herrschaft geführt, nur da, wo auch die Arbeiter-Revolten stattgefunden haben: in den wallonischen Provinzen Hennegau und Lüttich. Gerade Lüttich, wo der Aufstand ausgebrochen, ist der Geburtsort Frère Orban's, des Chefs der Liberalen, und der Sitz der Staatsuniversität, deren Jünger schon bei dem berüchtigten Studentencongreß 1864 erschreckende Proben ihrer gottlosen und revolutionären Ideen abgelegt haben. Lüttich und Hennegau waren, wie schon gesagt, von jeher die unbestrittenen Domänen des Liberalismus, wo zahlreiche socialistische Arbeiter- und Freidenker-Vereine bestanden, deren Mitglieder sich verpflichten, ohne Sakramentenempfang hinzusterben, wo Brüsseler Agitatoren und radicale Volksbeglücker in Eintracht mit einer maßlos gemeinen Presse Jahr aus Jahr ein die fluctuirende Arbeiterbevölkerung gegen die Kirche hetzten, die Priester „Erbschleicher" schimpften und das Kirchen- und Klostervermögen „gestohlenes", der Nation gehörendes Gut nannten, wo der Alkoholismus entsetzliche Verwüstungen anrichtet, wo infame Attentate auf die Religion an der Tagesordnung waren, wo die reichen Fabrikherren fast ausnahmslos dem Radicalismus angehörten und alle katholischen Arbeiter ausdrücklich von ihren Fabriken fernhielten. In dieser Beziehung

ist eine Brüsseler Correspondenz des „Düsseldorfer Volksblattes“ von Interesse, die kurz nach den Gräuelscenen, welche in dem Etablissement des Glashüttenbesitzers Baudoux im Gebiete von Charleroi sich abspielten, über diese also berichtete:

„Der Fabrikherr gehörte zu den wildesten Fanatikern des Radicalismus, und in seinem Geschäfte war kein Beamter und kein Arbeiter geduldet, der sich katholisch genannt hätte; im Gegentheil, Baudoux verlangte von all' seinem Personal gleich wüthenden Haß gegen alle Religion, wie er selbst ihn hegte. Und gleich sei es hier bemerkt: die ganze Industrie von Charleroi und Mons liegt in den Händen gleichgesinnter Persönlichkeiten.“

Kein Wunder, daß, wenn von solchen Händen und mit solchen Mitteln massenhafter Zündstoff zusammengetragen ward, eines Tages die gewaltsame Explosion erfolgen mußte, die alsdann — ein seltsam strafendes Gericht! — sogleich die Schuldigen traf.

Aber nur diese beiden „vom socialistischen Gift durchseuchten“ wallonischen Provinzen, die der Liberalismus beherrscht, sind von dem socialistischen Aufruhr durchtobt worden, während dagegen das übrige katholische Belgien, die vlämischen Provinzen und Namur, aller Agitation widerstand und von den Revolten verschont blieb.

Es muß indeß auf Grund zuverlässiger Berichte von damals constatirt werden, daß in den erstgenannten Provinzen gleichwohl nicht allerorten, und auch nicht in gleich heftiger Weise der Aufruhr getobt hat, daß vielmehr „nur die ganz glaubenslosen Districte mit Feuer und Blut heimgesucht wurden, daß ferner die katholischen Arbeiter und Bauern innerhalb des Aufruhrgebietes an der Plünderung und Brandstiftung keinen Antheil genommen, daß die Katholiken zur Herstellung der Ordnung die anerkannt wirksamste Hülfe geleistet haben, und daß in den religiös besser gearteten Kreisen auch zuerst wieder Ruhe und Ordnung heimgekehrt ist.“

So hat denn die belgische Katastrophe, welche die Gegner der katholischen Kirche aus Unverstand oder Böswilligkeit wider sie auszuspielen versuchten, vielmehr der

Wahrheit und der guten Sache dienen müssen, indem sie im Verlauf der Dinge den klaren Beweis erbracht hat, daß dort, wo die Kirche und ihr heilsamer Einfluß verdrängt ist und der moderne Liberalismus mit seinen falschen Lehren das Terrain beherrscht, Aufruhr und Revolution die schließlichen Resultate seines Wirkens sind.

Und wenn für dieses Mal der revolutionäre Strom noch rechtzeitig eingedämmt und seine Fluthen wieder rückläufig geworden sind, wenn die verderbenbringende Seuche nicht weiter, nicht über das ganze Land hin sich verbreitet hat, sondern auf ihren Heerd beschränkt werden konnte, wenn vielmehr seitdem Ruhe und Ordnung gesichert und befestigt wurde, so ist das vor Allem dem heilsamen Einfluß der Kirche zuzuschreiben. Die Kirche allein auch wird für die Zukunft das bedrohte Land vor dem Unheil der socialen Revolution bewahren können. Einem ähnlichen Gedanken geben die „Christl.-social. Blätter“ (a. a. O.) also treffenden Ausdruck: „Was Belgien inmitten seiner gewaltigen innern Krisen immer wieder zusammengehalten hat, was allein im Stande ist, in dem gegenwärtig anhebenden Sturme es zu retten und zusammenzuhalten, ist einzig und allein das katholische Element. Was Belgien an municipalen und administrativen, an politischen Freiheiten heute noch besitzt, verdankt es dem Katholicismus und seinen wahrhaft freiheitlichen Traditionen; so entstellt und vermindert diese auch durch die nie ruhende Umsturzlust des liberalen Staates dastehen, sie sind und bleiben, wie sich in dem um die christliche Schule gerade mit Hülfe dieser Freiheiten geführten glorreichen Kampfe gezeigt hat, eine zu ernstestem Widerstande gegen die liberale Aggression befähigende und berechtigende Macht. Was Belgien heute noch an Widerstandskraft gegen die sociale Revolution bewahrt auf allen Gebieten des socialen und wirthschaftlichen Lebens, ist so ganz und gar das Erbe der katholischen Vergangenheit und die unausgesetzte Arbeit der Kirche zur Rettung der katholischen Bevölkerung, daß nur die oberflächlichste

Anschauungs- und Beobachtungsweise diesen Unterschied verkennen kann."

Das gilt mehr oder minder auch bezüglich der andern Länder, vorab für Frankreich, Italien und Spanien, aber auch für unser Vaterland. Und was in dieser Beziehung die Geschichte unserer Tage schon in Belgien dargethan, das wird die Zukunft überall und vor aller Welt erweisen, die Wahrheit nämlich, daß in dem drohenden socialen Weltbrande der einzige feste Hort die katholische Kirche sein, daß nicht die rothe Fahne, sondern das christliche Kreuz als Siegeszeichen über den Trümmern flattern wird!

STAT CRUX DUM VOLVITUR ORBIS!

Dr. X.



Namen- und Sachregister.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

